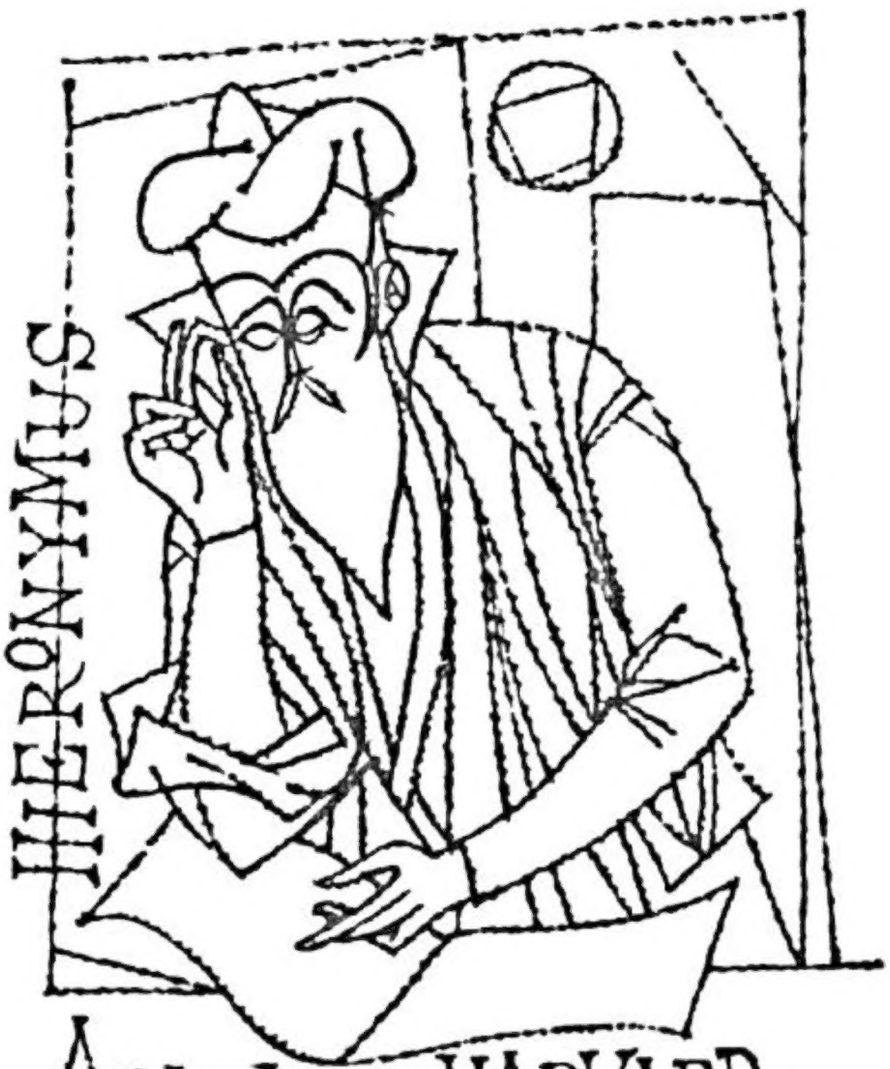
ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4Y6S D

Digitized by Google




ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Digitized by Google

# Für den Friedhof

der

# evangelischen Gemeinde

in

Gratz in Steiermark.

---

Erzählungen, vermischte Aufsätze und Gedichte

von

Einhundertsechsundzwanzig

deutschen

Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern

diesem

Zwecke gewidmet.

Mit

einer musikalischen Beilage von G. Meyerbeer.

„Tod ist ja nur ein Menschenwort,
Denn Tod ist weder hier noch dort."
Schmidt von Lübeck.

---

Braunschweig, Wien und Gratz,
Friedrich Vieweg und Sohn; F. Manz und Comp.;
Aug. Hesse's Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

Digitized by Google

770
F954do
1857

Dem würdigen Herrn

# Michael Biberauer,

seit fünfunddreißig Jahren

Pastor der evangelischen Gemeinde zu Graetz,

wird dieses Buch

in

Ehrerbietung zugeeignet

vom

Herausgeber.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichniß.


Seite

Anna.
Benachbart . . . . . 328

Elisabeth Bagréef-Speranski.
Drei russische Volkslieder . . . . . 263

Hermann Barth.
Schlummerlied an die Erde . . . . . 496

Bauernfeld.
An den Herausgeber . . . . . 8

Julius Beeger.
Das Blumenschloß . . . . . 500

Bgt.
Zur Tischrück-Epidemie . . . . . 70

Hermann von Bequignolles.
Aus schweren Tagen . . . . . 139

Alfred Bergrosen.
Drei Gedichte: Der Todtentanz . . . . . 108
Schmied's Töchterlein . . . . . 110
Imogene . . . . . —
Kleine Lieder . . . . . 284


Digitized by Google

Seite

Moriz Bermann.
Auf dem Wasserglacis in Wien . . . . . 315

Rudolph Berner.
Ein Traum . . . . . 437

Auguste Bernhard.
O weine nicht! . . . . . 327

August Böckh.
Festrede, auf der Universität zu Berlin am 15. October 1856 gehalten . . . . . 287

Ludwig Bowitsch.
Königin Ilse . . . . . 489

J. F. Castelli.
Die beiden Gläser . . . . . 232

Demeter Dudumi.
Am Grabe Byron's . . . . . 112

Josef Freiherr von Eichendorff.
Ein Auswanderer . . . . . 19

Siegfried Eisenhardt.
Die Musikantenbande . . . . . 473

Hermann Fischer.
Alte Hof-Geschichten . . . . . 348

Wilhelm Fischer.
Heinrich der Vierte auf Klopp . . . . . 520

C. F. Flemming.
Zwei Gedichte: Umsonst . . . . . 491
Spätsommer . . . . . 492

Emil Foerster.
Vogelantwort . . . . . 560
Gute Nacht! . . . . . 561

Ludwig Foglar.
Ein Tag vor Saragossa . . . . . 66

Digitized by Google

Seite

Guido Fritsch.
Ueberdruß . . . . . 564

Hedwig Gaede.
Zwei Gedichte: Es bricht der Sturm ꝛc. . . . . 325
Haidekraut . . . . . 326

Emanuel Geibel.
Drei Jugendgedichte: Vor dem Ende . . . . . 11
Eine Scheidestunde . . . . . 14
Lied . . . . . 15

Friedrich Gerstäcker.
Für den Friedhof . . . . . 667

Gustav Graeve.
Zwei Gedichte: Das Blümchen . . . . . 453
Das Bächlein . . . . . 454

Friedrich Grauer.
Contrast . . . . . 373
An den Mond . . . . . 439
Die Feldcapelle . . . . . 674

Franz Grillparzer.
Drei Gedichte: Fortschrittmänner . . . . . 386
Chor der Wiener Musiker ꝛc. . . . . 389
Einem Regiments-Inhaber . . . . . 390

Wilhelm Grimm.
Der Segen des Vaters und der Mutter . . . . . 4

Julie von Großmann.
Trau're nicht! . . . . . 416

Anastasius Grün.
Drei Gedichte: Läuterung . . . . . 340
Poesie der Zukunft . . . . . 341
Philomele . . . . . 342

Rudolf Guenther.
Ritter Jagto . . . . . 590

Digitized by Google

Seite

Bernd von Guseck.
Graf Eitel Fritz . . . . . 189

Hahn.
Meine Ulme . . . . . 82

Ludwig Hall.
Aus dem Leben . . . . . 509

Hubert Graf d'Harnoncourt.
Zwei Gedichte: Vision . . . . . 243
Zwei Worte . . . . . 245

Karl Victor Hansgirg.
Der Alpenkrater bei Eisenerz . . . . . 80
Ein slovakischer Drahtbinder . . . . . 157

Friedrich Hebbel.
Zwei Epigramme . . . . . 78

Lyda Hecker, geb. Paalzow.
Drei Gedichte: Die sterbende Mutter . . . . . 246
Die Heimkehr . . . . . 247
Das Mondlicht . . . . . 249

Eduard Hobein.
Drei Gedichte: Wo wär' ich gern? . . . . . 186
Vor'm Scheiden . . . . . 187
Einsiedelei . . . . . 188

B. von Hoffmann.
Die letzte Nonne . . . . . 499

Holtei.
Wie Herr Victor Hugo den William Shakspeare ansieht 277
Wie der deutsche Uebersetzer Herrn Victor Hugo ansieht . . . . . 279
Louise Neumann . . . . . 378

August Kahlert.
Die Traube aus Kanaan . . . . . 17
Die Lebensrettung . . . . . 146

Digitized by Google

Seite

Kaltenbrunner.
Poet zur Erde! . . . . . 673

Adalbert von Keller.
Im September 1856 . . . . . 415

...fer.
Ein Bildchen aus der Virtuosenwelt . . . . . 475

Kertbeny.
Drei Gedichte aus dem Ungrischen des Johann Arany:
Die Mutter des Königs Mathias . . . . . 267
Die Nähmädchen . . . . . 269
Der gefangene Storch . . . . . 270

Wilhelm Koch.
Der Schmied . . . . . 346
Der Fischer . . . . . 347

Karl Köchy.
Drei Frühlingslieder: Der Frühling spricht . . . . 63
Wiedergeburt . . . . . 64
Zwei sind Eins . . . . . 65
In der Schlacht . . . . . 136
Wiegenlied . . . . . 426

Robert Koehler.
Charfreitag . . . . . 410

Ernst August Kreiß.
Itel Reding . . . . . 470

Charlotte Krug, geb. Schnerr v. Carolsfeld.
Im Sankt Stephansdome zu Wien . . . . . 159
An den Epheu (Nach dem Englischen) . . . . . 275
Auf das Grab einer jugendlichen Alpensängerin . . 329

Max Kruse.
Daseins Kampf . . . . . 522

Gustav Kühne.
Echo und Narcissus . . . . . 392

Seite

Ludwig Kuhls.
Der Blumenstrauß . . . . . 375

C. G. Ritter von Leitner.
Der Apfelbaum . . . . . 343

Aleris Lomnitz.
Waldstimmen . . . . . 593

Märzroth.
Geschichte eines armen Pianisten . . . . . 330

B. J. Marschall.
Westminsterabtei . . . . . 466

German Mäurer.
Echo des Herzens . . . . . 368

Eduard Mautner.
Des Hindupriesters Taufspruch . . . . . 273

G. Meyerbeer.
Des Dichters Wahlspruch. Dreistimmiger Canon . . 677

Müller von der Werra.
Sieg im Tode! . . . . . 115

Karoline Münchmeyer.
Kleine Lieder und Sprüche . . . . . 587

August Nehrlich.
Akademie und Cigarre . . . . . 161

August von Nitschke.
Morgenglocken . . . . . 158

Christian Oeser's letztes Lied . . . . . 498

Fr. Otte.
Das Todtenhemd . . . . . 449

Albrecht Pancritius.
Venus und Madonna . . . . . 417

Betty Paoli.
Der Talisman . . . . . 223

Seite

Ludwig Pape.
Der Mond . . . . . 411
Nah' und fern . . . . . 414
Ins Herz! . . . . . 416
Die Sterne . . . . . 493

K. G. Prätzel.
Aus Gedichten an eine Verstorbene: Ihr Heimgang . 84
Rose, Stern, Herz . . . . . 85
Gesangesanreiz . . . . . 86
Die Liebesgaben . . . . . 87
Anfrage . . . . . —
Ersatz . . . . . 89
Die Lebensverwüster . . . . . —
Sehnsucht nach Mittheilung . . . . . 90
Der rechte Name . . . . . 92

Georg Preuner.
Ihr Erscheinen . . . . . 456

Freiherr von Printz.
Selbstprüfung . . . . . 511

Pulvermacher.
Die vier Freier . . . . . 230

G. zu Putlitz.
Aus dem Tagebuche . . . . . 518

A. Reinhold.
Auf den Alpen . . . . . 524

Arthur Richter.
In der Spinnstube . . . . . 242
Das sterbende Mädchen . . . . . 412

Riedel.
Aus einem Todtenkranze auf das Grab eines früh entschlafenen Kindes:
Wem warst Du gleich? . . . . . 142
Vidi in omnibus vanitatem . . . . . 143

Seite

Muth . . . . . 144
Wiederſehen . . . . . —

Helene Robert.
Des Geſetzes Erfüllung . . . . . 467

Karl Roſenkranz.
Zur Beruhigung . . . . . 309

Ernſt Roth.
Der greiſe Künſtler . . . . . 482

Leopold Schefer.
Des Dichters Lebenslauf . . . . . 79

Karl Scherzer.
Flüchtige Skizzen aus meiner Wandermappe:
1) Ein Ritt durch die Urwälder von Coſta Rica . 120
2) Die Kaffeecultur im Tafellande von Coſta Rica 129
3) Ein Beſuch auf dem Campo Santo in San José 132

Baron Franz Schlechta.
An der Quelle . . . . . 409

Ottokar Mar von Schlechta.
Aus Saadi's perſiſchen Kaßideten . . . . . 272

Kamill Maria Schlechta.
Schneegegend . . . . . 586

M. J. Schleiden.
Es will Abend werden . . . . . 339

Robert Schmeil.
Weißes Haar . . . . . 410
Zu Hauſe . . . . . 672

Chriſt. Wolfgang Schmetzer.
Auf einen Leichenſtein, der jetzt als Steg über einen Bach dient . . . . . 145

Ignaz Schnitzer.
Zwei Gedichte: Schenkenlied (aus Ungarn) . . . . . 321
Der letzte Wunſch . . . . . 322

Seite

Schregel.
Des Gymnaſiaſten funfzigjähriges Jubiläum . . . . 233
Sieben Gedichte: Mein Vermächtniß . . . . . 310
Des Wächters Nachtgeſicht . . . . . 311
Die ſcheidenden Sänger . . . . . 312
Meine Grabſchrift . . . . . —
Mutter . . . . . 313
Am ſiebenten Juni 1840 . . . . . 314
Die Berge . . . . . —
Nacheiferung . . . . . 415

Guſtav Franz Schreiner.
Venedigs Begräbnißſtätten . . . . . 595

Thereſe Schröer.
Zwei Sylveſter-Lieder . . . . . 371

Hiacinth von Schulheim.
An die Menge! . . . . . 488

Max Serlo.
Ein Weib . . . . . 562

Jul. Mart. Spatz.
Ode an Se. Maj. den König Ludwig von Bayern . 59

Theodor Stamm.
Das erleuchtete Fenſter . . . . . 25

G. Steinacker.
Geiſt und Herz . . . . . 522

von Steinbüchel-Rheinwall.
Der Friedhof bei Aspern im Marchfeld . . . . . 429

Friedrich Steinebach.
Ein muſikaliſcher Wettſtreit . . . . . 460

Karoline Stenzel.
Unbewußtes Glück . . . . . 426

K. F. H. Straß.
Meine Lieblings-Stätten . . . . . 155

Seite

Robert Teufel.
Der Greis . . . . . 413
Abendhauch . . . . . 438

Thusnelda.
Frauenliebe, hiſtoriſche Erzählung . . . . . 565

Adolph von Treskow.
Des Wohlthuns Lohn . . . . . 369

Ada von Treskow.
Vier Lieder: Sommertag . . . . . 137
Aufgefangen . . . . . —
Die ſchönſte Farbe . . . . . 138
Auferſtehung . . . . . —

Tſchabuſchnigg.
Aus dem Feenbuche . . . . . 113

Oswald von Uechtritz.
Pompeji . . . . . 16
Nach dem Engliſchen des Burns . . . . . 274
Aus Italien . . . . . 427

F. Unger.
Die Erde ein Leichenfeld . . . . . 494

Robert Urban.
Die Lilie von Kyffhauſen . . . . . 1
Die Wartburg . . . . . 54
Der fliegende Holländer . . . . . 55
Vier Roſen-Lieder: Der Roſe Urſprung . . . . . 181
Das Buch der Roſe . . . . . 182
Jungfräulein . . . . . 183
Blumenfee . . . . . 184
Mater dolorosa . . . . . 402
Der tiefſte Grund . . . . . 428

Johann Nepomuk Vogl.
Die Lerche im Gewitter . . . . . 457

Seite

Louise Wächter.
Ein Winter in Hyères . . . . . 525

Hermann Waldow.
Frühling und Herbst . . . . . 229

Friederike Walt.
Räthsel, Charaden, Logogryphe ꝛc. . . . . 118
Nach Norden . . . . . 323

Minna Wauer.
Drei Gedichte: Zum Manne! . . . . . 150
Zum Weibe! . . . . . 152
Empor zum Licht! . . . . . 153

Albrecht Weber.
Der entschlossene Liebhaber (Sanskrit) . . . . . 280

Feodor Wehl.
Flatternde Gedanken . . . . . 404

Joseph Weilen.
Einer Häßlichen! . . . . . 179

Anna Weilshäuser.
An die Poesie . . . . . 324

Karl Weinhold.
Gunnlaug Schlangenzunge (Nach dem Isländischen) . 250

Roman Weißmann.
Die Poesie der Augen . . . . . 185
Gnome . . . . . 417

P. J. Willatzen.
An die Todten (Aus dem Dänischen) . . . . . 266
Die Linde . . . . . 558
An E. v. C. . . . . 559

Aimé von Wouwermans.
Meteorologisches . . . . . 374
Friedhoferde . . . . . 414

Seite

C. L. Wucke.

Die Schwanengänse . . . . . 512

Alexander Graf X.

Welch' ein Auftritt! (Luſtſpiel in einem Acte) . . . . 440

H. Zeiſe.

Die Gräber zu Ottenſen . . . . . 93

# Prolog.

Fort mit winſeln und mit jammern!
Laßt uns froh gen Himmel ſchaun.
Wenn für Eure letzten Kammern
Grund und Boden wir bebau'n.

Was iſt dabei denn zu klagen?
Einmal mußt' es doch geſcheh'n.
Aus der Fremde, ohne Zagen,
Dürft Ihr in die Heimath geh'n.

Gäſte ſonſt in Nachbars Garten,
Dürft, nach redlichem Bemüh'n,
Ihr der theuren Todten warten,
In des eignen Gartens Grün.

Freut Euch deſſen, ſtatt zu ſtöhnen,
Und in heitrem Muthe ſprecht:
Oeſtreich gönnte ſeinen Söhnen
Allen, ihres Glaubens Recht.

Jene drüben, — dieſe hüben, —
Sonder Neid und ſonder Spott;
Möge Jeder Gutes üben,
Diene Jeder ſeinem Gott!

Und ſo ſchmückt die leeren Räume,
Legt zum Leichenhaus den Stein,
Pfleget Blumen, pflanzet Bäume,
Hägt ſie mit der Mauer ein.

Wenn im Lenze bunt Gefieder
Ueber Berg zu Thale zieht,
Klinget auch auf Gräbern wieder
Des erneuten Lebens Lied.

Heute ſchon! — zwar Winter ſtreute
Seine Blumen eiſig, bleich, —
Iſt nicht unſer Friedhof heute
Schon an Melodieen reich?

Sandten nicht aus vielen Gauen
Ihrer Lieder hell und klar,
Männer, Jünglinge und Frauen
Eine große bunte Schaar?

Alle Weiſen, hier erklungen,
Geh'n von Kind auf Kindeskind,
Weil ſie nur für Euch geſungen,
Weil ſie Euch geſpendet ſind.

Weil gelehrte, hehre Geiſter
Ernſt geſprochen, mild belehrt;
Weil der Dichtkunſt edle Meiſter
Uns durch Antheil hoch geehrt;

Weil des Jüngers ſchüchtern Streben
Sich geſellte, liebevoll;
Alle haben gern gegeben,
Allen ziemt des Dankes Zoll.

Ziemt auch Jenen, die nicht grollten,
Daß die Gab' aus milder Hand,
Die ſie freundlich reichen wollten,
Nicht mehr Raum im Buche fand.

Steh'n ſie doch in meinem Herzen! —
Nur vergeſſen, immerdar,
Sei, was Sorgen mir und Schmerzen
Bei dem ſchweren Werk gebar.

Fleißig, — ja, das darf ich ſagen, —
That ich, was ich konnte thun.
Ob die Saat ſoll Früchte tragen,
Liegt in Deutſchlands Händen nun.

Am 24. Januar 1857.

Holtei.

# Als das Manuſcript auf die Reiſe nach Braunſchweig ging.

---

Jener alten Firma reger
Sohn und Erbe iſt bereit,
Zieht als Drucker und Verleger
Uns aus der Verlegenheit.

Nehm' Er's günſtig in die Hände,
Statt' in Seiner Art es aus,
Und in Gottes Namen ſende,
Vieweg unſer Buch hinaus.

---

# Die Lilie von Kyffhausen.

---

Kyffhausen gut, Kyffhausen alt,
Kyffhausen fest im Grund,
Du birgst in Deinem Felsenspalt
Wohl einen seltnen Fund,
Du hältst vom Hohenstaufenstamm
Den besten Kern verwahrt:
Den Kaiser groß und lobesam,
Den Friedrich Rothimbart.

Der ist gebannet und gefeyt
Zu einem Schlafe tief,
Zu einem Schlaf für lange Zeit,
Wie noch kein Andrer schlief;
Den muß er halten sonder Bruch
In Träumen wüst und schwer,
Bis sich erfüllt der Schicksalsspruch,
Der Spruch von altersher.

Da, wo der letzte Trümmerrest
Weit in die Lande sieht,
Da ragt hervor ein Grundstein fest
Von stählernem Granit.
Nun heißt es, daß des Kaisers Pein
Sich erst zu Ende trägt,
Wenn ihre Wurzel in den Stein
Einst eine Lilie schlägt.

Kyffhauſen alt, Kyffhauſen gut.
Das iſt ein ſchwer Beding,
Man ſagt, daß nur durch Menſchenblut
Der Felſentrutz zerging!
Eh' daß den Stein die Lilie zwang,
Kyffhauſen feſt im Grund,
Schon viel des Bluts Dein Boden trank
Und viel noch thut ſich kund.

Doch kommen wird einſt Zeit und Tag,
— Auf, Deutſche, wappnet Euch! —
Wo ſich der Spruch erfüllen mag,
Am Kaiſer und am Reich:
Da ſteigt der Kaiſer aus dem Grab,
Die Krone auf dem Haupt,
In ſeiner Hand den Herrſcherſtab,
Mit Eichen friſch umlaubt.

Doch kommt er nicht allein daher,
Denn er iſt ſchwach und alt,
Ihn ſtützt ein Knabe, hoch und hehr
Von fürſtlicher Geſtalt.
Das iſt ſein Sohn — vom Blute nicht,
Allein von Geiſt und Werth,
Der ſchreitet ihm zur Seite dicht
Und hält im Arm das Schwert.

Das breite Schwert, den Staufenhort,
Das hält er gar genau
Und ſchauet ernſt und ſpricht kein Wort,
Die Augen groß und blau,
Mit rothem Schein das güldne Haar —
So ſchreitet klar und mild,
Des alten Kaiſers wunderbar
Verjüngtes Ebenbild.

»Mein Sohn, mein Sohn,« der Kaiſer ſpricht,
»Schau' aus und lug' ins Land —
Dieweil mir ſelbſt die Kraft gebricht,
Bewehrt' ich Deine Hand —
Schau' aus gen Süd und nordenwärts,
Weitum reicht deutſche Treu;
Mein Ahnvolk iſt der Völker Herz,
Mein Herz wird weich dabei.

»Die Krone nimm zum Schwert hinzu,
Tritt nieder Zwang und Hohn
Und gieb nicht Raſt und gieb nicht Ruh,
Bis neu erglänzt mein Thron;
Dein Vorbild ſei die Lilie hier,
Die durch den Stein ſich rang:
So ringe Du, bis endlich Dir
Der ſchwere Sieg gelang.

»Es ſei Dein Wille wurzelſtark,
Als wie der Lilie Schaft,
Und lilienweich des Herzens Mark
Und lilienhoch die Kraft;
Ein Lilienhauch die Rede Dein
Und lilienkeuſch die Minn',
Und lilienweiß und lilienrein
Und lilienfromm Dein Sinn!

»Und alſo zieh' mit Gott dem Herrn!« —
Der Kaiſer ſprach's gerührt
Und nahm die Krone mit dem Stern:
»Nimm hin, was Dir gebührt!
Ich bin zu harren noch verdammt,
Bis einſt die Driſchrift
Des Sterns, der über Deutſchland flammt,
Auch meine Augen trifft.« — —

Der Knabe ging. — Der Kaiſer lauſcht ....
Bisweil erſchrickt er bang,
Wenn plötzlich ihm zu Ohren rauſcht
Des alten Schwertes Klang.
Das hat ſich noch nicht abgekühlt
Vom heißen Sonnenſtrahl,
Seit es den wälſchen Reichstag hielt
Im Felde von Roncal.

Doch kommt die Zeit und kommt der Tag,
Da hoch die Lilie blüht,
Da wird geſchehn ein großer Schlag,
Da flammt der Stern und glüht!
Dann endlich auch, des Harrens ſatt,
Wirſt, Barbaroſſa, Du,
Nun Deutſchland ſeinen Kaiſer hat,
Eingehn zur ew'gen Ruh.

Robert Urban.

---

# Der Segen des Vaters und der Mutter.

In den heißen Sommermonaten verließ ich die große Stadt und gelangte, als der Tag ſich neigte, zu einem einſamen, am Fuße des Gebirgs gelegenen Ort, wo ich zu verweilen beſchloß. Welch ein Unterſchied! ſtatt der drückenden Luft der glühenden Straßen wehte mich der friſche kühlende Athem der harzigen Fichtenbäume an; ſtatt des Geraſſels und Lärmens der Wagen

eine friedliche Stille und Ruhe, und die Sonne schien beim Untergange mit ganz anderer Lust die Wipfel der Bäume zu vergolden, als die hohen Schornsteine der Maschinenfabrik.

Ich erhielt in einem reinlichen Haus ein hübsches Zimmer und eine Kammer, deren Fenster mit Weinlaub fast zugedeckt war. Bald war ich eingewohnt, und wenn ich am frühen Morgen herausblickte, sah ich den Eigenthümer des Hauses schon in seinem Garten beschäftigt. Es war ein Greis mit weißen Haaren, der Alles langsam und bedächtig that. Er pflanzte Salat und grünen Kohl, band die Sträucher fest und begoß Blumen und Kräuter. »Ich habe schon Vortheil von Ihnen,« sagte er; »Sie haben einen Thermometer ausgehängt, danach sehe ich gleich, wenn ich in der Frühe komme und weiß dann, ob ich viel oder wenig begießen muß.« »Es ist wohl ein guter Boden?« fragte ich. »Ach ja, für die Pflanzen, aber nicht für die Bäume; es liegt unten Felsen; wenn die Hauptwurzel darauf stößt, so hört das Wachsthum auf und sie fangen an langsam abzusterben. Es ist wie mit den Menschen, wenn es mit ihnen bergab geht.« — Er that den ganzen Tag nichts, als daß er den Garten besorgte. Dieser war von mäßiger Größe, umfaßte das Haus von beiden Seiten, vereinigte sich unten und streckte sich bis zu dem Bach, der von dem Berge über Granitblöcke krystallklar vorbeisprang. Auf der einen Seite standen Obstbäume, und ein Wallnußbaum breitete seine Aeste über die Landstraße, an der das Haus lag. Auf der anderen Seite war ein Küchengarten. Nie habe ich einen solchen gesehen: er war in guter Ordnung, d. h. wohlgehalten, aber zugleich in größter Unordnung. Alles stand da dicht gedrängt unter einander: Bohnen, Erbsen, Rüben, Grünkraut, russisches Korn, Salat, Gurken, Zwiebeln, ich kann nicht Alles nennen.

Nur ein Pfad in der Mitte und zwei Lauben an beiden Seiten, eine von Baumrinden, die andere von spaniſchem Flieder. Stachelbeerſträucher verengten noch den ſchmalen Pfad und wo außerdem ein Plätzchen übrig war, ſtanden Blumen aller Art, hochſtämmige Roſenbäume, Levkojen, Lilien, bis zu den Orangen-, Lorber- und Myrthenbäumen, Stiefmütterchen, die jetzt in Gunſt ſtehen, von allen Farben. »Da iſt auch ein ſeltenes, faſt ganz ſchwarzes,« ſagte er, »das ich erſt aus der Stadt erhalten habe.« Der Garten ſah aus, wie auf dem Jahrmarkt eine große Krämerbude, wo Alles neben einander aufgeſtellt iſt, um viele Käufer herbeizulocken.

Der Mann war allzeit freundlich, grüßte und erzählte gerne. »Das treibe ich nun ſeit langen Jahren. Das Haus habe ich meiner Tochter und ihrem Manne gegeben und nur oben ein Stübchen für mich behalten; die Enkel pflegen mich, wie man einen alten Mann pflegen muß. Was in dem Garten ſteht, verkaufe ich Alles; die Leute wiſſen, was ich habe und daß ſie auch für wenig Geld etwas bekommen, Salat und Kraut für ein paar Pfennige. Wenn eine Hochzeit gefeiert wird oder eine Kindtaufe, ſo holen ſie die Blumen bei mir. Ich bin ſparſam und brauche wenig; mit der Zeit kommt etwas zuſammen, und was ich erübrige, das thue ich in ein leinen Säckchen. Nach meinem Tode werden es die Kinder in meiner Lade finden, und ich freue mich ſchon jetzt darüber, daß es ihnen einmal, wenn harte Zeiten kommen, aus der Noth helfen wird.«

An derſelben Landſtraße etwas weiter hinauf ſtand eine ärmliche, ſichtbar in Verfall gerathene Hütte. Sie gehörte einer ſchon ziemlich bejahrten Wittwe, die ich öfter Abends nach Haus kommen ſah. Sie ſchien ſtets etwas auf dem Arm zu tragen, das ſie auf den Hof nebenan legte, bevor ſie zur Thür einging.

Ich begegnete ihr einmal und redete sie an. »Wir haben ein kleines Feld,« sagte sie, »von dessen Früchten wir Viere leben, ich und meine drei Söhne. Es stehen Kartoffeln darauf, Bohnen und Rüben, und ein wenig Flachs. Das Feld zu bestellen, ist meine Arbeit. Ich gehe hinaus, wenn ich das Hauswesen besorgt, das Essen gekocht und die vier Hühner auf dem Hofe gefüttert. Die drei Söhne suchen Arbeit und verdienen so viel, daß wir nothdürftig davon leben können. Wir leiden keinen Hunger und tragen keine zerrissenen Kleider, aber wir müssen sparsam sein. Wenn ich Kaffee koche statt des Essens, so werden die Bohnen gezählt, die in die gebrannte Gerste kommen: für jeden Sohn sechs und für mich, weil ich eine alte Frau bin, acht.« — »Aber was tragt Ihr da auf dem Arm?« »Ach, Herr,« sagte sie und reichte mir einen Stein, »seht wie schön ist der Stein, viereckig und glatt von allen Seiten, als wäre er behauen. Wenn ich einen solchen auf dem Acker ausgrabe oder an dem Wege finde oder in dem Waldbach liegen sehe, so hebe ich ihn auf und trage ihn auf unsern Hof, wo schon viele der Art auf einander liegen.« »Aber was wollt Ihr damit anfangen?« »Das will ich Euch sagen. Unsere Hütte verfällt und wir sind nicht im Stande, sie wieder aufzurichten. So lange ich lebe, verlassen mich meine Söhne nicht; aber wenn ich todt bin, können sie ins Ausland gehen. In der Erntezeit werden die Schnitter in Holland gut bezahlt, und sie können sich genug verdienen, um das Haus herzustellen. Sie haben dann keinen Steinmetzen nöthig, der ihnen die Steine zurichtet; und wenn sie die, welche ich zusammengetragen habe, aufeinanderlegen, so denken sie, die Mutter hilft und baut uns das Haus auf.« —

Berlin. Wilhelm Grimm.

# An den Herausgeber!

Du biſt noch immer der alte Jung'
Und auch der junge Alte,
Dein Herz iſt immer auf dem Sprung,
Dein Herz, das nimmer kalte.

Du haſt mit glücklicher Art und Kunſt
Geſchrieben viel und geleſen,
Nicht ſelten der Armuth auch zu Gunſt,
Biſt ſelber nie reich geweſen.

Schriebſt wohl für die Armen im harten Jahr
Gedichte, die ſchönſten und wärmſten,
Jetzt ſammelſt Du für die Todten gar —
Die Todten ſind nicht die Aermſten!

Das Leben iſt ſchön, — doch ſchön iſt's auch,
Es überſtanden haben. —
Wir Lebende wollen nach löblichem Brauch
Die Todten helfen begraben.

Wer trüge nicht gern ſein Scherflein bei,
Wenn Du's begehrteſt, mein Alter?
D'rum bring' ich Dir flugs mein Verslein frei
Dir, dem Todtenacker-Verwalter.

Und Deinen beiden Bedingungen gern
Will ich mich fügen und richten:
Böſes Blut zu machen, es ſei mir fern,
Will fromm und beſcheiden dichten.

Was aber nur? Es gilt mir gleich!
Dir auch, nach meiner Meinung;
Und weil wir ſchon ſtreifen ins Todtenreich,
So dicht' ich Dir eine Erſcheinung.

Mir ſind erſchienen unlängſt im Traum
Fünf Müller und ihre Kinder,
In ihrem Gefolge — man glaubt es kaum —
Fünf Dramaturgen nicht minder.

Die Müller, die Kinder, ſie waren todt,
Längſt ſchon im Grabe verweſen —
Die Dramaturgen hatten Noth,
Sie wieder heraus zu leſen.

Sie galvaniſirten die Leichname flugs,
Und thäten ſie recken und ſtrecken,
Bald wurden ſie Herr des vermoderten Spuks,
Es gelang, ein Scheinleben zu wecken.

Die Dramaturgen, fünf an der Zahl,
Ließen gaukeln die grauſigen Müller,
Und drauf begruben ſie noch ein Mal
Den todten Goethe und Schiller.

Die Deutſchen klagen immer, Du weißt,
Daß kein Theater ſie haben;
Doch kriegten ſie Eins, ſie würden dreiſt
Lebendig es wieder begraben.

---

Das Zweite, was Du von uns begehrt,
Von uns, Deinen Friedhofs-Poeten,
Iſt: daß unſer Beitrag dem Grab gehört,
Er ſonſt nirgend ans Licht ſoll treten.

Auch das! Es ſei. Ich will dies Gedicht
Den Todten dediciren;
Nur laſſ' es auch von Lebendigen nicht,
Von Todten nur recenſiren.

Man möcht' in der kritiſchen Gegenwart
Faſt aufs Verſemachen verzichten.
Doch die Todten ſind mild, — nur die Lebenden hart
In den Literatur-Geſchichten.

Nun wünſche ich Dir zum Schluß recht viel
Beiträge, große und kleine,
Und paſſender für Dein edles Ziel,
Und beſſere als der meine.

So nimm, was Dein, den Todten-Vers!
Wenn And're Dir etwas ſpenden,
Laß gleichfalls ſie ausſtellen einen Revers,
Daß ſie's nicht weiter verſenden.

Darauf, Freund, mußt Du aufmerkſam ſehn,
Sonſt wird Dein Plan Dir zu nichte,
Wenn etwa die Todten auferſtehn —
Ich meine, die todten Gedichte!

Wien, 13. November 1856.

Bauernfeld.

# Drei Jugendgedichte von Emanuel Geibel.

---

## I.

### Vor dem Ende.

Sie saßen in der Kaiserhalle
Vom Prachtgetäfel überdacht;
Bei Harfenspiel und Becherschalle
Durchschwärmten sie die Frühlingsnacht;
Auf goldnem Stuhl mit goldnem Stabe
Saß obenan ein welker Knabe,
Dem Weinlaub wirr die Stirn umschlang.
Und jetzo winkt' er, innehaltend,
Und wie verzückt die Toga faltend
Begann ein Greis den Lobgesang:

»Preis Dir, o Mutter der Cäsaren,
Behelmte Roma, Erzgestalt,
Vor der ein Strom von tausend Jahren
Wie ein Triumphzug hingewallt;
Der Erdkreis, tief vor Dir im Staube,
Hegt keinen Kranz, mit dessen Laube
Du nicht die Schläfe schon gekrönt,
Preis Dir, Du bist der Völker Sonne;
Laß mich, entzückt von Deiner Wonne,
Der Memnon sein, der Dir ertönt.

»Wo sind sie, die sich einst gebrüstet,
Zu stehn mit ungebognem Knie,
Wann Du in Erz und Zorn gerüstet
Dein Scepter aufhobst wider sie?

Geſtürzt, zermalmt, verſunken Alle
Vor Deinem Adler, deſſen Kralle
Des Donnergott[e]s Keile trug.
Ein Traum iſt Veji, längſt vergeſſen,
Und wo Numantia's Stolz geſeſſen,
Da geht durch morſch Gebein der Pflug.

»Längſt von der Stirn Korinths hernieder
Sank des Akanthus feſtlich Laub;
Der edle Reiz der Marmorglieder
Verging in Rauch und Aſchenſtaub;
Carthago liegt am Meeresſtrande
Im blutbeſpritzten Prunkgewande,
Zerbrochen Stab und Diadem;
Und, aufgelöſt die duftgen Flechten,
Vom Felſen wehklagt in den Nächten
Aus Tempelſchutt Jeruſalem.

»Nun ruft Dir Nubiens Bogenſpanner,
Der ſchwarze Schlangentödter, Heil;
Nun blitzt am Ufer der Britanner
Durch Nebel Deines Lictors Beil;
Es pflanzt in Deiner Waffen Stahle
Der blonde Gothe, der Vandale
Dein Banner an die Bernſteinfluth,
Indeß Dein Haupt, mit leichtem Nicken
Die Bahn vorſchreibend den Geſchicken,
Auf ſeidnem Polſter ſchwärmend ruht.

»Du biſt am Ziel, wohlan genieße!
Noch war kein Mahl ſo reich beſtellt.
Dein iſt die Goldfrucht, wo ſie ſprieße,
Der Duft, der Schmelz, die Pracht der Welt.

Dir glüht der Saft von Tyrus Schnecken,
Dir wölbt ſich von metallnem Becken
Arabiens ſüßer Weihrauchdunſt;
Die Wüſte zollt Dir Straußenfedern,
Der Indus Gold, der Jordan Cedern,
Und Hellas jeden Reiz der Kunſt.

»O Reichthum nimmer ausgegründet!
O Segensbucht, in deren Fluth
Jedweder Strom des Lebens mündet!
O ſtolzer Herd für jede Gluth!
Hier hebt die Weisheit jeden Schleier,
Hier klingt ein Echo jeder Leier,
Hier wandelt Plato mit Homer;
Und wie bei Dir die Geiſter thronen,
So wallt, o Rom, aus allen Zonen
In Deine Burg ein Götterheer.

»In tauſend Niſchen, Tempeln, Krypten
Beherbergſt Du für jede Bruſt
Die heilgen Schauder aus Aegypten,
Der Griechengötter freie Luſt.
Den Himmel fügſt Du ſelbſt zur Erde,
Zu Aphroditens Huldgeberde
Des Kreuzes wehmuthſelig Leid,
Und ſo im kühnſten Allumfangen
Bleibt Dein, was kommt, wie was vergangen,
Und Deine Zeit wird Ewigkeit.«

So klang's. Da ging ein plötzlich Heulen,
Und jäher Donnerſchlag durchs Haus;
Wie Röhricht ſchwankten alle Säulen
Und alle Ampeln loſchen aus.

Und wie ſie nun zum Fenſterbogen
Entſetzt von ihren Sitzen flogen,
Und bebend forſchten, was geſchehn,
Sahn nordwärts ſie im Sterngewimmel
Ein grauſig Feuerbild am Himmel
Wie eine blut'ge Geißel ſtehn.

## II.

### Eine Scheideſtunde.

Fern aus meiner Jugend Dämmrung
Leuchtet oft mir wunderſam
Das Gedächtniß jener Stunde,
Da von ihr ich Abſchied nahm.

Mir noch Lebewohl zu ſagen,
Lebewohl zum letztenmal,
Hatte ſie gewartet meiner
Bis nach Mitternacht im Saal.

Tiefherabgebrannte Kerzen
Warfen düſtern Schein umher,
Auf den Flügel hingeſunken
Lag das Haupt ihr ſchlummerſchwer.

Noch durch die geſchloßnen Wimpern
Quoll's wie Perlen groß und klar,
Uebers Elfenbein der Taſten
Floß gelöſt ihr ſchwarzes Haar.

Leiſe rührt' ich da die Saiten,
Daß ſie ſummten hörbar kaum;
Aber ſie, die Locken ſchüttelnd,
Fuhr empor aus ihrem Traum;

Sah mich an — o nie vergeß ich
Dieſes Blicks vergehnden Strahl —
Schlang mich ſtürmiſch in die Arme,
Schluchzt' empor in heißer Qual.

Wilde Küſſe fühlt' ich lodern,
Brünſt'ger Thränen irren Schwall —
Da zerſprang's in meinem Innern
Wie ein klingender Kryſtall.

Jach aus meines Weſens Tiefen
Brachen rieſig Luſt und Schmerz,
Und zum erſtenmal von Liebe
Wußte nun dies junge Herz.

## III.

### L i e d.

Sei geſegnet das Haus und geſegnet die Flur,
Wo ein Herz einſt das Wunder zu lieben erfuhr;
Denn die Lieb' iſt der Strahl, der aus Eden uns blieb,
Als der Engel des Schwertes den Ahnherrn vertrieb.

O ſelig Geheimniß, das Keiner erräth,
Wenn, was jüngſt ſich ſo fremd war, ſich ſchauernd verſteht,
Und erlöſt von dem Selbſt, das in Aſche verſtiebt,
Sich die Seele der Seele zu eigen ergiebt!

Da weht es wie Frühling vom Himmel ins Herz,
Und es blühn die Gedanken wie Veilchen im März,
Das Gefühl wird Gebet aus begeiſtertem Drang,
Und das Auge wird Glanz, und das Wort wird Geſang.

Wohl gönnt uns die Welt nicht die köſtliche Zeit,
Und mit Scheiden und Meiden kommt einſames Leid;
Doch die Thräne der Sehnſucht, entrollt ſie auch heiß,
Iſt ſüßer als Luſt, die von Liebe nicht weiß.

Mag trüb im Gewölk dann das Leben vergehn,
Doch ein leuchtend Gedenken bleibt über ihm ſtehn,
Wie ein Stern auf den See, der in Finſterniß fließt,
Weitſchimmernd ſein ſtrahlendes Silber ergießt.

Drum geſegnet das Haus und geſegnet die Flur,
Wo ein Herz einſt das Wunder zu lieben erfuhr;
Denn die Lieb' iſt der Strahl, der aus Eden uns blieb,
Als der Engel des Schwertes den Ahnherrn vertrieb.

---

## Pompeji.

---

Scheine nicht ſo hell, o Sonne,
Unter dieſen öden Trümmern,
Laſſ' dem ſüßen Freund der Träume,
Laſſ' dem Monde dieſe Räume,
Daß in ſeinem Glanz ſie ſchimmern!

Möchteſt ja die Farben bleichen;
Scheine hier, o Sonne, nicht!
Tempel, wo die Götter thronten,
Die Jahrhunderte verſchonten,
Sie ertragen nicht Dein Licht!

Möchtest ja die dunklen Schatten
Wieder durch Dein Licht beleben,
Jenen, die zum Orkus sanken,
Die des Lethe's Quelle tranken,
Die Erinnrung wiedergeben!

Habe Mitleid, Mitleid! Sonne,
Scheine nicht durch diese Räume,
Die Jahrhunderte verschont!
Für Pompeji paßt der Mond,
Als der süße Freund der Träume.

Oswald von Uechtritz.

---

## Die Traube aus Kanaan.

Ich will Euch singen, will Euch sagen
Ein Mährlein aus uralten Tagen,
Von einem Volk, das manches Jahr
Sehr durstig in der Wüste war.

Das führt der Herr auf langen Wegen
Zu einem Lande, reich an Segen,
Und sprach alsbald: Kundschafter, zieht
Hinein in Kanaans Gebiet.

Und jeder Mann schickt einen Spürer,
Herr Josua war Aller Führer,
Kam vierzig Tage drauf zurück,
Sprach: »Israel, o welch' ein Glück!

»Ja, Kanaan iſt hoch zu loben;
Schaut hier von ſeinen Früchten Proben!«
Und ſchau', an einer Stange her
Schwebt eine Traube, centnerſchwer.

Zwei Männer thun ſie langſam ſchleppen
Herüber in die dürren Steppen,
Das durſt'ge Völkchen jubelt laut,
Als es des Weines Frucht geſchaut.

Und ließ die Schwerter tüchtig blinken:
»Schnell fort von hier, wo nichts zu trinken;
Auf, auf, nach Kanaan hinein,
Dort wächſt für uns der edle Wein!«

Und ging und nahm mit Glanz und Ruhme
Das Weinland dem Philiſterthume,
Weil ſolches Heidenvolk, bethört,
Die Gottesgabe nicht geehrt.

Laſſ' Dir, o Menſch, die Lehre geben:
Ein gut Panier iſt Frucht der Reben.
Hat Wein Dich freundlich angeblickt,
Biſt Du zu großem Ding geſchickt.

August Kahlert.

# Ein Auswanderer.

## I.

Europa, Du falſche Creatur!
Man quält ſich ab mit der Cultur,
Spannt vorn die Locomotive an.
Gleich hängen ſie hinten eine andre d'ran,
Die eine ſchiebt vorwärts, die andre retour,
So bleibt man ſtecken mit der ganzen Cultur.
Und Aerger hier, und Aerger da,
Und Prügel! . . . Vivat Amerika!!
Mit den vereinigten Provinzen,
Wo die Einwohner alle Prinzen
Und alle Berge in Gold verhert,
Wo die Cigarre und der Pfeffer wächſt!

Und alſo flog ich dahin wie ein Pfeil,
Ueber uns Wolken in großer Eil',
England zur Rechten und Frankreich links,
Jetzt in den Ocean grad' hinein ging's,
Daß mir der Wind am Hute pfiff.
Ich ſtand ganz vorne in dem Schiff;
Und als die alte Welt verſank,
Nahm ich mein Waldhorn und blies Ade; —
Das gab einen prächtigen Klang,
Mir aber that's doch im Herzen weh.

## II.

Auf einmal ſtößt das Schiff ans Land,
Greift Jeder nach ſeinem Plunder;
Am Land hat man mich gleich erkannt,
Das war ein Lärm, Gott's Wunder!

Da wurden Böller abgebrannt,
Entgegen uns gegangen
Kam ganz Newyork heraus zum Strand,
Mich würdig zu empfangen.

Der bot mir fürſtliches Quartier,
Der bat um meine Sachen,
Man riß ſich ordentlich nach mir,
Ich aber mußte lachen.
»Mein' Herberg heißt zum Himmelszelt!«
Mein Ränzel nun geſchwungen,
So bin ich in die neue Welt
Vom Schiff hineingeſprungen.

Doch kaum hatt' ich zum Umſehn Zeit,
Spricht Einer aus dem Haufen:
Mein Schiff das läge ſchon bereit,
Um eben auszulaufen;
Geheimerrath und Hofmarſchall,
Kurz meine ganze Suite,
Sei ſchon in freudenreichem Schall
Am Bord, und thät' ſich Güte.

Ich: wie? — Er: Yes! Ich: zuviel Ehr'! —
Sehr gütig, und ſo weiter.
Das half nun Alles nimmermehr,
Ein Dampfboot brauſt! Zur Leiter
Trug man mich auf den Händen faſt,
Wie einen Potentaten;
Und ſtromauf ging's ſogleich voll Haſt
In die vereinten Staaten.

Auf dem Verdecke aber dort
Sah ich viel' Herrn, die laſen
In langen Blättern immerfort: —
Nichts, als Papier und Naſen!

Zuweilen nur ein Rauſchen ſchallt',
Wenn Einer 's Blatt umdrehte.
Da merkt' ich's wohl, und wußt' es bald:
Das ſind die Geheimenräthe!

Nur Einer ging ſtolz her und hin,
Die Hände in den Taſchen;
In ſeinen Rock geknöpft, vom Kinn
Bis unter die Kamaſchen.
Aha, dacht' ich, der Hofmarſchall,
Der ſcheint, als wollt' er beißen?
Engländer waren's aber All',
Die dorten Yankees heißen.

Ich bracht' gleich ein Geſpräch ins G'leis
Wir ſprachen erſt ganz gelaſſen,
Doch konnten wir bei allem Fleiß
Einander nicht recht faſſen.
Da fiel mir grad' zum Glücke ein,
Was ich gehört ſchon häufig,
Muſik ſoll eine Weltſprach' ſein,
Die überall geläufig.

Sprach nun zu mir der Hofmarſchall,
Als wie ein Puter im Zorne,
Gab ich ihm gleich mit ſanftem Schall
Antwort auf meinem Horne.
Er blickte martialiſch dann
Durch ſeine goldne Brille,
Ich aber blies ihn tapfer an
Mit einem langen Trille—r.

Und das gelang erſtaunlich gut,
Je mehr ich blies und lauter,
Je mehr bekam er friſchen Muth,
Je aufgeweckter ſchaut' er.

Geſtürzt, zermalmt, verſunken Alle
Vor Deinem Adler, deſſen Kralle
Des Donnergott[es] Keile trug.
Ein Traum iſt Veji, längſt vergeſſen,
Und wo Numantia's Stolz geſeſſen,
Da geht durch morſch Gebein der Pflug.

»Längſt von der Stirn Korinths hernieder
Sank des Akanthus feſtlich Laub;
Der edle Reiz der Marmorglieder
Verging in Rauch und Aſchenſtaub;
Carthago liegt am Meeresſtrande
Im blutbeſpritzten Prunkgewande,
Zerbrochen Stab und Diadem;
Und, aufgelöſt die duftgen Flechten,
Vom Felſen wehklagt in den Nächten
Aus Tempelſchutt Jeruſalem.

»Nun ruft Dir Nubiens Bogenſpanner.
Der ſchwarze Schlangentödter, Heil;
Nun blitzt am Ufer der Britanner
Durch Nebel Deines Lictors Beil;
Es pflanzt in Deiner Waffen Stahle
Der blonde Gothe, der Vandale
Dein Banner an die Bernſteinfluth,
Indeß Dein Haupt, mit leichtem Nicken
Die Bahn vorſchreibend den Geſchicken,
Auf ſeidnem Polſter ſchwärmend ruht.

»Du biſt am Ziel, wohlan genieße!
Noch war kein Mahl ſo reich beſtellt.
Dein iſt die Goldfrucht, wo ſie ſprieße,
Der Duft, der Schmelz, die Pracht der Welt.

Dir glüht der Saft von Tyrus Schnecken,
Dir wölbt ſich von metallnem Becken
Arabiens ſüßer Weihrauchdunſt;
Die Wüſte zollt Dir Straußenfedern,
Der Indus Gold, der Jordan Cedern,
Und Hellas jeden Reiz der Kunſt.

»O Reichthum nimmer ausgegründet!
O Segensbucht, in deren Fluth
Jedweder Strom des Lebens mündet!
O ſtolzer Herd für jede Gluth!
Hier hebt die Weisheit jeden Schleier,
Hier klingt ein Echo jeder Leier,
Hier wandelt Plato mit Homer;
Und wie bei Dir die Geiſter thronen,
So wallt, o Rom, aus allen Zonen
In Deine Burg ein Götterheer.

»In tauſend Niſchen, Tempeln, Krypten
Beherbergſt Du für jede Bruſt
Die heilgen Schauder aus Aegypten,
Der Griechengötter freie Luſt.
Den Himmel fügſt Du ſelbſt zur Erde,
Zu Aphroditens Huldgeberde
Des Kreuzes wehmuthſelig Leid,
Und ſo im kühnſten Allumfangen
Bleibt Dein, was kommt, wie was vergangen,
Und Deine Zeit wird Ewigkeit.«

So klang's. Da ging ein plötzlich Heulen,
Und jäher Donnerſchlag durchs Haus;
Wie Röhricht ſchwankten alle Säulen
Und alle Ampeln loſchen aus.

Und wie ſie nun zum Fenſterbogen
Entſetzt von ihren Sitzen flogen,
Und bebend forſchten, was geſchehn,
Sahn nordwärts ſie im Sterngewimmel
Ein grauſig Feuerbild am Himmel
Wie eine blut'ge Geißel ſtehn.

## II.

### Eine Scheideſtunde.

Fern aus meiner Jugend Dämmrung
Leuchtet oft mir wunderſam
Das Gedächtniß jener Stunde,
Da von ihr ich Abſchied nahm.

Mir noch Lebewohl zu ſagen,
Lebewohl zum letztenmal,
Hatte ſie gewartet meiner
Bis nach Mitternacht im Saal.

Tiefherabgebrannte Kerzen
Warfen düſtern Schein umher,
Auf den Flügel hingeſunken
Lag das Haupt ihr ſchlummerſchwer.

Noch durch die geſchloßnen Wimpern
Quoll's wie Perlen groß und klar,
Uebers Elfenbein der Taſten
Floß gelöſt ihr ſchwarzes Haar.

Leiſe rührt' ich da die Saiten,
Daß ſie ſummten hörbar kaum;
Aber ſie, die Locken ſchüttelnd,
Fuhr empor aus ihrem Traum;

Sah mich an — o nie vergeß ich
Dieſes Blicks vergehnden Strahl —
Schlang mich ſtürmiſch in die Arme,
Schluchzt' empor in heißer Qual.

Wilde Küſſe fühlt' ich lodern,
Brünſt'ger Thränen irren Schwall —
Da zerſprang's in meinem Innern
Wie ein klingender Kryſtall.

Jach aus meines Weſens Tiefen
Brachen rieſig Luſt und Schmerz,
Und zum erſtenmal von Liebe
Wußte nun dies junge Herz.

## III.

### L i e d.

Sei geſegnet das Haus und geſegnet die Flur,
Wo ein Herz einſt das Wunder zu lieben erfuhr;
Denn die Lieb' iſt der Strahl, der aus Eden uns blieb,
Als der Engel des Schwertes den Ahnherrn vertrieb.

O ſelig Geheimniß, das Keiner erräth,
Wenn, was jüngſt ſich ſo fremd war, ſich ſchauernd verſteht,
Und erlöſt von dem Selbſt, das in Aſche verſtiebt,
Sich die Seele der Seele zu eigen ergiebt!

Da weht es wie Frühling vom Himmel ins Herz,
Und es blühn die Gedanken wie Veilchen im März,
Das Gefühl wird Gebet aus begeiſtertem Drang,
Und das Auge wird Glanz, und das Wort wird Geſang.

Wohl gönnt uns die Welt nicht die köſtliche Zeit,
Und mit Scheiden und Meiden kommt einſames Leid;
Doch die Thräne der Sehnſucht, entrollt ſie auch heiß,
Iſt ſüßer als Luſt, die von Liebe nicht weiß.

Mag trüb im Gewölk dann das Leben vergehn,
Doch ein leuchtend Gedenken bleibt über ihm ſtehn,
Wie ein Stern auf den See, der in Finſterniß fließt,
Weitſchimmernd ſein ſtrahlendes Silber ergießt.

Drum geſegnet das Haus und geſegnet die Flur,
Wo ein Herz einſt das Wunder zu lieben erfuhr;
Denn die Lieb' iſt der Strahl, der aus Eden uns blieb,
Als der Engel des Schwertes den Ahnherrn vertrieb.

---

## Pompeji.

---

Scheine nicht ſo hell, o Sonne,
Unter dieſen öden Trümmern,
Laſſ' dem ſüßen Freund der Träume,
Laſſ' dem Monde dieſe Räume,
Daß in ſeinem Glanz ſie ſchimmern!

Möchteſt ja die Farben bleichen;
Scheine hier, o Sonne, nicht!
Tempel, wo die Götter thronten,
Die Jahrhunderte verſchonten,
Sie ertragen nicht Dein Licht!

Möchteſt ja die dunklen Schatten
Wieder durch Dein Licht beleben,
Jenen, die zum Orkus ſanken,
Die des Lethe's Quelle tranken,
Die Erinnrung wiedergeben!

Habe Mitleid, Mitleid! Sonne,
Scheine nicht durch dieſe Räume,
Die Jahrhunderte verſchont!
Für Pompeji paßt der Mond,
Als der ſüße Freund der Träume.

Oswald von Nechtritz.

---

## Die Traube aus Kanaan.

---

Ich will Euch ſingen, will Euch ſagen
Ein Mährlein aus uralten Tagen,
Von einem Volk, das manches Jahr
Sehr durſtig in der Wüſte war.

Das führt der Herr auf langen Wegen
Zu einem Lande, reich an Segen,
Und ſprach alsbald: Kundſchafter, zieht
Hinein in Kanaans Gebiet.

Und jeder Mann ſchickt einen Spürer,
Herr Jeſua war Aller Führer,
Kam vierzig Tage drauf zurück,
Sprach: »Iſrael, o welch' ein Glück!

»Ja, Kanaan iſt hoch zu loben;
Schaut hier von ſeinen Früchten Proben!«
Und ſchau', an einer Stange her
Schwebt eine Traube, centnerſchwer.

Zwei Männer thun ſie langſam ſchleppen
Herüber in die dürren Steppen,
Das durſt'ge Völkchen jubelt laut,
Als es des Weines Frucht geſchaut.

Und ließ die Schwerter tüchtig blinken:
»Schnell fort von hier, wo nichts zu trinken;
Auf, auf, nach Kanaan hinein,
Dort wächſt für uns der edle Wein!«

Und ging und nahm mit Glanz und Ruhme
Das Weinland dem Philiſterthume,
Weil ſolches Heidenvolk, bethört,
Die Gottesgabe nicht geehrt.

Laſſ' Dir, o Menſch, die Lehre geben:
Ein gut Panier iſt Frucht der Reben.
Hat Wein Dich freundlich angeblickt,
Biſt Du zu großem Ding geſchickt.

August Kahlert.

# Ein Auswanderer.

## I.

Europa, Du falſche Creatur!
Man quält ſich ab mit der Cultur,
Spannt vorn die Locomotive an.
Gleich hängen ſie hinten eine andre d'ran,
Die eine ſchiebt vorwärts, die andre retour,
So bleibt man ſtecken mit der ganzen Cultur.
Und Aerger hier, und Aerger da,
Und Prügel! . . . Vivat Amerika!!
Mit den vereinigten Provinzen,
Wo die Einwohner alle Prinzen
Und alle Berge in Gold verhext,
Wo die Cigarre und der Pfeffer wächſt!

Und alſo flog ich dahin wie ein Pfeil,
Ueber uns Wolken in großer Eil',
England zur Rechten und Frankreich links,
Jetzt in den Ocean grad' hinein ging's,
Daß mir der Wind am Hute pfiff.
Ich ſtand ganz vorne in dem Schiff;
Und als die alte Welt verſank,
Nahm ich mein Waldhorn und blies Ade; —
Das gab einen prächtigen Klang,
Mir aber that's doch im Herzen weh.

## II.

Auf einmal ſtößt das Schiff ans Land,
Greift Jeder nach ſeinem Plunder;
Am Land hat man mich gleich erkannt,
Das war ein Lärm, Gott's Wunder!

Da wurden Böller abgebrannt,
Entgegen uns gegangen
Kam ganz Newyork heraus zum Strand,
Mich würdig zu empfangen.

Der bot mir fürſtliches Quartier,
Der bat um meine Sachen,
Man riß ſich ordentlich nach mir,
Ich aber mußte lachen.
»Mein' Herberg heißt zum Himmelszelt!«
Mein Ränzel nun geſchwungen,
So bin ich in die neue Welt
Vom Schiff hineingeſprungen.

Doch kaum hatt' ich zum Umſehn Zeit,
Spricht Einer aus dem Haufen:
Mein Schiff das läge ſchon bereit,
Um eben auszulaufen;
Geheimerrath und Hofmarſchall,
Kurz meine ganze Suite,
Sei ſchon in freudenreichem Schall
Am Bord, und thät' ſich Güte.

Ich: wie? — Er: Yes! Ich: zuviel Ehr'! —
Sehr gütig, und ſo weiter.
Das half nun Alles nimmermehr,
Ein Dampfboot brauſt! Zur Leiter
Trug man mich auf den Händen faſt,
Wie einen Potentaten;
Und ſtromauf ging's ſogleich voll Haſt
In die vereinten Staaten.

Auf dem Verdecke aber dort
Sah ich viel' Herrn, die laſen
In langen Blättern immerfort: —
Nichts, als Papier und Naſen!

Zuweilen nur ein Rauſchen ſchallt',
Wenn Einer 's Blatt umdrehte.
Da merkt' ich's wohl, und wußt' es bald:
Das ſind die Geheimenräthe!

Nur Einer ging ſtolz her und hin,
Die Hände in den Taſchen;
In ſeinen Rock geknöpft, vom Kinn
Bis unter die Kamaſchen.
Aha, dacht' ich, der Hofmarſchall,
Der ſcheint, als wollt' er beißen?
Engländer waren's aber All',
Die dorten Yankees heißen.

Ich bracht' gleich ein Geſpräch ins G'leis
Wir ſprachen erſt ganz gelaſſen,
Doch konnten wir bei allem Fleiß
Einander nicht recht faſſen.
Da fiel mir grad' zum Glücke ein,
Was ich gehört ſchon häufig,
Muſik ſoll eine Weltſprach' ſein,
Die überall geläufig.

Sprach nun zu mir der Hofmarſchall,
Als wie ein Puter im Zorne,
Gab ich ihm gleich mit ſanftem Schall
Antwort auf meinem Horne.
Er blickte martialiſch dann
Durch ſeine goldne Brille,
Ich aber blies ihn tapfer an
Mit einem langen Trille — r.

Und das gelang erſtaunlich gut,
Je mehr ich blies und lauter,
Je mehr bekam er friſchen Muth,
Je aufgeweckter ſchaut' er.

Und nun ging's immer rascher los,
Ein lebhaft Discurriren,
Er Wort auf Wort, ich Stoß auf Stoß,
Als wollten wir duelliren.

Geheimeräthe alt und jung,
Die nahten auch ganz leise,
Und standen voll Bewunderung
Rings um mich her im Kreise.
Ich aber brech' auf einmal aus,
Und fröhlich Platz mir mache, —
Ich hörte mitten durchs Gebraus
Meine Fraumutterſprache!

Da kommt auch Einer ſchon gerannt,
Tritt faſt mir auf die Zehen:
»Ei, ei, grüß' Gott, Herr Muſikant,
Freut mich, Sie wohl zu ſehen?«
Ich drauf: Bitt' ſehr, ein Muſikus!
Wie fuhr da der Geſelle
Zu einem ehrfurchtsvollen Gruß
Nach ſeinem Hut ſo ſchnelle.

Der Abend aber unterdeß
War ſchon hereingebrochen,
Und plötzlich Preuße, Schwab' und Heſſ',
Da wir ſo deutſch geſprochen,
Kam's Kopf auf Kopf, und Hut und Mütz'
Da aus dem Schiff gekrochen,
Wie Fledermäuſ' aus jedem Ritz,
Weiß nicht, wo All' geſtochen.

»Auf Ehre,« da der Eine rief,
»Das heiß' ich einmal blaſen!
Der Hut ſitzt Euch ſchon ganz windſchief,
Vor kunſtreichen Ekſtaſen.«

Ein Andrer mich erſtaunt beſieht:
»Wir möchten gerne wiſſen,
Ob Sie vielleicht Europa müd',
Von Weltſchmerz ſo zerriſſen?«

Zerriſſen!? Ja, das einz'ge Loch,
Der Schalk hat's gleich erſpähet,
Und hatt's am Ellenbogen doch
Erſt geſtern zugenähet!
Auch mein Caſtor, das leugn' ich nicht,
Hatt' manchen Bug erlitten,
Weil ich ſo raſch mit Zeit und Licht
Und Bildung fortgeſchritten.

»Oho,« rief ich den Schälken zu,
»Gemach, ihr Herrn Landsleute,
Es ſind wohl meine Reiſeſchuh'
Von geſtern nicht, noch heute.
Bin ich in Kiez, im Bingerloch,
Im Kuhſtall doch geweſen;
Man kann da meinen Namen noch
Auf allen Bänken leſen.

Durch Polen nahm ich meinen Weg,
Man trägt noch Weichſelzöpfe,
Nach München zur Pinaglypthek,
Dann über Bockbier-Töpfe
Fort, bis Savoyen immerfort,
Wo das Gebirg wie Lanzen
Hellfunkelnd in die Wolken bohrt
Und Murmelthiere tanzen.

In Danzig ſah ich's ſchwarze Meer,
In Wien den Wurſtelprater,
Viel Reſidenzen hin und her
Von manchem Landesvater;

Die Jungfrau von Neu-Orleans,
Mit dem ſchwarzen Ritter fechten,
Vom großen Schill den Poſner dann
Mit ſeinen Menſchenrechten.

Und Dampfſchiff, Treckſchuit, Eiſenbahn
Und Peſth, Trieſt und Halle — — —
»Halt, halt, Herr Landsmann, haltet an!«
Schrie'n die voll Staunen Alle.
Und Alles jubilirt und ruft,
Und ihre Hüte ſchwingen
Sie wie beſeſſen in die Luft,
Ein Vivat mir zu bringen.

Jetzt erſt erkenn' ich bei dem Lärm
Verwundert manch' Bekannten
Von Deutſchland her in dem Geſchwärm, —
Es waren Komödianten.
Und der Director thät alsbald
Als Staberl mich engagiren,
Um bei den Yankees im Urwald
Die Bildung einzuführen.

Joſef Freiherr von Eichendorff.

# Das erleuchtete Fenster.

Erzählung von Theodor Stamm.

---

Es ist mit den Städten, wie mit den Geschlechtern, von welchen sie bewohnt werden. Wenige Jahrzehende fegen geschäftig hinweg, was der Fleiß eben so vieler Jahrhunderte bedächtig aufgeführt und verehrend bewahrt hat. Eine thatbegierige, unduldsame Jugend legt Hacke und Brecheisen an die verrotteten Bauwerke, überliefert die vergilbten Satzungen, Gebräuche und Gewohnheiten dem Moder, und zimmert sich ihre neuen Wohnungen, gemäß ihren neuen Sitten, Bedürfnissen und Hoffnungen.

Die lustige Stadt der Phäaken:

— — »welcher der Schmaus ist lieb, und die Laut' und der Reih'ntanz,
Und oft wechselnder Schmuck und ein wärmendes Bad und ein Ruhbett,«

ist hierin wohl hinter keiner ihrer Schwestern zurückgeblieben. Erweiterte, nach der Richtschnur gezogene, wohl erleuchtete und gepflasterte Gassen, deren Gebäude sich gleich geputzten, zur Française aufgestellten Tänzer-Zeilen zierlich gefällig die Hand zu reichen scheinen, haben die plump und wunderlich durch einander taumelnden Haufen von Häusern und Häuschen niedergeworfen, und die steinerne Topographie, die sie dem sinnenden

Wandler verkündeten, ausgelöſcht. Wer wollte nicht dankbar anerkennen, was zur Förderung einer behaglichen Exiſtenz mit unermüdeter Vorſorge geſchehen iſt und noch ſtündlich geſchieht; wer wollte nicht freudig die edleren Vortheile überdenken, die im Gefolge dieſer lobenswerthen Thätigkeit gehen?

Die äußeren Bedingungen des Daſeins ſtehen in tiefbedeutendem Zuſammenhange mit dem inneren Menſchen. Laſſe den ſtolzeſten Ariſtokraten und den niedrigſten Bettler ihre Kleider tauſchen, und Du wirſt gewahren, wie dieſer um eben ſo viele Grade ſeines moraliſchen Thermometers ſteigt, als jener fällt. Das Kleid macht nicht minder den Mann, als der Mann das Kleid; und die anſtändige Erſcheinung bedingt, mehr als man glaubt, das anſtändige Benehmen. So ſonderbar es auch ſcheinen möge, unſere Selbſtachtung bleibt nicht ganz unabhängig von den Einflüſſen, welche unſerer Schätzung gegenüber der Außenwelt zum Maßſtab dienen; und wie bedeutend ſowohl die eine als die andere in unſeren Mikrokosmus eingreifen, bedarf wohl keiner Erörterung.

Der Arme in ſeinem ſchmutzigen dunklen Sackgäßchen fühlt ſich dadurch allein ſchon zum Paria erniedrigt; die Scham ſondert ihn von den Begüterten, die Eiferſucht ſcheidet ihn von den Glücklichen; und bald werden ihn niedrige Gewohnheiten, wenn nicht gar Verworfenheit und Verbrechen, auf ewig von den begünſtigteren Gliedern der Geſellſchaft losreißen. Wer es aufgegeben hat, zu ſcheinen, wer das Maal ſeiner Erniedrigung zur Schau zu tragen gezwungen iſt, würde nur durch die ſeltenſte Seelenkraft der Endfolge entgehen: das zu ſein, was er ſcheint.

Dem Verſchwinden der ekelhaften Schlupfwinkel des Laſters, der melancholiſchen Herbergen der Armuth iſt es vorbehalten,

zu vollenden, was die aufgehobene Kaſtenordnung der Kleidermoden bereits eingeleitet hatte: die Vermiſchung von Arm und Reich, durch Vernichtung des ſinnlichen Zeichens der hierarchiſchen Abſtufungen. Gleich den Segnungen der unparteiiſchen Sonne und der liebenden Mutterſorge der Kirche theilt jetzt, beinahe ſchon allgemein, der Dürftige mit dem Wohlhabenden die Vortheile lichter und reinlicher Wohnungen; auf derſelben Treppe begegnen ſich der ſorgloſe Rentenbeſitzer, der herabgekommene Edelmann, der gehäbige Kaufmann, der Beamte „in his brief little authority“, und der Handarbeiter, deſſen Taſche keinen größeren Vorrath kennt, als den kargen Verdienſt ſeines täglichen Schweißes.

Dieſer preiswürdige Fortſchritt nach einer humaneren Geſtaltung der Geſellſchaft hat jedoch, wie leider jede menſchliche Einrichtung, auch ſeinen Schatten an der Ferſe. Mit den materiellen Scheidewänden der ſocialen Hierarchie ſind auch deren moraliſche Grenzen verrückt worden. Es ſind Wünſche und Anſprüche in den unbemittelten Claſſen aufgekeimt, die entweder, indem ſie ſich zurückgewieſen ſahen, zur Erbitterung reizten, oder, durch ohnmächtige Rivaliſirung mit ihren begünſtigteren Brüdern, Jammer und traurige Verirrungen zur Folge hatten — indeß die Einflüſſe der erwähnten Umgeſtaltung auf dieſe begünſtigteren Brüder in Erſcheinungen anderer, nicht minder beklagenswerther Art ſich offenbaren.

Die Entfernung jedes Gegenſtandes, der an den Ernſt des Lebens mahnt, an die Gegenſätze der irdiſchen Geſchicke; das Lächeln, die Behaglichkeit, welche Dich überall begrüßen, die Anſtalten der Ueppigkeit, der Luſt, welche mit unerſchöpflichen Lockungen an Deine Sinne ſprechen, haben Leichtſinn und Genußſucht zu übermäßigem Gedeihen befördert, ja zu unſerer

einzigen Religion erhoben. Die patriarchaliſche Innigkeit und Frömmigkeit unſeres Familienlebens, die Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit unſeres Bürgerthums, die harmloſe Fröhlichkeit unſerer Jugend, der heitere, Achtung gebietende Ernſt unſeres Alters, die herzliche Offenheit und Höflichkeit im Verkehr mit Heimiſchen und Fremden, die freudige Genügſamkeit, die ſtrenge Rechtlichkeit, die chriſtliche Milde und Werkthätigkeit in allen Claſſen und Verhältniſſen, liegen mit begraben unter dem Duſt und Wuſt unſeres alten Wien.

Wenn noch die plump und wunderlich durch einander taumelnden Haufen von Häuſern und Häuschen ihre dunklen Schlagſchatten in Deinen heiteren Traum würfen, vielleicht würden ſie Dich zuweilen daran mahnen, daß Armuth, Kummer und Verzweiflung nach einem Retter ausſpähen; daß die etlichen Silberſtücke, wofür Du eine Eintrittskarte ins Opernhaus, in den Tanzſaal zu löſen im Begriffe ſtehſt, die Hoffnungen von manchem Menſchenleben um einen Tag verlängern könnten — und daß ein Tag ſo oft über ein ganzes irdiſches und ewiges Daſein entſcheidet. Vielleicht ſchlicheſt Du — am Sterbe- oder Geburtstage eines theuern Menſchen, oder in irgend einer anderen Weihſtunde Deines Herzens, wenn Du Liebe erfahren, oder Unrecht gut gemacht haſt — in die Dämmerung hinaus, lenkteſt in das trübſte der Gäßchen ein, ſuchteſt das ärmſte ſeiner Häuschen auf, taſteteſt Dich die ſteilſte ſeiner Wendeltreppen empor, pochteſt an das kahlſte ſeiner Stübchen . . . und kehrteſt daraus heim mit einer bis in Dein Abendroth ausreichenden Fracht von Segen und Freudigkeit — denn Dein Herz iſt weich und gut, aber es will gemahnt werden an ſeine Tugenden.

Von alle dem haſt Du nun nichts gethan. Du haſt einer Prima Donna Dein: „Brava!“ zugejauchzt — Du haſt einer

Tänzerin Sträuße zugeworfen — Deine Börse ist bedeutend leichter geworden — aber Dein Herz ist leer geblieben — und die Rechentafel unbeschrieben, welche dereinst am Tage der Vergeltung der Engel in die Wagschale Deines Verdienstes wirft.

Der Mensch ist nur zu sehr geneigt, allein da eine Pflicht anzuerkennen, wo ihm eine Aufforderung entgegentritt. Wo begegnet Dir nun eine solche? An welchen Wahrzeichen kannst Du nun die Geschicke erkennen, die hinter diesen gleichgefügten, blanken Mauern wohnen? Wo willst Du die Seufzer belauschen des Kummers, die Thränen aufsuchen der Noth, hinter diesen Spiegelscheiben, hinter diesen capriciösen Schnörkeln? Du legst Dein Haupt ohne Vorwurf aufs Schlummerkissen; das diem perdidi stört seine Träume nicht — vielleicht wäre es anders, ohne all die Reize, ohne diese sorglose Behaglichkeit, die Dich in stete süße Betäubung hüllen, und auch Dein Wachen zu einem fortgesetzten Traume machen.

---

Als noch in der Stadtgegend, wo sich jetzt um die neue Synagoge prahlende, weitläufige Gebäude erheben, ein finsterer, trostloser Häuserknäuel lag, führte mich durch einige Winter mein täglicher Weg in jener Richtung. Jedesmal, wenn ich dahin einlenkte, wurde dann mein Auge von einem erleuchteten Fenster gefesselt, das in so einsiedlerischer Höhe über allen anderen Fenstern der ringsumher gethürmten unregelmäßigen Steinmassen schwebte, daß man, besonders in umwölkten Nächten, leicht versucht sein konnte, es für eine Luke des Himmels zu halten. Wie spät ich auch des Weges ziehen mochte, dieser vertraute Zielpunkt ermangelte nie, mich zu begrüßen. Die Gewohnheit hatte mir ihn so werth gemacht, daß ich lieber den

ganzen Sternenhimmel entbehrt hätte, als den trübflammernden Strahl des Dachstübchens. Er war mir zum innigen Freunde geworden. Ich erzählte ihm die Freuden und Schmerzen, die Hoffnungen und Täuschungen meines Tages, und ließ mir von ihm die stille Geschichte seiner vier Wände mittheilen. Dies letztere ging freilich nicht so offenherzig von statten, als das erstere; mein Freund war ein Bißchen wunderlich; er ließ sich nicht in seine Karten sehen, ich mußte ihm sein Geheimniß ablauschen, manche Woche um ihn herschleichen, bevor ich seine Wirthschaft kennen lernte. Wie das Beichtkind an dem Gitter des Beichtstuhles kniet, unbekannt mit der ahnungsvollen Gestalt, welcher es sein confiteor zulispelt, und deren salbungsvolle Sprüche und Tröstungen entgegennimmt: also weilte ich vor dem geheimnißvollen Fenster, lispelte meine Bekenntnisse empor und lauschte tief bewegt der Erwiderung, die auf den Fittigen des Lichtes zu mir herniederstieg.

Wer sich der lieblichen Thorheit hingegeben, mit den Gebilden der ziehenden Wolken zu verkehren, wird die Weise nicht befremdend finden, wie ich mir zur näheren Bekanntschaft meines unsichtbaren Freundes verhalf. Genug! seine Gestalt und sein Treiben standen endlich so deutlich und vertraut vor mir, als ob wir zusammen auferzogen und von denselben Mauern beherbergt worden wären. Er war ein wohlgebildeter, hochschlanker Junge, mein Freund Adolf (über diesen seinen Namen war ich am ersten im Reinen), etwa von meinem Alter; das heißt, in der strotzenden Entwickelungsperiode. Ungemein treuherzig blickte er aus seinen lichtblauen Augen, und das hellblonde, auf die Schultern niederwallende Haar gab seinen bleichen Zügen einen Ausdruck von Schwärmerei, der mir unwiderstehlich schien. Wäre seine Gestalt etwas voller, seine Fär-

bung weniger krankhaft, in ſeiner Haltung mehr Federkraft geweſen, man hätte nicht leicht was Hübſcheres ſehen können. Aber daß er ein Poet war, das konnte unmöglich verkannt werden — ob ein lyriſcher, dramatiſcher oder epiſcher, dies war die Aufgabe, deren Löſung mich nun vor Allem beſchäftigte.

Manche Viertelſtunde weilte ich, in meinen Mantel eingehüllt, unempfindlich gegen das Prickeln der mich umwirbelnden Schneeflocken, und ſtarrte zu dem Flämmchen empor, das ruhig und unverrückt im ſchwarzen Wolkengetümmel hing. Ich ſpähte und lauſchte — wie der Barbier, im Märchen von der neuen Meluſina, durch die Ritzen des ihm anvertrauten Käſtchens — und gewahrte, wenn auch weniger abenteuerliche, doch nicht minder bezaubernde Dinge, als er. Nach und nach erweiterte ſich der enge Lichtkreis — ſein rother Kern floß in zarte Farbentöne auseinander, gleich einem gaukelnden Seifenball. — In der kryſtallenen Kugel aber ſaß mein Freund Adolf. Er ſaß an einem alten braunen Tiſche, den blonden Kopf in die ſchmale, weiße linke Hand gelegt, indeß die rechte über einem mit allerlei Tinten beſchriebenen Hefte nun halb erhoben weilte, nun haſtig darauf niederfuhr, gleich einer Grasmücke, die ſich ein Würmchen aus der Hecke pickt. Leſen konnte ich freilich nichts von dem Inhalte der bunten Blätter; aber daß ſie der Kenntniß werth wären, verrieth mir hinlänglich das begeiſterte Auge, das zufriedene Lächeln des Schreibers. Ohne daß er es in ſeiner „fine frenzy“ bemerkte, hauchte ich dann einen flüchtigen Kuß auf die reine, prächtig gewölbte Stirn — eilte von dannen — und war bald, halb erſtarrt, in meiner behaglichen Stube angelangt.

Daß mein Freund Adolf dramatiſcher Dichter ſei, hielt ich nun für eben ſo ausgemacht. Die Gründe für dieſe Annahme entfloſſen den folgenden Vorausſetzungen:

Adolf ist ein Dichter;

Adolf ist ein hochbegabter Dichter;

Ein hochbegabter Dichter stellt sich die höchste und schwierigste Aufgabe;

Die höchste und schwierigste Aufgabe der Poesie ist das Drama;

Folglich ist Adolf ein dramatischer Dichter.

Eben so unumstößlich verstand es sich, daß Adolf eine Tragödie schrieb; denn das Tragische, meinte ich damals, steht ebenso hoch über jeder anderen Gattung des Dramatischen, als der Dramatiker über jedem anderen Dichter.

In welcher Glorie erschien mir mein Freund Adolf, seit dem Augenblicke, da ich dies herausgebracht hatte? Ein Trauerspiel zu schreiben, und dasselbe auf dem Hofburgtheater zur Darstellung zu bringen: einen kühneren Traum vermochte meine erhitzteste Phantasie nicht zu träumen. Welcher Stolz, welche Wonne, das Schattenbild der stillen Weihestunden unter dem Zauberhauche begeisterter, tiefsinniger Mimen in lebendige, palpable Gestalt treten zu sehen; von dem Areopag einer hochbefähigten, durch Rang, Geschmack und Bildung unvergleichlichen Versammlung den Kranz zu empfangen ....

O schöne Tage der Unschuld!

O sancta simplicitas!

Ueber diese Conjecturen und Lucubrationen waren vier Monate verflossen. Das erleuchtete Fenster fuhr fort, mich allnächtlich zu begrüßen, meine Einbildungskraft zu demselben emporzuklettern, und mein Herz in lieblichen Empfindungen zu schwelgen. Dabei vergaß ich nicht, emsigst hinzuhorchen nach allen neuen Stücken; konnte aber keines darunter entdecken, das

meinen Ansichten von dem Producte meines Freundes Adolf entsprochen hätte.

Endlich verkündeten die Tagesblätter die bevorstehende Aufführung einer Tragödie, von einem jungen, unbekannten Autor. Der ahnungsvolle Schauer, der bei dieser Kunde durch all' meine Nerven lief, bestätigte mir, nicht minder als der poetische Titel des angezeigten Stückes selbst, daß der unbekannte junge Autor kein anderer wäre, als mein Freund Adolf. Die vielfältigen Gerüchte, welche sich über den seltenen Werth jener Dichtung verbreiteten und mit jedem, ihre Darstellung annähernden Tage die Erwartungen und die Vormerkungen an der Theatercasse anschwellten, versetzten mich in eine Aufregung, welcher nur der Zustand Desjenigen gleichkommen kann, der so glücklich oder unglücklich ist, ein Kind seines Geistes an Thaliens Tempel auszusetzen.

Im seltsamen Contraste zu diesem Sturme in mir stand die stille, unveränderte Ruhe des röthlichen Vierecks, an dem mich meine allnächtliche Wanderung vorüberführte. Kein Flackern, kein vorbeihuschender Schatten verrieth auch nur die leiseste Bewegung innerhalb des unter den Gestirnen schwebenden Stübchens. Ich fing an eine ebenso große Ehrfurcht vor der Philosophie meines Freundes zu hegen, als ich vor seinen poetischen Gaben empfand. »O hätte ich,« sagte ich mir, »eine Tragödie geschrieben, eine Tragödie, die im Hofburgtheater aufgeführt werden soll — o Gott! ich würde — was weiß ich, was ich würde? aber gewiß würde ich nicht ruhig in meiner Stube sitzen; ich würde in einmal vierundzwanzig Stunden durch alle dreihundert und drei Gassen und Plätze der Stadt, und durch alle vierunddreißig Vorstädte fahren, ja, wenn es anders anginge, aus meiner eigenen Haut. — Eine Tragödie im Hof-

Nachwelt zu überliefern, umhüllt Dich noch unedle Flechte und Schlacke; aber ſchon regt ſich freudiger Eifer, geſchäftige Mühe, Dich aus Staub und Dunkelheit an ein Daſein von Ruhm, Glück und ſegensvoller Wirkſamkeit zu fördern. Noch wenige Stunden, und ein raſcher Umſchwung Deines Glücksrades entführt Dich der Genoſſenſchaft des Mangels und der Vergeſſenheit und ſtellt Dich zu den Begünſtigtſten unter den Begünſtigten, zu den Geprieſenſten unter den Geprieſenen.«

Mit dieſen und noch hundert anderen Reflexionen verkürzte ich mir die Zeit, während ich, Fenſter und Thor unabläſſig im Auge, vor Adolf's Wohnhauſe ſchilderte. Aber außer dem Vögelchen, das dem Blumenſtocke ab- und zuflog, und einigen Judenknaben oder Mägden, welche über die Schwelle ſchritten, gewahrte ich nichts, weder an jenem, noch an dieſem. Ich mußte endlich meinen Poſten verlaſſen, um ſchnell mein Mittagsmahl einzunehmen und mich dann nach dem Schauſpielhauſe zu verfügen.

Eben wollte ich mich mit einem Seufzer auf den Weg machen, als ich durch eine neue Erſcheinung an der Hausthür feſtgehalten ward. Ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren — das lieblichſte blaſſe Geſichtchen leiſe vorgeneigt über die anmuthigſte zarte Geſtalt, gleich einer Primel, die ein Thautropfen ſenkt — trat behutſam aus dem dunklen Thorgrunde, lauſchte mit ihren klaren Rehaugen ängſtlich um ſich, ſchlüpfte, als ſie ſich unbemerkt ſah, in die Gaſſe und verſchwand eilig um die Ecke. Wie flüchtig auch die Erſcheinung war, ſie hatte einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß mir noch heute das Bild lebendig genug vor Augen ſteht, um es malen zu können, wenn ich dazu die Geſchicklichkeit beſäße. Sie trug einen Hut von blauem gezogenen Taffet, ein Kleidchen von

braunem mit weißen Blümchen beſäten Kattun, und den Oberleib verhüllte ein wollenes ſchottiſches Regentuch. Zu meinem innigſten Mitleid bemerkte ich um die klaren Rehaugen Spuren eines Regens, vor welchem kein wollenes ſchottiſches Regentuch zu ſchützen vermag ... »Armes, hübſches, ach! ſo junges Kind! was haben die Thränen mit Deinen hoffnungsvollen, friſchen Augen zu ſchaffen?« — — »Und was haſt Du zu ſchaffen in dem Wohnhauſe meines Freundes Adolf?« war die ſchnell darauf folgende Betrachtung, die ſich mir aufdrang und zu dem wunderlichſten Romane geſtaltete, der mich ſo lange beſchäftigte, bis ich mich am Eingange des Schauſpielhauſes befand und jeder andere Gedanke in der Bemühung unterging, meine gequetſchten Schultern und zerſtampften Füße möglichſt heil aus dem Kampfe zu bringen.

Auch die zwei tödtlich langen Stunden der Erwartung, die dieſem Kampfe folgten, waren endlich überſtanden. — Die Ouvertüre verkreiſchte ihre letzten Eulentöne — der Vorhang rauſchte empor. Wer je dem theatraliſchen Debüt eines befreundeten Autors beigewohnt, findet in ſeinen Erinnerungen den beſten Dolmetſch meines Zuſtandes; an dem gewöhnlichen Theaterbeſucher, den kein anderes Intereſſe als das der Neugier beſchäftigt, würde auch die treffendſte Phyſiologie deſſelben verloren gehen. Wenn aber, wie im gegenwärtigen Falle, unſere Neigung und Begeiſterung mit der Kälte und Schadenfreude rings um uns zuſammenſtößt, wenn wir eine ſchöne und edle Gabe durch unverſtändige Auffaſſung verunſtaltet, von roher Stumpfheit verunglimpft ſehen müſſen: dann giebt es wohl wenige Erfahrungen im Leben, welche der Peinlichkeit und Bitterkeit eines ſolchen Eindruckes zu vergleichen ſind ...

Des Dichters und ſeiner Freunde Hoffnung, der poetiſche Reichthum des Stückes werde eine auch in äſthetiſcher Beziehung übel zugerichtete und tief herabgekommene Menge über die praktiſchen Uebelſtände deſſelben hinausheben und dafür entſchädigen — dieſe Hoffnung war illuſoriſch und iſt auf plump grauſame Weiſe zurückgewieſen worden.

»Legt man einem Eſel Lilien und Hyacinthen verhüllend auf ſein Futter in die Krippe, ſo wird er das unfreßbare Geblüme unwillig hinauswerfen; ſo warf das Publicum meines Freundes Lyrik aus der Krippe und fraß das darunter befindliche nicht maulgerechte dramatiſche Futter voll lärmender Geberden des Unwillens hinunter, die Blumen am Boden mit zornigen Hufen zerſtampfend. Es war ein heilloſer Abend . . .« Alſo äußerte ſich, zwanzig Jahre ſpäter, einer unſerer edelſten Dichter über das gleiche Schickſal einer ähnlichen Gabe. — —

Armer Adolf! Schritt für Schritt folgte ich Dir durch alle zwölf Marterſtationen nach Deinem Golgatha, und die Nägel, welche Dich daſelbſt an Dein Kreuz hefteten, durchbohrten mich beinahe nicht minder ſchmerzlich, als Dich ſelbſt.

Wie ein Betrunkener taumelte ich auf die Straße, rannte blind gegen Menſchen und Eckſteine und war mehr als ein Mal nahe daran, unter die Räder der heimraſſelnden Equipagen zu gerathen. Zu Hauſe angelangt, eilte ich zu meinem Schreibtiſche, zog aus ſeinem verborgenen Schubfache ein Heft hervor und warf es in die Flamme; den mit ſo lieblichen Hoffnungen bereiteten Kranz jedoch bewahrte ich zu ewig mahnender Warnung an ſeiner Stelle und gelobte mir hoch und theuer — — was gelobt man nicht, wenn man jung iſt und aufgeregt?

Noch nährte ich eine Hoffnung, die meinen Schmerz, meinen Unmuth in etwas milderte: daß nämlich die Kritik meinen

theuern Dichter an den Unbilden rächen würde, welche ihm pöbelhafter Unverſtand zugefügt hatte. Ich bin ſeitdem um zwanzig Jahre älter geworden, und, obgleich noch immer in manchen Stücken »ein hoffnungsvoller Thor«, doch über dergleichen Täuſchungen aufgeklärt.

---

Das Stück meines Freundes Adolf war alſo verurtheilt, vom Publicum wie von der Kritik, — und die Welt blieb in ihren Angeln. — Mein Weg führte mich noch durch vier Wochen an dem erleuchteten Fenſter vorüber, und der röthliche Schein begrüßte mich jede Nacht unverändert, gleich milde und ruhig.

Indeß waren die Schwalben angelangt, die Büſche und Bäume trieben friſches grünes Leben, in allen Gaſſen ſtreckten Kinderhände duftige Sträußchen empor; die neidiſchen ſchweren Ueberwürfe verſchwanden von den zierlichen Büſten der hübſchen Wienerinnen; in der Jägerzeile brauſten wieder die glänzenden Wagen und Reiter dahin, tummelten ſich wieder die bunten munteren Schwärme, Lachen auf den Lippen, Luſt im Herzen und Staub in den Augen.

Wer leichten Herzens iſt, kann kaum irgendwo ſein Oſterfeſt lieblicher begehen als in Wien, vorausgeſetzt, daß es ſpät genug fällt, um den Frühlingsſtrahlen Zeit zu laſſen, ihm den Pfad zu bereiten. Ja! Wien iſt ſchön in ſeinem Lenzſtaate, ſchön wie wenig Städte unſers Continents; und wenn ich es mit einem duftig bunten Blumenkorbe vergleiche von unzähligen gaukelnden und naſchenden Schmetterlingen umſchwärmt, wird kaum irgend Jemand mein Bild unpaſſend finden, der einige ſeiner Lenzſonntage mitgemacht hat. Welche der zehn Linien-

ſtraßen Du auch einſchlagen magſt, überall ſiehſt Du Dich fortgeſchwallt von einem fröhlichen Menſchenſtrome, und ausgemündet in einem Utopien, wo unter blüthenſchweren Laubzelten die Fidel erklingt und ein ſorgloſes Völkchen bei ſchäumenden Bierkrügen und dampfenden Schüſſeln »den lieben Herrgott einen guten Mann ſein läßt«.

Biſt Du jedoch ſchweren Gemüthes, oder bedrängt Uebermaß von Seligkeit Dein Herz, dann, lieber Freund! ſcheue die Mühe nicht, noch ein Stündchen fürbaß zu wandern; dringe ein in die reizende Einſamkeit — ihre blüthenſchweren Büſche ſchlagen hinter Dir zuſammen, ihre unverfälſchten Lüfte umſäuſeln Dich — die ſmaragdne Dämmerung ihrer Eichen und Buchen hüllet Dich ein — klingende Quellen ſpringen Dir entgegen — Geſchmetter und Geflöte plaudert Dir die Seele voll der lieblichſten Märchen — ſüß betäubt dringeſt Du höher und höher, vor Dir liegt der prächtige Strom, Paläſte und Dome ſteigen empor in den goldnen Duft des Abends, eine unermeßliche, unabſehbare Fülle von Schönheit und Gedeihen verbreitet ſich rings umher — Thränen ſtürzen aus Deinen Augen — Deine Arme öffnen ſich — Du fühlſt die unnennbare Luſt, ein Kind zu ſein dieſer ſchönen, ewig jungen Mutter. Berauſche Dich an ihrem Lächeln — vergiß Deinen Kummer — vergiß ihren Kummer! Hier erblickſt Du ja nur die überſchwenglichen Segnungen, welche die Hand Gottes über ſie ausgegoſſen hat, nicht die Wunden- und Brandmaale, womit Argliſt und Selbſtſucht, Wahn und Begierde ihr blühendes Götterbild entſtellten und erniedrigten. Träume, träume eine kurze Stunde! ſcheint ſie doch ſelbſt ſo ſüß zu träumen — —

Da mir mein Schickſal das beſcheidene Loos eines träumenden Müßiggängers beſchieden hat, war ich von jeher der Erſte

welcher dem dumpfen Gefängniß der Stadt entfloh, und der Letzte, welcher dahin zurückkehrte. Diesmal aber schnürte ich noch zeitlicher als sonst mein Bündelchen, flog dem grünsten, verborgensten Winkelchen zu — und hatte in Kurzem das erleuchtete Fenster und meinen Verdruß vergessen.

Es ist ein eigen Ding um uns Menschen! So lange uns ein Gefühl beherrscht, würden wir Denjenigen anfeinden, der die Wichtigkeit und Dauer desselben bezweifeln wollte; und wie ange währt es, so zersetzt unser eigenes Urtheil, von keinem sinnlichen Eindrucke mehr befangen, den werthen Wahn — die alten Verhältnisse kehren wieder und die alte Täuschung steht neu belebt in unserer Seele auf.

Ich war noch keine vierzehn Tage in meiner ländlichen Klause angesiedelt, und schon begann ich das ganze Luftgespinnst zu belächeln, das ich mir aus dem Schimmer eines Dachstübchenfensters wunderlichst zusammengewirkt hatte. Nur Eine Gestalt daraus trat um so lebendiger hervor, als die anderen Bilder sich in Dunst auflösten — das liebliche blasse Gesichtchen mit den ängstlichen klaren Rehaugen. Stoff genug für einen zwanzigjährigen Einsiedler zu einem Traume von sieben Monaten....

Auch diese waren vorübergegangen. Ich saß wieder — und nicht in der allerbesten Laune — in meinem melancholischen Winterkäfiche, und draußen sauste der Wind und verklebte mit feuchten Nebeln die klappernden Scheiben meines Fensters ... O Phantasie! was für eine wunderliche Fee bist Du doch! Im Nu steht wieder vor mir das belächelte, vergessene Luftschloß; Unruhe und Sehnsucht flattern, gleich einem Schwarm aufgescheuchter Vögel, aus allen Winkeln meines Herzens empor und umschwirren mich mit zudringlicher Geschäftigkeit. Keine Rettung vor ihnen, als Hut und Stock

zu ergreifen und der Gegend zuzuwandeln, wohin ſie mich bedeuteten.

Da ſtand ich — mit derſelben Empfindung, womit ich vor einem Jahre an derſelben Stelle geſtanden hatte — und ſtarrte zu dem Flämmchen empor, das, wie vor einem Jahre, ruhig und unverrückt im ſchwarzen Wolkengetümmel hing — und, wie damals, gewahrte ich meinen Freund Adolf an ſeinem alten braunen Tiſche, den blonden Kopf in die ſchmale, weiße linke Hand gelegt, indeß die rechte über einem mit allerlei Tinten beſchriebenem Hefte nun halb erhoben weilte, nun haſtig darauf niederfuhr, gleich einer Grasmücke, die ſich ein Würmchen aus der Hecke pickt. Alles war, wie ich es einſt erblickt hatte; nur das bleiche Antlitz ſchien mir etwas magerer und ſein ſchwärmeriſcher Ausdruck von einem Zuge tiefer Melancholie umſchattet. Ohne daß er es in ſeiner fine frenzy bemerkte, hauchte ich, wie damals, einen flüchtigen Kuß auf die reine, prächtig gewölbte Stirn, und ſchlich dann in meine einſame Zelle zurück.

Abermals waren über ſolche allnächtliche Lucubrationen Monate verfloſſen — abermals erblickte ich die flinke Pilgerin auf der Dachtraufe, meiner Wohnung gegenüber, wie ſie den Reiſeſtaub von ihrem dunkelblauſammtnen Mäntelchen ſchüttelte und ſtocherte. Wenn mich damals Jemand gefragt hätte, warum ich niemals einen Verſuch gemacht, mich über die reale Wirthſchaft hinter jenem geheimnißvollen leeren Lichtviereck aufzuklären, ich würde höchſt wahrſcheinlich ſo verduzt dareingeſchaut haben, wie Derjenige, der bei Reinigung eines verrauchten Bildes mit dem wahngünſtigen Duſte auch das Gemälde verſchwinden ſieht. Die Einbildungskraft übt in gewiſſen Epochen unſeres Lebens eine zu ſüße Herrſchaft über uns, als

daß wir uns entſchließen könnten, derſelben zu entſagen. Würden wir mit gleicher Mühe und Aufopferung der Erkenntniß nachſtreben, die wir aufwenden, uns in das Gewebe unſerer Täuſchungen einzuſpinnen, die Geſchichte des menſchlichen Herzens, wie die der Völker, böte einen anderen Inhalt dar. Und doch! reift auch nur der geringſte Theil der Blüthen, die mit überſchwenglicher Fülle dem Baume des Lebens entquellen, zur verheißenen Frucht: es iſt Alles nur ſo, wie es die Vorſehung angeordnet hat; unſere Irrthümer müſſen, wie unſere Tugenden, ihren heiligen Zwecken dienen, und unſere Täuſchungen nehmen vielleicht im moraliſchen Leben denſelben Platz ein, der in unſerem phyſiſchen dem Schlafe mit ſeinen Träumen angewieſen wurde, ohne welchen wir, wie Novalis ſo ſchön ſagt, gewiß früher alt würden.

Freudiger als jedes andere Jahr begrüßte ich diesmal die beſchwingten Herolde des Frühlings. Ich hatte eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande der Kunſt beſchloſſen; alle Vorbereitungen dazu waren getroffen, mein Platz im Courierwagen beſtellt. Die letzte Muſterung haltend in Ecken und Winkeln, in den ausgeleerten Schränken und Schränkchen, Laden und Lädchen, entdeckte ich hinter dem verborgenen Schubfache des Schreibtiſches einen verknitterten dürren Kranz — meines Dichters, meines Adolf's Kranz —, und vor mir ſtanden plötzlich, mit aller Lebendigkeit des erſten Eindruckes, die Ereigniſſe, die ihn veranlaßt, die Freuden und Schmerzen eines ... Traumes zwar, aber eines unendlich theuern Traumes. Sollte ich den Zauber, der mich ſo lange beglückt hatte, zerſtören? ſollte ich ſeine holde Täuſchung als Begleiter auf meine Reiſe mit mir nehmen? Wußte ich ſelbſt, was ich wollte, als ich meinen Mantel umſchlug, den Kranz über meiner Bruſt

verbarg und meine letzte Wanderung antrat nach der vertrauten Gegend. Es schlug Eilf, als ich unter dem erleuchteten Fenster anlangte. Aber kaum hatte ich einen flüchtigen Blick empor gethan, als der Lichtschimmer schwand — eine Minute später hörte ich einen Schlüssel knirschen, der Thorflügel öffnete sich und eine männliche Gestalt, in einen dunkeln Mantel gehüllt, trat in die Gasse. Bei der spärlichen Beleuchtung, die damals noch in den Gassen Wiens und besonders in jenem Stadttheile herrschte, konnte ich die Züge des Mannes nicht unterscheiden; so viel war jedoch aus den drei Bauschungen seiner faltigen Hülle ersichtlich, daß er unter seinem linken Arm eine ziemlich umfangreiche Last trage. Er schlug hastigen Schrittes seinen Weg in der Richtung nach dem Stephansplatze ein. Ohne deutliches Bewußtsein meiner Absicht, folgte ich ihm in einiger Entfernung. Ganz grauerlich war mir dabei zu Muthe. Oede und Todtenstille ringsumher, bis auf den Hall und Halt vor mir, der, von Lichtkreis zu Lichtkreis der weitgesäeten Pfahllaternen vorrückend, das ungeheuerliche Abbild meines Vormannes wechselnd riesig hintennach ausreckte und gnomenhaft verkrüppelt einzog.

War meine Einbildungskraft thätig gewesen, den Gegenstand meiner allnächtlichen Betrachtung mit den lieblichsten Farben auszustatten, so war sie nun unerschöpflich, ihn — denn an dieser Zweieinigkeit zweifelte ich keinen Augenblick — mit allen Schauern der unerhörtesten Ereignisse zu umkleiden. Das ganze Repertorium meines mit dem reichlichsten Stoffe dieser Art vollgestopften Gehirns wurde gemustert und meinem gegenwärtigen Abenteuer angepaßt; ich war eben an dem Capitel der Burke-Männer angelangt, als das Stillstehen des Objectes meiner Criminalunterſuchungen diesen ein Ende machte.

Wir befanden uns vor der Nordſeite der Stephanskirche. Der Mann im dunkeln Mantel war bis in die Mitte des Platzes mit demſelben raſchen maſchinenmäßigen Schritte vorgerückt, den er während des ganzen Ganges gehalten hatte; auf dieſem Punkte angelangt, erſtarrte ſeine Bewegung mit einem ſo plötzlichen Ruck, als ob dieſe Hemmung nicht durch die freie Thätigkeit eines lebenden Weſens, ſondern durch die abgelaufene Federkraft einer Gliederpuppe bewirkt worden wäre. Er lüftete mit der Rechten ſeinen Hut, warf den Kopf einige Mal ins Genick und ließ ihn dann langſam auf die Bruſt ſinken. So verweilte er etwa fünf Minuten regungslos. Vom Thurme erdröhnte ein ſchwerer Glockenſchlag — der Mann ſchauerte zuſammen, bedeckte ſein Haupt und ſchritt haſtig auf die Stelle zu, wo, zwiſchen der Kanzel des heiligen Franciscus a Capiſtrano und einer wunderzierlichen Erkercapelle, ein aſchfarbiges Häuslein eingeklemmt iſt, als wäre es ein von dem gewaltigen Fries der Rieſenmauer herabgefallenes Krähenneſt. Vor dieſem Häuslein hielt er an, ergriff den eiſernen Ring neben dem Spitzpförtchen und hing ſich daran mit dem ganzen Gewichte eines Menſchen, der ſich durch das Umklammern eines Zweiges vor dem Sturze in einen Abgrund zu retten ſucht. Ein ſchrillender Klang — kurz darauf kniſterte ein Funke auf hinter den Scheiben links vom Eingange, ein Licht bewegte ſich gegen die Thür, die Angeln knarrten — ein kleiner, hagerer Greis erſchien an der Schwelle, eine Scheibenlaterne tragend, welche er langſam gegen das Geſicht des außen Harrenden emporhob. Der Schimmer, der auf ſeine eigenen ſteinernen, tiefgefurchten Züge zurückfiel, überrieſelte dieſelben auf eine unheimliche Weiſe mit den zuckenden Schatten ſeiner zottigen Mütze und den darunter ſparſam hervorſickernden eisgrauen Fäden.

Was die Beiden ſprachen, konnte ich nicht vernehmen; es währte nur wenige Augenblicke, worauf ſie im Inneren verſchwanden. Alſobald zeigte ſich das Licht in der rechten Abtheilung des Gebäudes. Ich beeilte mich, das Fenſter zu erreichen, das tief genug am Boden iſt, um bequem hindurchblicken zu können.

Da gewahrte ich nun ein Schauſpiel, das mir, nach ſo vielen Jahren, Ereigniſſen und Eindrücken, mit ungeſchwächter Lebendigkeit gegenwärtig geblieben iſt. Vier kahle, knappe, lichtgraue Wände, von deren gleichfarbiger Decke, in der Entfernung einer Elle etwa, eiſerne Drähte niederhingen, jeder derſelben in einem Ringe auslaufend. Dem Eingange gegenüber reihten ſich der Mauer entlang ſchwarze, aus wenigen Latten zuſammengeſchlagene Gerüſte, ein halbes Dutzend an der Zahl, zwiſchen welchen ein Crucifix aus Eichenholz, mit dem metallenen Bildniſſe unſers Erlöſers geſchmückt, nach der ganzen Höhe der Stube emporſtieg. Vor dieſem ſtand ein Betſchemel und ſonderte die Gerüſte, je drei und drei. Zwei derſelben waren, ihrer Beſtimmung gemäß, belaſtet mit den beſcheidenen letzten Wohnungen des Geduldigen wie des Ungeduldigen, des Stolzen wie des Demüthigen. Der einzig wahre Gleichheitmacher, Tod, hatte auch in dieſem vor mir liegenden Bruchſtücke aus ſeinem unabſehbaren, nie ſtockenden Triumphzuge eine Probe ſeiner wunderlichen Laune zur Schau gelegt — und der nicht minder wunderliche Samen Adams einen Beleg für das vanitas vanitatum des königlichen Pſalmiſten. Zwei Särge ſtanden vor mir; der eine aus Tannenbrettchen zuſammengeſchlagen und mit plumpen Schnörkeln bemalt, der andere von kunſtreichem Gefüge aus Ebenholz, Meſſing und Elfenbein. In dem erſteren ſchlummerte ein Mädchen, ſo lieblich, ſo lieb-

lich in ihrem armen Kleidchen aus weißem Kattun, in dem bunten Kranze von Papierblumen um ihre reinliche ſammtſchwarze Scheitel, ſo lieblich mit dem noch unverdufteten Lächeln auf den zartgeſchwellten Lippen, mit dem noch unverſcheuchten Lenztraum auf den ſanft geſenkten Wimpern; — im zweiten prunkte eine von Seide und Spitzen umbauſchte Mumie, in deren wild verzerrten Mienen der verzweiflungsvolle Kampf gegen die unerbittliche Senſe verſteinert eingehauen war.

Während der wenigen Augenblicke, deren ich zur Auffaſſung dieſes Bildes bedurfte, hatte der Mann im Mantel an der Schwelle der traurigen Kammer verweilt, indeß ſein Führer das Haupt entblößend, auf das Crucifix zuſchritt und an einem auf dem Betſchemel angebrachten eiſernen Leuchter Licht anſteckte. Als er mit ſeinem Geſchäfte zu Ende, winkte er dem Harrenden. Dieſer taumelte, einem Schlaftrunkenen ähnlich, in die Mitte des Raumes und blieb hier abermals in ſtumpfer Regungsloſigkeit ſtehen. Mit einer Geberde von Ungeduld näherte ſich ihm der Andere, ſtellte ſeine Laterne auf den Boden und griff nach dem Gegenſtande, den Jener unter dem Mantel hielt. Jetzt drang ein Schrei zu mir, den ich nur dem Angſtlaute des gehetzten Thieres vergleichen kann, wenn es ſich rettungslos von ſeinen Drängern umſtellt ſieht. Mit einer krampfhaften Bewegung ſtieß der Verhüllte den Alten von ſich, wankte nach der ihm zunächſt ſtehenden Tragbahre und entledigte ſich darauf ſeiner verborgenen Bürde — — es war ein Käſtchen, dritthalb Spannen in der Länge und eine Spanne in der Breite und Höhe. Vor daſſelbe hingekniet, hob er mit einem Brecheiſen, das ihm der Alte darreichte, den Deckel hinweg und enthüllte die Leiche eines Kindleins, etwa vier Monate alt. Es lag bis unter die Achſeln in ſchneeweiße Linnen eingewindelt, den

Obertheil der Bruſt, Kopf und Aermchen nackt, die kleinen durchſichtigen Finger um ein Oſterlämmchen aus weißem Wachs geſchmiegt, in einem Bettchen friſcher Veilchen.

Unglücklicher Vater! Da kniete er, die gefalteten Hände in die Dielen gedrückt, den Kopf auf das Geſicht des blaſſen Lieblings gebeugt und daſſelbe mit ſeinen Thränen badend. Der Alte ſtand mit der ſtumpfen Gleichgültigkeit eines unter dergleichen Schauſpielen ergrauten Mannes daneben. Nachdem die Friſt verſtrichen war, die er dieſem Abſchnitte daraus angemeſſen halten mochte, berührte er die Schulter des Schluchzenden mit der einen Hand und deutete mit der ausgeſtreckten anderen nach dem Crucifix. Langſam hob der Kniende das Haupt; wie ein zurechtgewieſenes Kind ließ er ſich den Hut abziehen und an den Betſchemel führen. Ich konnte nun in dem Scheine, der von dem Leuchter ausſtrömte, ſein Geſicht deutlich wahrnehmen. Es ſtimmte genau überein mit dem Bilde, das meine Phantaſie entworfen und durch einen ſo langen Traum liebevoll gehegt hatte; nur fehlte darin der Ausdruck von Schwärmerei, der mir ſo unwiderſtehlich erſchienen war, und an ſeiner Statt erblickte ich den Kummer und die Ermüdung eines gebrochenen Herzens.

Während mein armer Freund vor dem Gekreuzigten weilte, näherte ſich der Alte der kleinen Leiche und befeſtigte das eine ihrer Aermchen an die Schnur des Drahtringes, der von der Stubendecke in den Sarg niederhing. Wahrſcheinlich war dadurch die Glocke in ein leiſes Schwanken gerathen, denn mit Blitzesſchnelle ſah ich den Betenden emporſpringen und dem Kinde zueilen . . .

Weiter ſah ich nichts; — als es wieder klar geworden vor meinen Augen, herrſchte bereits tiefe Finſterniß und Stille hinter den Scheiben.

Bald darauf öffnete ſich das Pförtchen und entließ ſeinen kummervollen Gaſt. Er wankte an der Mauer fort, knapp an mir vorüber, ohne daß er mich gewahrt hätte. Er ging nicht den Weg, den er gekommen war, er ſchlug die entgegengeſetzte Richtung ein; er wußte wahrſcheinlich nicht, wohin er wollte, was er wollte. So war er, die Altarſeite des Domes umſchwankend, an eine Capelle gelangt, worin ein plump gemeißeltes Ecce-homo ſteht. An den Stufen deſſelben brach er zuſammen, verhüllte ſich das Geſicht in beide Hände, und verharrte regungslos in dieſer Stellung.

Ich kämpfte mit mir, ob ich ihn anſprechen ſollte. Da aber ſeine fortgeſetzte Erſtarrung mich endlich beſorgt machte, daß ihn die Sinne verlaſſen haben möchten, näherte ich mich ihm behutſam. Ein dumpfes Stöhnen drang aus ſeiner Bruſt. Ich blieb eine Weile vor ihm ſtehen und überlegte, wie ich es anfangen könnte, ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen. Der Lenker und Lohner der Barmherzigen flößte mir den rechten Weg dazu ein. Ich kniete auf die Staffel neben dem Unglücklichen und ſagte ein Gebet laut vor mich hin, wie es mir eben aus dem Herzen quoll. Während ich alſo betete, wurde es ſtiller und ſtiller in ſeiner Bruſt, und als ich mit einem feierlichen »Amen« beſchloſſen hatte, hob er den Kopf, entblößte ihn und wiederholte mein Amen mit feſter Stimme. Ich ergriff ſeine Hand. Was ich geſprochen, iſt mir nicht mehr gegenwärtig.

Zwei Stunden ſaßen wir neben einander auf den Stufen der Ecce-homo-Capelle. Einfach und gewöhnlich iſt die Ge-

ſchichte, die er mir, von tauſend Thränen und Seufzern unterbrochen, mittheilte.

Er war Schnitzarbeiter in einer Bronze-Fabrik. Zufrieden hatte er einige Jahre bei einem mäßigen, aber genügenden Auskommen gelebt, als ihn ein Zufall mit der einzigen Tochter ſeines reichen Brotherrn zuſammenführte. Ihre Begegnung wiederholte ſich: anfangs in Zwiſchenräumen mehrerer Wochen, dann von Sonntag zu Sonntag in der Mittagsmeſſe, endlich jeden Tag im Frühgottesdienſt.

Das Mädchen hatte keine Mutter mehr. Ihre Erziehung und Ueberwachung war einer franzöſiſchen Gouvernante anvertraut worden, die allen Launen und Wünſchen ihres verzärtelten Zöglings mit ſchmeichelnder Dienſtfertigkeit entgegenkam. Auch zu den erwähnten gefährlichen Zuſammenkünften bot ſie gefällig die Hand; und ſo hatten die jungen Leute bereits Gelegenheit gefunden, ſich ihre Gefühle zu geſtehen; ſie hatten bereits einige Monate im ſüßen Austauſche der Schwüre ewiger Treue, in den bezaubernden Plänen ewiger Vereinigung geſchwelgt, als der Vater Sophiens hinter das Geheimniß gerieth. Eine furchtbare Scene erfolgte. Die dienſtfertige Geſellſchafterin und der allzu kühne Freier wurden augenblicklich fortgeſchickt, dem zitternden Mädchen aber bedeutet, daß ſie ſich bereit zu halten habe, in einigen Tagen einen Bräutigam aus der Hand ihres erzürnten Vaters zu empfangen. Begünſtigt von einem ihr ergebenen Kammermädchen, war es ihr gelungen, ihren Freund aufzuſuchen und ihn von dem hoffnungsloſen Stande ihrer Herzensangelegenheit zu unterrichten. Es war dies deſſelben Tages, als ich die klaren Rehaugen aus meines Freundes Adolf's Behauſung hervorlauſchen geſehen — ſie ſelbſt, Sophie, war jenes reizende Kind geweſen, das ſo

ſchüchtern um ſich ſpähte, und als es ſich unbemerkt ſah, in die Gaſſe trat und eilig um die Ecke verſchwand. Hätte ich errathen können, welch ein Trauerſpiel damals das Schickſal zu entwerfen begonnen hatte, wie albern wären mir die Träume, die Aengſte, die Erbitterung erſchienen, welche ſich meine Phantaſie aus Wahngebilden zuſammenbraute! . . .

Die Folgen, die jener Beſuch hatte, zwangen dem reichen, harten Manne die Einwilligung zur Verbindung der Liebenden ab — aber eine Einwilligung, von keinem Vaterſegen begleitet, von Kummer, Elend und Verzweiflung gefolgt. Die geringen Erſparniſſe des fleißigen Arbeiters —, die Ausbeute der Hunderte durchwachter Nächte, die mir Lauſchenden den Stoff zu meinen Nebelgebilden geliefert hatten — reichten nur höchſt mühſelig für den Bedarf des kargſten Haushaltes hin; und da die Fabrik ſeines ehemaligen Patrons damals die einzige ihrer Art war, würde er, nach ſeiner Entlaſſung daraus, ganz ohne Erwerb geblieben ſein, wenn nicht durch kleine Arbeiten, die er zuweilen von einem Petſchaftſtecher erhielt, ſeiner Wirthſchaft ein unbedeutender Beitrag zugefloſſen wäre. Die wiederholten perſönlichen und ſchriftlichen Verſuche der jungen Frau an das Herz ihres Vaters blieben ohne Wirkung; als ungeſtüme Bettlerin ſah ſie ſich von jener Schwelle gewieſen, worüber ſie ſo oft, ſtrahlend vom Schmucke der Anmuth und des Luxus, pulſirend von Luſt und Hoffnungen der Jugend, geſchritten war.

Nach acht Monaten der unſäglichſten Leiden und Entbehrungen wurde ſie von einem Knäblein entbunden — lächelte zum erſtenmale wieder — drückte den Kleinen ans Herz — und hatte ausgelitten. Wer beſchriebe die Empfindung des Wittwers, ſeine Leiden, ſeine Sorgen und endlich die Krämpfe ſeines zer-

fleiſchten Herzen bis zu der Stunde, da ich ihn zum erſtenmal aus ſeiner traurigen Wohnung hervortreten ſah? Läßt ſich aller Jammer der Armuth, der Seelenqual in ein erſchütternderes Bild zuſammenfaſſen, als das eines Vaters, der ſein einziges Kind in ein Käſtchen gebahrt, das er ſelbſt zuſammengezimmert aus ſeinen Bettpfoſten, verſtohlen hinwegträgt in ſeinen eigenen Armen! — — — .

O ewige Barmherzigkeit! wie reich müſſen die Freuden ſein, welche Du in Deinem Reiche Denjenigen aufbewahreſt, die Du hienieden mit ſo ſchwerer Prüfung heimſuchſt!

Wir ſaßen wieder ſtumm neben einander . . . Seine Hand lag kalt und feucht in der meinen. Ich zog ſie hinter die wärmenden Falten meines Mantels, an meine bewegte Bruſt. Da kniſterte und rauſchte es von dürrem Laube; ich erſchrak, als hätte ich mich auf einem Verbrechen ertappt — dieſe Krone und jenes Veilchenbett! Der Held meines phantaſtiſchen Kummers, und dieſer zuſammengebrochene Unglückliche neben mir! . . . Jetzt ertönte entferntes Rädergeraſſel. Wer konnte in ſo ſpäter Stunde hier vorüberkommen? Wie ein Dolchſtich fuhr es mir durchs Herz: Ein Wüſtling, der von einer Spielpartie, von einem ſchwelgeriſchen Gelage, von einer üppigen verbuhlten Umarmung heimkehrt! Ich ſah ihn zurückgelehnt in die atlaſſenen Kiſſen, das ſchwimmende Auge halb geſchloſſen zwiſchen Traum und Wachen, auf lüſtern aufgeblähter Lippe ein ſchlaffes Lächeln, die fettlich glänzenden Finger über den eingeknickten Knieen verſchränkt . . . und neben mir . . . und fünfzig Schritte von uns in dem aſchgrauen Häuschen . . .

Das Geraſſel kam näher und näher — ein eleganter Wagen, von einem Vollblutgeſpann unvergleichlicher Schecken gezogen, lenkte um die Ecke. Mein Gefährte blickte empor,

fuhr in die Höhe, ſtürzte den Pferden entgegen, riß ſeinen Mantel von den Schultern und warf ihn über die Köpfe der Thiere, daß ſie, zurückgebäumt, ſtill hielten. Im Nu ſtand er an der Thür des Wagens, riß ſie auf und zerrte den darin Sitzenden auf das Pflaſter nieder. Indeß hatten die Pferde ihre Hülle abgeſchüttelt und jagten im Sturme davon. Der Eigenthümer des Wagens, ein ſtarkbeleibter Fünfziger, war wachsbleich und zitterte an allen Gliedern. Sein Angreifer faßte ihn unter dem Arme und zog ihn haſtig mit ſich fort nach der Todtenkammer. Daſelbſt angelangt, ſchrie er mit furchtbarer Stimme: »Hier liegt das Kind Deines Kindes — ihr Blut über Dich! mein Blut über Dich!« und wie ein Blitz war er entſchwunden . . .

Es war bereits vier Uhr Morgens, als ich in meiner Wohnung anlangte. Trotz des Fieberfroſtes, der meine Zähne klappernd gegeneinanderſchlug, ſaß ich zwei Stunden darauf im Reiſewagen.

---

Als ich nach mehreren Jahren in meine Vaterſtadt zurückkehrte, ſtand an der Stelle des düſteren verrotteten Hauſes, unter deſſen erleuchtetem Fenſter ich ſo oft verweilt hatte, ein helles, ſtattliches Gebäude. Von dem Unglücklichen, der es einſt bewohnte, habe ich niemals wieder vernommen.

---

# Zwei Balladen

von

Robert Urban.

---

## 1. Die Wartburg.

Dermalen pflegte Keiner
Des Waidwerks also brav,
Als wie der Schauenburger,
Von Thüringen der Graf;
Sohn Ludwigs mit dem Barte,
Der »Springer« so benannt,
Fürwahr der erste Waidmann
Im ganzen Sachsenland.

Hei, was sich durch die Loibe
Gar wilde Hatz entspann!
Bergauf, bergab wie Sturmwind
Und wiederum bergan,
Und steiler, immer steiler,
Fast trägt der Sporn das Roß,
Und plötzlich hält hoch oben
Der Graf mit seinem Troß.

Da that sich tief im Grunde
Weit auf ein reich Gefild,
Darob erstaunt die Herren
Vergaßen Jagd und Wild.
Wie dieser Platz befunden,
So ward der andern kein,
Genüber kecklich ragte
Die Veste Metilstein.

Da nahm der Graf die Rede
Und ſprach: »Wart', Bergle, wart',
Hie will ein Burgle bauen,
Bei meines Vaters Bart!«
Und wie der Graf gelobet
Sothanen ſtarken Eid,
Geſchahe auch die Löſung
Und ward ihm nimmer leid.

Ob zwar der Metilſteiner
Zu toben arg begunnt,
Den Grafen ſchiert es wenig
Und legte feſten Grund;
Da hat das Bergle wartet
Noch keine Jahre zween,
So hat ein ſtolzes Burgle
Davon ins Land geſehn.

Das Burgle hieß die Wartburg,
Juſt nach des Grafen Wort,
Und ward ſein guter Name
Nachmals ein guter Hort;
Denn treu hat es gewartet
Den Wittenberger Mann,
Daß ihn der Teufel ſelber
Hat mußt in Frieden la'n.

## 2. Der fliegende Holländer.

Es ragt ein Schloß am Meere
Bei Helder auf der Höh',
Das ſteht verfallen und leere,
Nur Nachts erſchallen Chöre
Weit über die ſtille See.

Die Schiffer ſingen und ſagen
Von einem König dort,
Der ſei in den Bann geſchlagen —
Sie ſingen es mit Zagen
Und fliehen den böſen Ort.

Denn wehe, es faßt den Nachen
Urplötzlich wie ein Griff,
Und elend muß er zerkrachen,
Doch droben ſchallt ein Lachen
Und gellender Seemannspfiff.

Und in des Jahres Runde,
So oft es Vollmondszeit,
Steigt niederwärts zum Grunde
Nachts um die Geiſterſtunde
Der König und ſein Geleit.

Das ſind aus allen Reichen
Viel Männer jung und alt,
Die harren auf ſein Zeichen,
Allſammt mit marmorbleichen
Geberden ſtarr und kalt.

Und ſo in düſt'rem Schweigen
Des Königs Hand gebeut,
Sieht man ein Schiff entſteigen,
In ſeinem Bau gar eigen,
Wie aus uralter Zeit.

Und ſieht es hoch ſich heben
Und ſchweben auf der Fluth;
Die See iſt glatt und eben,
Doch ächzend die Maſten beben,
Als wie in Sturmeswuth.

Und volle Segel ſchwellen,
Obwohl es windesſtill,
Da fahren durch die Wellen
Verſchollene Schiffsgeſellen,
Die Keiner mehr kennen will.

Sie fahren in die Weite
Und laſſen die Flaggen wehn;
Sie jagen, als jagten ſie Beute, —
Dabei ſind Schiff und Leute
Wie Schatten anzuſehn.

Sie fahren ohne Verweilen;
Sie fahren in Einer Nacht
Wohl tauſend und tauſend Meilen,
Und wen ſie da ereilen,
Der hielt ſeine letzte Wacht.

Zerſchellen muß, zerprallen
Ohne Rettung Schiff und Mann —
So will es ihnen gefallen,
Und nur der König von Allen
Hat keine Luſt daran.

Den Purpur um die Lende,
Sitzt er ſo ſtumm und ſtill
Und lehnt das Haupt in die Hände,
Voll Trauer, daß kein Ende
Seinem Fluche kommen will.

Seinem Fluch, der einſt aus Wettern
Auf ihn herniederfuhr,
Als er die heiligen Lettern
Ließ in die Tiefe ſchmettern
Und zu dem Böſen ſchwur.

Nun wird nicht eh' zu Schanden
An Schiff und Volk der Fluch,
Bis einſt die Wogen verſanden
Und alſo neu erſtanden
Zum Licht das heilige Buch.

Gott wolle Jeden wahren
Vor ſolchem Strafgericht!
Es fahren die Sünderſchaaren
Wohl ſchon ſeit tauſend Jahren,
Doch ſchwinden die Fluthen nicht.

Und wann im Oſt erglommen
Der erſte Frührothſchein,
Da kommen ſie heimgeſchwommen
Und gehen, wie ſie gekommen,
In das öde Schloß hinein.

Verfallen ſteht und leere
Schloß Helder auf der Höh!
Doch ob des Fluches Schwere
Gab es ſchon manche Zähre
Und manches Herzeweh.

Kein Weinen hilft, kein Klagen —
Wie ſchwer es drücken mag,
Der König muß es tragen,
Das Weltmeer zu durchjagen
Bis auf den jüngſten Tag.

# Ode
## an Se. Maj. den König Ludwig von Bayern.

(25. August 1856.)

---

Meiner Heimath friedliches Haingeflüster,
Wo die Limburg stolz in das Thal hinabschaut,
Weckte einst mir hold bei dem Abenddämmern
Wonniges Traumbild:

Ferne, wo die palmenumgrünten Mauern
Handelskund'ger Stadt, Syrakusa's üpp'ge
Saatgefilde jonische Fluth bespület,
Plätschernder Wallung,

Ruht' ich hingestreckt in des Abends Kühle;
Wo sich wehmuthsvoll in dem sanften Säuseln
Einer Weide Haupt auf ein Marmordenkmal
Trauernd hinabneigt,

Glaubt' zu ruh'n ich sinnend und tiefe Stille,
Sanfte Grabesruhe entstieg den Blumen,
Die dem fremden Dichter einheim'sche Ehrfurcht
Pflanzt' auf den Hügel.

Wie der Mond ergoß durch die Bläu' so sanft sich,
Dröhnt im Sturmgebraus der beblümte Hügel,
Und dem Grab entsteiget im Lichtgewande
Deutschlands Verbannter;

Lächelt hold mir zu, dem Verzagten, hebt mit
Stolzem Plektrum an den Gesang, daß weithin
Durch das Palmenzweigrauschen und Wogenbranden
Leiergetön scholl.

Staunend lauſchte ich: durch die Glieder zuckte
Süßer Schauder mir, als vom Saitenſilber
Unter'm Meiſtergriffe, des Hochſangs Feier
Herrlich ſich losräng.

Als von Bayerns Stolze, dem erſten Ludwig,
Kühn ſein Lied erſcholl und zum Sternenzelte
Seines Sanges Weiſe ſich hob, wie Adler
Auf zu dem Horſte.

Da verhallt' ſein Sang, und mit ſanftem Lächeln
Reicht' die Harf' er mir, von den Lippen ſtrömte
Ueber mich als Jünger der Dichterweihe
Seliger Machtſpruch:

»Weil's verwehrt dem Todten, ſo künd', mein Jünger,
Was gelauſcht Du jetzt, dem erhabnen König,
Biete Platen's Gruß zu dem heut'gen Feſttag
Fürſtlichem Sänger!« —

Sprach's und ſchwand. — Ich griff in die Saitenpaare:
Seiner Weiſe hehres Gebot erhob mich,
Und des Jüngers zagendem Schlag entſtrömte
Stolze Beflüglung:

---

Wie wenn weſtwärts ſinket die Herbſtesſonne
In der Berge duftiges Blau, am Abhang
Still ein Hüttchen träumet, ſo traut geſchirmt von
Gelblichem Strohdach,

Auf der Hausflur draus, von des Maulbeerbaumes
Sanfter Kühl' umhauchet, der greiſe Landmann
In der Enkel Mitte gelagert, weit in
Fluren hinausſchaut,

Die im Jugendſchweiße aus dürren Steppen
Er zu üppigen Auen gewandelt, und dann
Hebt ſein Auge ſich hebt zu dem Himmelsbogen,
Stummen Gebetes.

Zährenreich bald flimmert der Blick, und durch die
Helle Bläue wandelt der Mond, die goldne
Aehrenfluth rings wogt in des Abendſäuſelns
Heiligem Frieden; —

Alſo ſchauſt Du, Edler, am Lebensabend
Von der Zinn' herab auf die ſchöne Rheinpfalz,
Der Dein milder Scepter ſo ſtilles Glück und
Mächtigen Glanz gab;

Wo am ſtolzen Rheine die heil'gen Münſter
Kühn das Haupt erheben, daß tief durchſchauert
Deinen hehren Namen dem Weſt verkünd' des
Rheines Gewoge;

Schauſt hinab, wo friedlich im Thal der Köhler
Seinen Holzſtoß thürmt, und in nimmermüdem
Lauf die Bäche rühren der Hammerwerke
Wechſelnden Tiktak;

Wo am Hügel herbſtet die reife Traube,
Rüſt'ge Hand und fröhliches Jauchzen ſchallet,
Wenn im Tanz ſich ſchwinget die frohe Jugend
Schäkernden Chores; —

Träumſt hinüber Dich an der Donau reiches
Ufer, wo Bavaria harrt, um Deine
Reichumlockten Schläfe die dichten Eichen-
Kränze zu winden.

Wo Walhalla's Pforten ſich weit eröffnen
Und im Freudenſchauer ſchon jetzt erzittern,
Daß im Ruhmesglanze Du durch die hohen
Wölbungen einziehſt.

Wenn ſo ſtill Du ſinneſt in ſel'ger Freude,
Fleugt Dein frommes Auge zum Firmamente,
Und zum lichten Wolkengezelte ſteigen
Pſalmen des Dankes.

Fließen laſſ' die Zähre, erhabner Herrſcher!
Deiner Krone ſchönſtes Geſtein hat niemals
Hehrer Dich geſchmücket, als dieſe Thräne
Stummen Gebetes.

Deines Volkes Friede mög' ſie Dir trocknen.
Mög' der Pfälzer lange ſein Haupt noch heben,
Stolz, daß ſeine Auen Du würdigſt gnädig
Deiner Behauſung.

---

Herr! Ich hab's geſungen das Lied und leg' es
Nieder nun zu Deines Gewandes letztem
Faltenſaum mit ſchüchterner Hand, als Opfer-
Spende des Jünglings,

Der kaum achtzehn Lenze in neuem Schmucke
Kehren ſah. Nimm gnädig es an, das Opfer!
Glücklich ich, wenn Du in mildem Sinne
Lächelſt mir Beifall!

Speyer. Julius Martin Spatz.

---

# Drei Frühlingslieder

von

Karl Köchy.

---

## 1. Der Frühling ſpricht:

Heute gilt es, Dich beglücken,
In das Freie tritt heraus,
Sieh', ich ſäumte nicht, zu ſchmücken
Dir das kleine Gartenhaus.

Jeder Baum ſteht, Dich zu grüßen,
In der Blüthe weißem Glanz,
Und die bunten Blumen ſchließen
Sich zuſammen Dir zum Kranz.

Horch, aus allen Büſchen helle
Schallt ein hundertſtimmig Lied;
Das iſt meine Hauscapelle,
Die zum Feſt ich herbeſchied.

Alle Weſte ſind geladen,
Schmeichelnd nahen ſie ſich Dir,
Deine junge Stirn zu baden,
Und die Luft glänzt wie Saphir.

Freudenrothe Wölkchen ſchwingen
Sich durchs tiefſte Morgenklar,
Himmelsbotſchaft Dir zu bringen,
Hoffnung für ein neues Jahr.

Und das Weltlicht, angezogen
Von der Augen ſüßem Licht,
Spielt in goldnen Liebeswogen
Um Dein weinend Angeſicht.

Birg die ahnungsvolle Wonne
Schamhaft in der treuen Bruſt;
Sommer reift an ſeiner Sonne,
Was nur ich und Du gewußt.

## 2. Wiedergeburt.

Theurer Gott, den ich bekenne,
Den ich anzubeten brenne,
Dir gehör' ich ganz nun an!
Aus dem Grab biſt Du erſtiegen,
Der die ſtumpfe Welt beſiegen,
Der ſie hoch beſeelgen kann.

Und ſie all', die heitern Götter,
Stehen auf im Frühlingswetter,
Von der Liebe Hauch belebt;
Baum und Quelle athmen wieder;
Philomele, neue Lieder
Singſt Du, todesluſtdurchbebt.

Auch die Mutter folgt dem Sohne,
Daß ſie wieder mit uns wohne,
Und ſie löſt des Gürtels Band;
Alle Roſen röther blühen,
Alle Menſchenherzen glühen
Von der Schönheit Macht entbrannt.

Und es klingt in goldner Leier,
Und es ſammelt ſich zur Feier
Auch der Muſen ganzer Chor:
Ja, das Leben fühlt ein Sehnen,
Und wird ſelbſt ein Reich des Schönen,
Hebt ſich wie verklärt hervor.

Theurer Gott, der mir erſchienen
Leuchtend in der Liebſten Mienen,
Mich durch Schmerzen einzuweihn;
Der vernichtet und erfriſchet,
Der in ſeiner Schale miſchet
Tod und Leben — ich bin Dein!

Pfeil auf Pfeil laſſ' mich empfangen
Aus den Augen, von den Wangen,
Wo Du Deinen Luſtſitz haſt!
Daß ich mit den ſüßen Wunden
Wandle durch der Erde Runden
Wie ein ſchöner Himmelsgaſt!

## 3. Zwei ſind Eins.

Du liebſt mich von Herzen!
Du ſagſt es in Schmerzen?
Sei fröhlich, mein Du!
Laſſ' ſie ſich verſchwören,
Wir können's nicht wehren,
Doch ſoll's uns nicht ſtören,
Wir lachen dazu.

Wir lachen und küſſen,
Sie mögen's nur wiſſen
Zu ihrem Verdruß.
Was Riegel und Wachen?!
Wir ſpotten der Schwachen
Bei Küſſen und Lachen
Zu ihrem Verdruß.

Sie müſſen's uns gönnen,
Und wenn ſie uns trennen
Noch härter als Erz,
Uns ſoll's nicht betrüben,
Wir wollen uns lieben,
Bis uns wird zerſtieben
Zu Aſche das Herz!

---

## Ein Tag vor Saragoſſa.

---

Aus Morgengrau, aus Kampf- und Nebel-Schauern,
Erheben ernſt ſich Saragoſſa's Mauern,
Zerſchoſſen, ſchwarz, mit blut'gem Thau getränkt.
Der grimme Sturm war muthig abgeſchlagen,
Der dritte, den ſeit ſieben heißen Tagen
Das Franzenheer ob dieſer Stadt verhängt.

Noch flattert trotzig auf der Veſte Zinnen
Das Banner Palafor's, der herzhaft drinnen
Ein freiheitglühend Volk ſchwertkundig lenkt.
Napoleon's erprobte Veteranen
Umſonſt verbluten auf den alten Fahnen; —
Vor Saragoſſa ſich der Adler ſenkt.

»In Aragon erſt ſollen beſſ're Helden
Wir finden? Und nicht einen Sieg zu melden
Hat Clio ſeit dem Pyrenäenzug!«
So ging es lauter ſtets von Mund zu Munde,
Wenn auf der Beiwacht, auf der Lagerrunde
Der Krieger zornig an die Waffen ſchlug.

Der klare Tag liegt über's Feld gebreitet,
Das täglich faſt der Wandrer Tod beſchreitet:
Vom blauen Himmel lacht des Friedens Gruß.
Doch anders iſt der Menſchen wildes Sinnen,
Tiefnächtig ihr todheiſchendes Beginnen
Und Haß vollbringet, was die Pflicht nicht muß.

Im Lager wird es rege. Waffen blinken,
Die Trommel wirbelt und die Fahnen winken —
Bereitet ſich der Sturm von Neuem vor?
Gönnt keine Ruhe man den tapfern Müden,
Die heut im Norden, morgen dort im Süden
Entſcheiden halfen, wer der ärgſte Thor?

Die Truppe hält, das Viereck wird geſchloſſen.
Ja, — Einer der Gefangnen wird erſchoſſen:
Der Führer Einer, und »landsmänniſch Blut!«
Da bringt man ihn, das Angeſicht verbunden,
Den Leib geſchmückt von kaum vernarbten Wunden.
Er ſchreitet feſt einher; er hält ſich gut.

Jetzt ſteht er ſtill in der Soldaten Mitte.
»Euch iſt verſtattet eine letzte Bitte!«
So ſpricht gerührt zu ihm der Commandant.
»»Ich bin gewohnt, dem Tod ins Aug' zu ſchauen,
»»Gönnt mir den Himmelsblick, den ſonnig-blauen,
»»Vom Auge, bitt' ich, nehmt mir den Verband.««

Der Commandant erfüllt des Jünglings Bitte —
»O Gott, weh mir!« ruft er, und ſeine Schritte,
Sie wanken, und das Schwert der Hand entſinkt.
»»Mein Vater!?«« — Bebend an die Bruſt des Greiſen
Stürzt ſich der Sohn, wo er die bittern, leiſen,
Die Thränen väterlichen Schmerzes trinkt.

»Hinweg! Genug! Die Pflicht verdrängt die Worte;
»Ich bin Soldat! Dich grüßt des Todes Pforte!« —
Er rafft ſich auf und blickt ihn an, gefaßt:
»Mein Sohn, Du in den Reihen der Rebellen? —
»Und Frankreichs Sohn, bei ſpaniſchen Geſellen?
»Du biſt nicht werth, daß Dich ein Vater haßt!«

Er ſagt's. Ihm zucken fiebernd Aug' und Wangen,
Und näher tritt zum Sohne er mit Bangen:
»Verführter Knab', ein Mittel giebt es nur,
»Nicht Freiheit, doch das Leben Dir zu retten!
»Spar' mir den Schmerz. — in wohlverdienten Ketten, —
»Daß eignes Blut ich opf're meinem Schwur.«

Und weiter ſprach er, — ſeine Pulſe pochten, —
»Schwör' ab die Sache, die Du dort verfochten,
»Bereue laut und fleh' um Gnade hier.«
Der Jüngling faßt des Vaters Hand; mit Küſſen
Bedeckt er ſie und ſinkt zu ſeinen Füßen:
»»Vergebt! — Dann ſcheiden heut' auf ewig wir!««

»»Ganz werthlos iſt in Ketten mir ein Leben.
»»Es ſteht mein flammend Lieben und mein Streben
»»Im Dienſte nur der freien Menſchlichkeit.
»»Mein Vaterland iſt dort, wo finſt're Mächte
»»Selbſtſüchtig, frech befehden ihre Rechte,
»»Und meine Sache iſt ihr heil'ger Streit.««

Ab wendet ſich der Capitän zur Truppe,
Die ſelbſt erſchüttert von der Trauergruppe,
Und durch die Reihen ſchmettert ſein: Habt Acht!
Sein Auge ſtarrt; der Wuthkrampf der Meduſen
Iſt in des Mannes unbewachtem Buſen
Mit aller Rieſenſtärke auferwacht.

Geſprochen hat der Jüngling ſein Gebete,
Und heiter blickt er aufwärts; lieblich wehte
Die Morgenluft um ſein verklärt Geſicht.
Auf ſeine Bruſt, die narbenſtolze, bloße
Sind wohlgerichtet dreizehn der Geſchoſſe —
Er zuckte mit den Augenwimpern nicht.

»Steht nicht ſo nah' mir, Vater! Nicht geheuer
»Iſt's hier!« — Doch dieſer commandiret: Feuer!!
Hinſtürzend auf den Sohn im ſelben Nu. —
In Lagers Mitte an der blut'gen Stelle
Zwei Leichen man begrub bei Mondeshelle,
Und deckte ſie mit friſchen Reiſern zu.

Ein ſtiller Kreis hat um ſie her geſtanden,
Die rauhen Krieger keine Worte fanden
Für dieſes Anblicks tief ergreifend Weh!
Galt nun dem greiſen Vater mehr dies Trauern?
Galt ſeinem Sohne tieferes Bedauern?
Galt es dem Sinn des Schauſpiels, der Idee? —

Und Einer von der alten Kaiſergarde
Warf ihnen in die Grube die Cocarde;
Ein Opferzeichen ihrem Leidgeſchick.
Es war dies Einer von den Veteranen,
Die treu geſtritten für die jungen Fahnen
Der früh begrab'nen Republik.

Ludwig Foglar.

# Zur Tiſchrück-Epidemie.

Lieber Leſer, Du weißt gar nicht, was es mich koſtet, dieſen Titel niederzuſchreiben; doch keine Feindſchaft, wir dürfen hoffen, als Freunde zu ſcheiden, wofern Du Dich nicht abſchrecken läßt, mir zu folgen. Ich habe die beſte Meinung von Dir, — fern ſei der Verdacht, Du möchteſt ein Anhänger ſein von albernen Ideen, Du hätteſt gar behaupten wollen, es ginge nicht mit rechten Dingen zu, wenn irgend ein ehrwürdiges Möbel in Bewegung kam. Im Gegentheile — ich ſetze voraus, daß Du das Factum aus eigener Anſchauung einmal kennen gelernt, keinen Augenblick in Zweifel geweſen biſt, daß es ſich auf längſt bekannte Geſetze gründe, gleichwie Du etwa die Wirkungen des Telegraphen aus den Depeſchen Deiner lieben Freundin kennſt, ohne vielleicht mit ſeiner Einrichtung noch mit den Geſetzen näher vertraut zu ſein, die ihn bewegen. Allein während Du den Telegraphen mit tauſend anderen Erfindungen in eine Kategorie wirfſt — beſchäftigt Dich beim »Tiſchrücken« doch noch eine ganz andere Frage, ja ſie drängt ſich Dir in den Vordergrund, nachdem Du als »abgemacht« betrachtet, daß über Urſache und Wirkung in jedem phyſikaliſchen Handbuche nachgeſchlagen werden kann.

Du frägſt: »Wie kömmt es, daß wir ſechs ehrliche Leute, die wir den Tiſch gerückt und in heftige Bewegung gebracht — mit voller Beruhigung, mit gutem Gewiſſen ſagen konnten, wir haben nicht gedrückt, nicht gerückt, wir haben bloß unſere

Hände aufgelegt?« — Das iſt's, was ich Dir beantworten will. Ich fange da an, womit ich enden ſoll, aber Du weißt nun auch, warum ich's thue.

Verſuchen wir nun, wer von uns Beiden länger einen Arm wagrecht ausgeſtreckt zu halten vermag. Ich halte ihn 16 bis 20 Minuten in dieſer Lage; dann aber tritt der Moment ein, wo Du mir Millionen verſprechen — oder mit dem Tode drohen kannſt, um mich zum ferneren Halten zu bewegen, — umſonſt, keine Secunde mehr, der Arm ſinkt — ſchwer und plump, wie ein lebloſer Körper an meiner Seite herab, als gehörte er gar nicht mir, als wäre jede Empfindung aus ihm gewichen. — Willſt Du nun gefälligſt dieſen Moment des Sinkens benützen und Deine Schulter unter meinen Arm bringen? »Edler Freund, Du drückſt mich ja entſetzlich — meine Schulter muß blau ſein.« Ich drücken? Nein, das ſchwöre ich Dir; — meine Hand berührte Dich wohl, aber von Drücken war keine Rede — ſo wahr ich ehrlich bin. — »Nun, wenn das nicht drücken heißt, dann — —« Was dann? »Dann weißt und fühlſt Du's nicht.« — So mag es ſein — ſo wird es ſein. Das Gewicht meines Armes laſtete auf Dir, ohne daß ich mehr davon fühlte, als die Berührung mit Dir durch meine Finger. Denn ſo lange ich fühle, daß ich einen gewiſſen Druck ausübe, in ſo lange bin ich auch im Stande, den Arm wagrecht ausgeſtreckt zu halten. Haben die Muskeln (hier — Delta) in meiner Schulter ſich einmal erſchöpft, haben ſie ihre Functionen, ihre Thätigkeit eingeſtellt, dann iſt's umſonſt, dann hilft der ſtärkſte Wille nicht — der Arm muß ſinken — und wo er hintrifft, mit einem Gewichte drücken, welches gleichkömmt dem größeren Theile ſeiner Maſſe. — Und was Du hier beim Arme erfahren, das findeſt Du hun-

dertfach beſtätigt im Leben, das findeſt Du an allen durch Deinen Willen bewegbaren, in einer beſtimmten Richtung erhaltenen Theilen Deines Körpers, wenn nämlich deſſen Muskeln fortgeſetzt durch längere Zeit angeſtrengt werden. Verſuche dies mit den Füßen, mit den Händen, mit einzelnen Fingern; Du weißt, daß Dir die Hand zittert, wenn Du am heißen Mittag Deiner Freundin den leichten Schirm getragen, — daß die Finger ſteif werden, wenn ſie eine Weile den Pinſel geführt; haſt Du nicht auch vom »Schreiberkrampf« gehört? Du kennſt das ſogenannte Einſchlafen der Glieder, wenn dieſe lange anhaltend in derſelben Lage waren, — Du weißt endlich, wie lange ungefähr Du mit einem Gewehre im Anſchlage bleibſt. Zu alledem will ich Dir noch Eines hinzufügen. Nimm einen längeren leichten Stab und drücke mit ſeinem Ende auf irgend einen Gegenſtand, oder beſſer noch, damit Du auch deutlich ſäheſt — auf eine Wagſchale, die durch ein Gegengewicht von etwa zwei Pfunden in der Höhe gehalten wird. — Bemühe Dich jetzt, ſie herabzudrücken. Den Druck, den Du ausgeübt, wirſt Du auch gefühlt haben. Anders wird ſich der Verſuch geſtalten, wenn Du ſtatt des leichten Stabes eine Eiſenſtange nimmſt, die Du nur mit Anſtrengung wagrecht zu halten vermagſt. Im Nu wird die Wagſchale herabgedrückt, das Gegengewicht hinaufgeſchnellt ſein. Ich frage Dich aber, haſt Du diesmal den Druck gefühlt? »Nein, nichts Anderes, als daß ich den Moment wahrgenommen, in welchem das Ende der Eiſenſtange mit der Schale in Berührung kam.« — Die Analogie wirſt Du finden, lieber Leſer — und hiermit genug über dieſen Punkt.

Zum Ueberfluſſe will ich Dir aber noch zeigen, in welcher Art das Vorausgeſchickte beim — — ich muß das entſetzliche

Wort ſchon wieder ausſprechen — — beim Tiſchrücken in Anwendung kömmt. Drum höre weiter:

Ihr ſaßet ſechs ehrliche Leute beim Tiſche, — die Hände nach Vorſchrift aufgelegt. Du weißt, nebenbei geſagt, daß es immer etwas länger, oft ſogar ſtundenlang gedauert, wenn ehrliche Leute beiſammen ſaßen — (Beweis genug, daß der hohe Spukende — der Geiſt nämlich — wenig Achtung vor Rechtſchaffenheit hatte). Eure Hände berührten fortwährend die Tiſchplatte nur ganz leiſe, davon waret Ihr überzeugt — Ihr möchtet ſchwören darauf. — Verzeihe, daß ich daran zweifle; denn wer das vermag durch eine halbe oder gar durch eine ganze Stunde, den möchte ich mir gerne näher beſehen. Doch ich vergaß, daß Du jetzt ſelbſt daran zweifelſt und im Gegentheile ſchon mit mir überzeugt biſt, daß nach einer Stunde bereits ein ziemliches Gewicht den Tiſch belaſtet, und daß es kein Wunder iſt, wenn er zu ſeufzen, zu ſtöhnen und zu krachen anfängt — ja auch ſelbſt dann, wenn jeder der Sitzenden nur einen Finger auflegt. Eben ſo gut begreifſt Du, daß man nach einer gewiſſen Zeit nicht mehr dafür ſtehen kann, ob man nicht ſelbſt den erſten Impuls zur Bewegung des Tiſches gegeben hat — unwillkürlich. — Höre indeß noch weiter! — Es frägt ſich, wie viel Kraft ich aufwenden müßte, um denſelben Tiſch allein, entweder auf gewöhnliche Weiſe oder vielleicht mit Hülfe einer kurzen Schnur, zu drehen, von ſeiner Stelle zu rücken; zu welchem Ende ich die Schnur durch einen Nagel an irgend einem Punkte des Tiſchrandes befeſtigte. Ziehe ich nun in einer ſolchen Richtung, welche das Möbel zwingt, ſich zu drehen und mir zu folgen, ſo kann ich ja ungefähr abſchätzen, welchen Kraftaufwand ich machen mußte, um dieſen Zweck zu erreichen. Deutlicher würde mir ein Gewicht antworten, welches

ich an das andere Ende der Schnur hänge, nachdem ich dieſe letztere über eine leicht bewegliche Rolle geführt habe. In dieſem Falle ſagten mir Zahlen, wie groß die Reibung war, die ich zu überwinden hatte. Es iſt aber klar, daß ſich ſechs »Rücker« in dieſe Kraft zu theilen haben, daß ein ſolcher Theil vielleicht ſo gering iſt, daß alle Sechs mit dem bloßen Zeigefinger — in gehöriger Richtung aufgeſtemmt — das erreichen werden, wozu der Einzelne ſeine Hand, oder wozu man ſo und ſo viel Pfund Gewicht gebraucht hatte. Iſt die Trägheit oder das Beharrungsvermögen einmal überwunden, dann geht es um ſo leichter, worüber Du weiter unten Näheres erfährſt, wofern Du wacker ausharreſt bis zu Ende. — Vorerſt noch einige kurze Bemerkungen, die ich beinahe bei allen Verſuchen, denen ich als Zuſeher beizuwohnen das unausſprechliche Glück hatte, aus der Ferne zu machen Gelegenheit fand.

Es hieß Anfangs allgemein, der Tiſch müſſe ſich von links nach rechts drehen. Dem aufmerkſamen Beobachter konnte nicht entgehen, daß dieſe Erwartung ſich häufig in den Blicken, oft in den etwas vorgenommenen linken Schultern, ſicher und immer aber darin ausgeſprochen, daß nie das Gegentheil davon eintrat, daß z. B. die Hände etwas nach links vorwärts aufgelegt waren. Nie! ich ſah es nie; auch iſt es ganz natürlich, daß ich meinen Blick nicht nach rückwärts kehre, wenn ich was immer ſehnſüchtig von vorwärts erwarte. — Wären hingegen alle Bedingungen genau erfüllt, ſäßen ſich ſechs gleich ſtarke Perſonen an einem runden Tiſche eben ſo genau gegenüber — dann — dann könnten ſie auch jahrelang vergeblich ſitzen. Näheres kannſt Du, lieber Leſer, in dem Capitel vom Gleichgewichte der Kräfte erfahren, worin Du zugleich leſen wirſt, daß die Richtung, welche der bewegte Tiſch einſchlägt, lange,

lange ſchon vor dem Tiſchrücken mit dem Namen »reſultirende« getauft war.

Jetzt laß uns einem Verſuche beiwohnen.

Unſerer Sechs ſitzen bereits eine Stunde. Der Tiſch beginnt ſchon ſich zu rühren — man fühlt zeitweiſes Schwanken — jetzt einen kleinen Ruck — die Erwartung ſteigt — auf allen Lippen die Warnung, ſogleich aufzuſtehen, um der Bewegung zu folgen. Alles bereitet ſich vor, ſtellt ſeine Füße zurecht, um nicht gehindert zu ſein — — der Tiſch kracht — Jetzt!! — Auf! — Er geht, er geht — ihm nach — langſam — die Finger auf der Platte laſſen — nur fort — ſchneller — Platz! Platz! Rechts herüber — fort — ſchneller — laufen — laufen — Krach! Ein Fuß gebrochen! — —

»Ha! Gott ſei Dank, daß es gelungen; mich ſchmerzen alle Glieder vom Sitzen und Halten — meine Hände zittern, — ich bin kaum im Stande, die Cigarre zu nehmen. — Und richtig von Norden nach Süden.« Um Vergebung, mein Herr, er ging von Weſten nach Oſten — nach Süden konnte er nicht, da ſteht ja der Schrank.

»Wie doch die Bewegung zunahm, wie raſch ſie geworden, ohne daß man geſtoßen oder gedrückt hätte.«

Ei das möchte wohl eine ſchwierige Aufgabe ſein, mit einem rotirenden Tiſche laufen, ihn mit den Fingern nicht verlaſſen ſollen und dabei weder drücken noch ſtoßen. — Ueberziehen Sie die Tiſchplatte mit einer dichten Lehmſchicht, um ſich von den tiefen Eindrücken zu überzeugen, welche Ihre Finger zurücklaſſen. — Verſuchen Sie im engen Kreiſe zu laufen; Sie werden ſich — einwärts neigen müſſen, was Sie in Reitſchulen, im Circus an Pferd und Reiter wahrnehmen können. Daß es unter Umſtänden, namentlich bei ungleich-

förmiger Bewegung, ſchwer iſt, die dargebotene Stütze zu verſchmähen, das mögen Sie mir glauben oder ſelbſt erproben, und darum halte ich dafür, daß Sie früher Ihrem Tiſche unwillkürlich ganz ſolide Stöße ertheilt haben. Daß aber ein Körper — einmal in Bewegung — mit geringerer Kraft darin erhalten werden kann, finden Sie hundertfach im täglichen Leben beſtätigt, ebenſo, daß eine beſchleunigte Bewegung entſteht, wenn die Kraft gleichmäßig fortwirkt. Betrachten Sie hier den Wagnerjungen hinter dem Rade, das vor ihm herrollt; wenn er fortfährt, es ſo häufig zu ſtoßen, ſo wird er es kaum einholen können. Sehen Sie dort die Pferde, wie leicht ſie den Wagen fortziehen, wie raſch er dahin eilt — und wie ſchwer ſie ihn früher von der Stelle, aus der Ruhe brachten. — So ließen ſich Ihnen hundert andere Fragen ähnlich leicht beantworten. Was Sie unzähligemal ſahen im Leben, was Ihnen gäng und gebe war an einem Wagen, an einem Mühl- oder Spinnrade, an Ihnen ſelbſt, an irgend einer Geräthſchaft in Ihrem Zimmer, war es eine Wiege oder ein Seſſel, das dünkte Ihnen neu — ja geiſterhaft und unerklärlich an einem Tiſche. Zwei Schritte hatten Sie zu gehen, die Erklärung zu finden, — Sie ſuchten ſie in den Sternen, und das iſt wohl freilich intereſſanter und ſagt unſerer Transcendentalomanie mehr zu als das Klare, das Einfache, das Natürliche.

Ich bin nun zu Ende, lieber Leſer. Was ich zunächſt hier oben geſagt, war, wie Du ſahſt, nicht an Dich gerichtet; da ſei Gott für, daß ich Dich beleidigen und mit ſolchen Aufklärungen beläſtigen wollte. Dir galt nur der Beweis, daß man einen bedeutenden Druck ausüben, daß man thätig ſein kann, ohne es zu wiſſen, gleichwie — erlaube mir das Gleichniß —

gleichwie man auf der Brücke einer Decimalwage ſtehend ein Gewicht von anderthalb Centner und darüber ohne die mindeſte Anſtrengung in die Höhe hebt, ohne vom Ganzen mehr zu fühlen als das Schwanken und die Berührung.

Es war im Jahre 1853 nach Chriſti Geburt, als die große Epidemie graſſirte; der Zufall wollte, daß ich vielen ſolchen Verſuchen als Zuſeher beiwohnen mußte; ich ſah Groß und Klein, Jung und Alt, Männlich und Weiblich, Geſund und Krank, Eingeweiht und Laie — von allen Seiten genoß ich; auch von den ſchauerlichen Zuthaten, den Klopfereien und dergleichen, konnte ich hören, und — horribile dictu — unter gar gelahrten Titeln, unter »Nerven-Atmoſphäre, Nerven-Agens, Muskel-Strömungen und andere Dynamiden«, höchſt weiſe Theorien über das »Tiſchrücken« leſen, mit denen dann ſo manche andere wichtige, vernünftige Idee unrichtigerweiſe über Bord geworfen wurde, weil ſie — im Verein mit ihrer jungen Schweſter — den Credit verloren.

Einen Verſuch, einen einzigen, machte auch ich; er gelang in der That — und beſtimmte mein Urtheil. Und weil dieſes bisher vermögend war, auch ſtützige, verſtockte Sünder zu bekehren — ſo — ſo — Verzeihung meiner Unbeſcheidenheit, lieber Leſer — die Feder! —

Die abenteuerlichſten Dinge wurden erzählt mit feierlichem Ernſte, — und was war zu erwidern? »Aber, Herr! ich ſah es ſelbſt — am Ende trauen Sie mir doch zu, daß ich mich nicht in ſo weit täuſchen kann — Sie kennen mich doch u. ſ. w.« Gut, wir wollen uns überzeugen, laſſen Sie uns hingehen! — Ach, es gelang mir nie, niemals — ähnliche Dinge zu ſehen, wie ſie von ſo Vielen geſehen wurden in — ihrer Phantaſie.

Von grobem Irrthume, von Betrug, mitunter von höchſt komiſchen Dingen, von denen ſich gar viel erwähnen ließe, ſchweig' ich, ſie gehörten nicht zum Zwecke dieſer Zeilen.

Ich ſcheide von Dir, lieber Leſer, in der Hoffnung, Dich auf Manches aufmerkſam gemacht, Dir Manches ins Gedächtniß gerufen zu haben, was Du längſt gewußt, aber

Anno 1853 nicht angewendet haſt.

Lemberg. Bgt.

---

# Zwei Epigramme

von

Friedrich Hebbel.

## 1. Jedermann ins Album.

Was ich Dir wünſche, mein Freund? Ich wünſche Allen daſſelbe:
Finde Jeglicher den, der ihm im Innerſten gleicht!
Biſt Du ein Guter, ſo kann Dich der Himmel nicht beſſer belohnen;
Biſt Du ein Schlimmer, ſo ſtraft ärger die Hölle Dich nicht.

## 2. Dareios.

Daß Dareios das Meer von ſeinen ſclaviſchen Horden
Peitſchen laſſen, erfährt jeder Pennal und belacht's.
Daß er den blühendſten Baum mit einer goldenen Kette
Schmückte, entzückt wie ein Kind, weiß die Geſchichte allein.

# Des Dichters Lebenslauf,

von

Leopold Schefer.

Gipfel der Welt biſt Du, vollkommenbeſchloſſener Menſch mir!
Nichts mehr ſehn' ich von Euch, ihr reichthumſchweren Geſtirne;
Gar nichts wünſch' ich von Dir, nicht Tag, nicht Frühling, o Sonne;
Nichts mehr brauch' ich, o Erde, von Dir, wie das Plätzchen zum Grabe,
Und auf wenige Jahre das auch nur, bis mir zu Staube
Meine Gebeine geſunken. Das hätt' ich mir etwa verdienet
Als Dein Kind, um die Liebe zu meinen Geſchwiſtern, den Menſchen.
Alſo wunſchlos bin ich der Glücklichen Höchſter, der völlig
Glückesgeſättigte, Leidengeſättigte, welcher der Thränen
Langſamvergiftenden Becher, wie Nektar, ſorgenlos austrank.

Wo ich gelebt? — im All'! . . . und wie? — als liebender Urgeiſt!
Droben die höchſten Gebirg' auf Abendwolken umſchifft' ich;
Drunten die Meerfluth nächtlich bewandelt' ich golden im Vollmond.
Ja, ich beſtieg als Kahn ihn zur Fahrt in die funkelnde Höhle.
Tief in verſchollene Tage noch trat ich hinab zu den Männern,
Welche die Königsgräber erſt gründeten . . . Mumienmatten . . .;
Hoch vom leuchtenden Bogen beſucht' ich den Himmel der Götter,
Lag mit an ihrem Gelag; und die thalwärts ſinkende Sonne
Setzte mich wiederum aus bei den Hütten der Menſchen zur Nachtruh;
Auf Traumflügeln da ſchwebt' ich hinaus in die Reiche der Zukunft!

Doch vor Erinnerung weinend erwacht' ich da . . . sieh', denn da war ich
Ganz nur im Jugendhain, auf heiligem Schooße der Mutter!

Auch Ich bin zu den Todten lebendig hinuntergestiegen
Täglich wie nächtlich; ich habe, befragt nach ihren Verlass'nen,
Wahr sie getröstet, gesagt: »O sie kommen, sie kommen noch Alle;« . . .
Hab' um die Blumen mit ihnen geweint; um die Sonn' und die Bläue,
Und um sie selbst, die es trieb »nur noch einmal donnern zu hören,«
Plötzlich begeistert von meinem Gedicht — denn ich roch nach dem Frühling! —
Gern bei ihnen da still längst weil' ich, der Selige, selig,
Und als letzten der Schatten empfängst Du den Leib nur noch, Erde!

## Der Alpenkrater bei Eisenerz.

Ha, welch' ein Krater! Welch' ein schwarzer Grund!
Zu dem ich bang' und zitternd niederlausche.
Horch! athmen Geister auf aus diesem Schlund?
Gemahnt Dich's, wie wenn Gottes Odem rausche?

Die Eichen all', die in unzähl'ger Schaar
Empor sich strecken und den Aether tränken,
Es könnten diese Eichen all' fürwahr
Der ganzen künft'gen Menschheit Wiegen schenken.

Die unberührten Steine, die so wüst
Umhergestreut im Weiten und im Wilden,
Ob solche Fülle nicht beisammen ist,
Für eine Menschheit Gräber draus zu bilden?

Wer aber wird sich solches Traums bewußt?
Wer dächte hier noch an das schmale Leben,
An Tod und an Geburt? Hier, wo die Brust
Sich weiß bis zur Unendlichkeit zu heben?

Wie einsam hier! — Du findest keine Spur
Der Adler, wilden Gemsen, flücht'gen Rehe,
Und doch lebt hier gewaltig die Natur,
Sie lebt der eignen Lust, dem eignen Wehe.

Wildkräuter säuseln, Eichen rauschen fort,
Und Riesenblumen wuchern ungezügelt, —
Ein junger Quell versiegt, ein Baum verdorrt,
Doch Keiner hat's geschaut und dran geklügelt.

Dies Leben lebst Du selbst Dir, o Natur!
Nicht einem sterblichen Geschöpf zur Weide.
Erkenn' es, stolzer Mensch: es hat die Flur
Ihr eignes Weh' und ihre eigne Freude.

Hier bete, Mensch! Hier bete warm und treu,
Bevor Du wanderst von der hehren Stelle;
Hier sah'st Du in der stillen Siedelei
Den Schöpfer selbst in stummer Felsenzelle.

Karl Victor Hansgirg.

# Meine Alme.

Als mir das Leben lachte
Im frohen Knabenſpiel,
Und ich noch nicht gedachte
Ans ernſte Wanderziel;

Als nur noch Mährlein hoben
Und ſchüchterten das Herz,
Mir Alles ſchien gewoben
Zum loſen, leichten Scherz;

Als ich im muntern Reigen
Mich tummelte ſo gern
Und nur die grellen Geigen
Mein heller Morgenſtern;

Da weilt' ich doch ſo ſinnig
An Deinem Laubendach,
Und weinte oft ſo innig
Die Kindesträume wach.

Und als mein Muth ſich dehnte
Ins weite, weite Feld,
Als meine Luſt ſich ſehnte
Fort in die große Welt;

Als ich mir Schlöſſer baute,
So licht wie Sternenglanz,
Hoch nach den Wipfeln ſchaute,
In ihrem Silberkranz;

Als mir der Buſen glühte
Von Wonne und von Luſt,
Der Lenz mir lachend blühte
Voll Hoffnung in der Bruſt;

Da ſpielten Deine Blätter
So duftig um mich her,
Wie muntre Frühlingsgötter,
Entzückten mich gar ſehr.

Als dann im ſchweren Ringen
Und in der Arbeit Müh'
Verſcholl das heitre Singen,
Nur Sorgen ſpat und früh;

Als Mancher mich betrogen,
Gebrochen Treu' und Wort,
Als Stürme mich und Wogen
Geſchlagen hier und dort,

Als ich auf rauhen Wegen
Des dunklen Schickſals trieb,
Und mir vom Vaterſegen
Nur die Erinn'rung blieb; —

Da hab' ich mich gerettet
In Deines Schattens Raum,
Mich unter Dich gebettet,
Du alter Ulmenbaum!

Nun ich am Reſte zehre,
Des Grabes Rande nah,
Nichts fürder mehr begehre,
Weil bald das Ende da;

Nun ich hinüber blicke
Ins Eitle dieſer Welt,
Und wieder mich entrücke
Hoch über's Sternenzelt;

Nun mich verlangt zu ſcheiden,
Des Wanderns müd' und matt,
Hin zu den beſſern Weiden,
Die Gott bereitet hat; —

Nun ſenke Deine Zweige,
O Baum, mir über's Grab,
Und Frieden flüſternd neige
Sie lange grün herab!

Pritter, Inſel Wollin.

Hahn, Paſtor.

---

# Aus Gedichten an eine Verſtorbene.

K. G. Prätzel.

---

## Ihr Heimgang.

Mit ſolcher Lieb' und Luſt hing ſie am Leben!
So reich an Muth, an Hoffnung und Vertraun,
War ſie der heitern Zuverſicht ergeben,
Noch oft des Lenzes Wiederkehr zu ſchaun!

So unbeſorgt um ſein Verwelken, pflückte
Sie der vorhandnen Stunde Blumenſtrauß:
Mit ſo erfreulich holden Bildern ſchmückte
Sie ſich im Geiſt die ferne Zukunft aus!

So ſcherzend ſpielte, für die ſpätern Jahre,
Mit reizenden Entwürfen ihr Gemüth;
So fremd war der Gedank' an Sarg und Bahre
Noch ihrer Bruſt, von Maigefühl durchglüht!

Grauſames Schickſal! und im Vollgenuſſe
Des ſchönen Daſeins, frei von Sorg' und Schmerz,
Befiederteſt Du insgeheim zum Schuſſe
Den Todespfeil und zielteſt auf ihr Herz!

So wird der Rohheit das Vertraun zum Raube!
So lockt der Knab', in ſchnöder Hinterliſt,
So lockt — und kirrt — und tödtet er die Taube,
Indem ſie Weizen aus der Hand ihm frißt.

## Roſe, Stern, Herz.

Eine Roſe ſah mein Auge blühen,
Selig hing an ihrem Reiz der Blick;
Denn zu lieblichem Beſitz verliehen
War ſie mir vom waltenden Geſchick.
Da erhob ein Sturm die Schreckensflügel
In des Gartens friedlichem Bereich; —
Ach, und unter moosbedecktem Hügel
Schlummert nun die Roſe, lilienbleich.

Eines Sternes milder Strahl verklärte
Meinem Auge ſich im Erdrevier,
Und ſein trauter Liebesgruß gewährte
Ueberird'ſchen Troſt und Frieden mir.
Da bekämpfte plötzlich ſeinen Schimmer
Dunſtgewölk mit überlegner Macht; —
Ach, und ſtillerlöſchend barg für immer
Sich der Stern in farblos dunkler Nacht.

Luſtberauſcht hatt' ich ein Herz gefunden,
Das, gehorchend dem geheimen Zug,
Der verwandtem Herzen es verbunden,
Regen Eifers mir entgegenſchlug.
Da erſchien der blaſſe Ruhgebieter,
Der die Venen lähmt, den Puls zerſtört; —
Ach, und für das Traumbild ird'ſcher Güter
Hat das Herz zu ſchlagen aufgehört.

## Geſangesanreiz.

Nur mangelhaft verſteht, wie auch die Schwingen
Der Phantaſie gewaltſam er bewegt,
Des Dichters Mund die Freude zu beſingen,
Die ſtürmiſch wild ſich ihm im Herzen regt.

Doch laſſ' ihm Glück und Glücksgefühl entfliehen,
Bereit' ihm unerſetzlichen Verluſt;
Und um ſo ſüß're Liedesmelodieen
Entſtrömen raſtlos quellend ſeiner Bruſt.

So zieht bei milder Luft im Feldesraume
Die Tellerſchnecke*) farblos ihren Pfad;
Doch Purpur dringt aus ihrem Mantelſaume,
Wenn Eſſig oder Salz ihr feindlich naht.

## Die Liebesgaben.

Oft wenn vom nahen Thurm die Stundenglocke
Mir mitternächtlich ſchwer ertönt ins Ohr,
Such' ich, was Du mir ſchenkteſt, noch hervor,
Und ſpiele träumeriſch mit Band und Locke.

Das Bruchſtück ſelbſt vom leichten Morgenrocke
Steigt aus dem Dunkel mit ans Licht empor,
Und flüſtert traut mir zu, daß ich ein Thor
Geworden bin vom Wirbel bis zur Socke!

So weidet, wenn aus der zerſprengten Hülle
Die Sehnſucht nach des Lichtes Glanz und Fülle
Den Schmetterling ſchon längſt von dannen trieb; —

So weidet am Geſpinnſt ſich noch der Knabe,
Das öd' und ärmlich, als Erinn'rungsgabe
Von dem Entwich'nen ihm zurück verblieb.

## Anfrage.

Die gewicht'ge Frag' entſcheide
Mir, — begabt mit hellerm Sinn:
Ob ein Chriſt ich, ob ein Heide,
Ob ich keins von beiden bin?

*) Planorbis.

Bald ſieht Dich mein Dichterglaube
Knieen an Jehova's Thron;
Bald in einer Roſenlaube
Tändeln mit Anakreon;

Bald, umweht von Tempelfrieden,
Mit Sankt Paul betrachtend ſtehn;
Bald im Hain der Hesperiden
Mit Ovid ſpazieren gehn.

Bald ergreift im Engelchore
Heil'ger Harfenklang Dein Herz;
Bald ertönt zu Deinem Ohre
Sappho's ird'ſcher Liebesſchmerz.

Bald mit ſeinen Nägelmalen
Grüßt der Welterlöſer Dich;
Bald in ew'gen Todesqualen
Krümmt vor Dir Prometheus ſich.

Bald nimmt in den Schooß der Liebe
Dich der ew'ge Vater auf;
Bald verfolgt mit nied'rem Triebe
Pluto haſtig Deinen Lauf.

Kurz, der Zweifel naht als Rieſe,
Und ich frage, menſchlich dumm:
Ob Du weilſt im Paradieſe,
Oder im Elyſium?

Drum erwäge und entſcheide
Mit dem hellverklärtern Sinn:
Ob ein Chriſt ich, ob ein Heide,
Oder keins von beiden bin.

## Erſatz.

So wie der Grünitz *) im erwärmten Neſte,
Für welches er, nichts ahnend von Gefahr,
Sich auserwählt des Fichtengipfels Aeſte,
Schon eifrig brütend ſitzt im Januar;
Und gnügſam mit der kargverlieh'nen Speiſe
Alsdann ſich ſelbſt und ſeine Jungen nährt,
Die mühvoll abgetrotzt dem Schnee und Eiſe
Des Tannenzapfens Kapſel ihm gewährt: —

So geb' auch ich mich hin dem regen Hange,
Aus welchem fröhlich Lied um Lied entſteht,
Obwohl mich, abhold ſolchem Schaffensdrange,
Die Winterzeit mit kaltem Hauch umweht.
Und während Halm und Blatt und Knoſp' und Blüthe
Mir mangeln auf der ausgeſtorb'nen Flur,
Verſchafft ich Lebensnahrung dem Gemüthe
Aus blühenden Erinnerungen nur.

## Die Lebensverwüſter.

Angelockt von Raubgewinn,
Scharrt der Maulwurf, emſig rege,
Tief im dunklen Erdgehäge
Zum erſchrocknen Wurm ſich hin.

Grauſam weckend Angſt und Pein
Hoch in lichtem Aether-Blaue,
Gräbt der Aar mit ſcharfer Klaue
In der Taube Bruſt ſich ein.

*) Kreuzſchnabel, Loxia curvirostris.

Nieder auf des Tapirs Bahn
Stürzt die Schlang' in Blitzesschnelle;
Die ergriffene Gazelle
Würgt des Tigers grimmer Zahn.

Von der Spinn' im Netzgeflecht
Wird der Fliege Blut gesogen;
Durch des Meers, des Flusses Wogen
Schießen räub'risch Hai und Hecht.

Tilgung aus dem Tageslicht
Drohn dem Lamm des Wolfes Zähne;
Giererfüllt schont die Hyäne
Selbst vergrab'ne Leichen nicht.

Gluth, vom Himmel angefacht,
Armes, schwaches Menschenleben!
Welche Waff' ist Dir gegeben,
Gegen Deines Feindes Macht?

Während Deine Schwingen hier
Froh und freudig sich entfalten,
Hascht in tausend Schreckgestalten
Fort und fort der Tod nach Dir.

## Sehnsucht nach Mittheilung.

Ist denn wirklich jedem Seelenbande
Die Vernichtung grausam zuertheilt,
Wenn das eine Herz im Sternenlande
Und das andre noch auf Erden weilt?

Giebt es dann der heitren Liebesboten
Keine mehr, verkündend keck und frei,
Daß der ew'ge Todesſchlaf der Todten
Nur ein ſchlechterfundnes Mährchen ſei?

Ach wie gern empfing ich von dem Sterne,
Den ich auffuch' als Dein Wohnrevier,
Auffuch' in der ungewiſſen Ferne,
Eine flücht'ge Meldung doch von Dir!

Kannſt Du nicht, begabt mit höhern Kräften,
Wenn Dein Auge ſich nach unten lenkt,
An den Sonnenſtrahl die Botſchaft heften,
Daß Dein Herz noch liebend mein gedenkt?

Kannſt Du nicht dem Wind es übertragen,
Der herabſtürmt aus des Aethers Höh'n,
Hellverſtändlich, im Vorüberjagen,
Deines Grußes Hauch mir zuzuwehn?

Kann der Blitzſtrahl nicht, dem die Secunde
Plötzlich giebt und raubt den Flammenſchein,
Für ein liebend Wort aus Deinem Munde
Deines Willens raſcher Diener ſein?

Kannſt Du nicht, bei winterlichem Grauen,
Tröſtenden Bericht aus jener Welt
Einem Regentropfen anvertrauen,
Der herab zur Erde plätſchernd fällt?

Kann ein Mondſtein, — kann im Niederſchwunge
Nicht die Frühlingslerche mir ſogar
Nachricht bringen mit erkaufter Zunge,
Daß Du mein gedenkſt noch immerdar? —

Aber abwärts ſchwebt aus jenen Reichen
Kein verſtohlner Wink, kein flüſternd Wort;
Und auf ſelbſterfundne Liebeszeichen
Bin ich angewieſen fort und fort.

Angewieſen auf den eignen Glauben,
Daß des Todes feindlich finſt'rer Bann
Zwar dem Leib des Leibes Anblick rauben,
Doch vom Geiſt den Geiſt nicht trennen kann.

## Der rechte Name.

Die Treue, die für Zeit und Ewigkeit
Mit der erwachten Neigung ſich verbindet,
Und, was das friſche Leben ihr verleiht,
Noch dem geliebten Weſen opfernd weiht,
Das längſt ſich bei den Todten ſchon befindet:
Mit welchem Namen, der in Harmonie
Cypreſſ' und Palme bringt, benenn' ich ſie?

Ins Gruftgebiet verſenkt ſie trauernd ſich,
Um froh zur Sternenwelt empor zu ſchweben!
Wie in das Weſen ſelbſt, das ſtill erblich,
So theilen fort und fort, geſchwiſterlich,
Sich Erd' und Himmel in ihr Doppelſtreben;
Sie ſelbſt bringt Nacht und Licht in Harmonie:
»Religion der Liebe« nenn' ich ſie.

# Die Gräber zu Ottenſen.

Skizze von Heinrich Zeiſe.

---

Wem ſind nicht die Gedichte: »Der Kirchhof zu Ottenſen« von C. A. Mahlmann, und die »Gräber zu Ottenſen« von Fr. Rückert bekannt? Das erſtere, ein anſprechendes Phantaſiegemälde, huldiget zwar dem ſentimentalen Ton, den Matthiſſon ſeiner Zeit anſchlug, von dem ſich Mahlmann, trotz ſeiner kräftigeren Natur, nicht gänzlich loszureißen vermochte. Dennoch verdient es die Vorliebe, die ſein Dichter ihm ſchenkte, und wir werden darauf zurückkommen.

Rückert beſingt nicht allein den Friedhof, ſondern er führt uns zuerſt auf die Wieſe und wendet ſich in ergreifenden Worten unmittelbar an das menſchliche Gefühl. Er, der die »geharniſchten Sonette« in die Welt ſchleuderte, tritt hier immer noch mächtig, doch einfacher auf; und dieſe Einfachheit gerade iſt es, welche ſo unendlich zum Herzen ſpricht. Die Schönheit iſt immer einfach; ſie bedarf weder des Schwulſtes, noch der bunten Flitter. Rückert verſetzt uns ſogleich an den Ort des Jammers:

## I.

»Zu Ottenſen auf der Wieſe
Iſt eine gemeinſame Gruft;
So traurig iſt keine wie dieſe,
Wohl unter des Himmels Luft.

»Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeſchlecht,
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zuſammen Herr und Knecht.

— — — — — —

»Ein ungeheurer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr;
Es zieht ſich über den Gräuel
Ein dünner Raſen her.

»Der deckt nun unſre Blöße,
Ein Obdach er uns gab;
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab.«

Nein, wahrlich, man ſah dem kleinen Grabe die Größe des Jammers nicht an. Unter der üppig wuchernden Raſendecke ruhte das »ganze Volksgeſchlecht«, das ein fremder Deſpot dem heimiſchen Heerde entriß und während des Winters in Jammer, Elend und Verzweiflung trieb. Jacobſen berichtet in ſeinem Beitrage zur Geſchichte von Altona: »Das Bild der Auswanderungsſcenen wird unvergeßlich in unſerm Gedächtniß ſein. Es ergriff das Gemüth, wenn viele dieſer Menſchen in ihren Feierkleidern in langen Familienzügen, — von ihrer Habe nichts als einige Wäſche unterm Arm, — Dieſe vor Verzweiflung ſingend, Jene ihre Kinder tragend oder auf Schubkarren fahrend, von Gensdarmen vorwärts geſtoßen, in unſere Stadt einwanderten. Man dachte unwillkürlich an den Opferſchmuck der Vorzeit, und heftiger ergriff dieſer Gedanke die Seele; faſt

kein Auge blickte thränenlos auf die Unglücklichen. Eine Frau, die fünfzig Jahre nicht in Altona geweſen war, betrat die Stadt voll Hoffnung auf ihre zahlreiche Bekanntſchaft unter angeſehenen Bürgern. Sie nannte den Vorübergehenden Namen, die Niemand kannte. Sie fand das ſeltſam; ſie ermüdete nicht, weiter zu fragen, bis ſie Leute traf, die ihr zu ſagen wußten, die von ihr Erfragten ſeien ſchon ſeit dreißig, vierzig Jahren nicht mehr unter den Lebendigen. So lautete jede Antwort, als ſie zitternd weiter forſchte. Da ſanken ihr die Arme und zwiſchen ihr und dem Grabe ward Raum und Zeit immer kürzer. Gleiche Theilnahme erregte ein ſteinalter Mann, der mit ſeiner Lebensgefährtin unter den zahlreichen Unglücklichen war, die bei Herrn Rainville Obdach fanden. Dies Paar, an Philemon und Baucis erinnernd, ſchien ſich, vor Kummer und Jammer lebensmüde, dort zum Sterben hingeſetzt zu haben; der Eine überlebte die Andere nur kurze Zeit. Vorzüglich ſchauderhaft war die Räumung des großen Hamburger Krankenhauſes, Peſthof genannt. Wenn der Oberpräſident und der Polizeimeiſter nicht ſchnell Wagen herbeigeſchafft hätten, ſo wäre eine Menge dieſer Unglücklichen durch Froſt — oder Flammen umgekommen. U. ſ. w.«

Von den Vertriebenen, deren Anzahl ſich auf Zwanzigtauſend belaufen haben ſoll, fanden einige Tauſende liebreiche Aufnahme in Altona und wurden ſo weit wie irgend thunlich, untergebracht. Aber Viele trugen ſchon den Anſteckungsſtoff in ihrem Körper, der dann immer weiter um ſich griff, wie ein ſchleichendes Gift das Mark aus den Knochen ſog, die Röthe der Wangen verzehrte. Die Luft brütete das Verderben aus, und die Vertriebenen ſanken dahin, wie dürre Halme unter der Senſe des Schnitters.

»Sie konnten nicht weiter keuchen,
Erschöpft war ihre Kraft,
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Die haben sie hingerafft.«

Sie fanden ihr Grab auf der Wiese zu Ottensen. Anfänglich wurden sie in Särgen versenkt. Als aber die Anzahl der Todten wuchs, schichtete man die Leichen neben einander und bedeckte sie mit Kalk. Das Gras verhüllte bald mit seinem Grün die allgemeine Gruft. Die Natur, eine liebreiche Mutter, schmückte des Elends Stätte mit der Hoffnung Farben und die Frühlingslerche schmetterte ihre Auferstehungsweisen über dem Orte, wo die erschöpften Pilger ihre Häupter niedergelegt. Die Hamburger ließen 1815 auf der Wiese ein einfaches Monument errichten; einen Würfel von Sandstein, worauf sich zwei Garben kreuzen. Zu beiden Seiten des Steines sind gesenkte Fackeln eingehauen.

Die Inschrift an der Vorderseite lautet:

»Friede den Entschlafenen! — An dieser Stätte ruhen
»die Gebeine von 1183 Hamburgern, welche mit vielen
»Tausenden ihrer Mitbürger von dem französischen Mar-
»schall Davoust im härtesten Winter 1813 — 14 aus
»dem belagerten Hamburg vertrieben, mit menschenfreund-
»licher Milde in Altona aufgenommen, von dessen edlen
»Einwohnern, so wie von ihren früher ausgewanderten
»Landsleuten in ihrem Elend unterstützt und verpflegt,
»demungeachtet aber Opfer ihres Kummers und anstecken-
»der Seuchen wurden.«

Die Inschrift der Rückseite lautet:

»Diesen Denkstein errichteten Hamburgs trauernde Bürger
»ihren entschlafenen Mitbürgern im Jahre 1815.«

Birken und Weiden beſchatteten ſpäter das Denkmal, unter dem die Opfer der Tyrannei ſchliefen. Als Erinnerung an eine Tragödie, die mit ehernen Lettern in den Geſchichtsbüchern verzeichnet und mit Flammenzügen in den Herzen der Nachkommen geſchrieben ſteht, hätte das Denkmal nicht verrückt und noch weniger hätten die Gebeine der Gruft entnommen werden ſollen. Wir ſind um ein Stück Geſchichte ärmer geworden. Das Denkmal wurde auf Hamburger Gebiet gebracht und iſt der Grund dieſer Verſetzung ein kläglich proſaiſcher: Der Eigenthümer, welcher für die Wieſe zehn Thaler jährlicher Grundmiethe empfing, wollte dieſelbe, da er ſie anderweitig nicht benutzen konnte, und eine daneben liegende, die durch die Baumpflanzung litt, dem Hamburger Staat für 3000 Mark verkaufen; oder vielmehr, weil von eigentlichen Landſtellen nichts abgetreten werden darf, beanſpruchte er zwanzig Thaler Grundmiethe. Daß ein Landmann ſeinen Boden zu verwerthen ſucht, iſt natürlich; — wenn er auch Swift's Ausſpruch, nach welchem Derjenige, der zwei Kornähren oder zwei Grashalme auf einem Fleckchen wachſen läßt, wo früher eins wuchs, ſich größere Verdienſte um Menſchheit und Vaterland erwirbt, als die ganze Schaar der Politiker! nicht gerade beherzigt. Daß ferner ein Landbauer ſich um hiſtoriſche Erinnerungen weniger kümmert, iſt eben ſo natürlich. Daß aber die Hamburger ſich eine Wieſe nicht erhielten, von welcher der Dichter ſingt: »ſo traurig iſt keine wie dieſe, wohl unter des Himmels Luft,« — das iſt .... unbegreiflich! Die Forderung des Eigenthümers wurde Urſache, daß man ſowohl Denkmal als Gebeine im Jahre 1841 nach einer Ecke des Hamburger St. Nicolai-Begräbnißplatzes, ganz in der Nähe der Sternſchanze, transportirte. Die Gebeine wurden ausgegraben und in Kiſten gepackt, und ſollen, wie ich gehört

(aber nicht geglaubt) habe, beim däniſchen Amte als »außer Land gehende Knochen« mit Zoll belegt worden ſein. Beinahe hart an der Landſtraße ſteht jetzt das Monument. Es iſt von Tannen umringt; im Hintergrunde läßt eine Trauereſche ihre Zweige niederhangen; dunkle Taxusbüſche tragen nicht dazu bei, im Herzen des Beſuchers erhebende Gefühle zu wecken. Draußen auf der Wieſe war es freier — und ſtiller: Lerchen wirbelten, das üppige Gras ſäuſelte alte Geſchichten, Birken und Weiden rauſchten den bleichen Schläfern unterm grünen Raſen das Schlummerlied.

Der Eigenthümer der Wieſe nahm, als die Gräber aufgeſcharrt wurden, die am beſten erhaltene Trauerweide und verpflanzte ſie, ſorgfältig mit der heiligen Graberde umgeben, in ſeinen Garten. Darauf ſagte er feierlich zum damaligen Präſidenten der Stadt Altona, zum Grafen Blücher: »Wenn der Baum eingeht, ſo iſt's ein Zeichen, daß ich die Schuld trage, weil man die Todten aus ihrer Ruhe geſtört. Gedeiht aber die Trauerweide fernerhin, ſo bedeutet dies, daß die Hamburger Behörde ſchuldig daran iſt!« Das war ein Gottesurtheil: der Baum grünte Jahr für Jahr und wird binnen Kurzem wieder in ſeiner alten Schönheit prangen. Möge er noch viele Geſchlechter überleben!

## II.

»Zu Ottenſen an der Mauer
Der Kirch' iſt noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.«

Rückert gedenkt des greiſen Feldherrn Herzog von Braunſchweig, Carl Wilhelm Ferdinand, der hier »vor des Hirnes Spalte« Ruh' im Grabe fand. Der Dichter läßt das denkende Haupt des Kriegers aus der Gruft ſich erheben:

»Da ſieht es der Zwölfhundert
Grabſtätte ſich ſo nah',
Und ruft wohl aus verwundert
Ein Feldherr ward ich ja.«

Wie ſchön und erhaben iſt dieſer Gedanke. Der greiſe Krieger, der Deutſchlands Söhne in den Kampf geführt, ſinnt nun im Grabe noch, ein ächter Welfe, auf des Vaterlandes Freiheit und betrachtet ſich als den Feldherrn dieſer Todtenſchaar, an deren Spitze er ſich ſtellen will, »wenn die Trompet' einſt ruft; wenn ſie aus ihrer ſtummen Gruft ihr Weh' werden zum Himmel ſchallen laſſen.« Uns kommt hier die nächtliche Heerſchau von Zedlitz in den Sinn; wir glauben den Tambour zu ſehen, der mit ſeinen entfleiſchten Armen Reveille und Zapfenſtreich ſchlägt; Knochenhände heben lange Schwerter empor und der Mann im kleinen Hütchen ſieht ſich die Truppen an, welche erſtarrt unterm Eiſe lagen, welche Nilſchlamm und arabiſcher Sand bedeckte, welche nun von den Wirbeln des Tambours geweckt ſich zur großen Parade einſtellen. Der deutſche Dichter Zedlitz verherrlichet dort das klingende blanke Soldatenhandwerk und beſingt den fremden Eroberer. Rückert dagegen preiſet hier den greiſen Feldherrn, der, um ſeines Landes Knechtſchaft zu tilgen, erhobenen Hauptes in den Tod ging. Auch dieſer hält Parade, jedoch über ein großes Schmerzens-Heer:

»Euch hat auf andern Pfaden,
Und doch aus gleichem Grund
Der Tod allhier geladen,
Ihr seid mit mir im Bund.« —

Aber vergebens suchst Du noch jetzt des Feldherrn Grab an der Mauer. Er entstieg ihm und legte sich schlafen in die Gruft seiner Ahnen. Er, selbst ein greiser Kampfes-Leu, ruhet neben Heinrich dem Löwen in der Dom- oder St. Blasiuskirche zu Braunschweig, welche Letzterer im Jahre 1173 stiftete. In dieser Kirche schlummern neun braunschweigische Fürsten, die auf dem Felde der Ehre ihren Tod fanden.

Herzog Carl Wilhelm Ferdinand wurde in der Schlacht von Auerstedt (1806) verwundet: eine Kugel drang über dem rechten Auge ein und trieb das linke aus seiner Höhlung heraus. Besinnungslos stürzte er nieder. Man hob ihn auf sein Pferd und bedeckte ihm das blutige Antlitz mit einem Tuche.

Auf diese Weise mußte der greise Held, der schon unter Friedrich dem Großen den Lorbeer um sein Haupt wand, vor den verfolgenden Franzosen flüchten. Später legte man ihn in einen Wagen; da jedoch die Erschütterung ihm allzu heftige Schmerzen machte, so trug man ihn endlich auf einer Bahre bis nach seiner Residenz, wo er am 20. October anlangte. Von dort entsendete er einen Hofbeamten an den französischen Kaiser, sein Land der Gnade des Gewaltigen zu empfehlen. Napoleon ergoß sich in bitteren Vorwürfen über den Herzog, »der die unruhige Jugend in den Kampf getrieben und den König von Preußen wider dessen eigenen Willen mit fortgerissen habe.« Den »General Braunschweig« werde der Kaiser als preußischen Officier achtungsvoll behandeln, aber einen Souverain

nicht in ihm erkennen; und wenn das Haus Braunschweig die Erbfolge verliere, so sei dies dem Herzoge zuzuschreiben! — Da er hieraus entnahm, daß Napoleon ihn als Kriegsgefangenen behandeln wolle, ließ er sich, trotz seiner Wunde, nach Ottensen bringen, wo er am 11. November 1806 starb, in dem Hause, welches (erst vor Kurzem ein Raub der Flammen geworden) dem darin abgeschiedenen Helden zu Ehren den Namen »Carlsruhe« erhielt. In diesem soll auch die Leiche zur Parade ausgestellt gewesen sein. Am 23. November ward sie in das Grabgewölbe der Ottenser Kirche, in der Nähe der Thurmuhr beigesetzt. Das Herz befand sich in einer silbernen Kapsel auf dem mit schwarzem Sammet bekleideten Sarge. Erst im Jahre 1819 wurde die Leiche nach Braunschweig gebracht. Daß der Held, der »von Braunschweigs Thoren, mit den Scherben des Hauptes von Land zu Land umherirrte, eh' er konnte hier sterben,« wieder nach seiner Residenz heimgeführt und neben seinen Ahnen gebettet wurde, ist schön und herrlich. Wo könnten die Nachkommen des Leuen, wo könnte solch hochherziges Heldengeschlecht eine bessere Ruhestätte finden, als zur Seite des großen Vorfahren, auf den jeder gute Deutsche mit Stolz und Freude blickt!?

Braunschweigs Bürger errichteten ihrem Herzoge Carl Wilhelm Ferdinand und seinem Sohne Friedrich Wilhelm, der 1815 bei Quatre-Bas so glorreich endete —

»Mit seinen dunklen Schützen
Der Oels, mein wackrer Sohn,
Der könnte wohl Euch nützen;
Doch fiel auch Der nun schon.« —

eine sechszig Fuß hohe, aus Eisen gegossene Spitzsäule, an deren Fuße vier prächtige Löwen ruhen.

»Seinen für Deutschland gefallenen Fürsten
ihr Vaterland.«

## III.

»Zu Ottensen, von Linden
Beschattet auf dem Plan,
Ist noch ein Grab zu finden,
Dem soll, wer trauert, nahn!«

Dort rauscht die mächtige Linde dem edlen Barden Klopstock und streut im Frühling ihre Blüthen auf des Sängers Grab. — Wenn der Deutsche seiner edelsten Geister gedenkt, so spricht er ehrfurchtsvoll den Namen Klopstock aus. Jeder Gebildete weiß, daß Er die Messiade gedichtet, aber unter Tausenden hat sie, unserer Ueberzeugung nach, selten mehr als Einer gelesen! Klopstock beherrschte nicht die Form; auch war sein antikes Versmaß weniger geeignet, ihm Eingang in größere Kreise zu verschaffen; wiewohl seine unübertroffenen Oden und seine Hermannsschlacht allgemeine Verbreitung verdienten. Er war der bedeutendste, vielleicht der erste Verkündiger geistiger Freiheit. Wie wahr sagt Mahlmann von ihm:

»Es sang sein herrlich Lied die große Weltversöhnung,
In Schmerz von Golgatha vollbracht;
Es sang, voll Vaterlands, die deutsche Heldenkrönung,
Den Siegesgesang von Hermann's Schlacht.
Es sang der Freundschaft Glück, der Liebe Götterwonnen,
Der Andacht heil'gen Psalm, den Auferstehungstag!
So flog sein Adler auf zum Lichtquell ew'ger Sonnen,
Und Freiheit war sein Flügelschlag!«

Klopstock jauchzte der französischen Revolution siegestrunken entgegen. Seine feurigen Gesänge bezeugen den lebhaften Antheil, welchen er an der Gährung der Geister nahm. Auch ward dem Dichter das französische Bürgerrecht ertheilt. Als aber die Gräuel um sich griffen, da wendete er sich schweren Herzens ab.

Auch Rückert erkennt in ihm den edlen Freiheitssänger:

»Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von seinem Grab.

»Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, Deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang!«

Klopstock erlebte nicht Deutschlands tiefste Erniedrigung: er starb am 14. März 1803. Die Linde, welche sein Grab umschattet, wurde schon 1758 für Meta gepflanzt. Auf dem Grabsteine stehen die Worte:

»Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen.« [1])

---

[1]) Dieselben inhaltsschweren Worte sind als Inschrift der Eingangspforte gewählt worden in den Friedhof, für den dieses Buches Ertrag bestimmt ist. Ich hörte von vielen Seiten äußern: »das sei kein richtiges Deutsch.« Ein Beitrag zu obiger Klage über die Verbreitung unserer schönen Literatur. Wer nichts mehr von Klopstock weiß, sollte doch Rückert's Gedichte kennen?

»Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
Saat von Gott gesät ꝛc.« H.

Wir wollen nicht unterlaſſen, hier auf das geiſtreiche Werk Freimund Pfeiffer's »Goethe und Klopſtock« (Leipzig, Verlag von W. Engelmann, 1842) und hauptſächlich auf eine der Beilagen: »Briefe aus Altona«, aufmerkſam zu machen. Pfeiffer zürnt den Dichtern, welche Klopſtock's Grab in ihren Liedern verherrlichten, weil er die Ruheſtätte der Manen des Dahingeſchiedenen für unwürdig hält.

Allerdings, das Monument verwitterte, die hölzerne Umfaſſung war dem Zerfallen nahe, und geiſtigem Pöbel ward es leicht, die Marmortafeln mit nichtsſagenden Namen zu bekritzeln. Darauf wurde im Auguſt 1842 die Central-Adminiſtration der ſchleswig-holſteinſchen patriotiſchen Geſellſchaft aufmerkſam gemacht. Dieſe leitete eine Unterſuchung ein, und nachdem ſie ſich von den Uebelſtänden überzeugt hatte, übernahm ſie die Herſtellung und künftige Erhaltung der Grabſtätte. Doch nicht, bevor die Klopſtock'ſchen Erben erklärt, daß ſie, nicht geneigt, die Koſten zu tragen, zu Gunſten der Geſellſchaft ihren Anſprüchen auf Begräbniß nebſt Grab- und Denkſteinen entſagen wollten. Es wurden demnach die alten Grundlagen weggenommen und norwegiſcher Granit dafür verwendet; die Marmortafeln in neue Sandſteine gefaßt; endlich die Grabſtätte mit einem geſchmackvollen eiſernen Gitter umgeben. Ein kleiner metallener Behälter wurde, uneröffnet wie er ſich vorfand, wieder mit vermauert.

Das Haus, welches Klopſtock zu Hamburg in der Königsſtraße bewohnte, iſt niedergeriſſen; ein anderes erhebt ſich an deſſen Stelle, doch hat man die Steintafel mit der Inſchrift: »Die Unſterblichkeit iſt ein großer Gedanke,« mit dem Beiſatze, daß Er dort dreißig Jahre lebte und dort ſtarb, wieder eingefügt. In Hamburg ſcheint man keinen Werth auf die Erhal-

tung der alten Wohnung gelegt zu haben. Nur der Lebende hat Recht! In Quedlinburg sah ich noch vor einigen Jahren am Fuße des Schloßbergs das alte Haus, worin der Sänger der Messiade geboren wurde. Und im Brühl, einem schönen Park nahe der Stadt, suchte ich unter prachtvollen Eichen und Linden sein Monument*) auf. Des Dichters erzene Büste steht auf marmornem Postament und ich las nachstehende Verse aus seiner Ode »an mein Wäldchen« als Denkschrift:

»Wenn hier im Sturm nicht mehr die Eiche rauschet,
Kein Lispeln mehr wehet von dieser Weide,
Dann sind Lieder noch, die von Herzen kamen,
Gingen zu Herzen.« —

Monumente werden verfallen und sinken, stolze Eichen morsch werden und brechen; Klopstock's Lieder, die von Herzen kamen, wollen auch wir uns zu Herzen gehen lassen.

»Denn was sich aller Orten
Als ewig jung erweist,
Ist in gebundnen Worten
Ein ungebundner Geist.«

---

Rückert sagt, daß der sinnige Waller, welcher die Gräber beschaut, zuletzt an Klopstock's Grab treten solle. Dennoch mögen wir noch einige Augenblicke bei Schmidt von Lübeck weilen, dessen Lieder: »Fröhlich und wohlgemuth«

*) Ich erlaube mir, an eine Ode zu erinnern, durch welche bei Einweihung dieses Monuments der königliche Landrath Herr Weyhe in Quedlinburg dem erhabenen Feste einen, solch' hohen Gegenstandes würdigen, poetischen Schmuck verlieh. H.

— »Mittag geht über Thal« — »Seitdem man uns das Paradies« — u. a. m. im Volke fortleben. Die Klopstocks-Linde breitet liebend ihre Zweige über den Grabstein, auf dem Du lieſest: »Hier ruhet Georg Philipp Schmidt von Lübeck, geb. 1. Januar 1766, geſt. 28. October 1849.«

»Ich geh', Natur, in Deine Hand,
Wenn ausgelebt, zurück;
Wo Du biſt, iſt das Mutterland,
Dort blüht mir ewig Glück.
Tod iſt ja nur ein Menſchenwort,
Denn Tod iſt weder hier noch dort.«

Während Deutſchlands tiefſter Erniedrigung ſchrieb dieſer Deutſche (1806) ſeinen »Gruß an die Deutſchen«, deſſen letzte Strophen hierher gehören:

»Schaut dort am Bach ſich ſchlummernd ſtrecken
Den Schäferknaben zart und fein;
Den Knaben mit dem Schäferſtecken,
Den Knaben wird der Herr erwecken,
Der Rächer unſrer Schmach zu ſein.

»Es ſoll mit Gott uns doch gelingen,
Es muß das große Werk gedeihn.
So laßt die deutſchen Becher klingen,
Und Eure Barden Lieder ſingen,
Und Eure Herzen fröhlich ſein!

»Denn hoch und herrlich wird vor allen
Erſtehen deutſches Volk und Land;
Ich höre Klopſtock's Stimme ſchallen,
Ich ſeh' das deutſche Banner wallen,
Und in der Wolke Gottes Hand!«

Ehrfurcht den Manen eines Dichters, der uns dieſe Worte zurief!

---

Zu Ottenſen beſchloß auch Obriſt Köller — bei der Verſchwörung gegen Struenſee betheiligt — freiwillig ſein Leben. Köller war 1772 Inhaber des Falſterſchen Infanterie-Regimentes und von Juliane Marie für ihre Pläne gewonnen. Noch in demſelben Jahre entſtanden Zwiſtigkeiten unter den Verſchworenen; er mußte dem Einfluſſe Guldberg's weichen und ſich mit dem Poſten eines Interims-Gouverneurs von Rendsburg begnügen. Faſt alle Verſchworene erreichten ein hohes Alter, — bei allen wurde das Gewiſſen rege. Struenſee ſchien wie Banquo's Geiſt ſich mit ſeinen Widerſachern an die Tafel zu ſetzen; ſein Geſpenſterblick machte ihr Blut erſtarren, ließ ſie den rothen Wein verſchütten. Köller-Banner, welcher in Altona den ſogenannten Slaw'ſchen Hof bewohnt haben ſoll, zog ſich menſchenfeindlich von jedem Umgange zurück, ließ ſogar die unteren Fenſter ſeines Wohnhauſes vermauern. Nähere Berichte über die Art ſeines Todes könnten nur aus unſicheren, ſich widerſprechenden Gerüchten entnommen werden.

---

Schließlich ſei noch erwähnt, daß Heinrich Wilhelm von Gerſtenberg, der berühmte Verfaſſer des »Ugolino«, einer Tragödie, die (1768) alle Dramen ihrer Zeit übertrifft, auf dem Heiligen-Geiſt-Kirchhofe zu Altona ruht. Er war am 3. Januar 1737 in Tondern geboren, und ſtarb am 1. November 1823 in Altona.

---

# Drei Gedichte von Alfred Bergroſen.

## 1. Der Todtentanz.

Mädchen, komm' zum Todtentanze,
Komme mit dem Myrthenkranze!
Wollen uns beim letzten Reigen
Als verſtorb'nes Brautpaar zeigen!

Mußt nur recht vergnügt erſcheinen,
Wenn die blaſſen Schädel greinen;
Wirſt doch vor den todten Rittern
Dich nicht fürchten? nicht erzittern?

s ſind gar muntere Geſellen,
Sind galant in allen Fällen,
Wo die hohlen Augen ſchauen
Liebenswürd'ge ſchöne Frauen.

Trifft ja dort auch Deines Gleichen:
Junger Mädchen kalte Leichen,
Solche namentlich in Maſſen,
Die ihr Bräut'gam ſitzen laſſen.

Garderobe brauchſt Du wenig,
Denn vom Bettler bis zum König
Iſt ganz allgemein im Tode
Bloß ein Kleid von Leinwand Mode.

Drüber hat man noch den langen
Schleier des Vergeſſens hangen;
Doch wer's kann, darf nach Belieben
Manchmal ihn bei Seite ſchieben.

Komm' mein Mädchen! Das Orcheſter
Sind der Eulen Kirchthurmneſter
Und der Tanzſaal iſt hübſch luftig,
Nur ein Bischen leichenduftig.

Daß wir uns auch ſehen können,
Und nicht an einander rennen,
Leuchten uns Johanniswürmer — — —
Hörſt Du: Zwölfe bläſt der Thürmer.

Sieh', das iſt die Zeit der Geiſter,
Jetzt ſind ſie der Gräber Meiſter,
Dürfen frei ſich draus erheben! —
Mußt nicht zittern, mußt nicht beben.

Hörſt Du die Muſik ertönen?
Hörſt Du's her vom Kirchhof dröhnen?
's iſt das Raſſeln morſcher Knochen.
Vorwärts, Mädchen, aufgebrochen!

Wenn dann aus des Tanzes Freude,
Steigen in ein Grab wir Beide,
Und beim Schrei der Leichengeier
Halten wir die Hochzeitfeier.

## 2. Schmieds Töchterlein.

Gott grüß Euch, lieber Meiſter Schmied,
Beſchlagt mir ſchnell mein Roß,
Ich hab' noch einen weiten Ritt
Nach meines Liebchens Schloß.

Und ſchlagt die Eiſen ſicher an,
Daß ſie recht feſte ſei'n,
Damit mein Schimmel laufen kann
Wohl über Stock und Stein.

Vor Allem aber macht recht flink,
Es drängt und treibt mich fort! — — —
Ei, ſagt, wer iſt das nette Ding
Denn an dem Brunnen dort?

's iſt Eure Tochter? — Freut mich ſehr! —
Laß Mädchen, laß nur ſein,
Der Eimer wird Dir ja zu ſchwer;
Ich trag' ihn Dir hinein.

Und drinnen woll'n wir, eh' ich reit',
Noch plaudern eine Weil' . . . .
Hört, Meiſter Schmied, nehmt Euch nur Zeit,
's hat g'rade keine Eil'.

## 3. Imogene.

Ritter Adalbert ſchaute bleich und krank
Durchs Fenſter im Erkerſtübchen,
Die Zeit die wurde ihm gar ſo lang,
Er konnte nicht reiten zum Liebchen.

Hinüber blickt' er nach ihrem Schloß,
Nach den hohen Kaſtanienbäumen —
Da wiehert im Stalle ſein Lieblingsroß
Und weckt ihn aus ſeinen Träumen.

Er rufet dem Knappen: Bring' Imogen
Mir ſchnell vor des Schloſſes Pforte,
Will ſehen, ob ſie zu finden verſtehn
Wird allein nach dem ſüßen Orte?

Er pflücket vom Wall ein Vergißmeinnicht
Und bindet's dem Pferd' in die Mähne —
Was leiſe er noch ins Ohr ihr ſpricht,
Das höret allein Imogene.

Drauf läßt der Ritter die Zügel los ....
Die Stute eilet von dannen ....
Er wirft ſich auf eine Bank von Moos,
Im Schatten ſchweigender Tannen.

Dort träumt er wieder den alten Traum
Und vergißt des Lieblingsroſſes —
Da ſprengt es, bedeckt mit weißem Schaum,
In den Hof des Ritterſchloſſes.

Gefunden wohl hatte den Weg das Pferd,
Denn an des Vergißmeinnichts Stelle
Nahm lächelnd der Ritter Adalbert
Eine blühende Immortelle.

# Am Grabe Byron's.

Einſt lag er unter Roſen
Der Liebe glückberauſcht;
Auch ſchien ſein ſchmachtend Koſen
Dem Falter abgelauſcht.

Erklang, von Wonne flötend,
Nachts ſeiner Leier Schall,
Verſtummte ſchamerröthend
Im Hain die Nachtigall.

Doch ach, den Rücken wandte
Das Glück ihm, weinend leis;
Der Täuſchung Reif verbrannte
Den Reichthum ſeines Mai's.

Kein Halm war ihm verblieben,
Drum rief er auch voll Leid:
»Ein Wort in Sand geſchrieben
Iſt eines Weibes Eid!«

Drauf zog in fernen Gauen
Er ruhelos umher,
Und ſuchte, Feind den Frauen,
Nach keiner Blume mehr.

Der Hain voll Lorbeerbäume
Zu Tempe dort im Thal
Erſetzte ſeiner Träume
Verſchwundnes Ideal.

Er fand ein Glück von Dauer,
Und Freiheit hieß die Braut,
Die ihm nach kurzer Dauer
Ward feſtlich angetraut.

Und Ruhm ſo hieß die Lethe,
Drin er vertrank den Gram,
Daß Froſt die Roſenbeete
Der Liebe überkam.

Peſth. Demeter Dudumi.

---

# Aus dem Feenbuche.

---

Von goldenen Locken das Haupt umweht,
Den glänzenden Rappen in Schaume,
So ſprengt der Junker, die breite Bruſt
Gehoben von Sehnſucht und Jugendluſt,
Geſchwellt vom reizendſten Traume.

Er reitet ums goldene Waſſer, den Baum
Mit den Mährchentönen, den ſüßen,
Um den redenden Vogel ins Land hinein,
Der ſchönſten Prinzeſſin, wären ſie ſein,
Der legt' er ſie gerne zu Füßen.

Es ritten ſchon Viele mit hohem Muth,
So koſtbare Schätze zu heben:
Wer's wagen will, darf zurück nicht ſchaun,
Und mahnt's auch und warnt ihn mit Schauder und Graun,
Sonſt büßt er den Fürwitz am Leben.

Es liegt im Blachfeld viel weißes Gebein,
Die gingen und nimmermehr kamen.
Und wie nun der Junker reitet aus,
Da folgt ihm geſpenſtiſch das wüſte Gebraus
Mit Heulen und ruft ihn beim Namen.

Vermodert die Helme, Roß und Mann
Zerfallen zu dürren Gerippen,
So reitet's und klappert's dem Junker nach
Und immer wird neues Geſindel wach
Und ſchmäht ohne Zunge und Lippen:

»Du geckiſcher Junker mit goldenem Haar,
Willſt ſiegen, wo Beſſ're erlagen?
Auch unſer Schädel trug edles Mark,
Die Fauſt war zum Kampfe geballt und ſtark,
Wir lebten in beſſeren Tagen.

Schau um! wir kommen mit Lanzen und Schwert,
Wir reiten Dich ſchmählich zu Schanden.
Komm' her, ſonſt biſt Du ein feiges Blut,
Wir ſpotten und ſchänden den frechen Muth,
Und brachen ihn, wo wir ihn fanden.«

Es klingen die Sporen, der Bogen klingt,
Es ziſcht um das Haupt ihm mit Sauſen,
Und dennoch wendet er nicht den Blick,
Er ſchaut nur nach vorne, dort ruft ſein Geſchick,
Trotz Drohen und Drängen und Grauſen.

Und endlich hat er den Garten erreicht,
Und er ſteht an der heiligen Stelle,
Er bricht ſich den Zweig vom ſingenden Baum,
So herrlich erſchien es ihm kaum im Traum,
Er ſchöpft aus der goldenen Quelle.

Es ſpringt und ſchimmert das Waſſer voll Glanz,
Die Blätter rauſchen und klingen,
Gewonnen iſt endlich der Zauberhort,
Auch der Vogel vertraut ihm das ſeligſte Wort,
Womit alles Glück zu erringen.

Und wie er nun umſchaut, reiten zu ihm
Die Todten, erſtanden zum Leben;
Jetzt jubeln ſie, daß er den Preis gewann,
Gelöſt auch für ſie iſt der böſe Bann,
Nicht verloren ihr edles Beſtreben.

Tſchabuſchnigg.

---

## Sieg im Tode.

Ich hab' aus dem Madjarenkrieg
Manch' kühne That zu melden.
Will ſingen heute einen Sieg
Von einem tapfern Helden!
Es iſt gar männiglich bekannt,
Daß Hentzi Feſtungscommandant
In Ofen iſt geweſen.

Doch Görgei mit dem wilden Troß
Belagerte die Veſte;
Da brannten bald durch das Geſchoß
Die Kirchen und Paläſte.
Und Hentzi giebt das Loſungswort,
Das lautet: »Gott iſt unſer Hort!
Pardon wird nicht gegeben!« —

Wie donnern die Kanonen laut,
Vom Feind wird Bresch' geschossen.
Und Blut — ha, wie's den Rossen graut! —
Fleußt in den Straßengossen.
Die Stadt ist halb schon abgebrannt,
Und Görgei schickt zum Commandant:
»Er soll sich frei ergeben!«

Doch Hentzi spricht verwundert aus:
»Was will der — Feldherr haben? .... —
O nein! Hier bin ich Herr im Haus,
Hier laß' ich mich begraben!«
Er schwört dabei aufs Bibelbuch:
»Erst wenn mir brennt das Taschentuch
Vom Leib, wird übergeben!« —

Da steht er voller Majestät
Mit ruhig ernsten Mienen.
Wie sind von Leichen übersät
So dicht schon die Ruinen!
Hurrah! so schallt es drein und drauf,
Da kommt der Feind heran zu Hauf
Und metzelt Roß und Reiter.

Kanonenknall, Trompetenschall —
Und himmelhohe Flammen!
Wie schmilzt doch auf dem letzten Wall
Da Hentzi's Schaar zusammen!
Sie setzt verzweifelt sich zur Wehr,
Es ist ja keine Hoffnung mehr,
Dem Tode zu entgehen.

Und Hentzi, hussa! in der Mitt',
Wie wird drauf los gesabelt!
Wie wird bei jedem Tritt und Schritt
Gespießet und gegabelt!

Und horcht, wie trauervoll beim Sturm
Die Glocken wimmern auf dem Thurm —
Es iſt ja Grabgeläute!

So kämpfet muthig, Mann an Mann,
Noch eine Handvoll Leute.
Da ſtürmt der Feind aufs Neu' heran
Auf ſeine letzte Beute.
Ach, Einer nach dem Andern fällt,
Da ſteht noch ganz allein der Held,
Er ſoll ſich nun ergeben!

Doch Hentzi ſchwingt — hurrah, hurrah! —
Das Schwert und die Piſtole.
Stürzt auf den Feind: »Victoria!«
Getreu nach der Parole.
Und Knall und Fall, da liegt er todt —
Wie doch der Himmel feurig loht!
Und roth iſt auch die Erde.

Der Feind ſteht düſter um ihn her
Und Görgei ſpricht zum Heere:
»Wer ſo erwirbt den Tod, wie Der,
Der ſtirbt, ein Held, in Ehre!« —
Dem Grabe wird er anvertraut,
Es donnern die Kanonen laut,
Und Sieg im Tod verkündet's.

Müller von der Werra.

# Räthsel, Charaden, Logogryphe u. s. w.

von

Friederike Walt.

---

## 1. Räthsel.

Wo sind die Wälder, die zu durchdringen
Noch nie ein menschlicher Fuß gewagt?
Die unermeßliche Ranken umschlingen,
Und denen kein heitres Sonnenlicht tagt?

Wo breiten sich aus die endlosen Wiesen,
Bedeckt mit üppigem frischen Grün,
Darüber schweigend gewaltige Riesen
Die ungeregelten Bahnen ziehn?

Die blutigsten Kämpfe werden geführet,
Doch nie stampft den Boden ein Rosseshuf,
Und nie hat ein menschliches Ohr berühret
Der Gefallenen Jammer, des Siegers Ruf.

Gebirge, gleich hohen Alpen, steigen
Empor, — kein Bergmann fährt in den Schacht;
Ringsum verbreitet ist lautloses Schweigen,
Kein fröhlicher Ton des Lebens erwacht.

Und neben den ungeheuersten Schätzen,
Denen kein Reichthum der Könige gleich,
Lagert das grimmige bleiche Entsetzen,
Theilt Verderben und Tod das finstere Reich.

Nicht Städte noch Wohnungen werden gegründet,
Das Feld bebaut keine fleißige Hand —
Sprich, ob Du weißt, wo auf Erden ſich findet
Dies unwirthbare, unheimliche Land?

## 2. Homonyme.

Als Zeitwort kann es, wie Gebilde
Des Traums bald ängſtigen, bald erfreun.
Als Hauptwort manchem Wappenſchilde
Den allerhöchſten Werth verleihn.

## 3. Charade.

Die Erſte nicht ganz friedlich iſt,
Die Zweit' und Dritt' iſt ſchon vollendet;
Und wer das Ganze iſt, der wendet
Gewiß zur Sühne Zank und Zwiſt.

## 4. Logogryph.

Einen Rieſen, den dies Jahrhundert vom Schlafe erweckte,
Wandelt ein anderer Kopf um in des Kriegers Beruf.

## 5. Charade.

Es würde nie die Erſte ſein,
Wär' ich recht ſehr die Zweite.
Das Ganze wird mich ſtets erfreun,
Sind's zu mir gute Leute.

## 6. Homonyme.

Ein Wörtchen, das den Unterſchied verhandelt,
In andrem Sinn zur Straße umgewandelt,
Auf welcher große Laſten gehn,
Obgleich ſie nie mag ſtille ſtehn.

## 7. Charade.

Die erste Silb' umfaßt die Ferne
Und Nähe, jedes Lebens Spur:
Die Erde, Sonne, Mond und Sterne,
Das ganze Walten der Natur.

Die Zweite muß man doppelt nennen,
Um nach dem neuen Modeton
Den schönen Namen zu erkennen:
Ihn nennt die Tochter wie der Sohn.

Die Dritte wird stets hinten bleiben. —
Vom Ganzen aber wird begehrt,
Daß es bei kaltem Wintertreiben
Uns Frühlingsblüthen mild beſcheert.

---

# Flüchtige Skizzen aus meiner Wandermappe.

Von

Dr. K. Scherzer.

---

## I.

### Ein Ritt durch die Urwälder von Costa Rica.

Es war am 6. Mai 1853. Mein Reisecollege, Dr. Wagner, war mit einem Diener und unserem Gepäck in der Zollstation am sogenannten Muelle des Sarapiqui zurückgeblieben und ich hatte

den Weg allein, nur von einem Maulthiertreiber begleitet, nach dem Hochlande von Costa Rica fortgesetzt, um in einer der nächsten Ansiedelungen die erforderlichen Thiere zur Weiterbeförderung meiner beiden Gefährten zu requiriren. Ich hatte alles schwerfällige Gepäck in der Verwahrung meines Freundes gelassen und führte bloß eine Wolldecke zum Schutz gegen die Kühle des Nachtbivouacs, sowie einen kleinen Kautschuksack mit einiger Wäsche mit mir, welcher dem Maulthiere am Rücken aufgeschnallt war. Mein Anzug bestand in langen, wasserdichten Stiefeln und einem dicken rothen Wollhemd, das gegen die Feuchtigkeit ebenso wie gegen sonstige Verkühlung schützte und gleichzeitig den Vortheil gewährte, daß seine grelle Farbe gefährliche Urwaldthiere eher abschreckte als anzog. Im Gürtel stak wohlgeladen eine fünfschüssige Pistole (revolver), sowie eine kleine Handhacke, um sich durch wildverschlungenes Urwaldgestrüpp den Weg hauen zu können. Gleich in der ersten Viertelstunde unseres Rittes fiel das Maulthier mehrere Male in Folge des schlechten Waldweges und ließ mich bis über die Knie in Koth und Untiefen sinken, so daß ich nicht wenig Mühe hatte, meine etwas schwerfällige Fußbekleidung wieder aus den schlammigen Pfützen herauszuziehen. Wir hatten mehrere ziemlich steile Bergrücken zu erklimmen; doch war das Hinabgleiten bei dem schlüpfrigen Zustande des Lehmbodens noch viel beschwerlicher und ermüdender. Wenn der Weg schon jetzt, wo die Regenzeit kaum begonnen hatte, so zahlreiche bodenlose Stellen zeigte, wie hart muß die Reise durch diese Wälder erst sein, wenn sechsmonatliche Regengüsse die ganze Erde völlig durchweicht haben! Die Waldthiere zeigten sich weit weniger zahlreich und zudringlich, als ich's in Folge der lästigen Insectenplage an den Ufern des Sarapiqui vermuthet und befürchtet

hatte. Es ſchien, als wäre ſelbſt Schlangen, Tigern, Pumas und wilden Hunden (cuyoten) der Weg im Urwald allzu kothig.

Wir hätten nicht müſſen mit einem centralamerikaniſchen Maulthiertreiber reiſen, um daß ſich nicht ſchon in der erſten halben Stunde unſeres Rittes ein Anlaß zu irgend einem unfreiwilligen Aufenthalt ergeben haben würde. Am Geſchirr war ein Riemen abgeriſſen, die Ladung des Maulthiers hatte nicht die gleichmäßige Vertheilung, kurz, es mußte angehalten und ein gar koſtbares Stück Zeit durch Ab- und Aufpacken, ſowie durch ſonſtige Verbeſſerungen vertändelt werden. Eine Stunde mühſamen Bergaufſteigens brachte uns endlich gegen 3 Uhr Nachmittags nach dem Gehöft von San Ramon, bei deſſen Beſitzer, Don Juan Fonſeca, wir einer ziemlich freundlichen Aufnahme begegneten. Man findet in allen dieſen Anſiedlungen ſelten mehr als Eine Waldhütte und fühlt ſich in dem Maße enttäuſcht, als man, verlockt durch den pompöſen Namen des Pachthofes, ſich eine mehr oder minder glänzende Vorſtellung davon gemacht hatte. Zum Abendbrot wurden uns Tortillos *),

*) Die Tortillos, eine Art flacher Maiskuchen, die Hauptnahrung der Eingebornen Centralamerikas, werden auf folgende Weiſe bereitet: Der Mais wird, nachdem er einige Zeit in Waſſer gekocht wurde, zwiſchen zwei Steinen zu einem Teig zerrieben und hierauf in dünngewalzten Blättern, ähnlich unſeren Pfannkuchen, auf einer eiſernen Platte auf offenem Feuer leicht geröſtet. Verſtünde man den vortrefflichen Mais, den man hier erntet, in Mehl zu verwandeln und Brot daraus zu bereiten, ſo gäbe dieſe Frucht eine vortreffliche, wohlmundende Nahrung. In der gegenwärtigen Form und Zubereitungsweiſe aber ſchmecken die Tortillos nicht viel beſſer als getrocknete Pappe, kaum ſo gut wie der Baches der Juden, und ſind jedenfalls weit unverdaulicher. Es giebt Eingeborne, welche 30 bis 40 Stück ſolcher dünner Maiskuchen täglich verzehren, und das häufige Vorkommen von Blähbäuchen ſchon bei

etwas Käſe, zähes Kuhfleiſch und Kaffee vorgeſetzt. Die Speiſen wurden ohne alle üblichen Werkzeuge, bloß mit den Fingern kaugerecht gemacht und verzehrt; der Kaffee wurde aus einem gemeinſamen Gefäß getrunken. Ueberall erblickte man Spuren des Geizes und der Ungaſtlichkeit; denn nicht was man reicht, ſondern wie es gereicht wird, giebt den Sinn des Gebers zu erkennen. Selbſt ein Stück trocknen Brotes und ein Trunk Quellenwaſſer vermögen durch die Herzlichkeit, mit der ſie geboten werden, einem empfänglichen Gemüthe als ein gar köſtliches Mahl zu erſcheinen.

---

Kindern, findet dadurch eine leichte Erklärung. Die zweite Lieblingsſpeiſe der Eingebornen ſind die Frijoles, in Waſſer gekochte ſchwarze Bohnen (Phaseolus vulgaris), deren Geſchmack geſottenen Sägeſpänen vielleicht noch am ähnlichſten kommt. Wenn man bedenkt, daß dieſe beiden Gerichte nebſt Chocolade nicht nur die Hauptnahrung der Volksclaſſen bilden, ſondern von den Eingebornen ſogar noch köſtlich gefunden werden, daß die meiſten von ihnen nur ſelten Fleiſch und faſt gar nie geiſtige Getränke genießen, ſo kann man allerdings dem Volke von Coſta Rica wegen ſeiner Mäßigkeit und Bedürfnißloſigkeit einen gewiſſen Grad von Bewunderung nicht verſagen. Von der anderen Seite aber zeigt dieſe Anſpruchsloſigkeit leider ein nicht ſehr rühmenswerthes Gefühl von Indifferenz gegen alles Beſſere und Behaglichere, einen Mangel an jener Energie und Strebekraft, welche die europäiſchen und anglo-amerikaniſchen Volksclaſſen ſo vortheilhaft auszeichnen, und durch deren Aufgebot allein der gegenwärtige Zuſtand der Geſellſchaft ermöglicht wurde. Bedürfnißloſigkeit und Mäßigkeit ſind zwar an und für ſich höchſt ſchätzenswerthe Eigenſchaften, aber ſie ſind allein nicht hinreichend, um ein Volk auf den Höhepunkt einer civiliſirten Nation zu erheben. Und darum ſcheint uns das Aufblühen und die Entwickelung Centralamerikas bis auf den Zeitpunkt verſchoben, wo die Zahl der Emigranten mindeſtens ein Drittheil jener der Eingebornen ausmachen und wo das Geſchick der fünf Staaten anderswo ſeinen Schwerpunkt haben wird, als in den unbeholfenen Händen eines neuſpaniſchen Präſidenten.

Sobald es finſter wurde, legte man ſich zur Ruhe. Kerzen werden in dieſen Waldhütten faſt niemals gebrannt. Doch ſchwatzen die Ruhenden noch eine Zeitlang im Finſtern fort, bis ſie der Schlaf übermannt und, ähnlich wie bei dem berühmten Beethoven'ſchen Abſchiedsconcert, Einer nach dem Anderen verſtummt! Wir lagen alle auf ſchmalen, harten Holzbänken, über die eine Kuhhaut gebreitet war; nur der Beſitzer des Gehöftes hatte eine etwas gehäbigere, breitere Lagerſtätte. Die Arbeiter ſchliefen über uns, in einem durch rohe Baumſtämme unterſchlagenen Raum, welcher durch ſo zahlreiche Spalten mit dem ebenerdigen Gemach in Verbindung ſtand, daß, ſo oft ſich oberhalb ein Schlafender umdrehte, wir unten durch eine tüchtige Portion Staub jedesmal pünktlich davon unterrichtet wurden. Auch die verſchiedenen Inſecten verſäumten nicht, dem Fremdling von der Donau ihre Aufwartung zu machen, und die Moskitos brachten uns ein wahrhaft ohrzerbeißendes Summſtändchen. Es war, als hätte ſich alles Ungeziefer der Umgebung in dieſer hölzernen Waldbarracke ein nächtliches Rendezvous gegeben, um uns für die geringe Aufmerkſamkeit, die wir bisher von den Menſchen in Mittelamerika erfahren hatten, durch ihre um deſto lautere Theilnahme zu entſchädigen.

Zeitig am nächſten Morgen war unſere armſelige Karawane wieder im Gang und ehe noch der Tag völlig hereinbrach, hatten wir bereits die Hacienda von San Ramon im Rücken. Aus grünem, lianenverſchlungenem Urwalddickicht brüllten die Congos eine regenverkündende Morgencantate, und buntfarbige Papageien und Araſſe verſtärkten mit ihren ſchrillernden Stimmen das wilde Orcheſter. Gegen Mittag öffnete ſich plötzlich der dunkle, düſtre Wald und wir erblickten vor uns in einem engen Thale auf einer üppigen Wieſe San Miguel, ein einſchichtiges Gehöft von

wenigen dürftigen Hütten, deren Bewohner ſich vom Handel mit Maulthieren und Bananenbau nähren. Obwohl dieſelben nichts weniger als arm waren, ſo fanden wir auch hier nur eine ſpärliche Nahrung und einen Zuſtand der Dürftigkeit im Hausweſen, wie man ſelbem faſt bei den ärmſten deutſchen Bauern nichts begegnet. Kein Tiſch, kein Stuhl oder ſonſtiges Einrichtungsſtück war ſichtbar, und das Innere der Waldhütte zeigte nicht als einen faſt leeren Raum, an deſſen aus dünnen Baumſtämmen gebildeten Wänden die wenigen Habſeligkeiten der Familie herumhingen, während eine halbzerriſſene Hängematte quer über der Stube aufgemacht war. Wir hielten es für unſer erſtes Geſchäft, mit dem Patron des Hauſes wegen der ſofortigen Abſendung der Maulthiere für die Weiterbeförderung unſerer am Muelle oder Landungsplatz des Sarapiqui zurückgebliebenen Freunde zu unterhandeln. Hier trat nun die Unentſchloſſenheit und Zaghaftigkeit des neuſpaniſchen Volkscharakters wieder recht klar zu Tage. Erſt nach ſtundenlangem, unnützem Hin- und Herreden waren wir im Stande, einig zu werden, und zwar ſeltſamerweiſe (obſchon außer einem zwölfjährigen Knaben kein einziger Hausbewohner weder leſen noch ſchreiben konnte) erſt nach Abfaſſung eines ausdrücklich verlangten, ſchriftlichen Vertrages. Wir befanden uns indeß diesmal in einer nicht geringeren Verlegenheit als die Eingebornen, indem unſere Kenntniß des ſpaniſchen Idioms noch viel zu jung war, um bei der Abfaſſung ſelbſt eines Mauleſelvertrages mit Ehren beſtehen zu können. Gleichwohl gelang uns mit Beihülfe des Italieniſchen die Textur dieſes Tractates unerwartet gut und ſchnell, und kurze Zeit nach der Beſchlußfaſſung war derſelbe bereits von beiden contrahirenden Mächten ratificirt. Natürlich ſpielten die Ziffern, wie bei den meiſten Tractaten, auch hier die Hauptrolle, und ſo-

bald nur der alte Maulthierinhaber seine schwere Forderung mit großen Ziffern auf dem Papier verzeichnet wußte, ging er über jeden orthographischen oder stylistischen Schnitzer gleichgültig hinweg. — Die Nahrungsartikel, mit denen wir uns in San Miguel zu stärken hofften, reducirten sich auf ein Glas Milch und zwei Eier; denn die Tortillos und Bohnen, welche man uns gleichfalls vorsetzte, waren noch unverdaulicher als die am vorhergegangenen Tage genossenen, und was man uns an gekochten Bananen, Yuccas, Yams und anderen Tropenfrüchten bot, erschien uns so faul und fiebererzeugend, daß wir vorzogen, Hunger zu leiden, als mit solcher Nahrung uns zu sättigen.

In den Nachmittagsstunden kamen mehrere Arbeiter, welche in der Umgebung mit der Lichtung des Waldes beschäftigt waren, vom Tagwerk heim; und da der Regen bereits in Strömen fiel, so trugen dieselben große, breite Bananenblätter in der Hand, welche bei diesen primitiven Naturen die Stelle eines Regenschirmes einzunehmen schienen. Sie hatten sämmtlich ein äußerst fahles, krankhaftes Aussehen, und waren dabei in Anzug und Manieren dermaßen verwildert, daß sie, trotz der Heiligenbilder, welche um ihren Nacken hingen, einen höchst unangenehmen Eindruck hervorbrachten. Wenn man länger im Lande reist und sich an ihren nothdürftigen, bettelhaften Anzug, an die braunen, düsteren Gesichter, die wochenlang keinen Tropfen reinigendes Wasser gefühlt, an den rohen Ausdruck ihrer Züge, an die Urwüchsigkeit ihres Kopfhaars gewöhnt hat, so mag der Verkehr mit den Eingebornen allerdings wesentlich von dem ersten, abstoßenden Eindruck verlieren; aber beim Beginn des Umgangs sind diese halbnackten Söhne der Cordilleren trotz

ihrer bekannten Feigheit und Schüchternheit nichts weniger als anheimelnde, Zutrauen einflößende Erscheinungen.

Die Nacht brachten wir in einer faſt leeren Stube, in einer Hängematte zu. Gegen Mitternacht wurden wir plötzlich durch einen höchſt ſeltſamen Lärm aus dem Schlaf geweckt und hörten zu unſerem großen Erſtaunen, wie ſich die Familie des Maulthierhändlers im benachbarten, nur durch eine dünne Wand getrennten Raum bei fahlem Licht beſchäftigte. Dabei wurde von Zeit zu Zeit ein wehmüthiges Stöhnen vernehmbar, von dem man nicht recht unterſcheiden konnte, ob es von einem Kinde oder einer erwachſenen Perſon herrührte. Mir gegenüber lag auf einer hölzernen Bank ein Arbeiter und rauchte eine Cigarre. In der Küche am offenen Herd herrſchte gleichfalls eine Geſchäftigkeit, als ob es heller Mittag wäre. Nun ſahen wir durch die ziemlich breiten Spalten der Bretterwand, welche den Schlafraum der Familie von unſerer Lagerſtätte trennte, das Oberhaupt derſelben engliſches Geld zählen, und hörten zufällig gerade dieſelbe Summe ausſprechen, welche unſer Maulthiertreiber, wie er noch Tags zuvor uns erzählte, mit ſich führte. Ich raffte mich von meiner unheimlichen Ruheſtätte auf und eilte ins Freie. Als ich an jener Stelle in der Vorhalle vorüberkam, wo ſich am Abend vorher unſer Führer niedergelegt hatte, fand ich dieſelbe leer. Bei meiner Rückkehr in die Stube war der Arbeiter noch immer wach, und hatte ſeine Blicke unverwandt auf unſer Lager geheftet; um den Leib hatte er ein langes Waldmeſſer gegürtet und neben ihm ſtand ein großer geflochtener Korb. — Allmählich war es wieder völlig dunkel geworden; das Licht im Nebengemach war erloſchen, auch das Stöhnen war verſtummt und nach wie vor herrſchte wieder die ganze ſchauerliche Stille einer einſamen Nacht im Urwald. Mit einem Male ſchrie die Alte aus ihrer Schlafkammer: „Jésus,

va à su trabajo!“ (Jeſus *), geh' an deine Arbeit!), worauf mein wunderlicher Nachbar ein paar unverſtändliche Worte vor ſich hinmurmelte, gleichwohl aber ſich nicht vom Flecke rührte, ſondern, wie uns vorkam, unſere Bewegungen nur noch feſter ins Auge zu faſſen ſchien. Da ergriff mich mit einem Male ein ſo unheimliches, überwältigendes Gefühl, daß ich, ohne recht zu wiſſen, was ich that, meine Wolldecke und meinen Regenmantel ergriff und hinaus ins Freie eilte. Es war eine wundervolle, ſternenhelle Nacht. Auf einem Abhange des großen Wieſengrundes, der ſich gleich einem grünen Teppich vor uns hindehnte, breitete ich meine Decke aus, legte den Revolver neben mir in trockne Verwahrung und fühlte mich in der freien, herrlichen Gottesnatur bald wieder ſo ruhig und ſicher, daß ich auch Giftſchlangen, Jaguars, Pumas und wilde Hunde völlig wieder vergaß und ſo zuverſichtlich einſchlief, als läge ich auf einem weichen Roßhaarlager in dem wohlverſchloſſenen Schlafgemach einer bürgerlichen Behauſung des europäiſchen Continents! Zwei Mal des Nachts wurde ich durch das wilde Geſchrei der Büffelochſen im benachbarten Walde aufgeſcheucht und ein anderes Mal durch graſende Kühe und Schweine, die meinem improviſirten Lager zufällig zu nahe kamen und mich ſo zutraulich anſchnüffelten, als wäre ich einer ihrer Compatrioten.

Wunderbar war der Anbruch des Tages. Wie mit einem Zauberſchlage verſchwanden die Schauer der Nacht und die Sonne verklärte Alles um mich her mit ihrem friedlichen, überſtrahlenden Lichte. Als ich in die Hütte zurückkehrte, war bereits Alles auf

---

*) Der Name Jeſus kommt unter den Volksclaſſen Centralamerikas ſo häufig vor, wie bei uns Johann oder Joſeph, und wird ſogar Frauensperſonen beigelegt.

den Beinen und der ermordet geglaubte Maulthiertreiber war der Erste, der mir zu Gesicht kam. Ich schämte mich jetzt fast jener Schreckbilder, welche meine leicht erregbare Phantasie während der verflossenen Nacht so grauenhaft umgaukelten, konnte aber doch zu diesen rauhen, unheimlichen Waldnaturen keine Neigung gewinnen. Ich ließ rasch das Maulthier satteln und ritt nach dem Hochlande weiter. Zu gleicher Zeit, nur in entgegengesetzter Richtung brach auch die kleine beorderte Karawane nach dem Landungsplatz am Sarapiqui auf, und ich konnte mich nun der freudigen Hoffnung hingeben, meinen beiden deutschen Begleitern in San José, der Hauptstadt Costa Rica's, binnen wenigen Tagen wieder zu begegnen.

## II.

### Die Kaffeecultur im Tafellande von Costa Rica.

Wenige Tage nach unserer Ankunft in San José machten wir einen Ausflug nach der nur eine Stunde von der Hauptstadt entfernten Kaffeeplantage der Herren Joy u. Comp. Dieselbe liegt ungemein reizend auf dem Wege von San José nach Cartago und wird durch zwei tüchtige Schottländer in einem musterhaften Zustande erhalten. Die Kaffeebäumchen haben hier, des bequemeren Erntens wegen, meist nur eine Höhe von 3 bis 4 Schuh; die Pflanzung der Herren Joy u. Comp. soll über 40,000 solcher Bäumchen zählen. Dieselben zeigen durch ihre glänzend grünen, ovalen, scharfspitzigen, 3 bis 4 Zoll langen Blätter viel Aehnlichkeit mit Citronenbäumen. Ihre Blüthezeit fällt in die erste Hälfte des Monats Mai, wo dann ein großer Theil des Tafellandes von Costa Rica wie mit einer weißen Decke überzogen

erſcheint. Ende December beginnen die Früchte zu reifen; Anfangs Januar geſchieht in der Regel die Ernte. Wenn die Beere reif iſt, hat ſie die Größe und das Anſehen einer Kirſche. Der Werth des Kaffees hängt viel von der Behandlung der gewonnenen Bohne ab. Iſt die Beere gewaſchen, durch eine eigenthümliche Vorrichtung enthülſt und auf einer großen, ausgemauerten Fläche (patio) wohl getrocknet worden, ſo wird dieſelbe ein zweites Mal dem Waſch- und Reinigungsproceß unterzogen und hierauf mittelſt einer beſondern Maſchine (trillas) von einer ſchleimichten Haut (gomma) gereinigt, worauf dieſelbe erſt verſandgerecht iſt, und in Säcke gefüllt ihren Weg nach den Kaffeetöpfen Europas nimmt. Ein Baum trägt erſt im dritten Jahr, und zwar gewinnt man 1 bis $1^1/_4$ Pfund getrockneter Kaffeebohnen. (In Cuba, Jamaica und St. Domingo rechnet man nur $^1/_2$ Pfund Bohnenertrag per Baum.) Die meiſten Kaffeepflanzungen Coſta Ricas tragen nicht mehr als 5- bis 800 Centner; allein es giebt einzelne Plantagen, wie z. B. die des Herrn Mariano Montealegro oder des Präſidenten Don Rafael Mora, welche eine Ernte von 2- bis 3000 Centnern liefern. Wenn eine Pflanzung 10 bis 15 Jahre getragen hat, müſſen die Bäume völlig abgeſchnitten werden und mehrere Jahre ruhen, worauf ſie dann von Neuem und zwar mit geſteigerter Ueppigkeit gedeihen. Ein Deutſcher, Namens Eduard Wallerſtein, hat das Verdienſt, die Kaffeecultur auf dem Tafellande von Coſta Rica zuerſt eingeführt zu haben. Seine erſten Verſuche in größerem Maßſtabe datiren vom Jahre 1832, in welchem Jahre jedoch die Geſammternte erſt 300 Centner betrug. Von dieſer Zeit an gewann die Kaffeecultur dermaßen an Ausdehnung, daß im Jahre 1847 bereits über 180,000 Centner Kaffeebohnen geerntet wurden. Leider war der Preis des Kaffees, als dieſe Ernte nach Europa

gelangte, in Folge der politiſchen Stürme, welche damals ganz Europa erſchütterten, auf den engliſchen Märkten dermaßen geſunken, daß die Kaffeepflanzer von Coſta Rica ſehr empfindliche Verluſte erlitten. Die Panik darüber war unter dieſem an ſo gewaltige Fluctuationen noch nicht gewöhnten Naturvolke ſo groß, daß Viele im erſten Unmuthe ſo weit gingen, die Kaffeebäume umzuhauen und dafür wieder Mais zu bauen. Nur die Beſonnenheit und Energie des damaligen Präſidenten, Don Rafael Mora, welcher ſelbſt großartige Kaffeegärten beſaß, verhinderten, daß ſämmtliche Kaffeepflanzungen wieder zu Grunde gingen und aufgelaſſen wurden. Gegenwärtig ſoll ſich indeß die Cultur des Kaffeebaumes wieder über 10,000 Acres Landes erſtrecken, die mit mehr als 10 Millionen Bäumen bepflanzt ſind, und die jährliche Kaffeeernte iſt bereits auf 100,000 Centner geſtiegen, welche vom Hafen von Punta Arenas aus auf großentheils engliſchen Handelsſchiffen in 95 bis 120 Tagen nach England verſchifft werden, und wogegen engliſche, deutſche und franzöſiſche Fabricate und Producte im Tauſch eingeführt werden. In San José koſtet der Centner Kaffee circa $7\frac{1}{2}$ Dollars, auf dem Londoner Markte 55 bis 60 Schillinge (15 Dollars) der Centner. Ein Schiff führt in der Regel 6- bis 7000 Centner. Man behauptet, daß der Coſta-Rica-Kaffee durch die langwierige Reiſe um das Cap Horn weſentlich an gutem Geſchmack und auch an Farbe verliere, und es wäre daher im Intereſſe dieſer Cultur ſowohl, wie des Handelsverkehrs von Coſta Rica mit Europa überhaupt, äußerſt wünſchenswerth, daß die Verſendung ſeiner verſchiedenen Producte von einem erſt zu eröffnenden Hafen an der Oſtküſte ſtattfände. Allein es beſteht gegenwärtig noch nicht einmal eine Straße vom Hochlande von Coſta Rica nach der Oſtküſte, obwohl bereits mehrere Verſuche zur Herſtellung einer

nieder und verlor ſich mit ihren Gedanken in der Inbrunſt ihres Gebetes. Wir konnten uns nicht verſagen, die andächtige Beterin, nachdem ſie vollendet hatte, zu fragen, wer wohl unter dieſem Stück geweihter Erde begraben liege, worauf wir zur Antwort erhielten, daß es das Grab ihrer Großmutter ſei. Es lag etwas tief Ergreifendes in der Sorgfalt, mit welcher eine kaum halbciviliſirte Indianerin den kahlen Erdhügel ſchmückte, welcher die längſt vermoderten Knochen ihrer Großmutter bedeckte . . . .

Noch viel anderes junges Volk trafen wir am Kirchhof über wild wuchernde Schlinggewächſe auf- und abwandeln und zuweilen an einem Grabe mit gefalteten Händen ſtehen bleiben, aber in keinem Geſicht glaubten wir ſo viel warme Theilnahme und kindliche Verehrung zu erblicken, als in den braunen, wilden Zügen des armen Indianermädchens. Die Inſchriften ſind in der Regel nur eine einfache Aufzeichnung des Namens und Sterbetages des Verſtorbenen, meiſtentheils von wenig kundiger Hand nur mit Bleiſtift geſchrieben. Weder auf den aus der kahlen Erde ragenden rohen Holzkreuzen, noch auf der Hauptfronte der eingemauerten Särge erblickten wir umfaſſendere Grabſchriften oder Lobſprüche auf die Dahingeſchiedenen.

Ganz in der Nähe des katholiſchen Leichenackers befindet ſich auf einer abgeſonderten, eingefriedeten Stelle der Kirchhof für Proteſtanten. Das Grundſtück dazu wurde durch die edelſinnigen Bemühungen des damaligen britiſchen Conſuls, Mr. Chatfield, im Februar 1850 von der Regierung von Coſta Rica zu dieſem Zwecke überlaſſen, wie dies eine in Metall geſchnittene Inſchrift in engliſcher Sprache über dem eiſernen Gitterthor des Haupteingangs dem Leſekundigen beſagt. Auf derſelben Metallplatte ſteht der 26. und 27. Vers des 19. Capitels des Buches Hiob

verzeichnet. Im Inneren dieſes proteſtantiſchen Begräbnißplatzes wuchert fußhohes Gras und nur die Erinnerung der Einheimiſchen vermag die wenigen Stellen zu bezeichnen, wo proteſtantiſche Brüder begraben liegen, welche hier, oft ohne Freunde und Familie, in traurig-einſamer Ferne der Tod ereilte. Die Oberaufſicht über den Friedhof war bisher dem jeweiligen engliſchen Vice-Conſul anvertraut. Derſelbe vertrat bis jetzt auch die Stelle des Geiſtlichen bei Leichenbegängniſſen von Proteſtanten, ſagte die Gebete während des letzten Ganges und hielt eine kurze Gedächtnißrede am Friedhof. So einfach, ſchlicht und prunklos das Begräbniß eines Proteſtanten in Coſta Rica erſcheint, ſo iſt es doch (vielleicht eben dadurch) von tief ergreifender Wirkung und verfehlt nicht, ſelbſt auf die ſtreng katholiſchen Neuſpanier einen ehrfurchtgebietenden Eindruck hervorzubringen, indem daſſelbe noch wochenlang nachher einen Hauptgegenſtand ihres Geſpräches bildet. In neueſter Zeit hat ſich die Zahl der eingewanderten Proteſtanten derart vermehrt, daß man bereits während meiner Anweſenheit mit dem Gedanken umging, ein kleines Bethaus zu errichten und einen proteſtantiſchen Geiſtlichen aus England oder Deutſchland kommen zu laſſen. Möchte dieſer fromme Wunſch proteſtantiſcher Brüder in Coſta Rica bald ſeiner Verwirklichung entgegenreifen! nicht bloß um die Erwachſenen im Glauben ihrer Väter zu ſtärken, und im Leben und Sterben mit den Tröſtungen ihrer heiligen Religion zu verſehen, ſondern damit auch der junge Nachwuchs nicht gleich den Wucherpflanzen am proteſtantiſchen Friedhof zu San José aufwachſe, vielmehr bei Zeiten in die kindliche Bruſt jener Same der Gottesfurcht und chriſtlichen Liebe gelegt werde, welcher ſpäter in reiferen Jahren ſo reiche und edle Früchte trägt!

# In der Schlacht.

Der Donner tobt. —
Gott ſei gelobt!
Hinein in die röthesten Blitze der Schlacht;
Er wacht, Er wacht!!

Und ſink' ich getroffen in Todesnacht,
Er ſei gelobt!
Mit letztem Athem gelobt!
Er hat es doch wohl gemacht.

Der Tod für mich!
Der Ruhm für Dich,
Mein Volk, o mein heiliges Vaterland!
Cam'rad, halt' Stand,
In Deinem Herzen ſchüre den Brand! —
Schon brechen die Knie',
O Gott, beſchütze nur ſie:
Mein Volk und mein Vaterland! —

Der Abend neigt,
Der Donner ſchweigt,
Der Sieger geht über das Leichenfeld,
Er geht, — er hält:
Wer biſt Du, junger, ſterbender Held?
»Mein König, o Du!?« — —
Sein leuchtendes Auge fällt zu,
Er lächelt noch einmal der Welt.

Karl Köchy.

# Vier Lieder

von

Ada von Treskow.

---

## 1. Sommertag.

Heut' möcht' ich alle Röſelein
Liebkoſen ganz wie toll,
Und drücken jede Blume fein
Ans Herz, ſo warm, ſo voll!

O bildet, Falter, einen Kranz
Schön bunt zu Häupten mir,
Umſchwirret mich im Flügeltanz,
Beſchwingte Blumen, ihr!

Nun dring' hervor, Du Sonnenlicht,
Und bleibe leuchtend ſtehn! —
Ich hab' das ſchönſte Angeſicht
Von Gottes Welt geſehn!

## 2. Aufgefangen.

Federball, Federball
Spielten wir Beide. —
Ach, des Gelächters Schall
Ward uns zum Leide.

Gaben nicht Acht, nicht Acht,
Daß wir beim Spielen
Einander unbedacht
Zu ſehr gefielen.

Er warf ſein Herz mir zu,
Ich ihm das meine,
Fort ſchlug ich Ball und Ruh',
Daß ich nun weine.

### 3. Die ſchönſte Farbe.

Das Roth, das Roth iſt meine Farbe,
Das Roth iſt ſtolz und ſiegend ſchön;
Friſch lacht der Mond in goldner Garbe,
Iſt's auf der Liebſten Mund zu ſehn.

In Purpur blühen holde Wangen,
Wenn Amor in den Herzen ſitzt,
Und ſchelmiſch halb und gluthbefangen
Drin ſeine goldnen Pfeile ſchnitzt.

So will ich mich denn ſelig tauchen
Tief in des Morgenrothes Schein,
Die Liebesroſe ſoll mir hauchen
Den Duft in tiefſte Seele ein.

### 4. Auferſtehung.

Wie die Knospen einſt'ger Blüthen
Noch mit dichtem Grün ſich decken,
Alſo ſchliefen meine Lieder,
Bis Du kamſt, ſie zu erwecken.

Und ſie ſprangen bunt und jauchzend
Dir, dem Sonnenlicht, entgegen,
Wie vor Frühlings warmem Hauche
Sich die jungen Veilchen regen.

# Aus ſchweren Tagen.

Armer Freund! — wenn ich Dich frage:
Hellt ſich nie Dein finſtrer Sinn?
Reichſt Du mir mit ſtummer Klage
Die verblichnen Kränze hin.

Deuteſt auf das Todtenſiegel
Ueber Deiner Träume Gluth,
Und enthüllſt die Leichenhügel,
Drunter Deine Hoffnung ruht.

Ziehſt den Schleier von der Wunde,
Die Dein friſches Leben ſtahl,
Und erregſt im Seelengrunde
Alter Sehnſucht Folterqual.

Rufeſt hundert Todtgewähnte,
Bleiche Larven wild herauf,
Viele Tauſend erſt bethränte
Glüh'nde Schmerzen weckſt Du auf.

Laß die Kränze! laß die Hügel,
Laſſ' das Hoffen und den Traum!
Der gebrochne Sehnſuchtsflügel
Regt die kleinſte Feder kaum.

Ach, vergiß, daß in die Ferne
Einſt Dich dieſer Fittig trug;
Ach, vergiß, daß in die Sterne
Dich erhob ſein leichter Flug.

Ach, vergiß, daß Götterflammen
Einſt aus Deiner Bruſt geſprüht:
Alles, Alles brach zuſammen,
Und Du haſt nun ausgeglüht.

Haſt mit Deinem reinſten Blute
Kalter Götzen Schlund erquickt,
Haſt mit heil'gem Opfermuthe
Deine Roſen ſelbſt zerpflückt;

Haſt aus Deinen Paradieſen
Dich geſtürzt mit eigner Hand:
Deine Engel ſind verwieſen
Und Dein Friede iſt gebannt.

Fordre von der Welt nicht Liebe,
Nicht von ihr ein Herz wie Du,
Decke ſtill die innern Triebe
Mit dem Moos der Gräber zu.

Deine Lenze ſind geſtorben,
Deine Jugend wankt und weicht;
Was Du nicht im Mai erworben,
Bleibt Dir ewig unerreicht.

Weine nicht mehr ſolche Thränen,
Zucke nicht mehr ſo voll Schmerz,
Schüttle Deines Stolzes Mähnen
Und umpanzre Dich mit Erz.

Ruhe feſt auf Dir alleine,
Lehn' Dich nie an fremde Bruſt,
Denn ſie werfen ihre Steine
Sonſt nach Dir zu Spiel und Luſt.

Was Du ringeſt, was Du leideſt,
Ring' und leide Dir allein —
Nur wenn Du die Klage meideſt,
Bleibt Dein Wille frei und Dein.

Denn ſich gänzlich zu vergeſſen,
Wie's auch innen bohrt und klafft,
Iſt kein thörichtes Vermeſſen,
Sondern ſtolze Manneskraft.

Zu vollführen und zu handeln,
Was Du denkend ſchufeſt, mag,
Ohne je das Ziel zu wandeln,
Dich beſeelen Nacht und Tag.

Sei Dir treu in Sturm und Wetter,
Wandle frei durch Haß und Spott,
Und Du wirſt Dein eigner Retter,
Denn dem Starken hilft ein Gott.

Und wenn Dich das alte Sehnen
Allzumächtig wieder drängt,
Dir die alten heißen Thränen
Wieder in die Augen zwängt;

Und wenn jene alten Fratzen
Nun ſich ſtehlen in Dein Herz;
Wenn mit ſeinen Tigertatzen
Dich umkrallt der alte Schmerz; —

Nun ſo ſchmettre Du den Tiger
Nieder mit des Geiſtes Macht!
Feſter Wille geht als Sieger
Stolz aus jeder Geiſterſchlacht.

ſolchen gemacht worden ſind. In dem Maße aber, als ſich die Verbindungswege in dieſem überaus fruchtbaren Lande vermehren werden, wird auch die Cultur des edlen Kaffeebaumes zunehmen, und welcher Ausdehnung dieſelbe fähig, davon dürfte der mit jedem Jahre ſich ſteigernde Verbrauch der Kaffeebohnen in den verſchiedenen Ländern der Erde den beſten Beweis liefern. Deutſchland allein conſumirt dermalen jährlich über 2,800,000 Centner oder circa 7 Pfund per Kopf; in England betrug die Kaffeeconſumtion im Jahre 1852 bereits 35,044,376 Pfund *); und dieſelbe hatte in den letzten 10 Jahren um mehr als $^1/_6$ zugenommen; in den Vereinigten Staaten wurden im ſelben Jahre 180,531,489 Pfund Kaffee verbraucht **). Der liebliche unwiderſtehliche Duft dieſes ſo wohlig aufregenden Getränkes beginnt ſogar an vielen Orten bereits den Thee zu verdrängen, und im Verhältniß, als ſich Civiliſation und Induſtrie über die Erde ausdehnen, wird auch die Conſumtion des Kaffees, jenes mächtigen Civiliſators, zunehmen und der Cultur dieſer edlen Nahrungspflanze einen immer größeren Spielraum gewähren.

## III.

### Ein Beſuch auf dem Campo Santo in San Joſé.

Ein lieblicher Thalweg führte mitten zwiſchen üppigen Kaffeepflanzungen nach dem Campo Santo oder katholiſchen Fried-

*) Die Theeconſumtion betrug im ſelben Zeitraum 54,724,615 Pfund.

**) Im Jahre 1843 betrug die Kaffeeconſumtion in den Vereinigten Staaten erſt 85,816,666 Pfund; im ſelben Jahre wurden in ſämmtlichen kaffeebauenden Ländern der Erde 459,000,000 Pfund Kaffee geerntet, während ſich gegenwärtig die Cultur der Kaffeebohnen faſt verdoppelt haben dürfte.

hof von San José. Früher hatten die Costaricenser ihre Todten nach gewöhnlicher christlicher Sitte unter der Erde begraben; als aber der zu diesem frommen Zweck bestimmte Raum zu klein geworden war, kam man auf die Idee, ein längliches Gebäude mit zahlreichen Nischen aufzuführen und die Verstorbenen über der Erde einzumauern. Ein ähnlicher Gebrauch herrscht in New-Orleans in der Louisiana im Süden der Vereinigten Staaten, weil die Stadt nur wenige Fuß über dem Flußbett des Mississippi gelegen und ohne den bestehenden Damm bei Hochwasser sogar häufig überschwemmt werden würde. Wenn man in New-Orleans nur 2 bis 3 Fuß in die Erde gräbt, so trifft man bereits Wasser, und es soll zuweilen schon vorgekommen sein, daß man unter diesen verhältnißmäßig dünnen Erdschichten sogar noch lebenden Fischen begegnete. Diese ganz eigenthümlichen localen Verhältnisse erklären hinreichend die in New-Orleans herrschende Sitte, die Todten über der Erde zu begraben, während uns die Uebung desselben Gebrauches in der Hauptstadt des Tafellandes von Costa Rica, 2000 Fuß über der Meeresfläche und bei einem Ueberfluß an unbebauten Grundstücken in mehrfacher Beziehung unmotivirt erscheinen muß. Das mehrere Etagen zählende Pantheon besitzt in jeder Reihe circa 40 hohle Räume von 6 Fuß Tiefe und 2 Schuh im Quadrat, in welche die Leichen in rohen Särgen geschoben und die Oeffnungen hierauf zugemauert werden.

Als ich in Begleitung eines Freundes diese Heimath des ewigen Friedens durchwanderte, kamen wir an einem alten Grabeshügel vorüber, dessen aus gelbem Zuckerrohr dürftig zusammengefügtes Kreuz ein junges Indianermädchen mit frischen Rosen schmückte. Sobald dieses äußerliche Zeugniß kindlicher Pietät gegeben war, kniete das fromme Naturkind voll Ehrfurcht

nieder und verlor ſich mit ihren Gedanken in der Inbrunſt ihres Gebetes. Wir konnten uns nicht verſagen, die andächtige Beterin, nachdem ſie vollendet hatte, zu fragen, wer wohl unter dieſem Stück geweihter Erde begraben liege, worauf wir zur Antwort erhielten, daß es das Grab ihrer Großmutter ſei. Es lag etwas tief Ergreifendes in der Sorgfalt, mit welcher eine kaum halbciviliſirte Indianerin den kahlen Erdhügel ſchmückte, welcher die längſt vermoderten Knochen ihrer Großmutter bedeckte . . . .

Noch viel anderes junges Volk trafen wir am Kirchhof über wild wuchernde Schlinggewächſe auf- und abwandeln und zuweilen an einem Grabe mit gefalteten Händen ſtehen bleiben, aber in keinem Geſicht glaubten wir ſo viel warme Theilnahme und kindliche Verehrung zu erblicken, als in den braunen, wilden Zügen des armen Indianermädchens. Die Inſchriften ſind in der Regel nur eine einfache Aufzeichnung des Namens und Sterbetages des Verſtorbenen, meiſtentheils von wenig kundiger Hand nur mit Bleiſtift geſchrieben. Weder auf den aus der kahlen Erde ragenden rohen Holzkreuzen, noch auf der Hauptfronte der eingemauerten Särge erblickten wir umfaſſendere Grabſchriften oder Lobſprüche auf die Dahingeſchiedenen.

Ganz in der Nähe des katholiſchen Leichenackers befindet ſich auf einer abgeſonderten, eingefriedeten Stelle der Kirchhof für Proteſtanten. Das Grundſtück dazu wurde durch die edelſinnigen Bemühungen des damaligen britiſchen Conſuls, Mr. Chatfield, im Februar 1850 von der Regierung von Coſta Rica zu dieſem Zwecke überlaſſen, wie dies eine in Metall geſchnittene Inſchrift in engliſcher Sprache über dem eiſernen Gitterthor des Haupteingangs dem Leſekundigen beſagt. Auf derſelben Metallplatte ſteht der 26. und 27. Vers des 19. Capitels des Buches Hiob

verzeichnet. Im Inneren dieſes proteſtantiſchen Begräbnißplatzes wuchert fußhohes Gras und nur die Erinnerung der Einheimiſchen vermag die wenigen Stellen zu bezeichnen, wo proteſtantiſche Brüder begraben liegen, welche hier, oft ohne Freunde und Familie, in traurig-einſamer Ferne der Tod ereilte. Die Oberaufſicht über den Friedhof war bisher dem jeweiligen engliſchen Vice-Conſul anvertraut. Derſelbe vertrat bis jetzt auch die Stelle des Geiſtlichen bei Leichenbegängniſſen von Proteſtanten, ſagte die Gebete während des letzten Ganges und hielt eine kurze Gedächtnißrede am Friedhof. So einfach, ſchlicht und prunklos das Begräbniß eines Proteſtanten in Coſta Rica erſcheint, ſo iſt es doch (vielleicht eben dadurch) von tief ergreifender Wirkung und verfehlt nicht, ſelbſt auf die ſtreng katholiſchen Neuſpanier einen ehrfurchtgebietenden Eindruck hervorzubringen, indem daſſelbe noch wochenlang nachher einen Hauptgegenſtand ihres Geſpräches bildet. In neueſter Zeit hat ſich die Zahl der eingewanderten Proteſtanten derart vermehrt, daß man bereits während meiner Anweſenheit mit dem Gedanken umging, ein kleines Bethaus zu errichten und einen proteſtantiſchen Geiſtlichen aus England oder Deutſchland kommen zu laſſen. Möchte dieſer fromme Wunſch proteſtantiſcher Brüder in Coſta Rica bald ſeiner Verwirklichung entgegenreifen! nicht bloß um die Erwachſenen im Glauben ihrer Väter zu ſtärken, und im Leben und Sterben mit den Tröſtungen ihrer heiligen Religion zu verſehen, ſondern damit auch der junge Nachwuchs nicht gleich den Wucherpflanzen am proteſtantiſchen Friedhof zu San José aufwachſe, vielmehr bei Zeiten in die kindliche Bruſt jener Same der Gottesfurcht und chriſtlichen Liebe gelegt werde, welcher ſpäter in reiferen Jahren ſo reiche und edle Früchte trägt!

# In der Schlacht.

Der Donner tobt. —
Gott ſei gelobt!
Hinein in die röthesten Blitze der Schlacht;
Er wacht, Er wacht!!

Und ſink' ich getroffen in Todesnacht,
Er ſei gelobt!
Mit letztem Athem gelobt!
Er hat es doch wohl gemacht.

Der Tod für mich!
Der Ruhm für Dich,
Mein Volk, o mein heiliges Vaterland!
Cam'rad, halt' Stand,
In Deinem Herzen ſchüre den Brand! —
Schon brechen die Knie',
O Gott, beſchütze nur ſie:
Mein Volk und mein Vaterland! —

Der Abend neigt,
Der Donner ſchweigt,
Der Sieger geht über das Leichenfeld,
Er geht, — er hält:
Wer biſt Du, junger, ſterbender Held?
»Mein König, o Du!?« — —
Sein leuchtendes Auge fällt zu,
Er lächelt noch einmal der Welt.

Karl Köchy.

# Vier Lieder

von

Ada von Treskow.

---

## 1. Sommertag.

Heut' möcht' ich alle Röſelein
Liebkoſen ganz wie toll,
Und drücken jede Blume fein
Ans Herz, ſo warm, ſo voll!

O bildet, Falter, einen Kranz
Schön bunt zu Häupten mir,
Umſchwirret mich im Flügeltanz,
Beſchwingte Blumen, ihr!

Nun dring' hervor, Du Sonnenlicht,
Und bleibe leuchtend ſtehn! —
Ich hab' das ſchönſte Angeſicht
Von Gottes Welt geſehn!

## 2. Aufgefangen.

Federball, Federball
Spielten wir Beide. —
Ach, des Gelächters Schall
Ward uns zum Leide.

Gaben nicht Acht, nicht Acht,
Daß wir beim Spielen
Einander unbedacht
Zu ſehr gefielen.

Er warf ſein Herz mir zu,
Ich ihm das meine,
Fort ſchlug ich Ball und Ruh',
Daß ich nun weine.

## 3. Die ſchönſte Farbe.

Das Roth, das Roth iſt meine Farbe,
Das Roth iſt ſtolz und ſiegend ſchön;
Friſch lacht der Mond in goldner Garbe,
Iſt's auf der Liebſten Mund zu ſehn.

In Purpur blühen holde Wangen,
Wenn Amor in den Herzen ſitzt,
Und ſchelmiſch halb und gluthbefangen
Drin ſeine goldnen Pfeile ſchnitzt.

So will ich mich denn ſelig tauchen
Tief in des Morgenrothes Schein,
Die Liebesroſe ſoll mir hauchen
Den Duft in tiefſte Seele ein.

## 4. Auferſtehung.

Wie die Knospen einſt'ger Blüthen
Noch mit dichtem Grün ſich decken,
Alſo ſchliefen meine Lieder,
Bis Du kamſt, ſie zu erwecken.

Und ſie ſprangen bunt und jauchzend
Dir, dem Sonnenlicht, entgegen,
Wie vor Frühlings warmem Hauche
Sich die jungen Veilchen regen.

# Aus ſchweren Tagen.

Armer Freund! — wenn ich Dich frage:
Hellt ſich nie Dein finſtrer Sinn?
Reichſt Du mir mit ſtummer Klage
Die verblichnen Kränze hin.

Deuteſt auf das Todtenſiegel
Ueber Deiner Träume Gluth,
Und enthüllſt die Leichenhügel,
Drunter Deine Hoffnung ruht.

Ziehſt den Schleier von der Wunde,
Die Dein friſches Leben ſtahl,
Und erregſt im Seelengrunde
Alter Sehnſucht Folterqual.

Rufeſt hundert Todtgewähnte,
Bleiche Larven wild herauf,
Viele Tauſend erſt bethränte
Glüh'nde Schmerzen weckſt Du auf.

Laß die Kränze! laß die Hügel,
Laſſ' das Hoffen und den Traum!
Der gebrochne Sehnſuchtsflügel
Regt die kleinſte Feder kaum.

Ach, vergiß, daß in die Ferne
Einſt Dich dieſer Fittig trug;
Ach, vergiß, daß in die Sterne
Dich erhob ſein leichter Flug.

Ach, vergiß, daß Götterflammen
Einſt aus Deiner Bruſt geſprüht:
Alles, Alles brach zuſammen,
Und Du haſt nun ausgeglüht.

Haſt mit Deinem reinſten Blute
Kalter Götzen Schlund erquickt,
Haſt mit heil'gem Opfermuthe
Deine Roſen ſelbſt zerpflückt:

Haſt aus Deinen Paradieſen
Dich geſtürzt mit eigner Hand:
Deine Engel ſind verwieſen
Und Dein Friede iſt gebannt.

Fordre von der Welt nicht Liebe,
Nicht von ihr ein Herz wie Du,
Decke ſtill die innern Triebe
Mit dem Moos der Gräber zu.

Deine Lenze ſind geſtorben,
Deine Jugend wankt und weicht;
Was Du nicht im Mai erworben,
Bleibt Dir ewig unerreicht.

Weine nicht mehr ſolche Thränen,
Zucke nicht mehr ſo voll Schmerz,
Schüttle Deines Stolzes Mähnen
Und umpanzre Dich mit Erz.

Ruhe feſt auf Dir alleine,
Lehn' Dich nie an fremde Bruſt,
Denn ſie werfen ihre Steine
Sonſt nach Dir zu Spiel und Luſt.

Was Du ringeſt, was Du leideſt,
Ring' und leide Dir allein —
Nur wenn Du die Klage meideſt,
Bleibt Dein Wille frei und Dein.

Denn ſich gänzlich zu vergeſſen,
Wie's auch innen bohrt und klafft,
Iſt kein thörichtes Vermeſſen,
Sondern ſtolze Manneskraft.

Zu vollführen und zu handeln,
Was Du denkend ſchufeſt, mag,
Ohne je das Ziel zu wandeln,
Dich beſeelen Nacht und Tag.

Sei Dir treu in Sturm und Wetter,
Wandle frei durch Haß und Spott,
Und Du wirſt Dein eigner Retter,
Denn dem Starken hilft ein Gott.

Und wenn Dich das alte Sehnen
Allzumächtig wieder drängt,
Dir die alten heißen Thränen
Wieder in die Augen zwängt;

Und wenn jene alten Fratzen
Nun ſich ſtehlen in Dein Herz;
Wenn mit ſeinen Tigertatzen
Dich umkrallt der alte Schmerz; —

Nun ſo ſchmettre Du den Tiger
Nieder mit des Geiſtes Macht!
Feſter Wille geht als Sieger
Stolz aus jeder Geiſterſchlacht.

Darum fort mit allen Klagen!
Fort mit Traum und holdem Schein!
Aufrecht mußt Du Laſten tragen,
Willſt Du ihrer Meiſter ſein.

Fort mit Deinen Leichenhügeln!
Fort mit jedem welken Kranz!
Nicht auf ſanften Taubenflügeln
Schwingt man ſich zum Sonnenglanz.

Nur des Adlers mächt'ge Schwingen
Tragen durch die Nebelſchicht,
Aus den Kämpfen, aus dem Ringen
In die Freiheit, in das Licht.

Liegnitz. Hermann von Bequignolles.

---

## Aus einem Todtenkranze

auf das Grab eines früh entſchlafenen Kindes.

---

### Wem warſt Du gleich?

Du warſt dem Blümlein gleich, das früh am Morgen blühet
Im wundervollen Glanz, in friſcher Farbenpracht,
Das aber zitternd ſtirbt, ſobald vorüberziehet
Bei heißer Mittagsgluth des Sturms gewalt'ge Macht.

Du warſt dem Knösplein gleich, das unter grünen Blättern
Zur ſegensvollen Frucht ſich zu entwickeln ſtrebt,
Das unverwelkt abbrach, getroffen von den Wettern,
Die ſchnell dem Tode weihn auch was da fühlt und lebt.

Du warſt dem Tröpflein gleich im diamantnen Schimmer,
Das in der dunklen Nacht der Thau an Gräſer hängt.
Es ſcheint, es leuchtet, blitzt, — doch ach, von dem Geflimmer
Bleibt nichts zurück, wenn es der Sonnenbrand verſengt.

## Vidi in omnibus vanitatem.

Alles iſt vergänglich,
Was die Erde beut.
So war's uranfänglich,
Und ſo iſt's noch heut'.
Wie die Freud' entweichet,
So das Leid vergeht; —
Selbſt der Stern erbleichet,
Der am Himmel ſteht.

Alles hat ein Ende,
Was auf Erden iſt.
Daran denk' behende,
Der Du lebend biſt.
Dir gehört nicht heute,
Morgen iſt nicht Dein,
Kannſt des Todes Beute
Augenblicklich ſein.

Alles ſtürzt zuſammen,
Auch die Erde mit,
Wann Der kommt in Flammen,
Der am Kreuze litt.
Doch die Welt voll Trümmer
Bringt ein Licht hervor,
Und es ſchließt auf immer
Sich des Todes Thor.

## Muth!

Nicht verzagt! Auch in den Stürmen,
Die Dein Lebensglück bedrohn. —
Unſichtbare Hände ſchirmen
Dich, Du armer Erdenſohn.

Nicht verzagt! wie auch der Kummer
Schwer und tief Dein Herz bedrückt.
Weißt Du doch: es naht ein Schlummer,
Der uns aller Noth entrückt.

Nicht verzagt! Geht's auch ans Sterben,
Und das müde Auge bricht; —
Gottes Kinder, Himmelserben
Sterben ſelbſt im Tode nicht.

## Wiederſehn!

Es flüſtern Geiſterſtimmen
Am morſchen Leichenſtein,
Wo in der Tiefe ruhet
Das modernde Gebein.
Sie flüſtern laut und leiſe,
Wie Abendwinde wehn,
Aus Grabesnacht und Dunkel:
»Wir werden uns wiederſehn!«

Es ſprechen Geiſterſtimmen
Am düſtern Sarkophag,
Wenn Eins von Deinen Lieben
Dem bittern Tod erlag.
Sie ſprechen laut und leiſe
Zu Deinem Angſtgeſtöhn,
Das in die Wolken dringet,
»Wir werden uns wiederſehn!«

Es rufen Geisterstimmen
Beim Trauerglocken-Klang,
Wenn Sängerchöre singen
Den letzten Grabgesang.
Sie rufen laut und leise
Aus fernen Himmelshöh'n:
»Deckt zu das Grab mit Erde,
Wir werden uns wiederseh'n!«

Leubusch bei Brieg, in preuß. Schlesien.

Riedel, Pastor.

---

# Auf einen Leichenstein,

der jetzt als Steg über einen Bach dient.

---

O freie, frische Luft, wie stärkst Du mich!
Du gießest in mich neue Jugendkräfte!
O Luft, durch die des Todes Ahnung wich!
Ja, Alles blüht, worauf den Blick ich hefte.

Da trägt mich über einen Bach ein Stein,
In den der Meißel Worte eingegraben.
Ich les' — und finde einen Leichenstein,
Den heil'ger Stätte sie entnommen haben.

Er ruhte sanft auf einer Ruhestatt
Zu melden, daß verrann der Bach des Lebens
Von einem Menschen; daß er endlich matt
Beschloß die Laufbahn seines regen Strebens.

Wie manchen Strom von Thränen ließ vielleicht
Auf dieſen Stein die tiefſte Rührung fließen?
Wohl hat der Todte Nahrung einſt gereicht
Den Armen, wie der Bach ſie reicht den Wieſen.

Doch die zu ſeinem Grabe gern gewallt,
Beſchloſſen längſt auch ihre Pilgertage.
Mit ihrem letzten Laut, der ihm noch galt,
War auch verſtummt um ihn der Liebe Klage.

Da fügte das Geſchick es wunderbar,
Daß an dem Bach hier, welcher Segen ſpendet,
Der Stein des Mannes, der ein Spender war,
Zum Frommen ſpät'rer Alter ward verwendet.

Erſt ſenkt' ich meinen Blick von ſeinem Stein
Zum Bach, dem Bild von ſeinem Erdenleben;
Jetzt blick' ich in den Himmelsſaal hinein,
Da ſeh' ich ihn im Chor der Engel ſchweben.

Ansbach. Dr. Chriſt. Wolfg. Schmetzer.

---

# Die Lebensrettung.

Kleine Urſachen, große Wirkungen! Dieſer in dem Knäuel der Weltbegebenheiten ſo oft bewährte Satz läßt ſich auch auf ein nur Wenigen bekanntes Ereigniß anwenden, welches den großen Tondichter Carl Maria von Weber betraf.

Als Weber im Jahre 1804 bei Vogler in Wien dem muſikaliſchen Studium oblag, überraſchte ihn, den achtzehnjährigen Jüngling, der Ruf als Muſikdirector an das Breslauiſche

Theater, dem er, erfreut einen größeren Wirkungskreis zu finden, folgte. In Breslau schloß er innige Freundschaft mit einem geistverwandten Tonkünstler: Berner, der viel mit ihm zusammen arbeitete und gern auf die kühnen Bestrebungen des Jünglings, neue Bahnen im Gebiete musikalischer Satzkunst aufzusuchen, einging. Sie verlebten mit einander glückliche Tage, verschönt durch schwärmerische Begeisterung für die Beiden theure Kunst. Weber ward durch seine Beschäftigung am Theater mit dem als Dramaturgen bei demselben thätigen Dichter Rhode bekannt, und war mit ihm zur Schöpfung einer Oper »Rübezahl« zusammengetreten, die er mit dem im Contrapunkt sehr geübten Berner häufig berieth. Eines Tages forderte er diesen dringend auf, ihn noch am Abend zu besuchen, um den fertigen ersten Act sich von ihm vorspielen zu lassen, empfing auch Zusage; doch war Pünktlichkeit nicht eben Berner's Sache, weshalb denn dieser erst bei eingebrochener Nacht an des Freundes Thür klopfte. Es war ein Glück für die Welt, daß er sein Versprechen nicht vergessen hatte, denn wir hätten sonst keinen Freischütz, keine Euryanthe, keinen Oberon und wie viele andere Herrlichkeiten nicht! Da Niemand »Herein« rief, so öffnet Berner, sieht die Lampe auf dem Tische stehen, das Clavier offen, aber von seinem Freunde keine Spur. Plötzlich entdeckt er diesen am Boden liegend, dem Scheine nach vollkommen leblos. Er macht Lärm, ruft nach Hülfe, Aerzte eilen herbei. Bald klärte sich das Ereigniß auf: eine Vergiftung lag vor, die durch die angewandten Mittel schnell beseitigt wurde, sobald man erst deren Beschaffenheit kannte. Weber war nämlich aus dem Theater nach Hause gekommen und hatte, bevor er sich zur Arbeit an seine neue Opernpartitur setzte, ein Glas Wein trinken wollen, unglücklicherweise aber

anſtatt der Weinflaſche eine ſeinem mit ihm zuſammenwohnenden Vater gehörige Flaſche ergriffen, die ein Medicament zu äußerlichem Gebrauch, deſſen Beſtandtheile ätzender Natur waren, enthielt. Ein Brechmittel that ſeine Schuldigkeit, die Betäubung wich, ein ſtärkender Schlaf vollendete die Heilung. Darüber aber, daß ohne dieſe ſchnell angewandte Hülfe Weber geſtorben ſein würde, herrſchte nur eine Stimme. Berner konnte noch in ſpäten Jahren dieſen Vorfall nicht erzählen, ohne den Segen, der auf der Oper »Rübezahl« ruhte (denn lediglich derenthalben hatte er ſo ſpät noch den Freund beſucht), zu preiſen. Vollendet iſt übrigens dieſe Oper nie geworden, weil Weber bald nachher Breslau verließ, um eine Stelle bei dem Herzog Eugen von Würtemberg in Karlsruhe anzunehmen, von der ihn auch bald wieder die Invaſion der Franzoſen in Schleſien vertrieb. Nur die Ouvertüre hat ſich bis auf heute erhalten, und wird, als zum »Beherrſcher der Geiſter« bezeichnet, ſtets gern gehört wegen ihres feurigen und melodiſchen Schwunges.

Die beiden Freunde blieben einander in Liebe zugethan bis an ihren Tod; aber das Schickſal führte ſie nur noch ein einziges Mal auf kurze Zeit (1812) zuſammen, und zwar in Berlin, wo Meyerbeer in ihrem Bunde der Dritte ward. Dann wies ihnen ihr innerſter Beruf verſchiedene Bahnen an. Weber ſollte als dramatiſcher Tonſetzer eine Reihe von Triumphen feiern, wozu ſein außerordentliches Erfindungstalent ihn berechtigte, während Berner als Organiſt in Breslau durch ausgezeichnete Leiſtungen erfreute, deren Ruhm jedoch die ſchleſiſchen Grenzen nicht weit überſchritt. Deſto feſter begründete derſelbe ſich im ſchleſiſchen Lande, wo er durch ungemein zahlreiche, binnen zwanzig Jahren gebildete Schüler ſich forterbte.

Berner war eine sehr anregende Natur; reiches musikalisches Wissen war für Jeden, der den eben so mittheilsamen als reizbaren Mann zu benutzen wußte, eine Fundgrube. Seine vielen Compositionen zeigten neben gereiftem Studium niemals etwas Pedantisches. Doch sind vielleicht im ausgedehnten Kreise der musikalischen Welt, worin die Fülle der Erscheinungen so Vieles wieder schnell überfluthet, zwei kleine Lieder von ihm am bekanntesten bis auf den heutigen Tag geblieben. Das eine ist der Studentengruß: »Guten Morgen«, das andere das Gesellschaftslied: »Nur fröhliche Leute«, womit Holtei sein Liederspiel: die Wiener in Berlin, beginnen läßt. Wenn er in größeren Verhältnissen als den provinziellen, worin er allzufrüh für eine Autorität galt, gelebt hätte, so würde er unstreitig auch als Tonsetzer einen ausgedehnteren Ruf erreicht haben. Sein freundliches Verhältniß zu Weber brachte ihn übrigens oft in eigenthümliche Lage, wenn die Musikverständigen bei dessen neuesten Erzeugnissen dem Beifalle des Publicums ein Heer kritischer Bedenken über dieses und jenes Wagniß, diesen und jenen allzu gewaltsamen Effect entgegenstellten. Denn auch Berner war seiner Richtung nach mehr den älteren Classikern als den Romantikern geneigt. Aber dann raffte er sich auf und rief: »Was wollt ihr? auf diesen Menschen kann Niemand böse werden, mag er auch mit dem Contrapunkte sich manchmal keinen Rath wissen, er macht Alles durch eine neue schöne Melodie gleich wieder gut.«

Es war im Sommer des Jahres 1826, als einige Studenten (auch Schreiber dieses befand sich darunter) im Musikzimmer der Universität auf Berner warteten, der über »Harmonielehre« Vortrag halten sollte. Es hatte längst 6 Uhr geschlagen, wir warteten vergeblich. Ungewöhnlich war dies

[illegible] auf dem Wege zu [illegible] und eine Erfri- [illegible] es war fast [illegible] Thränen. »Weber ist [illegible] »Mit mir wird es [illegible]

[illegible] auch an seinem [illegible] und aufrichtige Klage.

[illegible] August Kahlert.

---

# Drei Gedichte

von

[illegible]

---

## 1. Zum Manne!

Du sollst nicht kränken ein Weib, das Dich liebt:
Die Dir ihr Höchstes, ihr Heiligstes giebt,
Die in sich ein ewiges Leben geboren,
Das Leben der Liebe voll Qual und voll Lust:
Die von dem Schicksal ward auserkoren,
Eine Gottheit zu tragen in irdischer Brust:
Der sollst Du Dich zeigen mild und gut,
Sie nie verletzen durch Uebermuth.
Du sollst bedenken, wie Deine Schwächen
Sie muß besiegen in ihrem Herzen;
Wie stets durch heiße Entbehrungs-Schmerzen
Die Siege der Liebe am Weibe sich rächen.

Du ſollſt nicht denken, wie heut' zu Tage
Man es denket: eine Niederlage
Sei es, der Liebe ſich zu ergeben;
Wiſſe, der ſchwerſte Sieg iſt's im Leben!
Denn was muß des Weibes zartere Seele
Ueberwinden in ſich, daß der roheren Kraft
Böſe Seiten ſie ſich nicht verhehle,
Wenn ſie doch der Liebe den Sieg verſchafft?

Du ſollſt ſie ehren in hohem Sinn,
Wie einen wunden, ſterbenden Krieger,
Deſſ' Leben ſtrömet im Herzblut dahin,
Den der Tod noch krönet, der bleiche, zum Sieger.

Kannſt Du der Liebe Erwied'rung nicht geben,
Sollſt nicht verachten ſolch göttliches Leben:
Sollſt der Verſagung Leiden nicht mehren,
Vielmehr die Schmerzenträgerin ehren,
Kleine Schwächen zu arg nicht rügen,
Und nicht ſpottend bei ihnen verweilen;
Jene nur, die Dir heucheln und lügen,
Scheinen vollkommen in allen Theilen.
Schwächen und Fehler ſind Jeglichem eigen,
Aber nicht Jede, die Dich umſtrickt,
Vermag Dir ein Herz voll Treue zu zeigen,
In das der Ewigkeit Auge geblickt.

Liebenden Weibes Heldenthum
Iſt heil'ger, als jeder irdiſche Ruhm!
Du ſollſt im Weibe ſtets die Mutter ſehen,
Das iſt ihr ſchwerſter und ihr höchſter Stand:

»Drei Schlachten wollt' ich williger beſtehen,
Als ein Mal Mutter werden!« — Dies erkannt,
Sowie ihr opfergläubig Liebe-Leben,
Wird Dir für all ihr Fehlen Nachſicht geben.

## 2. Zum Weibe!

Du ſollſt mit erhabner Empfindung nicht ſpielen;
Sollſt die Liebe, des Lebens heiligſte Gluth,
Nicht benutzen zu eitelen Zwecken und Zielen,
Sie nicht anfachen um zeitliches Gut.
Du ſollſt nicht mit vergänglichen Reizen
Wie die Pfauen Dich eitel prahlend ſpreizen.
Frage Dich immer: was bleibt mir davon?
Was darf ich zeigen vor Gottes Thron?
Wenn Du je die Gottheit voll Ernſt empfunden,
So weißt Du zu ſcheiden das Sein vom Schein,
Und wirſt der Wahrheit zu allen Stunden,
In ihr der Gottheit nahe ſein.
Wirſt dann verſchmähn, durch koketten Schimmer
Dir zu erringen ein flüchtiges Glück;
Was ſich die Lüge erworben, fällt immer
Todt in ſein eigenes Nichts zurück.

Leicht bewegt iſt des Mannes Sinn,
Nimm den Moment nicht als Ewigkeit hin;
Wähne nicht, wenn er von Reizen entzückt,
Wonnetrunken ins Auge Dir blickt,
Er ſei Dir verbunden in Ewigkeit,
Durch eine Kette ſtets blühender Roſen.
Während Du noch empfindeſt ſein Koſen,
Iſt er Dir ferne ſchon, — ach, ſo weit!

Sei Du ſtets wahr, ſei treu und ſchlicht,
Uebe verwerfliche Künſte nicht.
Denn das Weib, die Lebensverbreiterin,
Leite zum ewigen Leben hin.
Will nicht gelingen dies reinſte Streben,
Bleibe geduldig, bleib' ihm ergeben:
Der Gott, der ſolche Opfer begehrt,
Iſt's auch, der Dich Entſagung lehrt. —

Fiel Dir der Einſamkeit ſchweres Loos,
Trag' es mit ſtarkem, muthigem Herzen,
Ohne Murren, wenngleich mit Schmerzen;
Für die Wahrheit ſei Dir kein Opfer zu groß.
Spottet Deiner die ſchnöde Welt . . . . ?
Ueber Dir wölbt ſich des Himmels Zelt,
Vateraug' iſt das Sonnenlicht;
Achte der Menſchen Urtheil nicht!
Beſſer Du leb'ſt im eh'loſen Stande,
Bleibeſt freundlos, traurig, allein,
Als daß Du ſchließeſt nichtige Bande,
Keinen beglückend, Beiden zur Pein.
Jedes Band iſt Verbrechen und Spott,
Kommt es nicht rein und heilig von Gott. —

Der Dich, o Weib, zur Mutter ſchuf
(Führſt Du gleich kinderlos Dein Leben),
Hat Dich geheiliget durch den Beruf,
Doch auch die ſtrenge Lehre gegeben:
»Schätze gering des Scheines Tand,
Weil Du das Sein zu bringen geſandt;
Wer in der Zeit ſoll das Ew'ge erzielen,
Darf nicht mit Höchſtem und Ewigem ſpielen!«

## 3. Empor zum Licht!

Traurig kroch am Eichenſtamme eine arme Raup' empor,
Sah der Sonne goldne Flamme droben an des Himmels Thor.

»Aufwärts ſtreb' ich zu dem Lichte, das dort glänzt in heil'ger Pracht,
Doch mich feſſeln die Gewichte trägen Leibes an die Nacht.

»Nimmer werd' ich es erreichen, meiner Sehnſucht Heimathland;
Dieſes Leben wird entweichen, eh' den Quell des Lichts ich fand.«

[illegible] Klage [illegible] verhallen, [illegible] Libella, zart und schön:
[illegible] [illegible] [illegible] bringt Erfüllung Deinem Fleh'n.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: Sieh', das Licht ist ewig da!
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] führen seinem Thron Dich nah'.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sucht sie Glück,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Strebenden zurück.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Muth gebricht,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ach, und höher kann sie nicht.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gütig ew'ge Macht,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] des Staubes dunkler Nacht!

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] endet all ihr tiefes Leid,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und sie ruht im Sterbekleid.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit Werdekraft umfing,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] als den schönsten Schmetterling.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Dunkel frei durchbricht,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] badend in dem ew'gen Licht!

[illegible] [illegible] [illegible] Sieh, das Licht ist ewig da!
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] führen seinem Thron Dich nah'.

# Meine Lieblings-Stätten.

Ich kenn' eine Stätt' an des Rheines Strom,
Umwogt von der Fluth der Najaden,
Wo fernher glänzet von Mainz der Dom,
Und die Dampfer ſchaukelnd ſich baden,
Wo der Blick hinaus nach dem Rheingau ſchweift,
Zu den Bergen voll herrlicher Reben,
Wo der Früchte Pracht, wie im Süden, reift,
Und ſich Villen ſo freundlich erheben.

Ich kenn' eine Stätte mit üppigem Grün,
Wo die Bäume flüſtern und koſen,
Wo tauſend Camelien glänzend erglüh'n
Und tauſend der duftigſten Roſen,
Wo hoch die Platanen erheben ihr Haupt,
Und ſchattige dunkle Kaſtanien
Und Tulpenbäume ſo dicht umlaubt,
Als wär'n ſie in Hainen von Spanien.

Ich kenne den Park voll Schattenpracht,
Wo Rieſenpappeln ſich wiegen,
Acacien vor des Windes Macht
Mit rankenden Wipfeln ſich ſchmiegen,
Wo blickt in die Wogen ein ſtattliches Schloß,
Umgeben von lieblichen Gauen,
Worin eines Kaiſers edeler Sproß,
Ein wackerer Fürſt iſt zu ſchauen.

Ich kenne den Fürſten, der ſinnet ſo viel,
Wie ſein Volk er möge beglücken.
Ihm ſcheinet es nimmer ein eiteles Ziel,
Sich zu freuen an Andrer Entzücken.
Und reiche Gedanken, manch herrlicher Plan,
Sie ſchweben ihm wohl durch die Seele,
Wie ſanft durch die Wogen der wiegende Kahn,
Kaum wiſſend oft, welchen er wähle.

So reich iſt die Füll' in dem reichen Sinn,
Der Geſchmack in der Kunſt und dem Schönen,
Daß ſchöpferiſch beide mit beſtem Gewinn
Das Land mit Kunſtwerken krönen.
So wird die Gegend zum Paradies,
Die Flur zu dem reizendſten Eden.
Wer je ſie geſchaut, der nur ſchwer ſie verließ,
So mächtig bezaubern ſie Jeden.

Und in dem Parke voll blumiger Reih'n,
Da kenn' ich, gewendet nach Norden,
Eine Zauber-Burg von altem Geſtein,
Wo Wunder ſchon möglich geworden,
Wo kalter Marmor zum Leben erwacht,
Und Todt' oft ſchon wurden lebendig,
Was Alles allein ein Künſtler vollbracht
Durch Wirken geſchickt und beſtändig*).

Die Stätte, ſie iſt an dem alten Rhein,
Mein Biberich, freundlich zu ſehen,
Mit ſeinem Schloß von dem rothen Geſtein,
Mit dem Herzog voll edler Ideen,

---

*) In der alten Burg im Park von Biberich hatte der kunſtſinnige Herzog von Naſſau dem leider zu früh verklärten ausgezeichneten Bildhauer Emil Hopfgarten ein herrliches Atelier eingeräumt, das von zahlreichen Fremden beſucht ward.

Mit der Burg Hopfgarten's, des Künſtlers ſo brav,
Der die Todten weckt zu dem Leben,
Indem er dem Marmor ſtatt ewigen Schlaf
Weiß lebendigen Athem zu geben*).

Geſchrieben zu Biberich am 8. Auguſt 1855.

K. F. H. Straß.

---

## Ein ſlovakiſcher Drahtbinder.

Der in dem braunen Kittel,
Ums Haupt den Lockenwuſt,
In brauner Hand den Knüttel,
Kein Hemd auf breiter Bruſt, —

Der trotzet jedem Wetter
Verachtungsvoll und lacht
Aus ſchwarzem Aug', als hätt' er
Zur Mutter ſelbſt die Nacht.

Der Maler trägt den Armen
Getreu ins Album ein;
Wer ſchreibt ihn mit Erbarmen
Ins eigne Herz hinein?

Der in dem braunen Kittel,
Der füget Ring um Ring
Als feſtes Bindemittel
Um manch' zerbrochnes Ding.

---

*) Zu den vielen vortrefflichen Werken des genialen Künſtlers gehört beſonders das jetzt in der griechiſchen Kapelle zu Wiesbaden aufgeſtellte ſchöne Monument der verewigten Herzogin Eliſabeth von Naſſau, deren auf einem Sarkophage ruhende Statue allgemein bewundert wird.

anſtatt der Weinflaſche eine ſeinem mit ihm zuſammenwohnenden Vater gehörige Flaſche ergriffen, die ein Medicament zu äußerlichem Gebrauch, deſſen Beſtandtheile ätzender Natur waren, enthielt. Ein Brechmittel that ſeine Schuldigkeit, die Betäubung wich, ein ſtärkender Schlaf vollendete die Heilung. Darüber aber, daß ohne dieſe ſchnell angewandte Hülfe Weber geſtorben ſein würde, herrſchte nur eine Stimme. Berner konnte noch in ſpäten Jahren dieſen Vorfall nicht erzählen, ohne den Segen, der auf der Oper »Rübezahl« ruhte (denn lediglich derenthalben hatte er ſo ſpät noch den Freund beſucht), zu preiſen. Vollendet iſt übrigens dieſe Oper nie geworden, weil Weber bald nachher Breslau verließ, um eine Stelle bei dem Herzog Eugen von Würtemberg in Karlsruhe anzunehmen, von der ihn auch bald wieder die Invaſion der Franzoſen in Schleſien vertrieb. Nur die Ouvertüre hat ſich bis auf heute erhalten, und wird, als zum »Beherrſcher der Geiſter« bezeichnet, ſtets gern gehört wegen ihres feurigen und melodiſchen Schwunges.

Die beiden Freunde blieben einander in Liebe zugethan bis an ihren Tod; aber das Schickſal führte ſie nur noch ein einziges Mal auf kurze Zeit (1812) zuſammen, und zwar in Berlin, wo Meyerbeer in ihrem Bunde der Dritte ward. Dann wies ihnen ihr innerſter Beruf verſchiedene Bahnen an. Weber ſollte als dramatiſcher Tonſetzer eine Reihe von Triumphen feiern, wozu ſein außerordentliches Erfindungstalent ihn berechtigte, während Berner als Organiſt in Breslau durch ausgezeichnete Leiſtungen erfreute, deren Ruhm jedoch die ſchleſiſchen Grenzen nicht weit überſchritt. Deſto feſter begründete derſelbe ſich im ſchleſiſchen Lande, wo er durch ungemein zahlreiche, binnen zwanzig Jahren gebildete Schüler ſich forterbte.

Berner war eine sehr anregende Natur; reiches musikalisches Wissen war für Jeden, der den eben so mittheilsamen als reizbaren Mann zu benutzen wußte, eine Fundgrube. Seine vielen Compositionen zeigten neben gereiftem Studium niemals etwas Pedantisches. Doch sind vielleicht im ausgedehnten Kreise der musikalischen Welt, worin die Fülle der Erscheinungen so Vieles wieder schnell überfluthet, zwei kleine Lieder von ihm am bekanntesten bis auf den heutigen Tag geblieben. Das eine ist der Studentengruß: »Guten Morgen«, das andere das Gesellschaftslied: »Nur fröhliche Leute«, womit Holtei sein Liederspiel: die Wiener in Berlin, beginnen läßt. Wenn er in größeren Verhältnissen als den provinziellen, worin er allzufrüh für eine Autorität galt, gelebt hätte, so würde er unstreitig auch als Tonsetzer einen ausgedehnteren Ruf erreicht haben. Sein freundliches Verhältniß zu Weber brachte ihn übrigens oft in eigenthümliche Lage, wenn die Musikverständigen bei dessen neuesten Erzeugnissen dem Beifalle des Publicums ein Heer kritischer Bedenken über dieses und jenes Wagniß, diesen und jenen allzu gewaltsamen Effect entgegenstellten. Denn auch Berner war seiner Richtung nach mehr den älteren Classikern als den Romantikern geneigt. Aber dann raffte er sich auf und rief: »Was wollt ihr? auf diesen Menschen kann Niemand böse werden, mag er auch mit dem Contrapunkte sich manchmal keinen Rath wissen, er macht Alles durch eine neue schöne Melodie gleich wieder gut.«

Es war im Sommer des Jahres 1826, als einige Studenten (auch Schreiber dieses befand sich darunter) im Musikzimmer der Universität auf Berner warteten, der über »Harmonielehre« Vortrag halten sollte. Es hatte längst 6 Uhr geschlagen, wir warteten vergeblich. Ungewöhnlich war dies

nicht, denn es begegnete ihm wohl, daß er auf dem Wege zu einer Lection hier und da noch einzukehren und eine Erfrischung zu nehmen das Bedürfniß fühlte; endlich, es war fast 7 Uhr, erschien er, bleich, in den Augen Thränen. »Weber ist todt.« Nach einer Pause setzte er hinzu: »Mit mir wird es auch nicht mehr lange gehen.«

Er hatte Recht. Im Mai 1827 erscholl auch an seinem Grabe Trauermusik und vielfache laute und aufrichtige Klage.

Breslau. August Kahlert.

---

# Drei Gedichte

von

Minna Bauer.

---

## 1. Zum Manne!

Du sollst nicht kränken ein Weib, das Dich liebt:
Die Dir ihr Höchstes, ihr Heiligstes giebt,
Die in sich ein ewiges Leben geboren,
Das Leben der Liebe voll Qual und voll Lust;
Die von dem Schicksal ward auserkoren,
Eine Gottheit zu tragen in irdischer Brust;
Der sollst Du Dich zeigen mild und gut,
Sie nie verletzen durch Uebermuth.
Du sollst bedenken, wie Deine Schwächen
Sie muß besiegen in ihrem Herzen;
Wie stets durch heiße Entbehrungs-Schmerzen
Die Siege der Liebe am Weibe sich rächen.

Du ſollſt nicht denken, wie heut' zu Tage
Man es denket: eine Niederlage
Sei es, der Liebe ſich zu ergeben;
Wiſſe, der ſchwerſte Sieg iſt's im Leben!
Denn was muß des Weibes zartere Seele
Ueberwinden in ſich, daß der roheren Kraft
Böſe Seiten ſie ſich nicht verhehle,
Wenn ſie doch der Liebe den Sieg verſchafft?

Du ſollſt ſie ehren in hohem Sinn,
Wie einen wunden, ſterbenden Krieger,
Deſſ' Leben ſtrömet im Herzblut dahin,
Den der Tod noch krönet, der bleiche, zum Sieger.

Kannſt Du der Liebe Erwied'rung nicht geben,
Sollſt nicht verachten ſolch göttliches Leben:
Sollſt der Verſagung Leiden nicht mehren,
Vielmehr die Schmerzenträgerin ehren,
Kleine Schwächen zu arg nicht rügen,
Und nicht ſpottend bei ihnen verweilen;
Jene nur, die Dir heucheln und lügen,
Scheinen vollkommen in allen Theilen.
Schwächen und Fehler ſind Jeglichem eigen,
Aber nicht Jede, die Dich umſtrickt,
Vermag Dir ein Herz voll Treue zu zeigen,
In das der Ewigkeit Auge geblickt.

Liebenden Weibes Heldenthum
Iſt heil'ger, als jeder irdiſche Ruhm!
Du ſollſt im Weibe ſtets die Mutter ſehen,
Das iſt ihr ſchwerſter und ihr höchſter Stand:

»Drei Schlachten wollt' ich williger beſtehen,
Als ein Mal Mutter werden!« — Dies erkannt,
Sowie ihr opfergläubig Liebe-Leben,
Wird Dir für all ihr Fehlen Nachſicht geben.

## 2. Zum Weibe!

Du ſollſt mit erhabner Empfindung nicht ſpielen:
Sollſt die Liebe, des Lebens heiligſte Gluth,
Nicht benutzen zu eitelen Zwecken und Zielen,
Sie nicht anfachen um zeitliches Gut.
Du ſollſt nicht mit vergänglichen Reizen
Wie die Pfauen Dich eitel prahlend ſpreizen.
Frage Dich immer: was bleibt mir davon?
Was darf ich zeigen vor Gottes Thron?
Wenn Du je die Gottheit voll Ernſt empfunden,
So weißt Du zu ſcheiden das Sein vom Schein,
Und wirſt der Wahrheit zu allen Stunden,
In ihr der Gottheit nahe ſein.
Wirſt dann verſchmähn, durch koketten Schimmer
Dir zu erringen ein flüchtiges Glück;
Was ſich die Lüge erworben, fällt immer
Todt in ſein eigenes Nichts zurück.

Leicht bewegt iſt des Mannes Sinn,
Nimm den Moment nicht als Ewigkeit hin;
Wähne nicht, wenn er von Reizen entzückt,
Wonnetrunken ins Auge Dir blickt,
Er ſei Dir verbunden in Ewigkeit,
Durch eine Kette ſtets blühender Roſen.
Während Du noch empfindeſt ſein Koſen,
Iſt er Dir ferne ſchon, — ach, ſo weit!

Sei Du ſtets wahr, ſei treu und ſchlicht,
Uebe verwerfliche Künſte nicht.
Denn das Weib, die Lebensverbreiterin,
Leite zum ewigen Leben hin.
Will nicht gelingen dies reinſte Streben,
Bleibe geduldig, bleib' ihm ergeben:
Der Gott, der ſolche Opfer begehrt,
Iſt's auch, der Dich Entſagung lehrt. —

Fiel Dir der Einſamkeit ſchweres Loos,
Trag' es mit ſtarkem, muthigem Herzen,
Ohne Murren, wenngleich mit Schmerzen:
Für die Wahrheit ſei Dir kein Opfer zu groß.
Spottet Deiner die ſchnöde Welt . . . . ?
Ueber Dir wölbt ſich des Himmels Zelt,
Vateraug' iſt das Sonnenlicht;
Achte der Menſchen Urtheil nicht!
Beſſer Du leb'ſt im eh'loſen Stande,
Bleibeſt freundlos, traurig, allein,
Als daß Du ſchließeſt nichtige Bande,
Keinen beglückend, Beiden zur Pein.
Jedes Band iſt Verbrechen und Spott,
Kommt es nicht rein und heilig von Gott. —

Der Dich, o Weib, zur Mutter ſchuf
(Führſt Du gleich kinderlos Dein Leben),
Hat Dich geheiliget durch den Beruf,
Doch auch die ſtrenge Lehre gegeben:
»Schätze gering des Scheines Tand,
Weil Du das Sein zu bringen geſandt;
Wer in der Zeit ſoll das Ew'ge erzielen,
Darf nicht mit Höchſtem und Ewigem ſpielen!«

## 3. Empor zum Licht!

Traurig kroch am Eichenſtamme eine arme Raup' empor,
Sah der Sonne goldne Flamme droben an des Himmels Thor.

»Aufwärts ſtreb' ich zu dem Lichte, das dort glänzt in heil'ger Pracht,
Doch mich feſſeln die Gewichte trägen Leibes an die Nacht.

»Nimmer werd' ich es erreichen, meiner Sehnſucht Heimathland;
Dieſes Leben wird entweichen, eh' den Quell des Lichts ich fand.«

Als die Klage kaum verſchollen, ſpricht Libella, zart und ſchön:
»Wiſſe, jedes ernſte Wollen bringt Erfüllung Deinem Fleh'n.

Strebe aufwärts, in der Stille: ſieh', das Licht iſt ewig da!
Heil'ge Sehnſucht, feſter Wille führen ſeinem Thron Dich nah'.«

Höher ſtrebt ſie, ruhig-heiter, nur im Lichte ſucht ſie Glück,
Doch es weichet immer weiter vor der Strebenden zurück.

Als den Gipfel ſie erklommen, ihr aufs Neu' der Muth gebricht,
Iſt nicht nah' dem Ziel gekommen, ach, und höher kann ſie nicht.

»O nur ein Paar leichte Schwingen gieb mir, gütig ew'ge Macht,
Zu dem Licht empor zu dringen aus des Staubes dunkler Nacht!«

Und der Herr erhört ihr Flehen, endet all ihr tiefes Leid,
Tage, Wochen, Monde gehen und ſie ruht im Sterbekleid.

Doch als dann der Lenz das Leben rings mit Werdekraft umfing,
Ließ Er ſie dem Grab entſchweben, als den ſchönſten Schmetterling.

Sieh', wie der mit Purpurſchwingen jedes Dunkel froh durchbricht,
Sieh' ihn auf zur Sonne dringen, badend in dem ew'gen Licht!

Strebe aufwärts und ſei ſtille. Sieh', das Licht iſt ewig da!
Heil'ge Sehnſucht, feſter Wille führen ſeinem Thron Dich nah'!

# Meine Lieblings-Stätten.

Ich kenn' eine Stätt' an des Rheines Strom,
Umwogt von der Fluth der Najaden,
Wo fernher glänzet von Mainz der Dom,
Und die Dampfer ſchaukelnd ſich baden,
Wo der Blick hinaus nach dem Rheingau ſchweift,
Zu den Bergen voll herrlicher Reben,
Wo der Früchte Pracht, wie im Süden, reift,
Und ſich Villen ſo freundlich erheben.

Ich kenn' eine Stätte mit üppigem Grün,
Wo die Bäume flüſtern und koſen,
Wo tauſend Camelien glänzend erglüh'n
Und tauſend der duftigſten Roſen,
Wo hoch die Platanen erheben ihr Haupt,
Und ſchattige dunkle Kaſtanien
Und Tulpenbäume ſo dicht umlaubt,
Als wär'n ſie in Hainen von Spanien.

Ich kenne den Park voll Schattenpracht,
Wo Rieſenpappeln ſich wiegen,
Acacien vor des Windes Macht
Mit rankenden Wipfeln ſich ſchmiegen,
Wo blickt in die Wogen ein ſtattliches Schloß,
Umgeben von lieblichen Gauen,
Worin eines Kaiſers edeler Sproß,
Ein wackerer Fürſt iſt zu ſchauen.

Wie manchen Strom von Thränen ließ vielleicht
Auf dieſen Stein die tiefſte Rührung fließen?
Wohl hat der Todte Nahrung einſt gereicht
Den Armen, wie der Bach ſie reicht den Wieſen.

Doch die zu ſeinem Grabe gern gewallt,
Beſchloſſen längſt auch ihre Pilgertage.
Mit ihrem letzten Laut, der ihm noch galt,
War auch verſtummt um ihn der Liebe Klage.

Da fügte das Geſchick es wunderbar,
Daß an dem Bach hier, welcher Segen ſpendet,
Der Stein des Mannes, der ein Spender war,
Zum Frommen ſpät'rer Alter ward verwendet.

Erſt ſenkt' ich meinen Blick von ſeinem Stein
Zum Bach, dem Bild von ſeinem Erdenleben;
Jetzt blick' ich in den Himmelsſaal hinein,
Da ſeh' ich ihn im Chor der Engel ſchweben.

Ansbach. Dr. Chriſt. Wolfg. Schmetzer.

---

# Die Lebensrettung.

Kleine Urſachen, große Wirkungen! Dieſer in dem Knäuel der Weltbegebenheiten ſo oft bewährte Satz läßt ſich auch auf ein nur Wenigen bekanntes Ereigniß anwenden, welches den großen Tondichter Carl Maria von Weber betraf.

Als Weber im Jahre 1804 bei Vogler in Wien dem muſikaliſchen Studium oblag, überraſchte ihn, den achtzehnjährigen Jüngling, der Ruf als Muſikdirector an das Breslauiſche

Theater, dem er, erfreut einen größeren Wirkungskreis zu finden, folgte. In Breslau schloß er innige Freundschaft mit einem geistverwandten Tonkünstler: Berner, der viel mit ihm zusammen arbeitete und gern auf die kühnen Bestrebungen des Jünglings, neue Bahnen im Gebiete musikalischer Satzkunst aufzusuchen, einging. Sie verlebten mit einander glückliche Tage, verschönt durch schwärmerische Begeisterung für die Beiden theure Kunst. Weber ward durch seine Beschäftigung am Theater mit dem als Dramaturgen bei demselben thätigen Dichter Rhode bekannt, und war mit ihm zur Schöpfung einer Oper »Rübezahl« zusammengetreten, die er mit dem im Contrapunkt sehr geübten Berner häufig berieth. Eines Tages forderte er diesen dringend auf, ihn noch am Abend zu besuchen, um den fertigen ersten Act sich von ihm vorspielen zu lassen, empfing auch Zusage; doch war Pünktlichkeit nicht eben Berner's Sache, weshalb denn dieser erst bei eingebrochener Nacht an des Freundes Thür klopfte. Es war ein Glück für die Welt, daß er sein Versprechen nicht vergessen hatte, denn wir hätten sonst keinen Freischütz, keine Euryanthe, keinen Oberon und wie viele andere Herrlichkeiten nicht! Da Niemand »Herein« rief, so öffnet Berner, sieht die Lampe auf dem Tische stehen, das Clavier offen, aber von seinem Freunde keine Spur. Plötzlich entdeckt er diesen am Boden liegend, dem Scheine nach vollkommen leblos. Er macht Lärm, ruft nach Hülfe, Aerzte eilen herbei. Bald klärte sich das Ereigniß auf: eine Vergiftung lag vor, die durch die angewandten Mittel schnell beseitigt wurde, sobald man erst deren Beschaffenheit kannte. Weber war nämlich aus dem Theater nach Hause gekommen und hatte, bevor er sich zur Arbeit an seine neue Opernpartitur setzte, ein Glas Wein trinken wollen, unglücklicherweise aber

anſtatt der Weinflaſche eine ſeinem mit ihm zuſammenwohnenden Vater gehörige Flaſche ergriffen, die ein Medicament zu äußerlichem Gebrauch, deſſen Beſtandtheile ätzender Natur waren, enthielt. Ein Brechmittel that ſeine Schuldigkeit, die Betäubung wich, ein ſtärkender Schlaf vollendete die Heilung. Darüber aber, daß ohne dieſe ſchnell angewandte Hülfe Weber geſtorben ſein würde, herrſchte nur eine Stimme. Berner konnte noch in ſpäten Jahren dieſen Vorfall nicht erzählen, ohne den Segen, der auf der Oper »Rübezahl« ruhte (denn lediglich derenthalben hatte er ſo ſpät noch den Freund beſucht), zu preiſen. Vollendet iſt übrigens dieſe Oper nie geworden, weil Weber bald nachher Breslau verließ, um eine Stelle bei dem Herzog Eugen von Würtemberg in Karlsruhe anzunehmen, von der ihn auch bald wieder die Invaſion der Franzoſen in Schleſien vertrieb. Nur die Ouvertüre hat ſich bis auf heute erhalten, und wird, als zum »Beherrſcher der Geiſter« bezeichnet, ſtets gern gehört wegen ihres feurigen und melodiſchen Schwunges.

Die beiden Freunde blieben einander in Liebe zugethan bis an ihren Tod; aber das Schickſal führte ſie nur noch ein einziges Mal auf kurze Zeit (1812) zuſammen, und zwar in Berlin, wo Meyerbeer in ihrem Bunde der Dritte ward. Dann wies ihnen ihr innerſter Beruf verſchiedene Bahnen an. Weber ſollte als dramatiſcher Tonſetzer eine Reihe von Triumphen feiern, wozu ſein außerordentliches Erfindungstalent ihn berechtigte, während Berner als Organiſt in Breslau durch ausgezeichnete Leiſtungen erfreute, deren Ruhm jedoch die ſchleſiſchen Grenzen nicht weit überſchritt. Deſto feſter begründete derſelbe ſich im ſchleſiſchen Lande, wo er durch ungemein zahlreiche, binnen zwanzig Jahren gebildete Schüler ſich forterbte.

Berner war eine sehr anregende Natur: reiches musikalisches Wissen war für Jeden, der den eben so mittheilsamen als reizbaren Mann zu benutzen wußte, eine Fundgrube. Seine vielen Compositionen zeigten neben gereiftem Studium niemals etwas Pedantisches. Doch sind vielleicht im ausgedehnten Kreise der musikalischen Welt, worin die Fülle der Erscheinungen so Vieles wieder schnell überfluthet, zwei kleine Lieder von ihm am bekanntesten bis auf den heutigen Tag geblieben. Das eine ist der Studentengruß: »Guten Morgen«, das andere das Gesellschaftslied: »Nur fröhliche Leute«, womit Holtei sein Liederspiel: die Wiener in Berlin, beginnen läßt. Wenn er in größeren Verhältnissen als den provinziellen, worin er allzufrüh für eine Autorität galt, gelebt hätte, so würde er unstreitig auch als Tonsetzer einen ausgedehnteren Ruf erreicht haben. Sein freundliches Verhältniß zu Weber brachte ihn übrigens oft in eigenthümliche Lage, wenn die Musikverständigen bei dessen neuesten Erzeugnissen dem Beifalle des Publicums ein Heer kritischer Bedenken über dieses und jenes Wagniß, diesen und jenen allzu gewaltsamen Effect entgegenstellten. Denn auch Berner war seiner Richtung nach mehr den älteren Classikern als den Romantikern geneigt. Aber dann raffte er sich auf und rief: »Was wollt ihr? auf diesen Menschen kann Niemand böse werden, mag er auch mit dem Contrapunkte sich manchmal keinen Rath wissen, er macht Alles durch eine neue schöne Melodie gleich wieder gut.«

Es war im Sommer des Jahres 1826, als einige Studenten (auch Schreiber dieses befand sich darunter) im Musikzimmer der Universität auf Berner warteten, der über »Harmonielehre« Vortrag halten sollte. Es hatte längst 6 Uhr geschlagen, wir warteten vergeblich. Ungewöhnlich war dies

nicht, denn es begegnete ihm wohl, daß er auf dem Wege zu einer Lection hier und da noch einzukehren und eine Erfrischung zu nehmen das Bedürfniß fühlte; endlich, es war faſt 7 Uhr, erſchien er, bleich, in den Augen Thränen. »Weber iſt todt.« Nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: »Mit mir wird es auch nicht mehr lange gehen.«

Er hatte Recht. Im Mai 1827 erſcholl auch an ſeinem Grabe Trauermuſik und vielfache laute und aufrichtige Klage.

Breslau. Auguſt Kahlert.

---

# Drei Gedichte

von

Minna Bauer.

---

## 1. Zum Manne!

Du ſollſt nicht kränken ein Weib, das Dich liebt;
Die Dir ihr Höchſtes, ihr Heiligſtes giebt,
Die in ſich ein ewiges Leben geboren,
Das Leben der Liebe voll Qual und voll Luſt;
Die von dem Schickſal ward auserkoren,
Eine Gottheit zu tragen in irdiſcher Bruſt;
Der ſollſt Du Dich zeigen mild und gut,
Sie nie verletzen durch Uebermuth.
Du ſollſt bedenken, wie Deine Schwächen
Sie muß beſiegen in ihrem Herzen;
Wie ſtets durch heiße Entbehrungs-Schmerzen
Die Siege der Liebe am Weibe ſich rächen.

Du ſollſt nicht denken, wie heut' zu Tage
Man es denket: eine Niederlage
Sei es, der Liebe ſich zu ergeben;
Wiſſe, der ſchwerſte Sieg iſt's im Leben!
Denn was muß des Weibes zartere Seele
Ueberwinden in ſich, daß der roheren Kraft
Böſe Seiten ſie ſich nicht verhehle,
Wenn ſie doch der Liebe den Sieg verſchafft?

Du ſollſt ſie ehren in hohem Sinn,
Wie einen wunden, ſterbenden Krieger,
Deſſ' Leben ſtrömet im Herzblut dahin,
Den der Tod noch frönet, der bleiche, zum Sieger.

Kannſt Du der Liebe Erwied'rung nicht geben,
Sollſt nicht verachten ſolch göttliches Leben:
Sollſt der Verſagung Leiden nicht mehren,
Vielmehr die Schmerzenträgerin ehren,
Kleine Schwächen zu arg nicht rügen,
Und nicht ſpottend bei ihnen verweilen;
Jene nur, die Dir heucheln und lügen,
Scheinen vollkommen in allen Theilen.
Schwächen und Fehler ſind Jeglichem eigen,
Aber nicht Jede, die Dich umſtrickt,
Vermag Dir ein Herz voll Treue zu zeigen,
In das der Ewigkeit Auge geblickt.

Liebenden Weibes Heldenthum
Iſt heil'ger, als jeder irdiſche Ruhm!
Du ſollſt im Weibe ſtets die Mutter ſehen,
Das iſt ihr ſchwerſter und ihr höchſter Stand:

»Drei Schlachten wollt' ich williger beſtehen,
Als ein Mal Mutter werden!« — Dies erkannt,
Sowie ihr opfergläubig Liebe-Leben,
Wird Dir für all ihr Fehlen Nachſicht geben.

## 2. Zum Weibe!

Du ſollſt mit erhabner Empfindung nicht ſpielen:
Sollſt die Liebe, des Lebens heiligſte Gluth,
Nicht benutzen zu eitelen Zwecken und Zielen,
Sie nicht anfachen um zeitliches Gut.
Du ſollſt nicht mit vergänglichen Reizen
Wie die Pfauen Dich eitel prahlend ſpreizen.
Frage Dich immer: was bleibt mir davon?
Was darf ich zeigen vor Gottes Thron?
Wenn Du je die Gottheit voll Ernſt empfunden,
So weißt Du zu ſcheiden das Sein vom Schein,
Und wirſt der Wahrheit zu allen Stunden,
In ihr der Gottheit nahe ſein.
Wirſt dann verſchmähn, durch koketten Schimmer
Dir zu erringen ein flüchtiges Glück;
Was ſich die Lüge erworben, fällt immer
Todt in ſein eigenes Nichts zurück.

Leicht bewegt iſt des Mannes Sinn,
Nimm den Moment nicht als Ewigkeit hin:
Wähne nicht, wenn er von Reizen entzückt,
Wonnetrunken ins Auge Dir blickt,
Er ſei Dir verbunden in Ewigkeit,
Durch eine Kette ſtets blühender Roſen.
Während Du noch empfindeſt ſein Koſen,
Iſt er Dir ferne ſchon, — ach, ſo weit!

Sei Du ſtets wahr, ſei treu und ſchlicht,
Uebe verwerfliche Künſte nicht.
Denn das Weib, die Lebensverbreiterin,
Leite zum ewigen Leben hin.
Will nicht gelingen dies reinſte Streben,
Bleibe geduldig, bleib' ihm ergeben:
Der Gott, der ſolche Opfer begehrt,
Iſt's auch, der Dich Entſagung lehrt. —

Fiel Dir der Einſamkeit ſchweres Loos,
Trag' es mit ſtarkem, muthigem Herzen,
Ohne Murren, wenngleich mit Schmerzen;
Für die Wahrheit ſei Dir kein Opfer zu groß.
Spottet Deiner die ſchnöde Welt . . . . ?
Ueber Dir wölbt ſich des Himmels Zelt,
Vateraug' iſt das Sonnenlicht;
Achte der Menſchen Urtheil nicht!
Beſſer Du leb'ſt im eh'loſen Stande,
Bleibeſt freundlos, traurig, allein,
Als daß Du ſchließeſt nichtige Bande,
Keinen beglückend, Beiden zur Pein.
Jedes Band iſt Verbrechen und Spott,
Kommt es nicht rein und heilig von Gott. —

Der Dich, o Weib, zur Mutter ſchuf
(Führſt Du gleich kinderlos Dein Leben),
Hat Dich geheiliget durch den Beruf,
Doch auch die ſtrenge Lehre gegeben:
»Schätze gering des Scheines Tand,
Weil Du das Sein zu bringen geſandt;
Wer in der Zeit ſoll das Ew'ge erzielen,
Darf nicht mit Höchſtem und Ewigem ſpielen!«

## 3. Empor zum Licht!

Traurig kroch am Eichenſtamme eine arme Raup' empor,
Sah der Sonne goldne Flamme droben an des Himmels Thor.

»Aufwärts ſtreb' ich zu dem Lichte, das dort glänzt in heil'ger Pracht;
Doch mich feſſeln die Gewichte trägen Leibes an die Nacht.

»Nimmer werd' ich es erreichen, meiner Sehnſucht Heimathland;
Dieſes Leben wird entweichen, eh' den Quell des Lichts ich fand.«

Als die Klage kaum verſchollen, ſpricht Libella, zart und ſchön:
»Wiſſe, jedes ernſte Wollen bringt Erfüllung Deinem Fleh'n.

Strebe aufwärts, in der Stille; ſieh', das Licht iſt ewig da!
Heil'ge Sehnſucht, feſter Wille führen ſeinem Thron Dich nah'!«

Höher ſtrebt ſie, ruhig-heiter, nur im Lichte ſucht ſie Glück.
Doch es weichet immer weiter vor der Strebenden zurück.

Als den Gipfel ſie erklommen, ihr aufs Neu' der Muth gebricht,
Iſt nicht nah' dem Ziel gekommen, ach, und höher kann ſie nicht.

»O nur ein Paar leichte Schwingen gieb mir, gütig ew'ge Macht,
Zu dem Licht empor zu bringen aus des Staubes dunkler Nacht!«

Und der Herr erhört ihr Flehen, endet all ihr tiefes Leid,
Tage, Wochen, Monde gehen und ſie ruht im Sterbekleid.

Doch als dann der Lenz das Leben rings mit Werdekraft umfing,
Ließ Er ſie dem Grab entſchweben, als den ſchönſten Schmetterling.

Sieh', wie der mit Purpurſchwingen jedes Dunkel froh durchbricht,
Sieh' ihn auf zur Sonne dringen, badend in dem ew'gen Licht!

Strebe aufwärts und ſei ſtille. Sieh', das Licht iſt ewig da!
Heil'ge Sehnſucht, feſter Wille führen ſeinem Thron Dich nah'!

# Meine Lieblings-Stätten.

Ich kenn' eine Stätt' an des Rheines Strom,
Umwogt von der Fluth der Najaden,
Wo fernher glänzet von Mainz der Dom,
Und die Dampfer schaukelnd sich baden,
Wo der Blick hinaus nach dem Rheingau schweift,
Zu den Bergen voll herrlicher Reben,
Wo der Früchte Pracht, wie im Süden, reift,
Und sich Villen so freundlich erheben.

Ich kenn' eine Stätte mit üppigem Grün,
Wo die Bäume flüstern und kosen,
Wo tausend Camelien glänzend erglüh'n
Und tausend der duftigsten Rosen.
Wo hoch die Platanen erheben ihr Haupt,
Und schattige dunkle Kastanien
Und Tulpenbäume so dicht umlaubt,
Als wär'n sie in Hainen von Spanien.

Ich kenne den Park voll Schattenpracht,
Wo Riesenpappeln sich wiegen,
Acacien vor des Windes Macht
Mit rankenden Wipfeln sich schmiegen.
Wo blickt in die Wogen ein stattliches Schloß,
Umgeben von lieblichen Gauen,
Worin eines Kaisers edeler Sproß,
Ein wackerer Fürst ist zu schauen.

Ich kenne den Fürſten, der ſinnet ſo viel,
Wie ſein Volk er möge beglücken.
Ihm ſcheinet es nimmer ein eiteles Ziel,
Sich zu freuen an Andrer Entzücken.
Und reiche Gedanken, manch herrlicher Plan,
Sie ſchweben ihm wohl durch die Seele,
Wie ſanft durch die Wogen der wiegende Kahn,
Kaum wiſſend oft, welchen er wähle.

So reich iſt die Füll' in dem reichen Sinn,
Der Geſchmack in der Kunſt und dem Schönen,
Daß ſchöpferiſch beide mit beſtem Gewinn
Das Land mit Kunſtwerken krönen.
So wird die Gegend zum Paradies,
Die Flur zu dem reizendſten Eden.
Wer je ſie geſchaut, der nur ſchwer ſie verließ,
So mächtig bezaubern ſie Jeden.

Und in dem Parke voll blumiger Reih'n,
Da kenn' ich, gewendet nach Norden,
Eine Zauber-Burg von altem Geſtein,
Wo Wunder ſchon möglich geworden,
Wo kalter Marmor zum Leben erwacht,
Und Todt' oft ſchon wurden lebendig,
Was Alles allein ein Künſtler vollbracht
Durch Wirken geſchickt und beſtändig*).

Die Stätte, ſie iſt an dem alten Rhein,
Mein Biberich, freundlich zu ſehen,
Mit ſeinem Schloß von dem rothen Geſtein,
Mit dem Herzog voll edler Ideen,

---

*) In der alten Burg im Park von Biberich hatte der kunſtſinnige Herzog von Naſſau dem leider zu früh verklärten ausgezeichneten Bildhauer Emil Hopfgarten ein herrliches Atelier eingeräumt, das täglich von zahlreichen Fremden beſucht ward.

Mit der Burg Hopfgarten's, des Künſtlers ſo brav,
Der die Todten weckt zu dem Leben,
Indem er dem Marmor ſtatt ewigen Schlaf
Weiß lebendigen Athem zu geben*).

Geſchrieben zu Biberich am 8. Auguſt 1855.

K. F. H. Straß.

---

## Ein ſlovakiſcher Drahtbinder.

Der in dem braunen Kittel,
Ums Haupt den Lockenwuſt,
In brauner Hand den Knüttel,
Kein Hemd auf breiter Bruſt, —

Der trotzet jedem Wetter
Verachtungsvoll und lacht
Aus ſchwarzem Aug', als hätt' er
Zur Mutter ſelbſt die Nacht.

Der Maler trägt den Armen
Getreu ins Album ein;
Wer ſchreibt ihn mit Erbarmen
Ins eigne Herz hinein?

Der in dem braunen Kittel,
Der füget Ring um Ring
Als feſtes Bindemittel
Um manch' zerbrochnes Ding.

*) Zu den vielen vortrefflichen Werken des genialen Künſtlers gehört beſonders das jetzt in der griechiſchen Kapelle zu Wiesbaden aufgeſtellte ſchöne Monument der verewigten Herzogin Eliſabeth von Naſſau, deren auf einem Sarkophage ruhende Statue allgemein bewundert wird.

Du in dem braunen Kittel,
Ich ſeh' Dir trauernd nach!
Du weißt ein Bindemittel
Für Manches, das zerbrach:

Dein eignes karges Leben,
Aus Sorg' und Noth geflickt,
Wird ewig Scherben geben,
Bleibt allezeit zerſtückt.

Carl Victor Hansgirg.

---

## Morgenglocken.

Die Morgenglocken läuten:
Mir wird ſo weich zu Sinn — —
Was will es wohl bedeuten,
Daß ich am Weinen bin?
Ach! einſt bei dieſer Glocken Klang,
That ich den allerſchwerſten Gang,
Trat unter Beten und Geſang
Zu ihrer Ruhſtatt hin.

»Du feuchte, ſchwarze Erde
Laß ab von Deinem Raub!
Steh' auf! ſteh' auf! und werde
Lebendig, theurer Staub!
Ich will durch meiner Küſſe Gluth
Erwärmen Dir das kalte Blut —
Der Baum ja treibt, wann er geruht,
Im Frühling neues Laub!«

Wie fallen dumpf die Schollen
Und poltern ſchwer hinab!
»O legte mich ein Wollen
Zu Dir, zu Dir ins Grab!
Den Abgrund, der ſo ſchwarz erſchien,
Wird grüner Raſen überziehn,
Und doch — bedeckt ein Hügel ihn,
Mir zwingt es Thränen ab.«

Nun ſchweigt, ihr Trauerglocken:
Sie iſt es, die ich ſah!
In ihren dunklen Locken
So geiſtig ſteht ſie da!
»Du ſüßes Engelangeſicht,
Verlaß, verlaß den Armen nicht:
Es wird in Dunkelheit mir Licht,
Nun Du mir wieder nah'!«

Dr. Aug. von Nitſchke.

---

## Im St. Stephans-Dome zu Wien.

---

Zum letzten Mal betritt mein Fuß
Die gottgeweihte Schwelle;
Die Orgel tönt wie Himmelsgruß
Und abendliche Helle
Gießt Ihrer Strahlen Gold herein,
Glänzt tauſendfarbig wieder;
Mild blicken in dem Zauberſchein
Die Heil'gen auf mich nieder.

Und magiſch ſtirbt in dunkler Gluth
Der Sonne letzter Schimmer;
Mir iſt ſo ſelig ſtill zu Muth,
Doch ſcheid' ich wohl auf immer; —
Leb' wohl, Du wunderbarer Dom
Mit Deinen heil'gen Schauern;
Der glaubenvollſten Andacht Strom
Quillt reich in Deinen Mauern.

Wer nimmer kannte das Gebet,
Dem muß in Deinen Hallen
Das Herz, von Gottes Hauch umweht,
In frommer Regung wallen!
O, dürfte in Dein dämmernd Reich
Oft meine Seele flüchten;
Hier wird der Glanz der Welt ſo bleich
Und ſtill mein irdiſch Dichten.

Wie mag ein Werk von Menſchenhand
So ſüßen Frieden hegen? —
Wohl ſchuf es menſchlicher Verſtand,
Doch Gott verlieh den Segen. —
So laß mich, Meiſter, einmal noch
Dein frommes Antlitz ſchauen;
Ob kühn begeiſtert, ſpricht es doch
Demüthiges Vertrauen.

Du ſtrebteſt nicht, daß eitler Ruhm
Dich vor der Welt verkläre;
Du gründeteſt dies Heiligthum
Zu Deines Glaubens Ehre!
So wird's, dem ew'gen Gott geweiht,
Jahrhunderte noch ragen,
Und, ein vergänglich Werk der Zeit,
Doch ew'ge Früchte tragen.

Charlotte Krug,
geb. Schnorr von Carolsfeld.

# Akademie und Cigarre.

## Erſter Brief.

Meine theuere Freundin!

Es iſt wahr: ich bin Dir auf zwei Briefe noch die Antwort ſchuldig, aber gewiß nicht aus Mangel an Freundſchaft — nur aus Mangel an Zeit.

Du weißt, daß unſer »politiſcher Frauenclub« in Folge der neueſten Zeitereigniſſe wieder aufgelöſt wurde. Aber Du weißt auch — als Frauenzimmer mußt Du es wiſſen —, daß ein Club eine viel zu angenehme Sache iſt, als daß man ſich ſo leicht davon trennen ſollte. Es galt ja doch eigentlich nur dem Namen: politiſcher Club! — Der Name mochte immerhin untergehen. Auch an den politiſchen Tendenzen war weiter nichts gelegen. Wirkliche Politiker werden wir Frauen doch nie, wenn wir auch politiſch genug ſind, uns das Anſehen zu geben. Und die ſogenannten Tendenzen ſind oft nur heuchleriſche Aushängeſchilder. — Wir haben alſo hier — eine Akademie geſtiftet, und amüſiren uns herrlich dabei. Man kommt zuſammen, eine Präſidentin leitet das Ganze; es wird muſicirt, ein Profeſſor hält uns Vorträge über Chemie und dergleichen, und am Schluſſe giebt jedes Mal eine Dame einen ſelbſt geſchriebenen Aufſatz zum Beſten. Das Loos beſtimmt die Reihenfolge, und die Mehrheit der Stimmen entſcheidet über den Gegenſtand, der jedes Mal behandelt werden ſoll.

Nun ſieh'! Alle dieſe Dinge hatten mich natürlich ſehr in

Anſpruch genommen. Aber nun kann ich Dir auch um ſo intereſſantere Briefe verſprechen, denn es wird mir nie an Stoff fehlen, da unſere ganze haute volée zur Akademie gehört, und man ſicher iſt, dort immer etwas Neues zu erfahren.

Und nun, wie geht es Dir, meine theure Adolphine? Leideſt Du noch an den böſen Zahnſchmerzen? Weißt Du wohl: mein Mann ſagt mir oft: Creoſot tauge durchaus nichts. Ich glaube, Du haſt dieſes Mittel manchmal angewendet? Unſer Profeſſor behauptet, er curire ſich allemal durch Waſſer. Kaltes Waſſer in den Mund genommen, und der Zahnſchmerz hört auf!

„Wonders are natural," ſagt der Profeſſor.

Nun, Liebe, ich muß abbrechen. Es iſt heute Akademie und ich habe meiner Clara verſprochen, vorher noch ein Stündchen mit ihr ins Freie zu gehen. — Lebe wohl, meine Freundin! Tauſend herzliche Grüße an Deine ſüßen Kinder! Schreibe mir nun recht bald und recht viel. Ich freue mich im Voraus auf Deinen Brief.

Stets die Deinige

Marie.

## Zweiter Brief.

Geliebte Marie!

Dein Brief hat mich recht erfreut, und ich hoffe, Du wirſt nun fleißig fortfahren, mir zu ſchreiben. — Den Grundgedanken Eurer Akademie finde ich gar nicht übel, und ich kann mir wohl vorſtellen, daß Du geiſtig ſo reich Begabte Dich mit Vorliebe daran betheiligt haſt. Deine ſeltenen Talente finden da

ein neues Feld, und ich zweifle nicht, daß die Damen der Akademie Dich recht lieb gewinnen werden. — Nimmst Du Deine Clara mit in die Versammlung? und wie oft versammelt sich die Akademie? Du siehst, ich nehme lebhaften Antheil an der Sache, und werde gern durch Deine Güte noch mehr davon erfahren. Und nimm das ja nicht als ein bloßes Compliment! Nein, es wird mir eine recht wohlthätige Zerstreuung sein, mich mit Dir zu unterhalten, und Dein heiterer Muth wird mich aufrichten. Ich bin jetzt oft bekümmert. Du weißt, daß mein guter Mann so unglücklich war, den Fuß zu brechen. Die Heilung ist vollständig gelungen; doch soll er sich noch lange sehr in Acht nehmen, und diese aufgezwungene Unthätigkeit wird ihm unaussprechlich schwer. Dazu kommt mir noch eine andere Sorge. Meine Pauline ist nicht mehr so munter als früher, und zeigt bisweilen eine launenhafte Empfindlichkeit, die mir gar nicht gefällt. Auch schläft sie oft unruhig, und spricht beständig, ohne einschlafen zu können.

Allerdings sind dies Alles nur vorübergehende Erscheinungen; aber wenn es Zeichen wären . . . . ? Oder bin ich vielleicht zu ängstlich? — Mein Mann sagt oft in anderen Fällen: ich soll mich mehr beherrschen lernen. Dann küßt er mich und nennt mich sein kleines furchtsames Weibchen. — Ach, der gute Philipp muß wohl oft recht viel Geduld mit mir haben. —

Wir haben inzwischen hier eine recht interessante Bekanntschaft gemacht. Wir — — das heißt: mein Mann. Denke Dir: ein Hauptmann, der bei Vetter Carl im Quartier lag, erkennt zufällig in meinem Mann einen alten Universitätsfreund. Natürlich baten wir ihn, uns oft zu besuchen, da mein Mann noch nicht ausgehen konnte. Nun wurde was erzählt. Ich erfuhr da manchen kleinen Zug, der mir bisher im Lebens-

gemälde meines Mannes noch entgangen war. — Und manchmal fällt mir auch die Stelle aus dem Torquato Taſſo ein:

»Ich freue mich, wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen.«

Ich höre dem Hauptmanne gern zu, wenn er von ſeinen Reiſen erzählt. Er ſpricht gut und weiß immer viel Belehrendes in angenehmer Weiſe mitzutheilen, ohne — wie ſo manche Erzähler thun — das liebe Ich beſtändig als Hauptperſon zu ſchildern.

Dennoch hat er in der That wunderbare Schickſale erlebt und z. B. einige Duelle auf Piſtolen gehabt, die ihm wahrſcheinlich bei Männern großen Ruhm erwerben, mir aber ein Gegenſtand des Entſetzens geworden ſind. — Du erinnerſt Dich, daß mein Bruder durch ein ſolches Duell ſehr unglücklich geworden iſt. Ich zittere ſeitdem, wenn ich nur die Unglückswaffen ſehe. — —

Die Erzählung wurde freilich ganz unabſichtlich durch einen Zeitungsartikel herbeigeführt. Der Hauptmann wollte ſogar erſt ausweichen, und nur die Fragen meines Mannes brachten ihn zum Geſtändniß. — Mein Mann bat mich nachher, als wir allein waren, um Verzeihung, daß er ſo unbedachtſam geweſen. — — Ach, der gute Philipp! Erkennſt Du ſein weiches Gemüth? —

Er wurde manchmal etwas verlegen, wenn der Hauptmann ſchonungslos ihre gemeinſchaftlichen Jugendthorheiten erzählte, und dann war ich im Herzen dieſem fremden Manne recht böſe. Indeſſen habe ich doch mit Vergnügen bemerkt, daß er nie in Gegenwart der Kinder ſolche Geſpräche führt. Denn nach meiner Anſicht ſollen die Kinder den Vater als ein heiliges Weſen

verehren. Ueberhaupt erſcheint es mir oft, als ob in dieſem Officier zwei verſchiedene Naturen walteten. Bisweilen faſt ausgelaſſen luſtig, iſt er zu anderen Zeiten wieder ſo einſilbig, blickt ſo finſter, oder vielmehr ſo bekümmert . . . . kurz, irgend etwas Geheimnißvolles liegt hier zu Grunde. Ich werde nicht ſo unzart ſein, danach zu fragen. Aber daß ich es gern wiſſen möchte . . . . das hat ſeine Richtigkeit.

Adolphine.

## Dritter Brief.

Liebe Adolphine!

Ich habe Dir Mittheilungen aus der Akademie verſprochen, und ein glücklicher Zufall giebt mir ſchon heute Gelegenheit, Dir einen ganzen Vortrag, wie er kürzlich dort gehalten worden iſt, zu überſchicken. — Aber das Abſchreiben hat mir viel Zeit weggenommen. So vergieb, daß der Brief ſelbſt um ſo viel kürzer ausfällt. — Aber höre, Finchen, Dein Hauptmann iſt mir bedenklich. Noch ſehe ich nicht klar. Deine Andeutungen ſind gar zu kurz. Nicht einmal ſeinen Namen haſt Du mir geſagt, und ob er jung oder alt iſt, ꝛc. ꝛc. Aber vorläufig halte ich den Herrn für — verliebt.

Schreibe mir bald wieder und entſchuldige für heute meine Kürze.

Folgt der Vortrag in der Akademie:

## Ueber den ſchlechten Geſchmack und ſeine Urſachen.

Meine geehrten Damen!

Die Mehrheit Ihrer Stimmen hat den eben genannten Stoff gewählt und mir iſt durch das Loos dieſe ſchwierige Aufgabe zu Theil geworden. Ich würde mir ſonſt nicht angemaßt haben, über einen ſolchen Gegenſtand zu reden. Es kommt mir jedoch hierbei ſehr gut zu Statten, daß ich nicht vor Männern reden muß. Denn dieſes harte Geſchlecht hat ſich ein Wort erfunden, was uns Frauen gar oft wie eine Bombe entgegengeſchleudert wird, und oft den Fluß der beſten Rede ſtört — — es heißt Logik. — Männer würden z. B. verlangen, daß ich zuerſt erklären ſolle: was iſt oder worin beſteht der ſchlechte Geſchmack? Nicht wahr, Herr Profeſſor? —

Von Frauen hab' ich ſolches Verlangen nicht zu fürchten. Sie *wiſſen* längſt, was jene erſt *lernen* wollen, und ſind durchdrungen von der Wahrheit, welche die Prinzeſſin Leonore in Goethe's Taſſo ſo ſchön ausdrückt:

»Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt,
»So frage nur bei edlen Frauen an;
»Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen:
»Daß Alles wohl ſich zieme, was geſchieht.«

Daß aber, leider! auch Unziemliches geſchieht .... daß aber, leider! auch ein ſchlechter Geſchmack wirklich vorhanden iſt — das liegt ſchon in den Worten: guter Geſchmack. Man würde nicht ſo ſagen, wenn es keinen ſchlechten gäbe. Ja, gäbe es kei-

nen schlechten Geschmack, so wäre die ganze Aufgabe nicht entstanden.

Daß der schlechte Geschmack ein großes Uebel ist, braucht eben so wenig bewiesen zu werden. Ja, es ist wohl nicht zu viel, wenn ich geradezu behaupte: Alles Uebel in der Welt hängt auf irgend eine Art mit schlechtem Geschmack zusammen!

Wichtiger ist also nun: die Ursachen dieses Grundübels aufzufinden, und vielleicht darf ich mir schmeicheln, hierin Ihren Beifall zu erlangen. Ich thue einen kühnen Griff, und sage:

Die Cigarre

ist es, welche alles Uebel in die Welt gebracht hat.

Sehen wir uns ein wenig um, wie es alle Tage in der Wirklichkeit zugeht. Die kostbarsten Möbel, die feinsten Teppiche werden durch Asche befleckt, denn der Aschenbecher ist nicht immer zur Hand und die Herren der Schöpfung lieben es auch, dergleichen Schutzmittel zu verschmähen. — Wie geschmacklos aber ist ein Aschenhaufen neben der Whistkarte? Erinnert er nicht an die Mumien, welche die finsteren Aegypter bei jedem Gastmahl aufstellten?

Und wenn schon die Cigarrenasche unseren gerechten Unwillen erregt, wie viel mehr die brennende Cigarre selbst? — Wie unschön wird so mancher Mund durch das glimmende Carbonari-Zeichen? —

Höre ich nun aber gar von rauchenden Damen sprechen, so muß ich unwillkürlich an die Göttin Pallas Athene denken, welche die Flöte fortwarf, als ihr der Spiegel einer Quelle zeigte, wie durch das Blasen ihr Gesicht entstellet ward. —

Doch dies Alles sind nur äußere Dinge. Tiefer geht die

Wirksamkeit des unseligen Cigarrenrauchens, weiter greifen die verderblichen Folgen in alle Verhältnisse des Lebens ein.

Der rauchende Jüngling kann unmöglich wahre Liebe für seine Auserwählte empfinden; ein Theil seiner zärtlichsten Gefühle wird von der Cigarre in Anspruch genommen. Denn sie ist das Brandopfer, welches er täglich seiner eigenen Ichheit opfert. —

Dünkt sich nicht jeder Cigarrist, weil er Feuer im Munde trägt, ein lichtstrahlender Helios zu sein? während er doch nur — dem Blasebalge des funkenschlagenden Hephästos zu vergleichen wäre?! — Und das ist eben der allerschlechteste Geschmack, wenn Jemand an sich selbst zu viel Geschmack findet.

„A man that is sure he shall always please, wherever he goes, is a coxcomb"

sagt der große Menschenkenner Lord Chesterfield.

Der rauchende Mann wird allerdings nicht so leicht mehr schmecken, ob die Butter frisch und der Wein gut ist; .... denn die Zunge wird abgestumpft; aber auch vergebens wird sich die Frau bemühen, durch die zarteste Aufmerksamkeit dem griesgrämigen Pascha ein Lächeln des Beifalls abzugewinnen; und Lippen, welche stets die Cigarre pressen, haben nicht Weiche mehr für Worte der Zärtlichkeit.

Indessen dieser schlechte Geschmack ist freilich nicht erst durch die Cigarre entstanden. Auch die Tabackspfeife war schon eine gefährliche Nebenbuhlerin der ehelichen Galanterie. Aber der Mann rauchte doch nur etwa früh zum Kaffee, oder Abends im Garten .... um die Mücken zu verscheuchen. Jetzt ...., jetzt qualmt es überall den ganzen Tag, es mag Mücken geben oder nicht; und nicht der Mann allein, jeder ankommende Gast

wird mit einer Cigarre beſchenkt, oder bringt ſie wohl gleich ſelber mit, denn die Cigarre wird überall mitgenommen.

Und will die Hausfrau liebenswürdig heißen:
So muß ſie ſelbſt die Herrn ans Feuer weiſen!

Ich ſage nichts von dem ſchlechten Geſchmack, blüthenweiße Gardinen durch Tabacksqualm einzuräuchern und die Kleider auf lange Zeit zu verpeſten; aber unſere modernen Galanthommes lieben es auch, ihre Worte zu räuchern. Sie ſprechen mit Damen und rauchen zugleich, als ob ihnen die Cigarre angewachſen wäre.

Que voulez-vous? ſagt man: c'est la mode, qui court! O ſchlechte Mode, o ſchlechter Geſchmack!

Wo iſt jetzt noch jene ritterliche Galanterie zu finden, welche den Jüngling ſo liebenswürdig machte und den älteren Mann zu verjüngen ſchien? Wo jener Reſpect der Jugend vor dem reiferen Alter? Alles in Rauch aufgegangen!

Ja, die ganze geſchmackloſe Vergangenheit der letzten Jahre, jene erbärmlichen ſogenannten Volksfeſte, jene geſchmackloſen Katzenmuſiken .... haben wir lediglich der Cigarre zu verdanken. Von dem Tage an, da es erlaubt wurde, auf offener Straße zu rauchen, — von da an datirt ſich die Revolution! — Rothe Bänder und Pfauenfedern ſind nur Zeichen der Republik, aber die Cigarre iſt der wirkliche Gleichmacher, der eigentliche Revolutionär. Seitdem die Cigarre herrſcht, giebt es keine hohen und niederen Stände mehr. Nur noch die Sorte des Deckblattes macht einen Unterſchied. Bald wird auch dieſer verſchwunden ſein .... und dann? —

Meine Damen! Es würde meinerſeits einen ſchlechten Geſchmack verrathen, wenn ich meinen Vortrag noch länger ausdehnen wollte. Ich ſchließe alſo. — Aber einen brennenden

Wunsch lassen Sie mich noch Ihnen Allen recht dringend ans Herz legen: helfen Sie mir, die Cigarre wenigstens aus den feineren Cirkeln zu verbannen! Le ton fait la musique!

Was von Seiten des Geschmacks darüber gesagt werden kann, ist von mir zum Theil angedeutet. Sie, meine verehrten Damen, werden es viel besser ausführen und vollenden. Lassen wir dem wilden Indianer seine Friedenspfeife, dem Schiffs-Matrosen sein Prüntje; mag immerhin der Bauer auf dem Felde, mag der Soldat auf der Wachtstube sich in selbstgeschaffene Wolken hüllen — — aber wer mit uns verkehren will, der entsage zuvor dem Taback!! — —

Ja, meine Damen, wir können sogar ein gutes Werk stiften, wenn wir diesen Erzfeind des guten Geschmacks aus Deutschland verbannen. Ein großer Theil der verrauchten Blätter wird in Deutschland gebaut: in der fruchtbaren Uckermark, am Rhein, ja selbst am Thüringer Wald — und viele Menschen leben davon. Allein, der Taback ist (um gelehrt zu reden) für unser Deutschland kein naturwüchsiges Product, wie etwa Getreide oder Flachs und Hanf. Meine Damen! Sie sind Frauen und Mütter! Ihre Gatten, Ihre Söhne sind schon jetzt oder werden dereinst große Staatsmänner und Gesetzgeber. Benutzen Sie den Einfluß, den Sie dadurch auf die Staatsregierung haben, denn Großes liegt in Ihren Händen.

Ich meine, wir thun ein gutes Werk, wenn wir den Taback verbannen und dagegen den Anbau und die Veredelung des Flachses befördern helfen. Dann, meine Damen, dann haben wir uns um die vaterländische Industrie verdient gemacht, und das gehört offenbar zum guten Geschmack!

Ich habe mich stets gefreut, wenn die Königin von England ihrem Hofe anzeigen ließ, das am nächsten Hoffeste ihre

Kleidung gänzlich aus engliſchen Stoffen beſtehen würde. Folgen wir dieſem erhabenen Beiſpiele, und um dies ohne Vorwurf zu können, wirken wir dahin, daß in Deutſchland die vortrefflichſten Stoffe in der geſchmackvollſten Form gefunden werden!

Ein Pariſer Kunſtgärtner hat ſich verwundert, daß dem Präſidenten der Republik das Rhododendron eine fremde Pflanze war .... o möchte doch recht bald die Zeit kommen, wo in Deutſchland der Taback nur .... dem Gärtner und Apotheker bekannt iſt!

Meine Damen, ich bin am Ende, und bitte um Ihre gütige Nachſicht.

---

## Vierter Brief.

Meine theuere Marie!

Ich eile nur, um Dir (weil Du es ſo wünſcheſt) den Empfang Deines Briefes anzuzeigen. Die Beilage konnte ich noch nicht leſen; ich bin zu aufgeregt, und eben dieſe Unruhe treibt mich, meine Sorgen vor Dir auszubreiten und Dich um Rath zu bitten.

Ich wünſchte wohl, Du könnteſt jetzt ſelbſt hier ſein, — ich bedarf einer Freundin, die gleich Dir mit klarem Blick Verworrenes durchſchauen und mit Gewandtheit löſen mag. Ich bin mir ſelbſt nicht genug, und meine innere Unruhe läßt mich auch die Außendinge nur in zitternden ſchwankenden Umriſſen erkennen. Meine ſüße Pauline iſt mir krank geworden. Nicht gefährlich; aber es beunruhigt mich doch. Denke Dir: ſie hat vorige Nacht und heute Morgen zum zweiten Male wieder jene

Tags darauf.

Liebe Marie!

Warum kannſt Du nicht hier ſein? Du würdeſt mich tröſten. Die vergangene Nacht hat mich nicht erquickt, und jetzt iſt es Nacht um mich, wohin ich auch ſehe. — Ich bin noch zu erregt, um Dir in guter Ordnung zu ſchreiben. Ich hatte angefangen, Deinen akademiſchen Vortrag zu leſen (denn er iſt gewiß von Dir ſelbſt), und ging, weil ich einige Ausdrücke nicht verſtand, nach meines Mannes Zimmer. Da hör' ich im Eintreten, wie der Hauptmann in die Worte ausbricht: »das würde ich Feigheit nennen!«

War ich ſchon über ſeinen Beſuch überraſcht, da er noch nie um dieſe Stunde gekommen, ſo war ich es noch weit mehr über dieſe Worte, und obwohl ſchon auf der Schwelle ſtehend, zögerte doch mein Fuß, vollends einzutreten. — Mein Mann ſah ganz blaß, von Wilden faſt dunkelroth aus, — beide waren offenbar im höchſten Affect. — Ich hatte vergeſſen, was mich hergeführt. Indem erblicke ich auf meines Mannes Tiſch ein zierliches Mahagonykäſtchen, und frage unwillkürlich! »Was iſt das?« Gute Reiſegefährten und treue Freunde in der Einſamkeit, meine Gnädige! Nur Ihr Herr Gemahl will ſie nicht dafür anerkennen? Dies wurde mit einiger Bitterkeit geſagt, und das Lächeln meines Mannes konnte mich täuſchen .... ſie waren im Streit!.... Ich wollte ſprechen und vermochte es nicht. Die Bruſt wie zugeſchnürt .... in dieſem Augenblick trat der Burſche des Officiers herein und fragte mit barſchem Tone:» Befehlen der Hauptmann, daß ich die Piſtolen ....« da verſtand ich plötzlich Alles, da ſchwanden mir die Sinne, ich fiel in Ohnmacht.

Jetzt höre ich nun, der Doctor ist gerufen worden, und hat sogleich mit strengen Worten die Männer fortgeschickt. Da sind sie zusammen ausgefahren. Niemand weiß wohin. — O Marie!

Mein Mann ist noch nicht zurück .... ich kann nicht mehr! Leb wohl, Marie, leb wohl!

---

## Fünfter Brief.

Theuerste Adolphine!

Dein Brief hat mich tief bewegt. Du Aermste! Welche schmerzvolle Stunden hast Du durchleben müssen! — Nur unter Thränen konnte ich zu Ende lesen und wär' am liebsten gleich selbst zu Dir geeilt. Allein die Entfernung war doch zu groß, und jedenfalls ist nun Alles glücklich beigelegt. Mein Mann kennt den Herrn von Wilden-Schalken und spendet ihm das höchste Lob. Etwas hitziger Natur mag er wohl sein. Aber ich kenne auch Deinen Mann und seine wahrhaft männlich starke Seele. Es kann nur ein unglückliches Mißverständniß gewesen sein, und hat ohne Zweifel nun schon längst befriedigende Lösung gefunden.

Ich hoffe jedoch, spätestens im Laufe nächster Woche bei Dir einzutreffen, um Deine Pauline zu sehen. Mir scheint, daß sie zu früh angefangen hat, zu lernen. Laß sie um des Himmels Willen keine Gelehrte werden! — Die frische Landluft wird ihr auf jeden Fall recht wohl thun, und auch Dir selbst, liebe Adolphine! Und — willst Du mich mitnehmen?

Ich habe Ursache, auf einige Zeit von hier entfernt zu le-

ben. Daran iſt der ſchlechte Geſchmack Schuld. Der bewußte Vortrag in der Akademie, oder — da Du es doch errathen haſt, mein Vortrag — wurde lebhaft applaudirt, ich ſelbſt mit Lobſprüchen überhäuft, und dann — — verurtheilt.

Die ganze Akademie iſt in die größte Aufregung verſetzt worden, Parteien für und wider ſind entſtanden, und wahrſcheinlich wird eben jetzt an mehr als Einer ſcharfen Erwiderung gearbeitet. Denn Viele halten ſich für beleidigt, Viele ſchreien Rache, am meiſten der Profeſſor, der ſich geradezu einbildet, der ganze Aufſatz ſei gegen ihn gerichtet, und zwar nicht aus meiner, ſondern aus meines Mannes Feder. Mein guter Mann hat jetzt erſt meinen kühnen Angriff kennen gelernt. Er machte wohl Anfangs gar ein finſteres Geſicht, — dann aber umarmte er mich herzlich und ſagte lachend: »Frau, was haſt Du gemacht? — wer wird mit Feuer ſpielen!«

Und er hat Recht. Es iſt unerträglich. Denke Dir, fortwährend laſſen ſich bei mir Damen anmelden, oft mir gänzlich fremde, um mich wegen einer hochwichtigen Sache um Rath zu fragen. Da hat denn eine vielleicht einen Aſchenbecher, eine andere ein Cigarren-Etui oder ein Feuerzeug geſtickt für den Couſin oder für den Bräutigam — oder — was weiß ich? und ſind nun in Verlegenheit, was ſie an Stelle dieſer durch mich gebannten Dinge zum Geſchenk wählen ſollen! Täglich kommen Anfragen: ob auch der Schnupftaback verpönt ſei, oder ob ich nur den Rauchtaback mit Bann und Interdict belege? Noch nicht genug. Ein Kaufmann annoncirt: »Echte, importirte Havannah-Cigarren, durch welche dem deutſchen Flachs kein Fuß breit Land entzogen wird!« Und wieder ein Anderer empfiehlt: »Damen-Cigarren, die keine Pallas verſchmäht, da ſie die heiligen neun Muſen ſelber gerollt haben.« Ein Dritter läßt mit

## Ueber den ſchlechten Geſchmack und ſeine Urſachen.

Meine geehrten Damen!

Die Mehrheit Ihrer Stimmen hat den eben genannten Stoff gewählt und mir iſt durch das Loos dieſe ſchwierige Aufgabe zu Theil geworden. Ich würde mir ſonſt nicht angemaßt haben, über einen ſolchen Gegenſtand zu reden. Es kommt mir jedoch hierbei ſehr gut zu Statten, daß ich nicht vor Männern reden muß. Denn dieſes harte Geſchlecht hat ſich ein Wort erfunden, was uns Frauen gar oft wie eine Bombe entgegengeſchleudert wird, und oft den Fluß der beſten Rede ſtört — — es heißt Logik. — Männer würden z. B. verlangen, daß ich zuerſt erklären ſolle: was iſt oder worin beſteht der ſchlechte Geſchmack? Nicht wahr, Herr Profeſſor? —

Von Frauen hab' ich ſolches Verlangen nicht zu fürchten. Sie wiſſen längſt, was jene erſt lernen wollen, und ſind durchdrungen von der Wahrheit, welche die Prinzeſſin Leonore in Goethe's Taſſo ſo ſchön ausdrückt:

»Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt,
»So frage nur bei edlen Frauen an;
»Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen:
»Daß Alles wohl ſich zieme, was geſchieht.«

Daß aber, leider! auch Unziemliches geſchieht .... daß aber, leider! auch ein ſchlechter Geſchmack wirklich vorhanden iſt — das liegt ſchon in den Worten: guter Geſchmack. Man würde nicht ſo ſagen, wenn es keinen ſchlechten gäbe. Ja, gäbe es kei-

nen ſchlechten Geſchmack, ſo wäre die ganze Aufgabe nicht entſtanden.

Daß der ſchlechte Geſchmack ein großes Uebel iſt, braucht eben ſo wenig bewieſen zu werden. Ja, es iſt wohl nicht zu viel, wenn ich geradezu behaupte: Alles Uebel in der Welt hängt auf irgend eine Art mit ſchlechtem Geſchmack zuſammen!

Wichtiger iſt alſo nun: die Urſachen dieſes Grundübels aufzufinden, und vielleicht darf ich mir ſchmeicheln, hierin Ihren Beifall zu erlangen. Ich thue einen kühnen Griff, und ſage:

Die Cigarre

iſt es, welche alles Uebel in die Welt gebracht hat.

Sehen wir uns ein wenig um, wie es alle Tage in der Wirklichkeit zugeht. Die koſtbarſten Möbel, die feinſten Teppiche werden durch Aſche befleckt, denn der Aſchenbecher iſt nicht immer zur Hand und die Herren der Schöpfung lieben es auch, dergleichen Schutzmittel zu verſchmähen. — Wie geſchmacklos aber iſt ein Aſchenhaufen neben der Whiſtkarte? Erinnert er nicht an die Mumien, welche die finſteren Aegypter bei jedem Gaſtmahl aufſtellten?

Und wenn ſchon die Cigarrenaſche unſeren gerechten Unwillen erregt, wie viel mehr die brennende Cigarre ſelbſt? — Wie unſchön wird ſo mancher Mund durch das glimmende Carbonari-Zeichen? —

Höre ich nun aber gar von rauchenden Damen ſprechen, ſo muß ich unwillkürlich an die Göttin Pallas Athene denken, welche die Flöte fortwarf, als ihr der Spiegel einer Quelle zeigte, wie durch das Blaſen ihr Geſicht entſtellet ward. —

Doch dies Alles ſind nur äußere Dinge. Tiefer geht die

Wirksamkeit des unseligen Cigarrenrauchens, weiter greifen die verderblichen Folgen in alle Verhältnisse des Lebens ein.

Der rauchende Jüngling kann unmöglich wahre Liebe für seine Auserwählte empfinden; ein Theil seiner zärtlichsten Gefühle wird von der Cigarre in Anspruch genommen. Denn sie ist das Brandopfer, welches er täglich seiner eigenen Ichheit opfert. —

Dünkt sich nicht jeder Cigarrist, weil er Feuer im Munde trägt, ein lichtstrahlender Helios zu sein? während er doch nur — dem Blasebalge des funkenschlagenden Hephästos zu vergleichen wäre?! — Und das ist eben der allerschlechteste Geschmack, wenn Jemand an sich selbst zu viel Geschmack findet.

„A man that is sure he shall always please, wherever he goes, is a coxcomb"

sagt der große Menschenkenner Lord Chesterfield.

Der rauchende Mann wird allerdings nicht so leicht mehr schmecken, ob die Butter frisch und der Wein gut ist; .... denn die Zunge wird abgestumpft; aber auch vergebens wird sich die Frau bemühen, durch die zarteste Aufmerksamkeit dem griesgrämigen Pascha ein Lächeln des Beifalls abzugewinnen; und Lippen, welche stets die Cigarre pressen, haben nicht Weiche mehr für Worte der Zärtlichkeit.

Indessen dieser schlechte Geschmack ist freilich nicht erst durch die Cigarre entstanden. Auch die Tabackspfeife war schon eine gefährliche Nebenbuhlerin der ehelichen Galanterie. Aber der Mann rauchte doch nur etwa früh zum Kaffee, oder Abends im Garten .... um die Mücken zu verscheuchen. Jetzt ...., jetzt qualmt es überall den ganzen Tag, es mag Mücken geben oder nicht; und nicht der Mann allein, jeder ankommende Gast

wird mit einer Cigarre beſchenkt, oder bringt ſie wohl gleich ſelber mit, denn die Cigarre wird überall mitgenommen.

Und will die Hausfrau liebenswürdig heißen:
So muß ſie ſelbſt die Herrn ans Feuer weiſen!

Ich ſage nichts von dem ſchlechten Geſchmack, blüthenweiße Gardinen durch Tabacksqualm einzuräuchern und die Kleider auf lange Zeit zu verpeſten; aber unſere modernen Galanthommes lieben es auch, ihre Worte zu räuchern. Sie ſprechen mit Damen und rauchen zugleich, als ob ihnen die Cigarre angewachſen wäre.

Que voulez-vous? ſagt man: c'est la mode, qui court! O ſchlechte Mode, o ſchlechter Geſchmack!

Wo iſt jetzt noch jene ritterliche Galanterie zu finden, welche den Jüngling ſo liebenswürdig machte und den älteren Mann zu verjüngen ſchien? Wo jener Reſpect der Jugend vor dem reiferen Alter? Alles in Rauch aufgegangen!

Ja, die ganze geſchmackloſe Vergangenheit der letzten Jahre, jene erbärmlichen ſogenannten Volksfeſte, jene geſchmackloſen Katzenmuſiken .... haben wir lediglich der Cigarre zu verdanken. Von dem Tage an, da es erlaubt wurde, auf offener Straße zu rauchen, — von da an datirt ſich die Revolution! — Rothe Bänder und Pfauenfedern ſind nur Zeichen der Republik, aber die Cigarre iſt der wirkliche Gleichmacher, der eigentliche Revolutionär. Seitdem die Cigarre herrſcht, giebt es keine hohen und niederen Stände mehr. Nur noch die Sorte des Deckblattes macht einen Unterſchied. Bald wird auch dieſer verſchwunden ſein .... und dann? —

Meine Damen! Es würde meinerſeits einen ſchlechten Geſchmack verrathen, wenn ich meinen Vortrag noch länger ausdehnen wollte. Ich ſchließe alſo. — Aber einen brennenden

Und magiſch ſtirbt in dunkler Gluth
Der Sonne letzter Schimmer;
Mir iſt ſo ſelig ſtill zu Muth,
Doch ſcheid' ich wohl auf immer; —
Leb' wohl, Du wunderbarer Dom
Mit Deinen heil'gen Schauern;
Der glaubenvollſten Andacht Strom
Quillt reich in Deinen Mauern.

Wer nimmer kannte das Gebet,
Dem muß in Deinen Hallen
Das Herz, von Gottes Hauch umweht,
In frommer Regung wallen!
O, dürfte in Dein dämmernd Reich
Oft meine Seele flüchten;
Hier wird der Glanz der Welt ſo bleich
Und ſtill mein irdiſch Dichten.

Wie mag ein Werk von Menſchenhand
So ſüßen Frieden hegen? —
Wohl ſchuf es menſchlicher Verſtand,
Doch Gott verlieh den Segen. —
So laß mich, Meiſter, einmal noch
Dein frommes Antlitz ſchauen;
Ob kühn begeiſtert, ſpricht es doch
Demüthiges Vertrauen.

Du ſtrebteſt nicht, daß eitler Ruhm
Dich vor der Welt verkläre;
Du gründeteſt dies Heiligthum
Zu Deines Glaubens Ehre!
So wird's, dem ew'gen Gott geweiht,
Jahrhunderte noch ragen,
Und, ein vergänglich Werk der Zeit,
Doch ew'ge Früchte tragen.

Charlotte Krug,
geb. Schnorr von Carolsfeld.

# Akademie und Cigarre.

## Erſter Brief.

Meine theuere Freundin!

Es iſt wahr: ich bin Dir auf zwei Briefe noch die Antwort ſchuldig, aber gewiß nicht aus Mangel an Freundſchaft — nur aus Mangel an Zeit.

Du weißt, daß unſer »politiſcher Frauenclub« in Folge der neueſten Zeitereigniſſe wieder aufgelöſt wurde. Aber Du weißt auch — als Frauenzimmer mußt Du es wiſſen —, daß ein Club eine viel zu angenehme Sache iſt, als daß man ſich ſo leicht davon trennen ſollte. Es galt ja doch eigentlich nur dem Namen: politiſcher Club! — Der Name mochte immerhin untergehen. Auch an den politiſchen Tendenzen war weiter nichts gelegen. Wirkliche Politiker werden wir Frauen doch nie, wenn wir auch politiſch genug ſind, uns das Anſehen zu geben. Und die ſogenannten Tendenzen ſind oft nur heuchleriſche Aushängeſchilder. — Wir haben alſo hier — eine Akademie geſtiftet, und amüſiren uns herrlich dabei. Man kommt zuſammen, eine Präſidentin leitet das Ganze; es wird muſicirt, ein Profeſſor hält uns Vorträge über Chemie und dergleichen, und am Schluſſe giebt jedes Mal eine Dame einen ſelbſt geſchriebenen Aufſatz zum Beſten. Das Loos beſtimmt die Reihenfolge, und die Mehrheit der Stimmen entſcheidet über den Gegenſtand, der jedes Mal behandelt werden ſoll.

Nun ſieh'! Alle dieſe Dinge hatten mich natürlich ſehr in

Anſpruch genommen. Aber nun kann ich Dir auch um ſo intereſſantere Briefe verſprechen, denn es wird mir nie an Stoff fehlen, da unſere ganze haute volée zur Akademie gehört, und man ſicher iſt, dort immer etwas Neues zu erfahren.

Und nun, wie geht es Dir, meine theure Adolphine? Leidest Du noch an den böſen Zahnſchmerzen? Weißt Du wohl: mein Mann ſagt mir oft: Creoſot tauge durchaus nichts. Ich glaube, Du haſt dieſes Mittel manchmal angewendet? Unſer Profeſſor behauptet, er curire ſich allemal durch Waſſer. Kaltes Waſſer in den Mund genommen, und der Zahnſchmerz hört auf!

„Wonders are natural," ſagt der Profeſſor.

Nun, Liebe, ich muß abbrechen. Es iſt heute Akademie und ich habe meiner Clara verſprochen, vorher noch ein Stündchen mit ihr ins Freie zu gehen. — Lebe wohl, meine Freundin! Tauſend herzliche Grüße an Deine ſüßen Kinder! Schreibe mir nun recht bald und recht viel. Ich freue mich im Voraus auf Deinen Brief.

Stets die Deinige

Marie.

## Zweiter Brief.

Geliebte Marie!

Dein Brief hat mich recht erfreut, und ich hoffe, Du wirſt nun fleißig fortfahren, mir zu ſchreiben. — Den Grundgedanken Eurer Akademie finde ich gar nicht übel, und ich kann mir wohl vorſtellen, daß Du geiſtig ſo reich Begabte Dich mit Vorliebe daran betheiligt haſt. Deine ſeltenen Talente finden da

ein neues Feld, und ich zweifle nicht, daß die Damen der Akademie Dich recht lieb gewinnen werden. — Nimmſt Du Deine Clara mit in die Verſammlung? und wie oft verſammelt ſich die Akademie? Du ſiehſt, ich nehme lebhaften Antheil an der Sache, und werde gern durch Deine Güte noch mehr davon erfahren. Und nimm das ja nicht als ein bloßes Compliment! Nein, es wird mir eine recht wohlthätige Zerſtreuung ſein, mich mit Dir zu unterhalten, und Dein heiterer Muth wird mich aufrichten. Ich bin jetzt oft bekümmert. Du weißt, daß mein guter Mann ſo unglücklich war, den Fuß zu brechen. Die Heilung iſt vollſtändig gelungen; doch ſoll er ſich noch lange ſehr in Acht nehmen, und dieſe aufgezwungene Unthätigkeit wird ihm unausſprechlich ſchwer. Dazu kommt mir noch eine andere Sorge. Meine Pauline iſt nicht mehr ſo munter als früher, und zeigt bisweilen eine launenhafte Empfindlichkeit, die mir gar nicht gefällt. Auch ſchläft ſie oft unruhig, und ſpricht beſtändig, ohne einſchlafen zu können.

Allerdings ſind dies Alles nur vorübergehende Erſcheinungen; aber wenn es Zeichen wären . . . . ? Oder bin ich vielleicht zu ängſtlich? — Mein Mann ſagt oft in anderen Fällen: ich ſoll mich mehr beherrſchen lernen. Dann küßt er mich und nennt mich ſein kleines furchtſames Weibchen. — Ach, der gute Philipp muß wohl oft recht viel Geduld mit mir haben. —

Wir haben inzwiſchen hier eine recht intereſſante Bekanntſchaft gemacht. Wir — — das heißt: mein Mann. Denke Dir: ein Hauptmann, der bei Vetter Carl im Quartier lag, erkennt zufällig in meinem Mann einen alten Univerſitätsfreund. Natürlich baten wir ihn, uns oft zu beſuchen, da mein Mann noch nicht ausgehen konnte. Nun wurde was erzählt. Ich erfuhr da manchen kleinen Zug, der mir bisher im Lebens-

gemälde meines Mannes noch entgangen war. — Und manchmal fällt mir auch die Stelle aus dem Torquato Taſſo ein:

»Ich freue mich, wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen.«

Ich höre dem Hauptmanne gern zu, wenn er von ſeinen Reiſen erzählt. Er ſpricht gut und weiß immer viel Belehrendes in angenehmer Weiſe mitzutheilen, ohne — wie ſo manche Erzähler thun — das liebe Ich beſtändig als Hauptperſon zu ſchildern.

Dennoch hat er in der That wunderbare Schickſale erlebt und z. B. einige Duelle auf Piſtolen gehabt, die ihm wahrſcheinlich bei Männern großen Ruhm erwerben, mir aber ein Gegenſtand des Entſetzens geworden ſind. — Du erinnerſt Dich, daß mein Bruder durch ein ſolches Duell ſehr unglücklich geworden iſt. Ich zittere ſeitdem, wenn ich nur die Unglückswaffen ſehe. — —

Die Erzählung wurde freilich ganz unabſichtlich durch einen Zeitungsartikel herbeigeführt. Der Hauptmann wollte ſogar erſt ausweichen, und nur die Fragen meines Mannes brachten ihn zum Geſtändniß. — Mein Mann bat mich nachher, als wir allein waren, um Verzeihung, daß er ſo unbedachtſam geweſen. — — Ach, der gute Philipp! Erkennſt Du ſein weiches Gemüth? —

Er wurde manchmal etwas verlegen, wenn der Hauptmann ſchonungslos ihre gemeinſchaftlichen Jugendthorheiten erzählte, und dann war ich im Herzen dieſem fremden Manne recht böſe. Indeſſen habe ich doch mit Vergnügen bemerkt, daß er nie in Gegenwart der Kinder ſolche Geſpräche führt. Denn nach meiner Anſicht ſollen die Kinder den Vater als ein heiliges Weſen

verehren. Ueberhaupt erſcheint es mir oft, als ob in dieſem Officier zwei verſchiedene Naturen walteten. Bisweilen faſt ausgelaſſen luſtig, iſt er zu anderen Zeiten wieder ſo einſilbig, blickt ſo finſter, oder vielmehr ſo bekümmert .... kurz, irgend etwas Geheimnißvolles liegt hier zu Grunde. Ich werde nicht ſo unzart ſein, danach zu fragen. Aber daß ich es gern wiſſen möchte .... das hat ſeine Richtigkeit.

Adolphine.

## Dritter Brief.

Liebe Adolphine!

Ich habe Dir Mittheilungen aus der Akademie verſprochen, und ein glücklicher Zufall giebt mir ſchon heute Gelegenheit, Dir einen ganzen Vortrag, wie er kürzlich dort gehalten worden iſt, zu überſchicken. — Aber das Abſchreiben hat mir viel Zeit weggenommen. So vergieb, daß der Brief ſelbſt um ſo viel kürzer ausfällt. — Aber höre, Finchen, Dein Hauptmann iſt mir bedenklich. Noch ſehe ich nicht klar. Deine Andeutungen ſind gar zu kurz. Nicht einmal ſeinen Namen haſt Du mir geſagt, und ob er jung oder alt iſt, ꝛc. ꝛc. Aber vorläufig halte ich den Herrn für — verliebt.

Schreibe mir bald wieder und entſchuldige für heute meine Kürze.

Folgt der Vortrag in der Akademie:

## Ueber den ſchlechten Geſchmack und ſeine Urſachen.

Meine geehrten Damen!

Die Mehrheit Ihrer Stimmen hat den eben genannten Stoff gewählt und mir iſt durch das Loos dieſe ſchwierige Aufgabe zu Theil geworden. Ich würde mir ſonſt nicht angemaßt haben, über einen ſolchen Gegenſtand zu reden. Es kommt mir jedoch hierbei ſehr gut zu Statten, daß ich nicht vor Männern reden muß. Denn dieſes harte Geſchlecht hat ſich ein Wort erfunden, was uns Frauen gar oft wie eine Bombe entgegengeſchleudert wird, und oft den Fluß der beſten Rede ſtört — — es heißt Logik. — Männer würden z. B. verlangen, daß ich zuerſt erklären ſolle: was iſt oder worin beſteht der ſchlechte Geſchmack? Nicht wahr, Herr Profeſſor? —

Von Frauen hab' ich ſolches Verlangen nicht zu fürchten. Sie wiſſen längſt, was jene erſt lernen wollen, und ſind durchdrungen von der Wahrheit, welche die Prinzeſſin Leonore in Goethe's Taſſo ſo ſchön ausdrückt:

»Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt,
»So frage nur bei edlen Frauen an;
»Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen:
»Daß Alles wohl ſich zieme, was geſchieht.«

Daß aber, leider! auch Unziemliches geſchieht .... daß aber, leider! auch ein ſchlechter Geſchmack wirklich vorhanden iſt — das liegt ſchon in den Worten: guter Geſchmack. Man würde nicht ſo ſagen, wenn es keinen ſchlechten gäbe. Ja, gäbe es kei-

nen ſchlechten Geſchmack, ſo wäre die ganze Aufgabe nicht entſtanden.

Daß der ſchlechte Geſchmack ein großes Uebel iſt, braucht eben ſo wenig bewieſen zu werden. Ja, es iſt wohl nicht zu viel, wenn ich geradezu behaupte: Alles Uebel in der Welt hängt auf irgend eine Art mit ſchlechtem Geſchmack zuſammen!

Wichtiger iſt alſo nun: die Urſachen dieſes Grundübels aufzufinden, und vielleicht darf ich mir ſchmeicheln, hierin Ihren Beifall zu erlangen. Ich thue einen kühnen Griff, und ſage:

Die Cigarre

iſt es, welche alles Uebel in die Welt gebracht hat.

Sehen wir uns ein wenig um, wie es alle Tage in der Wirklichkeit zugeht. Die koſtbarſten Möbel, die feinſten Teppiche werden durch Aſche befleckt, denn der Aſchenbecher iſt nicht immer zur Hand und die Herren der Schöpfung lieben es auch, dergleichen Schutzmittel zu verſchmähen. — Wie geſchmacklos aber iſt ein Aſchenhaufen neben der Whiſtkarte? Erinnert er nicht an die Mumien, welche die finſteren Aegypter bei jedem Gaſtmahl aufſtellten?

Und wenn ſchon die Cigarrenaſche unſeren gerechten Unwillen erregt, wie viel mehr die brennende Cigarre ſelbſt? — Wie unſchön wird ſo mancher Mund durch das glimmende Carbonari-Zeichen? —

Höre ich nun aber gar von rauchenden Damen ſprechen, ſo muß ich unwillkürlich an die Göttin Pallas Athene denken, welche die Flöte fortwarf, als ihr der Spiegel einer Quelle zeigte, wie durch das Blaſen ihr Geſicht entſtellet ward. —

Doch dies Alles ſind nur äußere Dinge. Tiefer geht die

Wirksamkeit des unseligen Cigarrenrauchens, weiter greifen die verderblichen Folgen in alle Verhältnisse des Lebens ein.

Der rauchende Jüngling kann unmöglich wahre Liebe für seine Auserwählte empfinden; ein Theil seiner zärtlichsten Gefühle wird von der Cigarre in Anspruch genommen. Denn sie ist das Brandopfer, welches er täglich seiner eigenen Ichheit opfert. —

Dünkt sich nicht jeder Cigarrist, weil er Feuer im Munde trägt, ein lichtstrahlender Helios zu sein? während er doch nur — dem Blasebalge des funkenschlagenden Hephästos zu vergleichen wäre?! — Und das ist eben der allerschlechteste Geschmack, wenn Jemand an sich selbst zu viel Geschmack findet.

„A man that is sure he shall always please, wherever he goes, is a coxcomb"

sagt der große Menschenkenner Lord Chesterfield.

Der rauchende Mann wird allerdings nicht so leicht mehr schmecken, ob die Butter frisch und der Wein gut ist; .... denn die Zunge wird abgestumpft; aber auch vergebens wird sich die Frau bemühen, durch die zarteste Aufmerksamkeit dem griesgrämigen Pascha ein Lächeln des Beifalls abzugewinnen; und Lippen, welche stets die Cigarre pressen, haben nicht Weiche mehr für Worte der Zärtlichkeit.

Indessen dieser schlechte Geschmack ist freilich nicht erst durch die Cigarre entstanden. Auch die Tabackspfeife war schon eine gefährliche Nebenbuhlerin der ehelichen Galanterie. Aber der Mann rauchte doch nur etwa früh zum Kaffee, oder Abends im Garten .... um die Mücken zu verscheuchen. Jetzt ...., jetzt qualmt es überall den ganzen Tag, es mag Mücken geben oder nicht; und nicht der Mann allein, jeder ankommende Gast

wird mit einer Cigarre beſchenkt, oder bringt ſie wohl gleich ſelber mit, denn die Cigarre wird überall mitgenommen.

Und will die Hausfrau liebenswürdig heißen:
So muß ſie ſelbſt die Herrn ans Feuer weiſen!

Ich ſage nichts von dem ſchlechten Geſchmack, blüthenweiße Gardinen durch Tabacksqualm einzuräuchern und die Kleider auf lange Zeit zu verpeſten; aber unſere modernen Galanthommes lieben es auch, ihre Worte zu räuchern. Sie ſprechen mit Damen und rauchen zugleich, als ob ihnen die Cigarre angewachſen wäre.

Que voulez-vous? ſagt man: c'est la mode, qui court! O ſchlechte Mode, o ſchlechter Geſchmack!

Wo iſt jetzt noch jene ritterliche Galanterie zu finden, welche den Jüngling ſo liebenswürdig machte und den älteren Mann zu verjüngen ſchien? Wo jener Reſpect der Jugend vor dem reiferen Alter? Alles in Rauch aufgegangen!

Ja, die ganze geſchmackloſe Vergangenheit der letzten Jahre, jene erbärmlichen ſogenannten Volksfeſte, jene geſchmackloſen Katzenmuſiken .... haben wir lediglich der Cigarre zu verdanken. Von dem Tage an, da es erlaubt wurde, auf offener Straße zu rauchen, — von da an datirt ſich die Revolution! — Rothe Bänder und Pfauenfedern ſind nur Zeichen der Republik, aber die Cigarre iſt der wirkliche Gleichmacher, der eigentliche Revolutionär. Seitdem die Cigarre herrſcht, giebt es keine hohen und niederen Stände mehr. Nur noch die Sorte des Deckblattes macht einen Unterſchied. Bald wird auch dieſer verſchwunden ſein .... und dann? —

Meine Damen! Es würde meinerſeits einen ſchlechten Geſchmack verrathen, wenn ich meinen Vortrag noch länger ausdehnen wollte. Ich ſchließe alſo. — Aber einen brennenden

Wunſch laſſen Sie mich noch Ihnen Allen recht dringend ans Herz legen: helfen Sie mir, die Cigarre wenigſtens aus den feineren Cirkeln zu verbannen! Le ton fait la musique!

Was von Seiten des Geſchmacks darüber geſagt werden kann, iſt von mir zum Theil angedeutet. Sie, meine verehrten Damen, werden es viel beſſer ausführen und vollenden. Laſſen wir dem wilden Indianer ſeine Friedenspfeife, dem Schiffs-Matroſen ſein Prüntje; mag immerhin der Bauer auf dem Felde, mag der Soldat auf der Wachtſtube ſich in ſelbſtgeſchaffene Wolken hüllen — — aber wer mit uns verkehren will, der entſage zuvor dem Taback!! — —

Ja, meine Damen, wir können ſogar ein gutes Werk ſtiften, wenn wir dieſen Erzfeind des guten Geſchmacks aus Deutſchland verbannen. Ein großer Theil der verrauchten Blätter wird in Deutſchland gebaut: in der fruchtbaren Uckermark, am Rhein, ja ſelbſt am Thüringer Wald — und viele Menſchen leben davon. Allein, der Taback iſt (um gelehrt zu reden) für unſer Deutſchland kein naturwüchſiges Product, wie etwa Getreide oder Flachs und Hanf. Meine Damen! Sie ſind Frauen und Mütter! Ihre Gatten, Ihre Söhne ſind ſchon jetzt oder werden dereinſt große Staatsmänner und Geſetzgeber. Benutzen Sie den Einfluß, den Sie dadurch auf die Staatsregierung haben, denn Großes liegt in Ihren Händen.

Ich meine, wir thun ein gutes Werk, wenn wir den Taback verbannen und dagegen den Anbau und die Veredelung des Flachſes befördern helfen. Dann, meine Damen, dann haben wir uns um die vaterländiſche Induſtrie verdient gemacht, und das gehört offenbar zum guten Geſchmack!

Ich habe mich ſtets gefreut, wenn die Königin von England ihrem Hofe anzeigen ließ, das am nächſten Hoffeſte ihre

Kleidung gänzlich aus engliſchen Stoffen beſtehen würde. Folgen wir dieſem erhabenen Beiſpiele, und um dies ohne Vorwurf zu können, wirken wir dahin, daß in Deutſchland die vortrefflichſten Stoffe in der geſchmackvollſten Form gefunden werden!

Ein Pariſer Kunſtgärtner hat ſich verwundert, daß dem Präſidenten der Republik das Rhododendron eine fremde Pflanze war .... o möchte doch recht bald die Zeit kommen, wo in Deutſchland der Taback nur .... dem Gärtner und Apotheker bekannt iſt!

Meine Damen, ich bin am Ende, und bitte um Ihre gütige Nachſicht.

---

## Vierter Brief.

Meine theuere Marie!

Ich eile nur, um Dir (weil Du es ſo wünſcheſt) den Empfang Deines Briefes anzuzeigen. Die Beilage konnte ich noch nicht leſen; ich bin zu aufgeregt, und eben dieſe Unruhe treibt mich, meine Sorgen vor Dir auszubreiten und Dich um Rath zu bitten.

Ich wünſchte wohl, Du könnteſt jetzt ſelbſt hier ſein, — ich bedarf einer Freundin, die gleich Dir mit klarem Blick Verworrenes durchſchauen und mit Gewandtheit löſen mag. Ich bin mir ſelbſt nicht genug, und meine innere Unruhe läßt mich auch die Außendinge nur in zitternden ſchwankenden Umriſſen erkennen. Meine ſüße Pauline iſt mir krank geworden. Nicht gefährlich; aber es beunruhigt mich doch. Denke Dir: ſie hat vorige Nacht und heute Morgen zum zweiten Male wieder jene

plötzliche — krampfartige Ohnmacht bekommen, die mich immer so furchtbar erschreckt. Allerdings gehen diese Anfälle stets auch schnell vorüber. Der Arzt nennt es einen übermäßigen Nervenreiz und befiehlt mir, ich soll gegen das Kind ja keine Sorge oder Angst blicken lassen, sondern mich ganz ruhig halten. Uebrigens soll ich mit Paulinen einige Monate aufs Land gehen. Nun, Du kennst meine schwärmerische Liebe zum Landleben. Du hast mich oft darüber ausgelacht. Nun darf ich aber meinen armen Mann auch nicht allein lassen. So streiten die heiligsten Pflichten gegen einander. Und eben, weil ich Ruhe zeigen soll, so habe ich keine und ängstige mich ab.

Noch nicht genug. Zwischen meinem Mann und dem Herrn von Wilden-Schalken (so heißt der Hauptmann) ist etwas vorgegangen. — Ich habe schon ein paar Mal bemerkt, daß bei meinem Eintritt das Gespräch der Männer kurz abgebrochen wird. Ich dachte, es möchte politischen Dingen gelten, und machte nichts daraus, denn ich kenne meines Mannes Weise. Aber seit Kurzem ist auch des Hauptmanns Benehmen gegen mich so eigen, daß ich manchmal ihn schon in Verdacht hatte, er sei beim Bacchus zum Besuch gewesen.

Dabei waren jedoch seine Worte so gemessen, seine Neckereien so überlegt, und überhaupt der ganze Mann so trocken, kalt, — daß ich wenigstens überzeugt werden mußte, Bacchus habe keine Macht über ihn.

Mein Mann scheint ebenfalls nicht mehr so viel Vergnügen in Wilden's Gesellschaft zu finden. Nun mußt Du aber wissen: nur um meines Mannes Willen habe ich bisher die Sonderbarkeiten des Fremden ertragen. Wenn ich denken sollte ... Der Arzt ist gekommen. Ich führe ihn zu Paulinen. Morgen mehr! —

Tags darauf.

Liebe Marie!

Warum kannst Du nicht hier sein? Du würdest mich trösten. Die vergangene Nacht hat mich nicht erquickt, und jetzt ist es Nacht um mich, wohin ich auch sehe. — Ich bin noch zu erregt, um Dir in guter Ordnung zu schreiben. Ich hatte angefangen, Deinen akademischen Vortrag zu lesen (denn er ist gewiß von Dir selbst), und ging, weil ich einige Ausdrücke nicht verstand, nach meines Mannes Zimmer. Da hör' ich im Eintreten, wie der Hauptmann in die Worte ausbricht: »das würde ich Feigheit nennen!«

War ich schon über seinen Besuch überrascht, da er noch nie um diese Stunde gekommen, so war ich es noch weit mehr über diese Worte, und obwohl schon auf der Schwelle stehend, zögerte doch mein Fuß, vollends einzutreten. — Mein Mann sah ganz blaß, von Wilden fast dunkelroth aus, — beide waren offenbar im höchsten Affect. — Ich hatte vergessen, was mich hergeführt. Indem erblicke ich auf meines Mannes Tisch ein zierliches Mahagonykästchen, und frage unwillkürlich! »Was ist das?« Gute Reisegefährten und treue Freunde in der Einsamkeit, meine Gnädige! Nur Ihr Herr Gemahl will sie nicht dafür anerkennen? Dies wurde mit einiger Bitterkeit gesagt, und das Lächeln meines Mannes konnte mich täuschen .... sie waren im Streit!.... Ich wollte sprechen und vermochte es nicht. Die Brust wie zugeschnürt .... in diesem Augenblick trat der Bursche des Officiers herein und fragte mit barschem Tone:» Befehlen der Hauptmann, daß ich die Pistolen ....« da verstand ich plötzlich Alles, da schwanden mir die Sinne, ich fiel in Ohnmacht.

Jetzt höre ich nun, der Doctor iſt gerufen worden, und hat ſogleich mit ſtrengen Worten die Männer fortgeſchickt. Da ſind ſie zuſammen ausgefahren. Niemand weiß wohin. — O Marie!

Mein Mann iſt noch nicht zurück .... ich kann nicht mehr! Leb wohl, Marie, leb wohl!

---

## Fünfter Brief.

Theuerſte Adolphine!

Dein Brief hat mich tief bewegt. Du Aermſte! Welche ſchmerzvolle Stunden haſt Du durchleben müſſen! — Nur unter Thränen konnte ich zu Ende leſen und wär' am liebſten gleich ſelbſt zu Dir geeilt. Allein die Entfernung war doch zu groß, und jedenfalls iſt nun Alles glücklich beigelegt. Mein Mann kennt den Herrn von Wilden-Schalken und ſpendet ihm das höchſte Lob. Etwas hitziger Natur mag er wohl ſein. Aber ich kenne auch Deinen Mann und ſeine wahrhaft männlich ſtarke Seele. Es kann nur ein unglückliches Mißverſtändniß geweſen ſein, und hat ohne Zweifel nun ſchon längſt befriedigende Löſung gefunden.

Ich hoffe jedoch, ſpäteſtens im Laufe nächſter Woche bei Dir einzutreffen, um Deine Pauline zu ſehen. Mir ſcheint, daß ſie zu früh angefangen hat, zu lernen. Laß ſie um des Himmels Willen keine Gelehrte werden! — Die friſche Landluft wird ihr auf jeden Fall recht wohl thun, und auch Dir ſelbſt, liebe Adolphine! Und — willſt Du mich mitnehmen?

Ich habe Urſache, auf einige Zeit von hier entfernt zu le-

ben. Daran iſt der ſchlechte Geſchmack Schuld. Der bewußte Vortrag in der Akademie, oder — da Du es doch errathen haſt, mein Vortrag — wurde lebhaft applaudirt, ich ſelbſt mit Lobſprüchen überhäuft, und dann — — verurtheilt.

Die ganze Akademie iſt in die größte Aufregung verſetzt worden, Parteien für und wider ſind entſtanden, und wahrſcheinlich wird eben jetzt an mehr als Einer ſcharfen Erwiderung gearbeitet. Denn Viele halten ſich für beleidigt, Viele ſchreien Rache, am meiſten der Profeſſor, der ſich geradezu einbildet, der ganze Aufſatz ſei gegen ihn gerichtet, und zwar nicht aus meiner, ſondern aus meines Mannes Feder. Mein guter Mann hat jetzt erſt meinen kühnen Angriff kennen gelernt. Er machte wohl Anfangs gar ein finſteres Geſicht, — dann aber umarmte er mich herzlich und ſagte lachend: »Frau, was haſt Du gemacht? — wer wird mit Feuer ſpielen!«

Und er hat Recht. Es iſt unerträglich. Denke Dir, fortwährend laſſen ſich bei mir Damen anmelden, oft mir gänzlich fremde, um mich wegen einer hochwichtigen Sache um Rath zu fragen. Da hat denn eine vielleicht einen Aſchenbecher, eine andere ein Cigarren-Etui oder ein Feuerzeug geſtickt für den Couſin oder für den Bräutigam — oder — was weiß ich? und ſind nun in Verlegenheit, was ſie an Stelle dieſer durch mich gebannten Dinge zum Geſchenk wählen ſollen! Täglich kommen Anfragen: ob auch der Schnupftaback verpönt ſei, oder ob ich nur den Rauchtaback mit Bann und Interdict belege? Noch nicht genug. Ein Kaufmann annoncirt: »Echte, importirte Havannah-Cigarren, durch welche dem deutſchen Flachs kein Fuß breit Land entzogen wird!« Und wieder ein Anderer empfiehlt: »Damen-Cigarren, die keine Pallas verſchmäht, da ſie die heiligen neun Muſen ſelber gerollt haben.« Ein Dritter läßt mit

goldenen Lettern drucken: »Knaſter, den gelben, hat uns Apolle präparirt!«

Wer weiß, was noch weiter nachfolgt. Das iſt aber unerträglich. Nein, ich weiche dem Sturm aus. Nach einigen Wochen iſt die Sache vergeſſen.

Alſo nimm mich mit Dir aufs Land! Wir wollen uns da zuſammen über den ſchlechten Geſchmack der Menſchen tröſten, bis wir alle Drei durch die ewigen Heilkräfte der wundervollen Natur neu geſtärkt .... in die vorgeſchriebene Bahn unſerer Pflichten zurückkehren.

Alſo auf baldiges Wiederſehen! Leb wohl!

---

## Sechſter Brief.

Liebe Marie!

Ich bin glücklich und Du ſollſt Dich mit mir freuen! — Kaum war mein voriger Brief an Dich abgeſchickt, ſo kehrte mein Mann nach Haus, und mit ihm der Friede in meine Bruſt zurück. Ja, meine Freundin, meine Furcht war eitel. Auch alle anderen Sorgen ſind von mir genommen. Mein Mann wird uns auf das Land begleiten, und will es Gott, ſo kehren wir dann alle Drei nach einigen Monaten neu geſtärkt in den gewohnten Kreis zurück.

Soeben erhalte ich Deinen Brief und muß nun auch ausrufen: Du Aermſte! — Doch ſieh, Du haſt in Bezug auf das Landleben meine eigenen Gedanken ausgeſprochen. Komm denn, liebſte Marie, komm und begleite uns!

Deine Geſellſchaft wird erſt unſere Freude vollkommen machen. Pauline rief ſogleich: »Ach, das iſt prächtig!« Mein

Mann verſpricht ſich von Deiner Unterhaltung manchen ſchönen Genuß. Wir Alle bitten Dich alſo herzlich, komm, komm recht bald und begleite uns!

Nun aber vernimm, wie Alles zugegangen. Der Hauptmann hatte plötzlich Marſchordre erhalten, und war gekommen, von meinem Manne Abſchied zu nehmen. Das Käſtchen, welches mich erſchreckte, war ein zierliches Cigarren-Etui, was er meinem Mann als Andenken zurücklaſſen wollte. Die Erklärung meines Mannes, mir zu Liebe nicht zu rauchen .... veranlaßte den verhängnißvollen Ausruf. Alles Uebrige war Mißverſtändniß.

Und nun höre, welchen Eindruck Dein Aufſatz hier gemacht hat. Das Papier war bei meiner Ohnmacht in meines Mannes Zimmer liegen geblieben, und Philipp brachte es mir bei ſeiner Rückkehr zugleich mit einem Billet des Herrn von Wilden, worin unter anderen folgende Stellen vorkommen:

»Zürnen Sie nicht, daß ich Ihnen durch dieſe Zeilen das Andenken eines Mannes zurückrufe, den ſie wohl manchmal mit ſtrafendem Blicke angeſehen, wenn er den ſchönen Frieden Ihres häuslichen Glückes ſtören zu wollen ſchien. Das war jedoch nie meine Abſicht. Ich erlaubte mir nur als Freund — zu prüfen. Ihre Verzeihung dafür zu erbitten, iſt der Zweck dieſes Schreibens.

»Der Aufſatz Ihrer gelehrten Freundin gegen das Rauchen wird ohne Zweifel zahlreiche Widerſacher finden. Ich würde mir nur die Bemerkung erlauben, daß es nicht die concentrirte Säure iſt, welche das Eiſen angreift; will aber zugleich gern geſtehen, daß ich in jenem Aufſatze recht viel Wahres gefunden habe.

»Ihr Herr Gemahl hatte das Manuſcript durchgeleſen, und

reichte mir es dann mit den Worten: »Da, lies dieſe Philippica und ſchäme Dich!« Nun, meine Gnädige, ich habe geleſen, und in der That, ich ſchäme mich, meinem edlen Freunde etwas zum Vorwurfe gemacht zu haben, was vielmehr meine ganze Achtung verdient. Denn Goethe ſagt richtig:

»»Die That allein beweiſt der Liebe Kraft!««

»Ich geſtehe Ihnen: ich haſſe die Pantoffelherrſchaft und hegte allerdings den Verdacht, eine ſolche in Ihrem Hauſe zu finden. Es war ein Irrthum. Ich ſcheide jetzt mit der frohen Ueberzeugung, daß mein Freund einer der glücklichſten Männer iſt. — Daß er es zu ſein verdient, darf ich Ihnen nicht ſagen. Sie kennen ſeinen Werth. Und ohne Schmeichelei, auch Sie verdienen ſeine volle Zuneigung. Und ſo werden Sie Beide ſich des ſchönſten Glückes erfreuen, das, auf gegenſeitige Hochachtung begründet, keiner Vergänglichkeit unterworfen iſt.

»Mir geſtatten Sie zu hoffen, daß ich einſt vielleicht wiederum ein theilnehmender Zeuge Ihres herrlichen Familienlebens werden darf. Ich werde mir dann ſchon vorher ein ſtrenges Faſten auflegen, und ſo lange ich in Ihrer Nähe weilen darf, keine Cigarre anrühren. Ja, ich bürge nicht dafür, ob ich nicht im Stande wäre, der ſüßen Gewohnheit völlig zu entſagen, wenn eine Dame von Ihrer Liebenswürdigkeit dies Opfer von mir fordern ſollte.

»Bis dahin aber, meine Gnädige, erlauben Sie mir wohl, gelegentlich »ein Blaſebalg des Hephäſtos zu ſein!« —

Erfurt. Auguſt Nehrlich.

# Einer Häßlichen!

Du klagſt, daß Dir die Schönheit fehle.
Iſt dieſe Klage Deiner werth,
Du edle Frau? Du reine Seele,
Die geiſt'ge Schönheit reich verklärt?
Wo Schätze in der Tiefe liegen,
Braucht's grüner Wälder auf den Höh'n? —
Hilft wohl ſein Glanz dem Schwerte ſiegen? —
O Häßliche, Du biſt doch ſchön!

Wenn Dich nicht jene Schönheit ſchmücket,
An der jed' Auge lüſtern hängt,
Und die im Nu den Sinn berücket,
Dank' Gott, daß ſie Dir nicht geſchenkt!
Denn dieſe ſaugt oft im Entfalten
Der Seele reinſte Triebe ein,
Läßt leer den Geiſt, das Herz erkalten,
Und nur .... die Eitelkeit gedeih'n.

Dir ſind beſcheidne Reize eigen:
Dein Haupt umwallet blondes Haar,
Und vielberedt iſt, ſelbſt im Schweigen,
Dein ſeelenvolles Augenpaar.
Und vom Geſpräche hingeriſſen,
Wie glänzt Dein Antlitz klar und klug! —
Nur Eines möcht' ich gerne miſſen:
Um Deinen Mund den Schmerzenszug.

Wo Du erſcheinſt in Deiner Reinheit,
Als ſchmückt' die Stirn' ein Prieſterband,
Da ſchreckt zurücke die Gemeinheit
Und ſchaler Witz flieht wie gebannt.
Doch jedes Herz, das edel fühlet,
Fühlt ſich ſo heimiſch wohl wie nie,
Als ob es Frühlingsluft umſpielet,
Denn wo Du biſt, iſt Poeſie.

Und tönet eine ernſte Saite,
Erſchallt ein großes geiſtig Wort,
Dein Ohr empfängt's wie Siegesbeute
Und trägt zur Seele raſch es fort.
Du nimmſt es auf das Edle, Neue,
Du ruh'ſt nicht, bis es werden Dein,
Du giebſt ihm ſinnend eigne Weihe —
Und ſollte dies nicht Schönheit ſein?

O Weib! ſo ſanft wie Mondenſchimmer,
Mißkenn' nicht länger Deinen Glanz!
Glaub', trät' ich in des Königs Zimmer,
Säh' dort der ſchönſten Frauen Kranz,
Kaum blickte ich mich um im Kreiſe,
Auf Dich beſcheiden trät' ich zu,
Und neigte mich, und ſpräche leiſe:
O Häßliche, wie ſchön biſt Du!

Znaim. Joſeph Weilen.

# Vier Roſen-Lieder

von

Robert Urban.

---

## 1. Der Roſe Urſprung.

Aphrodite, Aphrodite,
Meeresſchaumgeborne Du,
Eine wunderſame Mythe
Flüſtert mir die Roſe zu
Von der eignen ſüßen Zeugung
Und ich würdige entzückt
Nun die ahnungsvolle Neigung,
Die ans Herz die Roſe drückt.

Aphrodite, halb entronnen
Dem Gewog' an Cyperns Strand,
Blickſt Du ſtaunend, voller Wonnen,
Auf das üppig ſchöne Land.
Milde Klänge aus der Ferne
Locken ſchmeichelnd: komm, genieß'!
Schüchtern dann und doch ſo gerne
Trittſt Du in Dein Paradies.

Und es drängt ſich, Dir zu reichen
Ihre Kronen, die Natur. —
Aber ach, ein böſes Zeichen
Kündet Deine erſte Spur:
Wo Dein Fuß die Erde ſtreifte,
Riß ein Dorn den Gliederbau
Und des Blutes Purpur träufte
Heiß und zitternd auf die Au.

Alſo mußte Wahrheit werden,
Daß beim erſten Erdenſchritt
Ird'ſche Schmerzen und Beſchwerden
Selbſt die Liebesgöttin litt.
Welch' ein Frevel! — doch ſie lächelt,
Beugt ſich duldſam niederwärts,
Und der eigne Odem fächelt
Raſche Heilung ihrem Schmerz.

Und ein Wunder zugeſellend
Wirkt des Hauches Zauber nach.
Sieh', es rührt und hebt ſich ſchwellend
An dem Dorne, der ſie ſtach;
Blut der Göttin wird zur Blüthe,
Flammend zeigt und duftgefüllt
Wie Dein Odem, Aphrodite,
Sich der erſten Roſe Bild.

Und wie Du, die ſie geboren,
Sinnbild aller Huld und Minn',
Ward die Roſe auserkoren
Als der Blumen Königin.
Doch, damit ein Zeichen bliebe
An den freventlichen Stich,
Muß ſie, gleich der erſten Liebe,
Dornen tragen ewiglich.

## 2. Das Buch der Roſe.

Als prüfte ſie die Noten
Und Stimmung erſt und Schall,
So ſtand vor einem rothen
Röslein die Nachtigall.
Das Buch war aufgeſchlagen,
Der Mond ſchien mild und klar,
Nun hub ſie an zu klagen
In Liedern wunderbar.

Sie ſang ſo voll und rührend.
Der Roſe Dufthauch ſchien
Berauſchend und verführend
Durch ihre Bruſt zu zieh'n.
Sie ſang von ew'gem Lieben
Und treuem Herzensbund,
Und was noch ſonſt geſchrieben
Im Buch der Roſe ſtund.

Faſt hab' ich ſie beneidet,
Wenn alſo das Gemüth
Sich unausſprechlich weidet
An ihrem tiefen Lied.
Wohl rührt' ich ſelbſt unſtreitig
Jedes Herz im deutſchen Land,
Wär' meinem Sang allzeitig
Solch Notenbuch zur Hand.

## 3. Jungfräulein.

Jungfräulein mit den Augen blau,
Jungfräulein hold und ſchön,
Was läßt Dich vor der Roſe
Als wie im Traume ſtehn?

Es hat, was Deine Rechte that,
Die Linke nicht gewußt,
Dieweil ſie nahm und ſteckte
Ein Röslein vor die Bruſt.

Das Röslein hat geheimen Trieb;
Hab' Acht, mein Jungfräulein!
Es ſchlägt Dir ſeine Wurzeln
Tief in das Herz hinein.

Und weil es treibt und blühen muß,
Jungfräulein, kaum gedacht,
Pflück' ich von Deinen Lippen
Viel ſüße Roſenpracht.

## 4. Blumenfee.

Durch meinen Garten gingſt Du heut,
Du feenhaftes Kind,
Die Blumen nun für alle Zeit
Davon verzaubert ſind!

Da hat ſich in das Antlitz Dein
Der Roſenſtrauch verſeh'n,
Fortan bleibt Deiner Wangen Schein
Auf ſeinen Blüthen ſteh'n.

Wie Deiner Augen blaue Pracht
Die keuſche Wimper deckt,
So hat ſich auch das Veilchen ſacht
Ins dunkle Laub verſteckt.

Die Lilie, die am Wege ſtand,
Erſchrak aus ihrer Ruh',
Im Nachſchaun ſie den Nacken wandt',
So weiß und ſchlank wie Du.

Die Myrthe aber lächelt mild
Und ſtill in ſich hinein,
Es fiel ihr wohl bei Deinem Bild
Ein ſüßes Mährchen ein.

# Die Poeſie der Augen.

Wenn mir Dein blaues Auge
So liebelächelnd winkt,
Mein Blick aus dieſen Strahlen
Nur neue Sehnſucht trinkt —
Dann hör' ich's zitternd klingen,
Was mir Dein Auge ſpricht,
Es iſt ein wunderlieblich,
Ein gar ſo zart' Gedicht.
Mir iſt, als ob Du ſängeſt
Der Liebe ſüßes Weh',
Wenn ich ins blaue Auge
Dir liebetrunken ſeh'.

Wenn eine junge Mutter,
Ihr Kindlein an der Bruſt,
Den Blick herniederſenket
In ſtiller Mutterluſt —
Dann hör' ich's liſpelnd klingen, —
Der Mund zwar ſagt es nicht, —
Es glänzen ihre Augen
Ein liebevoll Gedicht.
Mir iſt, als ob ſie ſänge
Von ſüßer Sorgen Luſt,
Wenn hold der Säugling lächelt
An ihrer jungen Bruſt.

Wenn arme, ſchwache Kinder
Am Bett des Vaters ſteh'n,
Wenn ſeine letzte Stunde
Des Todes Grau'n umweh'n —

[illegible]

Ich weiß einen Ort, da wär' ich gern,
Doch iſt der liebe Ort ſo fern.
Da ſitzt mein liebes Mütterlein,
Beim Dämmerſchein ſitzt ſie und ſpinnt,
Es ſchnurrt das Rad, die Alte ſinnt,
Sie ſinnt und ſpinnt, — und denket mein!

Ich weiß einen Ort, da wär' ich gern,
Und der liebe Ort iſt nicht ſo fern.
Da ſitzt ein wacker Mägdelein,
Sie hat aufs Herz die Hand gelegt,
Sie fühlt, wie es vor Liebe ſchlägt, —
Das Herzchen ſchlägt, — ſie denket mein.

## 2. Vor'm Scheiden.

Wie werd' ich's noch ertragen,
Wenn ich nun ſcheiden ſoll?
Schon jetzt muß ich verzagen,
Schon jetzt ſo trauervoll.

Von Allem wollt' ich ſcheiden,
Was noch ſo lieb mir wär',
Doch Dich, mein Lieb, zu meiden,
Das wird mir gar zu ſchwer.

Dem Himmel nimm dort oben
Der Sonne Strahlenpracht:
Von Sternenlicht durchwoben
Bleibt noch — die ſtille Nacht!

Mir wird kein Tag mehr ſcheinen,
Kein Stern beut mir ſein Licht, —
Ich werde weinen, weinen,
Bis mir das Herze bricht.

## 3. Einſiedelei.

Im Walde ſteht des Siedlers Haus
Einſam an ſtillem Orte.
Niemand geht dort mehr ein und aus
Durch die verwachsne Pforte.

Rings ſchmiegt ein junges volles Grün
Sein unſchuldfriſches Leben,
Und drüber ſingend Vöglein zieh'n
Und lichte Wolken ſchweben.

Einſt hat dort unter moos'gem Dach
Ein einſam Herz geſchlagen,
Das hat man ſchon vor Jahr und Tag
Ins kalte Grab getragen.

Die reiche Wonne der Natur
Hat es hier tief empfunden
Und auf derſelben Frühlingsflur
Geſchwelgt in ſel'gen Stunden.

Jetzt ſenket übers Dach der Baum
Des Schattens dunkle Maſſen. —
Als ob dort ſeinen tiefſten Traum
Ein Herz zurückgelaſſen!

Schwerin.

# Graf Eitel Fritz.

## Ein Streiflicht von Bernd von Guseck.

---

### 1.

Ein strenger Winter, wie ihn die blühenden Fluren Italiens selten kennen, hatte die Landschaft um die alte Lombardenstadt Pavia verödet. Eisschollen trieb der geschwollene Tessino in seinem Bette, tiefer Schnee bedeckte das heitere Weingelände, das sich auf der Ostseite längs des Flusses dahinzieht; in dem berühmten Parke, wo das Lustschloß Mirabello mit seinem weißen, schimmernden Gemäuer und den zierlich vorspringenden Thürmchen lag, und zur Sommerszeit die üppigste Vegetation auf den wohlbewässerten Wiesen, in den schattigen Wäldchen und angebauten Strecken herrschte, die im Umfange von sechszehn italienischen Meilen die anmuthigste Abwechselung bildeten, suchte jetzt das wenige Wild, das dem Frost und Hunger und den Kugeln der Feinde entgangen war, vergeblich nach Aesung.

Den Menschen erging es nicht besser. Vor Pavia lagen die Franzosen, von ihrem ritterlichen König Franz angeführt; sie hatten schon manchen vergeblichen Sturm auf die von zahllosen Thürmen überragten Mauern gethan und es gelang ihnen nicht mehr, in dem sonst so reichen Lande, das der Krieg nun seit langen Jahren verheerte, genügende Zufuhr an Lebensmitteln zu schaffen — wie viel schlimmer mußte es in der belagerten Stadt stehen! Die Vorräthe der Bürger waren fast

aufgezehrt, und was noch übrig war, dergeſtalt im Preiſe geſtiegen, daß die armen Krieger, denen längſt der Sold rückſtändig geblieben, die einfachſte Koſt nicht mehr bezahlen konnten. Kein Wunder, daß mehr als ein Mal tobende Meuterei ausbrach.

Auf dem Platze am Dome hatte ſich ein Haufe frierender, hungernder Landsknechte zuſammengerottet. Es war um die Mittagszeit. Vom tiefblauen, kryſtallklaren Himmel ſtrahlte die Sonne, aber ſie hatte nur Glanz, nicht Gluth, und die wenigen Holzſtücke, welche die Knechte von einem abgeriſſenen Hauſe gewonnen und hier aufgeſchichtet und angezündet hatten, konnten die Menge nicht wärmen. Deutſche waren es, wie Deutſche leider ihre Kraft und ihr Blut durch alle Jahrhunderte unſerer Geſchichte auf fremden Fluren geopfert haben. Sie ſchrieen und lärmten wild durch einander, es bedurfte nur eines Funkens in dieſen Zündſtoff, um die Flamme des Aufruhrs verderblich emporlodern zu laſſen.

»Ihr guten Geſellen,« brach ſich eine ſcharfe, gellende Stimme Bahn, »ich wüßte wohl Hülfe!«

Es war ein langbeiniger, dünngewachſener Menſch, der nicht in der üblichen Landsknechttracht des großen Haufens erſchien, ſondern im ſpaniſch geſchlitzten Wamms und Beinkleid von feinem brabanter Tuch, einen aufgekrempten Federhut ſchief auf dem langen, ſchwarzen Haar.

»Hört den Lothringer!« ſchrieen Mehrere. »Der Lothringer hat immer gute Anſchläge!« Und es ward ſtille.

»Nicht allen fremden Landsknechten geht es ſo ſchlimm, wie uns,« begann der Lothringer, wie er allgemein genannt wurde. »Ich weiß Andere, die im Ueberfluß leben, denen die Sonnenkronen ungezählt zufliegen.«

»Sonnenkronen? Französisch Geld? Meinst Du die Schwarzen, die Geächteten von Kaiser und Reich?« riefen Viele unwillig. »Denen möge ihr Beichtvater, der Teufel, der sie verführt hat, das Blutgeld gesegnen!«

»Das thut er auch!« rief der Lothringer lachend. »Er giebt ihnen wenigstens Glück. Würden sonst so viele Fürsten und Herren von gutem Adel unter König Franz dienen? Was haben wir von unserem Aushalten im faulen Nest? Hunger und Frost, Wunden und Elend! Dreizehn Stürme haben wir abgeschlagen —«

»Du auch?!« entgegnete ihm mit kräftiger Stimme ein junger Mann im Lederwamms von auffallender Sauberkeit, die man sonst diesen Kriegsleuten nicht eben nachrühmen konnte. Er trat aus dem Haufen vor, legte seine Hand dem Lothringer, den er noch, so groß dieser war, um Kopfeslänge überragte, schwer auf die Schulter und sprach: »Dreizehn Stürme haben wir im ehrlichen Kampfe abgeschlagen, das ist wahr, aber Dich, Hillrich, haben wir bei keinem auf der Mauer gesehen? Willst Du nun gar wackere Deutsche zum Treubruch verführen? Ich werde Dich dem Profoß überliefern!«

Der Lothringer hatte sich mit Anstrengung von dem kräftigen Griffe des jungen Mannes, dem die Anderen mit einer gewissen Achtung Platz gegönnt hatten, losgemacht und warf ihm jetzt einen giftigen Blick zu. »Ich bin Gemeinweibel, Herr Arnold!« trotzte er. »Als Fürsprecher der Gemeine habe ich das Recht, in gemeinsamen Nöthen mit Rath und That zur Hand zu sein. Von Treubruch habe ich Nichts gesagt!«

Als Arnold ihm darauf antworten wollte, entstand eine Bewegung unter dem Haufen und es schien, als wolle er sich

ganz gefüllten. »Da kommt der Graf Fritz!« hörte man von allen Seiten.

Ueber den Platz, in der Richtung nach der alten Burg, die mit ihren vier Thürmen in der Umfassungsmauer der Stadt am Eingange zum Thale lag, schritt eine stattliche Zahl vornehmer Kriegsleute, an ihrer Spitze ein hochgewachsener Mann im kräftigsten Jugendalter, blond, von kühnen, aber zugleich herzgewinnenden Zügen, in ritterlicher Rittertracht: es war Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern, Feldoberst der zwölf Fähnlein deutscher Landsknechte, welche mit 500 spanischen Hakenschützen und 200 Lanzen, jede zu 6 Reitern gerechnet, unter Don Antonio de Leyva die Besatzung von Pavia ausmachten, kaum siebenthalbtausend Mann gegen das gewaltige Heer des Königs von Frankreich, das über 40,000 Streiter zählte.

»Was habt Ihr, lieben Söhne und Brüder?« fragte der Graf von Hohenzollern mit offener Freundlichkeit. »Doch was frag' ich! Eure Noth ist mir wohl bekannt, und könnt' ich helfen so wäre sie längst zu Ende. Aber ich kann's nicht, und Don Antonio, unser Befehlshaber, kann's auch nicht; er hat gethan, was vielleicht kein Anderer gewagt hätte, die Schätze der heiligen Kirche zu entleihen und Geld daraus schlagen zu lassen für Euch. Wir müssen aushalten — der Kaiser, unser Herr, wird uns nicht verlassen. — Habt Ihr mir aber etwas zu sagen, so laßt einen der Gemeinweibel vortreten.«

Aller Augen richteten sich auf den Lothringer, aber Herrn Hillrich mochte der Muth vergangen sein, denn er rührte sich nicht. Da trat der junge Mann, welcher die meuterische Rede unterbrochen hatte, vor und sagte: »Gnädiger Herr, die Noth ist allerdings groß. Wir haben schon für ein Ei zwanzig Kreuzer bezahlt, für ein Pfund Schmalz fordern die Krämer

einen Ducaten — wer hat dazu noch Geld? Selbst Pferde- und Eselfleisch halten sie im Preise so hoch, daß es von den armen Knechten keiner mehr bezahlen kann —«

»Auch wir nicht mehr!« unterbrach ihn einer der Hauptleute, dessen Name einen guten und berühmten Klang hatte: Sebastian Schärtlin. »Ich habe meine Trabanten schon mit Hundefleisch sättigen müssen.«

»Du sagst uns also nichts Neues, mein Arnold,« sprach der Graf von Hohenzollern freundlich. »Haben sie Dich zum Sprecher gewählt, obwohl Du nicht zu den Gemeinweibeln gehörst?«

»Ich spreche, gnädiger Herr, weil Keiner vortreten wollte,« erwiederte Arnold ehrerbietig, »auch wollte ich nur sagen, daß trotz dieser Noth kein deutscher Kriegsmann die Hand vom Spieß oder von der Kugelbüchse lassen und den geschwornen Eid der Treue brechen wird. Das ist doch Euer Aller Meinung, ihr lieben Waffenbrüder? Kann's uns der Kaiser nicht mehr lohnen, lohnt's Gott im Himmel, wenn wir als ehrliche Soldaten fallen!«

Ein donnernder Zuruf der leicht erregbaren Menge bestätigte die Rede des jungen Mannes und der Feldoberst reichte ihm die Hand. »Du bist ein echt deutsches Blut, Arnold von Alvensleben. — Euch, ihr lieben Söhne und Brüder, danke ich für Eure Treue. Will's Gott, scheint uns bald wieder eine helle Sonne zur fröhlichen Schlacht in freiem Felde. Ich kann auch heut schon gute Nachricht geben: Herr Georg von Frundsberg, aller deutschen Landsknecht' Vater, hat seine Fahne in Tyrol aufgeworfen und wird bald über die Alpen ziehen.«

Ein neuer jauchzender Zuruf begrüßte diese freudige Kunde.

»Bis dahin wollen wir seinen alten Wahlspruch: je mehr Feind', je mehr Ehr'! festhalten und — aller Verlockung wider-

Und weil es treibt und blühen muß,
Jungfräulein, kaum gedacht,
Pflück' ich von Deinen Lippen
Viel ſüße Roſenpracht.

## 4. Blumenfee.

Durch meinen Garten gingſt Du heut,
Du feenhaftes Kind,
Die Blumen nun für alle Zeit
Davon verzaubert ſind!

Da hat ſich in das Antlitz Dein
Der Roſenſtrauch verſeh'n,
Fortan bleibt Deiner Wangen Schein
Auf ſeinen Blüthen ſteh'n.

Wie Deiner Augen blaue Pracht
Die keuſche Wimper deckt,
So hat ſich auch das Veilchen ſacht
Ins dunkle Laub verſteckt.

Die Lilie, die am Wege ſtand,
Erſchrak aus ihrer Ruh',
Im Nachſchaun ſie den Nacken wandt',
So weiß und ſchlank wie Du.

Die Myrthe aber lächelt mild
Und ſtill in ſich hinein,
Es fiel ihr wohl bei Deinem Bild
Ein ſüßes Mährchen ein.

# Die Poeſie der Augen.

Wenn mir Dein blaues Auge
So liebelächelnd winkt,
Mein Blick aus dieſen Strahlen
Nur neue Sehnſucht trinkt —
Dann hör' ich's zitternd klingen,
Was mir Dein Auge ſpricht,
Es iſt ein wunderlieblich,
Ein gar ſo zart' Gedicht.
Mir iſt, als ob Du ſängeſt
Der Liebe ſüßes Weh',
Wenn ich ins blaue Auge
Dir liebetrunken ſeh'.

Wenn eine junge Mutter,
Ihr Kindlein an der Bruſt,
Den Blick herniederſenket
In ſtiller Mutterluſt —
Dann hör' ich's liſpelnd klingen. —
Der Mund zwar ſagt es nicht, —
Es glänzen ihre Augen
Ein liebevoll Gedicht.
Mir iſt, als ob ſie ſänge
Von ſüßer Sorgen Luſt,
Wenn hold der Säugling lächelt
An ihrer jungen Bruſt.

Wenn arme, ſchwache Kinder
Am Bett des Vaters ſteh'n,
Wenn ſeine letzte Stunde
Des Todes Grau'n umweh'n —

Da hör' ich's mächtig klingen,
Sein flammend Auge spricht
In diesem letzten Leuchten
Ein himmlisches Gedicht;
Mir ist, als ob er sänge
Vom nahen Wiederseh'n,
Wenn um des Vaters Todbett
Die armen Kinder steh'n.

Vilshofen, in Niederbayern.

Roman Weißmann.

---

# Drei Gedichte

von

Eduard Hobein.

---

## 1. Wo wär' ich gern?

Ich weiß einen Ort, da wär' ich gern,
Doch ist der liebe Ort so fern.
Da sitzt ein lieber Freund allein, —
Er hat die Arbeit fortgelegt,
Vergangner Zeit denkt er bewegt,
Er sitzt und träumt — und denket mein!

Ich weiß einen Ort, da wär' ich gern,
Doch ist der liebe Ort so fern.
Da sitzt mein herzlieb' Schwesterlein
Am Fenster hinterm Blumentopf,
Der hübsche blonde Lockenkopf,
Sie näht und sinnt, — und denket mein!

Ich weiß einen Ort, da wär' ich gern,
Doch iſt der liebe Ort ſo fern.
Da ſitzt mein liebes Mütterlein,
Beim Dämmerſchein ſitzt ſie und ſpinnt,
Es ſchnurrt das Rad, die Alte ſinnt,
Sie ſinnt und ſpinnt, — und denket mein!

Ich weiß einen Ort, da wär' ich gern,
Und der liebe Ort iſt nicht ſo fern.
Da ſitzt ein wacker Mägdelein,
Sie hat aufs Herz die Hand gelegt,
Sie fühlt, wie es vor Liebe ſchlägt, —
Das Herzchen ſchlägt, — ſie denket mein.

## 2. Vor'm Scheiden.

Wie werd' ich's noch ertragen,
Wenn ich nun ſcheiden ſoll?
Schon jetzt muß ich verzagen,
Schon jetzt ſo trauervoll.

Von Allem wollt' ich ſcheiden,
Was noch ſo lieb mir wär',
Doch Dich, mein Lieb, zu meiden,
Das wird mir gar zu ſchwer.

Dem Himmel nimm dort oben
Der Sonne Strahlenpracht:
Von Sternenlicht durchwoben
Bleibt noch — die ſtille Nacht!

Mir wird kein Tag mehr ſcheinen,
Kein Stern beut mir ſein Licht, —
Ich werde weinen, weinen,
Bis mir das Herze bricht.

## 3. Einſiedelei.

Im Walde ſteht des Siedlers Haus
Einſam an ſtillem Orte.
Niemand geht dort mehr ein und aus
Durch die verwachsne Pforte.

Rings ſchmiegt ein junges volles Grün
Sein unſchuldfriſches Leben,
Und drüber ſingend Vöglein zieh'n
Und lichte Wolken ſchweben.

Einſt hat dort unter moos'gem Dach
Ein einſam Herz geſchlagen,
Das hat man ſchon vor Jahr und Tag
Ins kalte Grab getragen.

Die reiche Wonne der Natur
Hat es hier tief empfunden
Und auf derſelben Frühlingsflur
Geſchwelgt in ſel'gen Stunden.

Jetzt ſenket übers Dach der Baum
Des Schattens dunkle Maſſen, —
Als ob dort ſeinen tiefſten Traum
Ein Herz zurückgelaſſen!

Schwerin.

# Graf Eitel Fritz.

## Ein Streiflicht von Bernd von Guseck.

---

### 1.

Ein strenger Winter, wie ihn die blühenden Fluren Italiens selten kennen, hatte die Landschaft um die alte Lombardenstadt Pavia verödet. Eisschollen trieb der geschwollene Tessino in seinem Bette, tiefer Schnee bedeckte das heitere Weingelände, das sich auf der Ostseite längs des Flusses dahinzieht; in dem berühmten Parke, wo das Lustschloß Mirabello mit seinem weißen, schimmernden Gemäuer und den zierlich vorspringenden Thürmchen lag, und zur Sommerszeit die üppigste Vegetation auf den wohlbewässerten Wiesen, in den schattigen Wäldchen und angebauten Strecken herrschte, die im Umfange von sechszehn italienischen Meilen die anmuthigste Abwechselung bildeten, suchte jetzt das wenige Wild, das dem Frost und Hunger und den Kugeln der Feinde entgangen war, vergeblich nach Aesung.

Den Menschen erging es nicht besser. Vor Pavia lagen die Franzosen, von ihrem ritterlichen König Franz angeführt; sie hatten schon manchen vergeblichen Sturm auf die von zahllosen Thürmen überragten Mauern gethan und es gelang ihnen nicht mehr, in dem sonst so reichen Lande, das der Krieg nun seit langen Jahren verheerte, genügende Zufuhr an Lebensmitteln zu schaffen — wie viel schlimmer mußte es in der belagerten Stadt stehen! Die Vorräthe der Bürger waren fast

aufgezehrt, und was noch übrig war, dergestalt im Preise gestiegen, daß die armen Krieger, denen längst der Sold rückständig geblieben, die einfachste Kost nicht mehr bezahlen konnten. Kein Wunder, daß mehr als ein Mal tobende Meuterei ausbrach.

Auf dem Platze am Dome hatte sich ein Haufe frierender, hungernder Landsknechte zusammengerottet. Es war um die Mittagszeit. Vom tiefblauen, krystallklaren Himmel strahlte die Sonne, aber sie hatte nur Glanz, nicht Gluth, und die wenigen Holzstücke, welche die Knechte von einem abgerissenen Hause gewonnen und hier aufgeschichtet und angezündet hatten, konnten die Menge nicht wärmen. Deutsche waren es, wie Deutsche leider ihre Kraft und ihr Blut durch alle Jahrhunderte unserer Geschichte auf fremden Fluren geopfert haben. Sie schrieen und lärmten wild durch einander, es bedurfte nur eines Funkens in diesen Zündstoff, um die Flamme des Aufruhrs verderblich emporlodern zu lassen.

»Ihr guten Gesellen,« brach sich eine scharfe, gellende Stimme Bahn, »ich wüßte wohl Hülfe!«

Es war ein langbeiniger, dünngewachsener Mensch, der nicht in der üblichen Landsknechttracht des großen Haufens erschien, sondern im spanisch geschlitzten Wamms und Beinkleid von feinem brabanter Tuch, einen aufgekrempten Federhut schief auf dem langen, schwarzen Haar.

»Hört den Lothringer!« schrieen Mehrere. »Der Lothringer hat immer gute Anschläge!« Und es ward stille.

»Nicht allen fremden Landsknechten geht es so schlimm, wie uns,« begann der Lothringer, wie er allgemein genannt wurde. »Ich weiß Andere, die im Ueberfluß leben, denen die Sonnenkronen ungezählt zufliegen.«

»Sonnenkronen? Französisch Geld? Meinst Du die Schwarzen, die Geächteten von Kaiser und Reich?« riefen Viele unwillig. »Denen möge ihr Beichtvater, der Teufel, der sie verführt hat, das Blutgeld gesegnen!«

»Das thut er auch!« rief der Lothringer lachend. »Er giebt ihnen wenigstens Glück. Würden sonst so viele Fürsten und Herren von gutem Adel unter König Franz dienen? Was haben wir von unserem Aushalten im faulen Nest? Hunger und Frost, Wunden und Elend! Dreizehn Stürme haben wir abgeschlagen —«

»Du auch?!« entgegnete ihm mit kräftiger Stimme ein junger Mann im Lederwamms von auffallender Sauberkeit, die man sonst diesen Kriegsleuten nicht eben nachrühmen konnte. Er trat aus dem Haufen vor, legte seine Hand dem Lothringer, den er noch, so groß dieser war, um Kopfeslänge überragte, schwer auf die Schulter und sprach: »Dreizehn Stürme haben wir im ehrlichen Kampfe abgeschlagen, das ist wahr, aber Dich, Hillrich, haben wir bei keinem auf der Mauer gesehen? Willst Du nun gar wackere Deutsche zum Treubruch verführen? Ich werde Dich dem Profoß überliefern!«

Der Lothringer hatte sich mit Anstrengung von dem kräftigen Griffe des jungen Mannes, dem die Anderen mit einer gewissen Achtung Platz gegönnt hatten, losgemacht und warf ihm jetzt einen giftigen Blick zu. »Ich bin Gemeinweibel, Herr Arnold!« trotzte er. »Als Fürsprecher der Gemeine habe ich das Recht, in gemeinsamen Nöthen mit Rath und That zur Hand zu sein. Von Treubruch habe ich Nichts gesagt!«

Als Arnold ihm darauf antworten wollte, entstand eine Bewegung unter dem Haufen und es schien, als wolle er sich

ganz zerſtreuen. »Da kommt der Eitel Fritz!« hörte man von allen Seiten.

Ueber den Platz, in der Richtung nach der alten Burg, die mit ihren vier Thürmen in der Umfaſſungsmauer der Stadt am Eingange zum Parke lag, ſchritt eine ſtattliche Zahl vornehmer Kriegsleute, an ihrer Spitze ein hochgewachſener Mann im kräftigſten Jugendalter, blond, von kühnen, aber zugleich herzgewinnenden Zügen, in fürſtlicher Rittertracht: es war Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern, Feldoberſt der zwölf Fähnlein deutſcher Landsknechte, welche mit 500 ſpaniſchen Hakenſchützen und 200 Lanzen, jede zu 6 Reitern gerechnet, unter Don Antonio de Leyva die Beſatzung von Pavia ausmachten, kaum ſiebenthalbtauſend Mann gegen das gewaltige Heer des Königs von Frankreich, das über 40,000 Streiter zählte.

»Was habt Ihr, lieben Söhne und Brüder?« fragte der Graf von Hohenzollern mit offener Freundlichkeit. »Doch was frag' ich! Eure Noth iſt mir wohl bekannt, und könnt' ich helfen ſo wäre ſie längſt zu Ende. Aber ich kann's nicht, und Don Antonio, unſer Befehlshaber, kann's auch nicht; er hat gethan, was vielleicht kein Anderer gewagt hätte, die Schätze der heiligen Kirche zu entleihen und Geld daraus ſchlagen zu laſſen für Euch. Wir müſſen aushalten — der Kaiſer, unſer Herr, wird uns nicht verlaſſen. — Habt Ihr mir aber etwas zu ſagen, ſo laßt einen der Gemeinweibel vortreten.«

Aller Augen richteten ſich auf den Lothringer, aber Herrn Hillrich mochte der Muth vergangen ſein, denn er rührte ſich nicht. Da trat der junge Mann, welcher die meuteriſche Rede unterbrochen hatte, vor und ſagte: »Gnädiger Herr, die Noth iſt allerdings groß. Wir haben ſchon für ein Ei zwanzig Kreuzer bezahlt, für ein Pfund Schmalz fordern die Krämer

einen Ducaten — wer hat dazu noch Geld? Selbst Pferde- und Eselfleisch halten sie im Preise so hoch, daß es von den armen Knechten keiner mehr bezahlen kann —«

»Auch wir nicht mehr!« unterbrach ihn einer der Hauptleute, dessen Name einen guten und berühmten Klang hatte: Sebastian Schärtlin. »Ich habe meine Trabanten schon mit Hundefleisch sättigen müssen.«

»Du sagst uns also nichts Neues, mein Arnold,« sprach der Graf von Hohenzollern freundlich. »Haben sie Dich zum Sprecher gewählt, obwohl Du nicht zu den Gemeinweibeln gehörst?«

»Ich spreche, gnädiger Herr, weil Keiner vortreten wollte,« erwiederte Arnold ehrerbietig, »auch wollte ich nur sagen, daß trotz dieser Noth kein deutscher Kriegsmann die Hand vom Spieß oder von der Kugelbüchse lassen und den geschwornen Eid der Treue brechen wird. Das ist doch Euer Aller Meinung, ihr lieben Waffenbrüder? Kann's uns der Kaiser nicht mehr lohnen, lohnt's Gott im Himmel, wenn wir als ehrliche Soldaten fallen!«

Ein donnernder Zuruf der leicht erregbaren Menge bestätigte die Rede des jungen Mannes und der Feldoberst reichte ihm die Hand. »Du bist ein echt deutsches Blut, Arnold von Alvensleben. — Euch, ihr lieben Söhne und Brüder, danke ich für Eure Treue. Will's Gott, scheint uns bald wieder eine helle Sonne zur fröhlichen Schlacht in freiem Felde. Ich kann auch heut schon gute Nachricht geben: Herr Georg von Frundsberg, aller deutschen Landsknecht' Vater, hat seine Fahne in Tyrol aufgeworfen und wird bald über die Alpen ziehen.«

Ein neuer jauchzender Zuruf begrüßte diese freudige Kunde.

»Bis dahin wollen wir seinen alten Wahlspruch: je mehr Feind', je mehr Ehr'! festhalten und — aller Verlockung wider-

ſtehen!« Er ſprach die letzten Worte mit beſonders feierlicher Betonung. »Schwört mir das!«

Sie riſſen die Hüte und Stahlhauben von den Köpfen und hoben die Schwurfinger auf: »Wir ſchwören!« tönte es aus den rauhen Kehlen. Auch der Graf von Hohenzollern hatte ſein männlich ſchönes Haupt entblößt, von der Rechten zog er den Handſchuh und hob ſie gen Himmel, mit ihm thaten alle Hauptleute ein Gleiches. Dann ſagte er dem jungen märkiſchen Edelmann noch ein paar freundliche Worte und ſetzte ſeinen Weg nach der Burg fort, wo er bei dem ſpaniſchen Befehlshaber von Pavia mit allen Hauptleuten zum Mahle geladen war. Hätte Don Antonio de Leyva doch dieſen feierlich ſchönen Moment mit eigenen Augen geſehen, hätte er doch die erhebenden Worte des deutſchen Mannes gehört, der die Treue bis zum letzten Athemzuge gelobt!

Als die Hauptleute ſich entfernt hatten, ſahen ſich die umgeſtimmten Krieger vergebens nach dem Lothringer um, denn ſie wollten ihn zur Rede ſtellen. Er war aber verſchwunden.

---

## 2.

In der großen Halle der Burg, welche noch aus den Tagen der Visconti ſtammte, war eine lange Tafel beſchickt zur Bewirthung der Hauptleute und vornehmen Krieger, welche Don Antonio heut zum Mahle geladen hatte. Es klang faſt wie ein Hohn, daß der Befehlshaber ein Gaſtmahl gab, während ſeine Krieger hungerten und zur ekelhafteſten Koſt gezwungen waren, um nur ihr Leben zu friſten. Doch wußten die Gäſte wohl,

daß ſie auch hier keine Leckerbiſſen zu gewärtigen hatten, denn ſie ließen dem Spanier die Gerechtigkeit widerfahren, daß er für ſeine Perſon und Umgebung nicht ſchwelgte, wo Alles darben mußte. Er hatte Rath und Geld geſchafft, ſo lange er konnte.

Die Gäſte waren ſchon verſammelt und ſtanden in Gruppen unter dem hohen Gewölbe der großen Halle, welche mit einer reichen Architektur und prachtvollen Wandgemälden alter Meiſter geſchmückt war. Der Wirth fehlte noch, aber man nahm ihm das nicht übel, da man wußte, daß er von der Gicht ſchmerzhaft gequält wurde, ſo daß er auch für die Befehligung längſt ſchon kein Pferd mehr beſteigen konnte und ſich im Stuhl an die bedrohten Stellen, wo ſeine Gegenwart nöthig war, hintragen laſſen mußte: zu bewundern war nur ſeine Seelenkraft, daß er dennoch im Feuereifer für das ihm übertragene Amt nicht nachließ.

In einer der tiefen Fenſterniſchen ſtand Graf Friedrich von Hohenzollern mit Sebaſtian Schärtlin, welchen er unter allen Hauptleuten mit ſeinem beſonderen Vertrauen beehrte. Er beſprach mit ihm die Nachrichten, welche er heut auf geheimen Wegen durch einen treuen Boten, der den Spähern und Wachtpoſten der Belagerer entgangen war, aus Deutſchland erhalten hatte.

»Werdet Ihr bald Antwort ſenden?« fragte Schärtlin. »Es thut Noth, dem Erzherzog unſere Bedrängniß zu melden, ſonſt kommt uns die Hülfe zu ſpät.«

»Mein Bote iſt krank angekommen, — wen ſende ich nach Deutſchland —? ich habe an Arnold gedacht, den Altmärker, den es wohl mächtig heimzieht, wie er mir kürzlich ſelbſt ausgeſprochen hat.«

»Hat er das? Ich glaub's. Aber wie ich ihn kenne, verläßt er uns doch nicht anders, als auf Befehl, — er würde es

seiner Ehre nachtheilig halten, wollte er heimlich aus unserer gemeinsamen Bedrängniß entweichen. Denkt nur, wie er heut gesprochen hat! Und die Meinung des Haufens war erst eine ganz andere, das habt Ihr selbst gesehen — ich kenne auch den Vogel genau, der anfängt, seine Lockstimme hören zu lassen und ich werde mit Eck von Reischach reden, daß er Acht auf ihn hat; bei dessen Fahne ist er zu finden.«

»Wen meint Ihr, wackerer Freund?« fragte der Graf.

»Ihr kennt ihn auch, mein gnädiger Herr. Es ist ein Lothringer, von der halb deutschen, halb wälschen Race, die für uns nicht viel taugt.«

Dem Grafen schien die Mittheilung unangenehm zu sein, denn er runzelte die Stirn und sagte kurz: »Ich kenne ihn. Wenn er schuldig ist, wird er seinem Schicksale nicht entgehen.« Schärtlin ahnte nicht, daß des fürstlichen Herrn Großmuth jenen falschen Gesellen schon einmal verschont hatte, von seiner Zerknirschung und Reue bewogen.

Eben wurde die Thür geöffnet, welche aus der großen Halle nach der anstoßenden Reihe der Zimmer führte, und von zwei starken spanischen Trabanten auf seinem Lehnstuhle getragen, erschien Don Antonio de Leyva. Er war noch in der ersten Hälfte der Vierzig, aber die unausgesetzte Mühsal und Anstrengung der Kriegsjahre hatte sein Haar vor der Zeit gebleicht, die Jugendkraft ihm frühzeitig gebrochen, so daß er verkrümmt und hinfällig erschien, wo die Gelegenheit keine Energie von ihm verlangte und er sich gehen lassen konnte; wenn es aber Thaten galt, dann überwand sein Feuergeist alle Körperschwäche und unter den heftigsten Schmerzen entwickelte er die höchste, ans Wunderbare grenzende Seelenklarheit in Anordnungen und Befehlen. Heute beim Gastmahl war das nicht der Fall und er

erſchien angegriffener, als ſie ihn bis jetzt geſehen hatten, vor der Verſammlung.

»Sein Dämon ſcheint ihm nicht mehr helfen zu wollen!« bemerkte Sebaſtian Schärtlin heimlich zu dem Grafen von Hohenzollern, mit einer Anſpielung auf den allgemein verbreiteten Glauben, daß der Spanier nur mit Hülfe eines böſen Geiſtes, dem er ſich dienſtbar gemacht, bei der Zerrüttung ſeines Körpers das leiſten könne, was man ihn bei dringenden Anläſſen ſtaunend vollbringen ſah.

Unter den ſchwarzen Brauen, deren Farbe ſeltſam mit dem ſchneeweißen Haar contraſtirte, ſchoß ein ſuchender Blick Don Antonio's noch auf der Thürſchwelle über die Gäſte und blieb auf dem Grafen von Hohenzollern hängen. Der Schmerz mochte in dieſem Momente recht peinlich über ihn kommen, denn es zuckte mehrmals, wie ein Krampf, um ſeine Lippen. Aber er bezwang ſich und bat ſeine Gäſte mit der klangvollen Stimme, die ihm eigen war, um Verzeihung, daß er ſie ſo lange habe warten laſſen: es ſeien ihm aber wichtige Mittheilungen zugegangen, welche augenblickliche Maßregeln nöthig gemacht hätten. Das ſei geſchehen, und nun ſolle der geſelligen Freude Nichts mehr im Wege ſtehen.

»Setzt Euch zu mir, Don Federigo!« rief er dem Grafen zu, den er immer ſo nannte, wiewohl dieſer den alten und bedeutungsvollen Namen Friedrich, der in ſeinem Hauſe von Geſchlecht zu Geſchlecht geht, ungern verwälſchen hörte. Beide, der Spanier und der Deutſche, waren überhaupt zu verſchiedene Naturen, um beſonderes Gefallen an einander zu finden, wie ſehr ſie auch gegenſeitig ihren Kriegertugenden Gerechtigkeit angedeihen ließen. Aber der Graf mußte jederzeit den Ehrenplatz zu Rechten Don Antonio's einnehmen — ſo auch heut.

Das Mahl war sehr einfach. Der Befehlshaber wußte, daß Aller Augen in der Stadt auf ihn gerichtet waren, und wenn er auch die Mittel besessen hätte, der Theurung zu trotzen, würde er es, um bei den Kriegern nicht das ohnehin gährende Blut noch mehr zu erhitzen, verschmäht haben. Satt mußten seine Gäste freilich werden und Eselfleisch konnte er ihnen doch höchstens in Salamiwürsten vorsetzen; also hatte er für die Hühner, welche heute das Hauptgericht bildeten, Stück für Stück drei Ducaten gezahlt und da es nun einmal geschehen war, auch als besonderen Luxus ein Paar jener köstlichen Melonen hinzugefügt, für welche die Gegend von Pavia berühmt ist. Wein war aber noch in reichlichem Maße vorhanden und die deutschen Hauptleute ließen sich dazu nicht nöthigen; ihrer Nation klebte nun doch einmal der Flecken der Trunksucht an, warum sollten sie sich also der edlen Gottesgabe enthalten? Morgen waren sie vielleicht schon todt.

Nur Graf Friedrich von Hohenzollern blieb mäßig und alles Zutrinken hatten sie bei ihm längst aufgegeben. Der Unterhaltung und selbst der lauter werdenden Heiterkeit entzog er sich aber nicht; er liebte es, Kriegsleute guten Muthes zu sehen, und trug das Seinige durch manchen treffenden Scherz, denn er war geistreich und witzig, dazu bei, die fröhliche Stimmung, die an der Tafel herrschte, zu erhöhen. Alle Noth schien vergessen; die guten Nachrichten aus Deutschland gaben neue Hoffnung, daß auch der kleine Rest kaiserlicher Schaaren, der sich unter dem tapferen Pescara noch in freiem Felde hielt, wieder eine kühne »Camisade« versuchen werde. So nannte man damals die nächtlichen Ueberfälle, weil dabei gewöhnlich zum Erkennungszeichen und um den Feinden Gespensterfurcht einzujagen, das Hemd, spanisch camisa, über die Rüstung gezogen wurde.

Don Antonio war ſtiller und finſterer als ſonſt. Der Graf von Hohenzollern bemerkte es wohl und hielt es nur nicht für angemeſſen, ihn zu fragen, oder ihm ſein Bedauern über die Krankheit, auf welche er die Urſache ſchob, auszuſprechen, da er wußte, daß Leyva ſich nicht gern beobachten ließ. Er war tief und unergründlich, wie jener ſchwarze Bergſee in Hohenzollerns ſchwäbiſcher Heimath. Dagegen glaubte der Graf zu bemerken, daß die ſcharfen Augen des Spaniers mehrmals mit einem lauernden Ausdrucke auf ihm ruhten, und es erregte ihm ein unangenehmes Gefühl, daß ſie ſchnell eine andere Richtung nahmen, wenn er einen vollen Blick auf Leyva richtete. Alle Heimlichkeit war ihm zuwider, und er gedachte, nach aufgehobener Tafel offen zu fragen, was der Grund dieſes Benehmens ſei.

Da ließ ſich Don Antonio, der eine Weile in ſich verſunken geſeſſen hatte, plötzlich aufrecht, wie ein geſunder Mann, in ſeinem Stuhle erblicken, rief ſeinen Pagen und befahl ihm, einen friſchen Becher zu bringen. Den ſchenkte er voll aus einer ſilbernen Kanne, welche der Page kurz vor ſeinem Erſcheinen aufgetragen und vor den Teller ſeines Herrn geſetzt hatte, bis jetzt aber noch nicht von ihm berührt worden war. —

»Hier, Don Federigo! Dieſen Pocal bring' ich Euch: Ihr werdet mir den Beſcheid nicht weigern. Auf ein geſegnetes Ende!«

Der Spruch klang ſeltſam, aber Alle bezogen ihn natürlich auf den guten Ausgang der Kriegsgefahr, in welcher das tapfere Häuflein der Vertheidiger von Pavia ſich ſo unvergleichlich hielt, und während der Graf von Hohenzollern den gebotenen Pocal aus der Hand des Spaniers nahm und leerte, ſtießen die Hauptleute, den Trinkſpruch mit manchem Zuſatz wiederholend, ebenfalls untereinander an und bemerkten kaum, daß der Gaſtgeber

unterdessen die Tafel schnell aufhob. Er schien wieder viel mehr zu leiden, denn seine Züge waren schmerzlich verzogen und er winkte dem Pagen, die Trabanten herbeizurufen, von denen er dann, nach einem kurzen Dank an seine Gäste, hinausgetragen wurde.

Als er allein in seinem Gemache war, seufzte er aus schwerbedrückter Brust und sprach dumpf vor sich hin: »Ich konnte nicht anders. Jenseit wird er mir's danken. Er geht heim mit Ehren — ich habe ihm eine ewige Schmach seines Wappenschildes erspart.«

---

## 3.

»Der Graf bleibt heut lange aus — ich habe schon Viele der deutschen Herren mit Fackeln über die Straße gehen sehen. Wenn ihm nur kein Unfall begegnet ist!«

»Schweige, schweige, Giovanna! Rufe kein Unglück — das muß man nicht thun. Dein böser Traum wird sich eher in das Gegentheil verkehren. Hat mir der Graf nicht gesagt, ehe er fortging: nun werde die Noth bald ein Ende haben und er mir danken können, daß ich ihn in meinem Hause so treulich gepflegt?«

Mutter und Tochter waren es, welche dies Gespräch führten: die Mutter, eine Matrone von freundlichem Ansehen, die Wittwe eines edlen Pavesaners; die Tochter, ein schönes, blasses Mädchen, von jenem stolzen Wuchs, wie man ihn häufig unter den Lombardinnen findet. Sie saßen in einem kleinen Gemach mit vergit-

terten Fenſtern bei Kerzenlicht, denn der Tag hatte ſich ſchon längſt geneigt, und ließen die Spindeln fleißig tanzen, die Rocken mit dem aufgelegten Flachs hatten ſie nach Landesſitte im Mieder ſtecken. Eine wohlthuende Wärme herrſchte im kleinen Zimmer, ausgeſtrahlt von zwei Kohlenbecken, welche unter dem Tiſch zwiſchen den Frauen ſtanden, denn nordiſche Oefen kannte man dort nicht und konnte ſie auch, Dank dem milderen, ſüdlichen Klima, meiſt entbehren. Nur ſelten, wie jetzt, waren ſie erwünſcht geweſen.

»Da kommt der Graf!« rief das junge Mädchen und ſprang ſo haſtig auf, daß der ſilberne Strahlenkamm, welcher ihren tiefſchwarzen, glänzenden Haarknoten feſthielt, ſich löſte, und die reichen Flechten ihr, wie dunkle Schlangen, über die vollen Schultern hernieder ringelten. Sie erſchrak ein wenig darüber, aber hielt ſich nicht auf, ſondern ging, die Pforte des Hauſes zu öffnen, an welche vernehmlich geklopft worden war. — »Frage doch erſt, Giovanna!« rief ihr die Mutter vorſorglich nach.

Sie hörte draußen die Frage der ſilberhellen Stimme ihrer Tochter, hörte gleich darauf die Riegel zurückſchieben — dann war Alles ſtill. — Nach einer Weile kam Giovanna allein zurück, blaſſer als gewöhnlich, mit verwilderten Blicken.

»Mutter — « ſtammelte ſie — »draußen iſt Niemand — tagheller Mondſchein auf der Straße — nirgend ein Menſch zu erblicken.« —

»Kind, Kind!« rief die Mutter, ſich vor dem Ausdruck in Giovanna's Zügen entſetzend.

»Mutter — mein Traum! Und hier — « ſie zeigte auf ihre ſchwarzen Flechten, die ihre ganze Geſtalt bis über die Hüften hinab umfloſſen — »iſt das nicht ein Trauermantel? Du haſt gehört, daß es an unſere Pforte klopfte — haſt Du es nicht

gehört? Wessen unsichtbare Hand hat mahnend an unsere Pforte geklopft?«

Da klang ein männlicher Schritt auf dem Hausflur — sie hatte die Thür nach der Straße wieder zu schließen vergessen — und herein trat, nicht der Graf, den sie erwarteten, sondern ein junger Mann, welchen sie auch kannten, und den besonders die Mutter in diesem Augenblicke mit großer Herzlichkeit begrüßte.

»Ihr habt an unsere Thür geklopft, nicht wahr, Signor Arnoldo?« fragte sie.

»Ich nicht, Madonna — vielleicht aber ein Anderer, der mich nicht gern treffen mochte, denn er drückte sich in den Schatten des nächsten Portals, wie er mein ansichtig wurde.« —

»Aber — ich habe Euch nicht kommen sehen,« sagte Giovanna. »Der Mond scheint hell, auf der ganzen Straße war kein Mensch — ich habe Euch nicht gesehen.«

»Doch, doch! Ihr wollt mich doch nicht schwarzer Kunst zeihen, daß ich mich unsichtbar machen könnte?« entgegnete der junge Deutsche lächelnd. »Freilich blicktet Ihr nur in einer Richtung hinaus, nach der alten Burg, als ob sonst nirgendher ein Mensch kommen könnte, ich aber kam von der anderen Seite und habe das von Euch deutlich wahrgenommen.«

Giovanna's blasse Wangen zeigten jetzt eine rasch auflodernde Purpurgluth, welche das Herz der Mutter, der keine Regung ihres Kindes entging, mit bangen Sorgen füllte.

»Ist mein gnädiger Herr noch nicht angekommen?« fragte Arnold, und als es verneint wurde, schien es, als erschrecke ihn plötzlich ein Gedanke, denn er zuckte auf und faßte unwillkürlich mit der Hand nach dem Griff seines Schwertes. — »Ich will doch einmal nachsehen,« sprach er. »Verzeiht, Madonna Caterina, daß ich so geradezu komme und gehe, aber Ihr seid so

gütig gegen den Fremden gewesen, daß Ihr ihn verzogen habt. Bald hoffe ich mit meinem gnädigen Herrn wieder hier zu sein.«

»Bringt ihn sicher!« sagte Giovanna. — Das Wort sicher schien ihm aufzufallen, doch beschleunigte es auch seinen Schritt, als er das Zimmer verließ. Er hatte den Lothringer Hillrich wohl erkannt, der sich vor ihm in den dunklen Bogen des nächsten Portals gedrückt hatte, und was er von dem ränkevollen Gesellen wußte, jagte ihm plötzlich eine unbestimmte Besorgniß ein. Daß er Einlaß gesucht in dem Quartier des Grafen von Hohenzollern, war nach der Aussage der Frauen, daß angeklopft worden sei, gewiß — daß er ihm auch bei der Heimkunft auflauern könne, war wenigstens möglich — in welcher Absicht aber? Eine gute war es sicherlich nicht.

Der Versteck, in welchen sich der Lothringer, weil er vielleicht kein gutes Gewissen hatte, vor dem altmärkischen Edelmanne geflüchtet, war leer. Arnold wanderte die Straße nach dem Castell hinab, zu seiner Freude aber durfte er nicht weit gehen, so kam ihm der Graf von Hohenzollern, dessen hohe Gestalt er im hellen Mondlicht von Weitem erkannte, schon entgegen: ganz allein, er liebte die Begleitung seines »Staates«, wie man damals das Gefolge vornehmer Krieger nannte, nicht und duldete auch selten, daß ihm einer seiner acht Trabanten nachging. Er war persönlich Manns genug gegen Alles, was ihm begegnen konnte — dafern es ihm mit offenem Visir entgegentrat!

»Mein gnädiger Herr,« redete ihn Arnold an, als er ihm näher gekommen war, »es ist schon Besorgniß um Euch gewesen.«

»Bist Du es, Arnold von Alvensleben?« antwortete der Graf freundlich. »Es ist mir lieb, daß ich Dich treffe, ich habe

mit Dir zu reden. Wer aber hat ſich meinetwegen Sorgen gemacht und warum?«

»Die Frauen in Eurem Hauſe, beſonders das Fräulein.«

»Ach, die Kleine! Sie iſt ſchwermüthigen Sinnes, das arme Kind, ſieht überall ſchwarz. Gewiß hat ſie ſchon in ihren jungen Jahren ein bitteres Leid getragen. Ich habe noch eine Runde gemacht, Arnold. Wo die Feinde den alten Thurm, die Mezzabarba, in Trümmer gelegt, iſt eine gefährliche Stelle zum Ueberfall, und man kann ſelbſt in mondheller Nacht die Augen nicht weit genug offen haben. Doch fand ich zu meiner Freude alle Wachen in beſter Bereitſchaft.«

»Ich denke, die Kugel, welche den fürwitzigen Herrn von Longueville, den Vetter des Königs, bei ſeiner Mauerbeſichtigung todt niederſtreckte, hat die franzöſiſche Ritterſchaft wohl etwas abgekühlt.«

Sie hatten jetzt die Thür des Hauſes erreicht und Arnold brachte ſchnell noch vor, was er auf dem Herzen trug. »Gnädiger Herr, ich bitte Euch um Eins: traut dem Lothringer Hillrich nicht, der ſich ſeit einiger Zeit ſehr an Eure Perſon macht.«

Der Graf blieb überraſcht ſtehen und fragte erſt nach einer Pauſe: »Sprich offen, Arnold, was meinſt Du?«

»Er ſinnt gewiß Uebles gegen Euch,« erwiederte der Altmärker.

»Das thut er!« rief der Graf. »Das Uebelſte, was er einem deutſchen Manne anmuthen kann! — Sei ruhig, mein Sohn, und wenn ich Dich recht verſtanden habe, ſo laß uns nicht weiter davon reden, oder wenigſtens jetzt nicht. Der Menſch wagt es wohl ſeitdem nicht mehr, mir zu nahen.«

»Doch, gnädiger Herr! Er wagt es und vielleicht noch mehr!« Arnold berichtete kurz, was eben geſchehen war. Der Graf hörte

ihn ruhig an und ſagte nur: »Das thut er auf ſeine eigene Gefahr. Zum zweiten Male möchte ich ſeine Lügen nicht ſo hinnehmen.« Dann überſchritt er die Schwelle des Hauſes und trat zu den Frauen ein, welche ihn ſchon ſtehend erwarteten, denn Giovanna's feines Ohr hatte den erſten Laut ſeiner Stimme an der Pforte vernommen, ſo gedämpft er auch mit Arnold ſprach.

Lächelnd zerſtreute er die Beſorgniſſe der guten Frau Caterina, welche ſie um ſein Alleingehen zur Nachtzeit äußerte, ſetzte ſich mit an den Tiſch und wechſelte noch viel gütige Worte mit ihr, auch an Giovanna richtete er zuweilen ſeine herzliche Rede, aber das Mädchen war, wie immer in ſeiner Gegenwart, ernſt und einſylbig. Erſt, als er ſich erhob und gute Nacht wünſchte, weilte ihr dunkles Auge einen Moment forſchend auf ſeinem Antlitze, und nachdem er mit Arnold, den er dazu einlud, ſich entfernt hatte, ſagte ſie beruhigt zu ihrer Mutter: »Mein Traum iſt kein rechter geweſen. So hell hab' ich das Leben noch nie auf ſeiner königlichen Stirn leuchten geſehen!«

Sie hatte Recht. Er ſelbſt ſagte zu Arnold, als er, in ſeinem Zimmer angekommen, Hut, Schwert und Mantel abgelegt hatte: »So friſch und freudig iſt mir noch nie zu Muth geweſen, wie heut. Es iſt, als ob eine neue Lebenskraft mit wunderbarem Wohlgefühl durch alle meine Glieder ſtröme, und auch in meiner Seele bin ich ſo froh, als ſei mir das größte Glück widerfahren.«

»Gott ſchenke es Euch, gnädigſter Herr!« ſprach Arnold warm.

»Setze Dich zu mir, mein Sohn, ich habe mit Dir zu reden. Höre mich ruhig an, und wenn Dir das, was ich von Dir gern verlangen möchte, auch auf den erſten Blick unlieb erſcheint.«

»Gnädigſter Herr, fordert von mir, was Ihr wollt, Blut und

Leben!« rief Arnold feurig. »Ihr ſeid meines durchlauchtigen Markgrafen und Churfürſten Stammvetter, und was ein Hohenzoller von mir fordert, das thue ich, ohne mich zu beſinnen. So denken bei mir zu Hauſe Alle, die keine Schelme ſind!«

»Ich weiß es — deutſche Treue hat ſich ſtets bewährt! Das walte Gott in alle Ewigkeit! Aber gieb mir kein voreiliges Verſprechen, vielmehr beſinne Dich erſt und dann entſchließe Dich frei. — Ich will Dich von Pavia hinwegſchicken, ſo bald als möglich.« —

Der Altmärker blickte betroffen auf. — »Jetzt, gnädigſter Herr?« — fragte er kleinlaut.

»Ich verſtehe und ehre Dein Gefühl. Jetzt, fragſt Du, wo es für Dich Ehrenſache iſt, in Gefahr und Noth auszuhalten, wo vielleicht bald, wenn uns Hülfe kommt, der Tag einer ehrlichen Schlacht in freiem Felde anbricht und Du Dir die goldenen Sporen verdienen kannſt, nicht wahr? Und vielleicht, wenn ich recht geſehen, mein Sohn, wo Dein Herz noch durch ein anderes hier feſtgehalten wird?« —

»Das nicht, das bei meiner Ehre nicht, gnädigſter Herr!« widerlegte ihn Arnold eifrig. »Ich habe daheim eine Braut — Gott verhüte, daß ich zu Eurem Verdacht Anlaß gegeben. Aber was Ihr zuerſt geſagt, dazu bekenne ich mich frei. Warum wollt Ihr mich hinwegſchicken, gnädigſter Herr? Habe ich mir Eure Mißbilligung zugezogen?«

»Im Gegentheil, mein wackerer Sohn. Du biſt mir Einer der liebſten, und eben, weil Du aus den Landen meines Vetters von Brandenburg biſt und wir Schwaben ſo ſelten Einen von Euch in unſeren Reihen erblicken, ſehe ich Dich wie einen halben Blutsverwandten an, und wünſche Dir eine Sendung zu vertrauen. Mein Bote iſt krank zurückgekehrt und wird kaum

wieder geneſen. Ich bedarf eines unverzagten und entſchloſſenen Dieners, klug genug, um Gefahren zu vermeiden, tapfer dagegen, um ſie nicht zu ſcheuen, damit meine Botſchaft ſicher durch alle Feinde in die Hände meines Vetters, der zu Innſpruck auf ſie wartet, gelange. Auf Dich hab' ich nun mein Vertrauen geſetzt.«

»Befehlt, gnädiger Herr, ich werde gehen,« ſagte Arnold, aber der Klang ſeiner Stimme verrieth keine Freudigkeit.

»Du haſt Dich ſo männlich ausgezeichnet, ſeit Du in freiwilliger Kriegsfolge meinen Schaaren Dich angeſchloſſen haſt, daß Alle Dich kennen und Du nicht mehr nöthig haſt, Deine Mannhaftigkeit erſt zu beweiſen. Auf dem Zuge in die Provence ſchon! Du haſt hier kein Amt, gehörſt zu keiner beſtimmten Fahne, beziehſt keinen Sold, ſondern dienſt als freier Krieger, ohne jegliche Verpflichtung! Deiner Ehre iſt längſt genug geſchehen und, jung wie Du biſt, liegt noch eine lange Laufbahn vor Dir, neuen Ruhm zu erwerben. Ich aber werde vor verſammelter Kriegsgemeine verkünden, daß Du mir zu Liebe und in meinem Dienſt, zugleich aber auch in gemeinſamer guter Sache, aus Pavia gegangen biſt, denn ich werde Dir auch Briefe an Herrn Georg von Frundsberg, der uns des Kaiſers Heer zuführt, mitgeben.«

»Ich bin bereit!« rief Arnold, nun völlig gewonnen und überzeugt.

Der Graf reichte ihm die Hand. »Ich danke Dir, mein Sohn. Komm morgen in der Mittagsſtunde wieder zu mir, bis dahin werde ich die Briefe geſchrieben haben, die ich Dir mitgeben will. Laß Dir ſagen, da Du für mein Haus eine ſo treue Geſinnung trägſt, es gilt Hohenzollerns Ehre und Macht. Ich will die Bande des Blutes, welche Zeit und Entfernung nur

allzusehr gelockert haben, wieder fester knüpfen. Du siehst,« setzte er lächelnd hinzu, »daß wir müßig liegen, da ich hier Zeit habe, an meines Geschlechts eigene Angelegenheiten zu denken.«

Arnold verabschiedete sich. »Noch Eins!« sagte der Graf. Du weißt also, was der Bube, vor dem Du mich warntest, mit mir im Sinn gehabt?«

»Das weiß ich nicht, gnädiger Herr, indessen —«

»Das weißt Du nicht?« unterbrach ihn der Graf. »So will ich Dir's sagen, Du verdienst es durch Deine Treue, Dir und keinem Andern will ich es sagen. Er hat mir einen Brief aus dem französischen Lager überbracht, nicht vom Könige selbst, Gott bewahre mich, ein gekröntes Haupt dessen fähig zu halten, wohl aber von dem Admiral Bonivet, der drüben Alles gilt — dieser wagt es, mir, einem deutschen Ritter und Landherrn, schnöde Verlockung vorzuhalten, Versprechungen der glänzendsten Art, wenn ich — ihnen die Stadt, um unnützes Blutvergießen zu sparen, überliefern will. Was? Glauben sie, daß uns das Beispiel ihres Connetables, der, seinen Herrn und König verrathend, zu uns übergegangen ist, gefallen hat, daß wir es umgekehrt nachahmen sollen? Schmach über ihn und jeden Verräther!«

Der Graf war in hohe Bewegung gerathen und schritt heftig auf und ab, Arnold sprach seinen Zorn über das schändliche Ansinnen aus und fragte, warum er den Ueberbringer nicht gestraft, wenigstens nicht augenblicklich mit Schimpf und Schande von der Fahne gejagt habe?

»Weil er sich mit theurem Schwur vermaß, daß er von dem Inhalt des Schreibens keine Kunde gehabt; es sei ihm, als er auf Wachtposten am Thorgitter der Mezzabarba gestanden, durch einen französischen Reiter, der sich von Weitem durch Wehen mit einem Tuch als Unterhändler angekündigt, übergeben worden.

Und hätte ich auch seiner Betheurung keinen Glauben geschenkt, wär' es immer bedenklich gewesen, einen Menschen, der so genau Bescheid in der Stadt weiß, hinauszujagen.«

»So laßt ihn festnehmen, gnädiger Herr!« rief Arnold eifrig. »Wenn er hier nichts Uebles anrichten kann, wie er sicher im Sinn hat, so ersieht er doch seine Gelegenheit und entspringt zum Feinde.«

»Ich werde mit Herrn Eck von Reischach, seinem Hauptmann, sprechen,« erwiederte der Graf. »Der muß ihn ja besser kennen.«

---

## 4.

Arnold hatte kaum, nach einer kurzen Unterredung mit Frau Caterina und ihrer Tochter, welche auf ihn gewartet hatten, das Haus verlassen und Giovanna die Pforte hinter ihm zugeriegelt, als sie durch ein abermaliges Klopfen gestört wurde. Sie glaubte, Arnold habe etwas vergessen und kehre deshalb zurück, sie eilte nach der Pforte, fragte aber doch vorsichtig, wer da sei.

»Laßt mich ein, Signorina,« klang eine fremde Stimme, »ich muß in dringender Angelegenheit mit dem Obersten der Deutschen sprechen.«

»Wen soll ich ihm anmelden?« fragte Giovanna.

»Der Name thut nichts, wo es sich um das Leben handelt! Laßt mich ein: das Leben des Herrn steht in Gefahr!«

»Heilige Mutter Gottes!« rief das Mädchen erschrocken und zitternd.

»Besinnt Euch nicht!« drängte der Mann von Außen. »Ihr ladet eine schwere Verantwortung auf Euch!«

»Wartet — wartet nur einen Augenblick!« rief Giovanna. »Gleich bin ich wieder hier!« Sie eilte hinweg, gab ihrer Mutter nur einen kurzen Bescheid, vor welchem diese sich entsetzte, und flog dann die Treppe in die Höhe. Nach einer kleinen Weile kehrte sie athemlos zurück an die Hauspforte: »Seid Ihr noch da?« fragte sie. »Der Herr will Euch nicht sprechen, Gott ist über mir, hat er gesagt, ohne Seinen Willen kann mir Niemand ein Haar krümmen.«

»Will er meine Warnung in den Wind schlagen, bis sie zu spät kommt?« rief der Mann draußen mit einer Stimme, welcher man eine aufrichtige innere Angst anhörte. »Geht noch einmal, gute Signorina, sagt ihm, Einer sei hier, der sich kürzlich seine Ungnade zugezogen, er habe gethan, was er nun schmerzlich bereue, und es lasse ihm keine Ruhe, bis er Alles bekannt habe, damit sich der Herr vor den Nachstellungen, die nun über kommen würden, sichern könne! Sagt ihm, Hillrich, von Reischach's Fahne sei hier!«

Giovanna ging wiederum hinaus, aber schneller als das erste Mal kehrte sie zurück: »Der Herr läßt Euch befehlen, still in Euer Quartier zu gehen und das Weitere abzuwarten.«

»So will er mich nicht hören?!« schrie Hillrich. »Hört Ihr denn und warnt ihn! Er ist heimlich angeklagt bei Don Antonio de Leyva und ebenso heimlich wird ihm der Spanier nach dem Leben trachten, da er es nicht wagen kann bei unserer Ueberzahl in der Stadt, den Feldobersten der Deutschen öffentlich anzutasten. Bittet ihn fußfällig, daß er nicht mehr ohne Panzer und ohne Trabanten ausgeht, daß er jede Einladung zum Gastmahl auf der Burg ausschlägt, keinen Bissen, keinen Becher von dem Spanier annimmt — hütet ihn, gute Dame, wie Euren Augapfel, ich befehle ihn auf Eure Seele. Gott

ſei mir Sünder gnädig!« Mit dieſem zerknirſchten Seufzer ſtürzte der Lothringer durch die Nacht davon. Das Bewußtſein ſeiner That war plötzlich wie ein zermalmender Fels auf ſeine Bruſt gefallen. — —

Giovanna ſchwankte in das Zimmer zurück, wo die Mutter über ihr Ausſehen zum Tode erſchrak, ſie ſprach ihr liebevoll zu; ſie hörte, was ihr anvertraut worden war, aber ſie bekämpfte ihren Entſchluß, den Grafen noch heut von dem düſteren Geheimniß in Kenntniß zu ſetzen.

»Ruht er nicht ſicher und geſchützt in unſerem Hauſe und Gottes heilige Engel wachen über ihm?« ſagte ſie. »Störe ihm den Schlummer nicht. Morgen mag er immer noch früh genug das Unheil erfahren, das wider ihn angeſtiftet worden iſt, damit er es mit reiner Stirn zu Schanden machen kann!«

Giovanna gehorchte.

Graf Friedrich fand aber den Schlummer noch lange nicht. Das körperliche Wohlbehagen, deſſen er ſich noch nie in einem ſolchen Grade bewußt worden war, ſchien auch ſeine geiſtige Spannkraft geſteigert zu haben, er ſchrieb mit wahrer Luſt und glänzender Beredtſamkeit jene Briefe, mit welchen er morgen den jungen Arnold von Alvensleben nach der Heimath ſenden wollte. Zuerſt an ſeinen Vetter, der ihm ſo glückverheißende Mittheilungen über ſein Söhnlein gemacht hatte. Dies Kind war nach dem Kaiſer, mit welchem Graf Friedrich zu Brüſſel erzogen und in treuer Jugendfreundſchaft aufgewachſen war, Carl geheißen und der Kaiſer hatte es, während ſein Freund für ihn kämpfte, mit ſeiner jungen Mutter zu ſich nach Spanien genommen, um ſeiner Erziehung perſönliche Sorgfalt widmen zu können. Der Vetter hatte dem Grafen die erfreulichſten Nachrichten über die kräftige Entwickelung des jungen Herr-

leins mitgetheilt, auf welchem die ganze Hoffnung ſeine Vaters ruhte. Darauf antwortete Graf Friedrich vor Allem und übergab ihm zugleich Briefe, die er Tag für Tag, wenn irgend er Muße gewonnen, an ſeine Gemahlin geſchrieben hatte, auf eine Gelegenheit zur Abſendung harrend, die ſich nun fand. Durch Vermittelung ſeines Vetters ſollten ſie dem Bruder des Kaiſers, König Ferdinand, dem Herrn der deutſchen Erblande Habsburgs, zur Mitgabe bei der nächſten Botſchaft nach Spanien überantwortet werden. Ein weiches Gefühl, wie er es vor ſeinen Kriegern nicht gern gezeigt hätte, obwohl er ſich deſſen nicht zu ſchämen brauchte, übermannte den Helden, als er die Schlußworte an ſeine ferne Gemahlin ſchrieb und ſeines Kindes gedachte; vor ſeine Seele trat das liebreizende Bild Beider in unzertrennlicher Verbindung und die unendliche Liebe, die er zu ihnen im Herzen trug, ließ Perlen des edelſten Werthes unbewußt in ſein ſchönes Auge treten. — Dann hielt er eine Weile mit Schreiben inne und ſeine Gedanken nahmen allmälig einen höheren Flug. Was er dem jungen Edelmanne aus den Marken ſeines Verwandten, des Churfürſten Joachim von Brandenburg, angedeutet, was er dem tapferen Schärtlin näher bezeichnet hatte, brachte er nun in beſtimmtere Form und ſchrieb es nieder, gleichſam als Vermächtniß für das ganze ruhmreiche Geſchlecht der Hohenzollern. In drei Zweige hatte es ſich bereits getheilt: vom Fels, auf welchem die Stammveſte im ſchwäbiſchen Lande ſteht, hatte ſich vor nun dreihundert Jahren der erſte Nebenzweig auf Franken verpflanzt, wo ihm die Burggrafſchaft Nürnberg zugefallen; von dort war vor hundert Jahren Friedrich VI., glorreichen Andenkens, in die Mark Brandenburg gezogen, Anfangs als Statthalter des Kaiſers, er hatte den Churhut gewonnen und war der Ahnherr des nun mäch-

tigſten Zweiges der Hohenzollern geworden, welcher ſein fränkiſches Land Ansbach und Baireuth einer jüngeren Linie überließ, bleibend jetzt, nachdem der Held, der ganz Deutſchland mit ſeinem Waffenruhm und den höchſten Ritterthaten erfüllt, Albrecht Achill, es noch einmal mit Brandenburg vereinigt, bei ſeinem Tode aber dem jüngeren Sohne hinterlaſſen hatte. Und jetzt, wenn die Nachrichten nicht trügten, ſollte zu den drei Zweigen noch ein vierter im fernen Preußen kommen, deſſen Zukunft in ungewiſſem Dunkel ſchwebte, aber ein kaum begrenztes Wachsthum an Macht und Größe verhieß. Vom Fels zum Meere hatte ſich das Haus Hohenzollern verbreitet und ſollte ſtets der gemeinſamen Abkunft in treuem Stammverbande eingedenk bleiben, jede Mehrung ſeines Ruhmes als ein Gemeingut betrachten, nichts Fremdes, Trennendes eintreten laſſen, und es dem Herrn, dem das Haus Hohenzollern immerdar dienen wird, anheimſtellen, welchem der vier Zweige einſt Sein unerunerforſchlicher Rathſchluß das Erbe von Allen zuerkennen werde. —

Als Graf Friedrich dies niedergeſchrieben hatte, legte er die Feder auf den Tiſch, faltete die Hände und neigte ſein Haupt zum frommen Gebet. Dann blickte er verklärten Auges auf und ſuchte den Schlummer, der ſich aber erſt ſpät auf den Uebermüden ſenkte.

Sehr lange wartete am anderen Morgen Giovanna, ehe ſie dem Gaſte durch den alten Diener des Hauſes das Frühſtück ſenden konnte; er ſchlief ganz gegen ſeine Gewohnheit bis tief in den Tag hinein. Endlich kam des Grafen eigener Diener die Treppe herab und bat Frau Caterina, welche er unten im Flur traf, um einen Kühltrunk für ſeinen Herrn, der an heftigem Kopfſchmerz leide. »Vom langen Schlafen wahrſcheinlich!«

ſetzte der ehrliche Schwabe hinzu. »Er hat die halbe Nacht hindurch geſchrieben.«

Frau Caterina fand keinen Grund zu den Beſorgniſſen, welche ſogleich wieder das leidenſchaftliche Gemüth ihres Kindes beſtürmten, ſie ſchalt Giovanna mit ſanftem Vorwurf, und in der That ſchien auch die Wirkung ihres kühlenden Trankes, welchen der Graf ſtatt des gewohnten Frühſtücks begehrt hatte, ihre Meinung zu beſtätigen, denn der Kopfſchmerz legte ſich danach faſt augenblicklich und der Graf konnte an die Vervollſtändigung ſeiner Correſpondenz gehen, um in der Mittagsſtunde ſeinen Sendboten damit abzufertigen. Frau Caterina aber begab ſich in die Meſſe und trug dann ihrem Beichtvater Alles vor, was ſie der tiefe Blick, den ſie kürzlich in das Herz ihres Kindes gethan, zu ihrer ſchweren Bekümmerniß gelehrt hatte. Der fromme Pfarrer war aber der Meinung, daß ſie ſchweigen und dulden, nicht aber durch den Hauch eines unvorſichtigen Wortes den Funken, der vielleicht unbewußt wieder erlöſchen werde, zu lichten Flammen erwecken ſolle.

Der Rath des ſeelenkundigen Mannes wurde jedoch durch die Macht der Ereigniſſe zu Schanden. Kaum war Frau Caterina heimgekehrt und hatte nach ihrer Tochter, welche ſie zu ihrem Befremden nicht zu Hauſe fand, gefragt, als ſie Giovanna in Begleitung eines Mannes, in dem ſie den berühmteſten Arzt der Akademie erkannte, eiligen Schrittes über die Straße kommen ſah. Freilich hatte die Mutter auch ſchon von ihrem alten Diener vernommen, daß der Graf wieder kränker geworden ſei, aber daß ihre Tochter ſich ſo weit vergeſſen werde, ſelbſt nach ärztlicher Hülfe auszugehen, füllte ſie mit Unwillen und Betrübniß. — »Geht hinauf, Doctor Andrea!« hörte ſie vor der Thür Giovanna dringend ſagen, und gleich darauf trat ſie in das

Zimmer. Ihr Auge glühte, ihre Wange brannte fieberhaft. Als ſie die Mutter erblickte, warf ſie ſich ihr mit wilder Leidenſchaft an die Bruſt und brach in heiße Thränen aus.

»Er ſtirbt!« rief ſie. »Die Warnung kam zu ſpät! Er iſt vergiftet!«

»Giovanna!« entgegnete die Mutter, von dieſer Rede ſelbſt zum Tode erſchreckt.

»Ja, ja! Es iſt nur zu gewiß — ſie haben den Herrlichen, der ſie Alle verdunkelte, ermordet!«

»Führe nicht ſo ſchreckliche Reden, faſſe Dich, Kind! Es kann ja nicht ſein, Du wirſt bald von dem Arzte beſſere Kunde hören. Gieb Dich dieſer Aufregung nicht hin, was ſollen die Menſchen denken, Giovanna?!«

In ihrer Angſt hatte die Mutter das verkehrteſte Mittel der Beſchwichtigung ergriffen.

»Die Menſchen?!« wiederholte Giovanna mit heftigem und verachtungsvollem Tone. »Mögen ſie es Alle wiſſen! Meine Bewunderung und meine Liebe! Ich habe nichts zu verbergen — es iſt mein höchſter Stolz, meine Ehre, mein einziges Gut!«

»Heiliger Gott! Du frevelſt! Bedenkſt Du, was Du ſagſt, Giovanna?«

»Ich weiß, was ich ſage, und Du weißt es auch, Mutter! Ja, ich liebe ihn, auf ſeinem Grabe werde ich es bekennen, um ihn trauern, um ihn ſterben!«

»Kind! — das iſt Sünde — er hat ein Weib!« —

»Schmach ihr, der kalten, herzloſen Deutſchen, die ihn verlaſſen kann in Gefahr und Tod! Ich, ich wäre nimmer von ſeiner Seite gewichen, in keiner Stunde, nicht auf dem Winterzuge, nicht im dichteſten Kugelregen! Meine Bruſt hätte die Streiche aufgefangen, die ihm galten, meine Hand ihn gepflegt

in Mühſal und Noth. — Wär' ich ſein Weib, er läge jetzt nicht auf ſeinem Sterbebette!«

Gewaltſam unterbrach die Mutter Giovanna's krampfhaft hervorgeſtoßene Rede, ſie nahm eine Strenge an, von der ihr Herz, das um das Leid ihres einzigen Kindes brechen wollte, nichts wußte und bewirkte wenigſtens ſo viel, daß ſich das aufgeregte Mädchen in ihre Kammer zurückzog und ihr verſprach, dort die Nachricht abzuwarten, welche ſie ihr unverzüglich bringen werde. Darauf begab ſich Frau Caterina in das obere Stockwerk, um ſich ſelbſt von dem Befinden des Kranken zu überzeugen: ihr Alter und das Vertrauen, das ihr der Graf jederzeit geſchenkt, berechtigten die würdige Matrone dazu. Aber was ſie droben hörte und ſah, erſchütterte ſie auf das Tiefſte. Der Graf lag, von inneren Schmerzen gequält, in einem heftigen Fieber, das, leiſe anfangend, ſich allmälig ſo geſteigert hatte, daß es wohl die bedenkliche Miene rechtfertigte, mit welcher Doctor Andrea, der berühmte Arzt und Phyſiolog, die eintretende Dame empfing. Ueber die Krankheit ſelbſt hielt er aber ſeine Meinung noch vorſichtig zurück.

---

## 5.

Drei Tage waren vergangen. Die Nachricht von der Erkrankung des Grafen von Hohenzollern hatte in der Stadt unter der Beſatzung die lebhafteſte Bewegung hervorgerufen; die deutſchen Hauptleute waren herbeigeeilt, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Alle vorzulaſſen, hatte der Arzt nicht geſtattet, nur der Graf von Lodron, nach dem Feldoberſten der

Vornehmſte von Geburt, und Sebaſtian Schärtlin waren an ſein Lager getreten; die Anderen hatten draußen auf den Beſcheid geharrt, welcher traurig lautete. Unter den Landsknechten nun gar war eine allgemeine Bekümmerniß. Viel alte Krieger gab es noch unter ihnen, welche es nicht vergeſſen hatten, daß des jungen Helden Vater, Graf Eitel Friedrich der Vierte, Rath und Oberhofmeiſter Kaiſer Maximilian's, nächſt dem Frundsberg das Beſte dazu gethan hatte, das neue Kriegsvolk, »des Landes Knechte«, aufrichten zu helfen, daß er ſelbſt, von erlauchtem Hauſe, der Erſte geweſen war, mit dem Spieß auf der Schulter zu Fuß in den Kampf zu ſchreiten, um ſie zu Ehren zu bringen, da ſonſt der ſtolze Adel nur zu Roß-Kriegsdienſte geleiſtet und dadurch das Fußvolk, jedes guten Heeres beſte Säule, in Mißachtung gebracht hatte. Die alten Krieger hatten den jüngeren die Verdienſte des Vaters oft erzählt, zu denen der Sohn viel eigene ſich erworben, beſonders durch ſeine Leutſeligkeit und Fürſorge, welche er für all ſeine Untergebenen trug: kein Wunder alſo, daß in den Straßen früh und ſpät unruhige Bewegung war und ſie mit Mühe abgehalten wurden, ſtündlich in Frau Caterina's Hauſe nachzufragen. Auch die Spanier blieben bei der allgemeinen Theilnahme nicht zurück, denn der deutſche Führer hatte ſich durch ſeine Tapferkeit bei ihnen in hohes Anſehen geſetzt. Don Antonio de Leyva ſandte täglich dreimal, ſich nach dem Befinden des Grafen von Hohenzollern erkundigen zu laſſen. —

Der Zuſtand des Kranken war hoffnungslos. Er ſelbſt, bei voller Beſinnung jetzt, täuſchte ſich darüber nicht: der Arzt, den er befragt, war zwar einer geraden Antwort ausgewichen, hatte aber die Möglichkeit eines ſchlimmſten Ausgangs zugegeben. »Ihr kennt mich nicht,« hatte dann Graf Friedrich, un-

ter seinen Schmerzen lächelnd, zu ihm gesagt, »sonst würdet Ihr männlicher zu mir sprechen. Eure Kunst muß aber ein Mittel haben, mich auf wenige Minuten vorübergehend zu stärken, daß ich noch einmal zu Allen, die ich sehen will, sprechen kann — ich muß mit ihnen reden! Hat Eure Kunst ein solches Mittel?«

Doctor Andrea zauderte. Wohl konnte er den Wunsch des Sterbenden erfüllen, aber er beschleunigte dadurch sein Ende. War aber dies Ende nicht unvermeidlich, wenn es sich auch noch einige Tage verzögern ließ? So willigte der Arzt endlich ein, und sämmtliche Hauptleute der Deutschen, nebst mehreren alten Kriegern, die der Graf persönlich kannte und werth hielt, auch Arnold von Alvensleben wurden zu einer bestimmten Stunde zu ihm bestellt. Arnold war am Tage nach seiner letzten Unterredung mit dem Grafen wohl auch, sobald er von seiner Erkrankung gehört, herbeigeeilt, aber seine Abfertigung nach Deutschland zu erhalten, war nicht möglich gewesen, und so weilte er denn noch hier und war täglich bei Frau Caterina und ihrer Tochter, welche Letztere, nun sich ihre schrecklichsten Befürchtungen verwirklicht hatten, eine wunderbare Fassung gewonnen zu haben schien. Sie war äußerlich ganz ruhig, sie waltete im Hause wie sonst, klar und verständig sorgte sie für Alles, was der Arzt für den Kranken verordnete, und duldete nicht, daß eine andere Hand es that. Aber diese äußere Fassung war nur Schein, und konnte das Auge der Mutter nicht täuschen: sie bebte vor der nächsten Zukunft!

In dem großen Zimmer, welches dem Gaste des Hauses eingeräumt worden war, ruhte Graf Friedrich unter dem Baldachin seines Bettes, dessen Kranz das Wappen des italienischen Geschlechts trug, welchen Frau Caterina's Gatte angehört hatte. Die seidenen Vorhänge waren zurückgeschlagen, der Kranke

hatte ſich halb aufgerichtet, ſein Leib war mit Kiſſen und Polſtern geſtützt, ſo erwartete er die Waffengefährten, welche nun, Mann für Mann, mit lautloſem Gruße, tiefe Trauer auf den gebräunten Geſichtern, durch die geöffneten Flügelthüren zu ihm eintraten und ſich zu einem Halbkreiſe ordneten. Welchen Eindruck machte es auf ſie, dieſe jugendlich ſtarke Heldengeſtalt ſo ſchnell gebrochen, dies noch vor drei Tagen blühend ſchöne Antlitz ſo verheert und entſtellt zu ſehen! Nur das große, dunkelblaue Auge ſtrahlte noch mit dem alten Glanze, als es jedem Eintretenden ein freundliches Willkommen entgegen blickte! Wäre in der Stimmung, welche nicht allein unter den Befehlshabern, ſondern auch in verſtärktem Maße unter dem großen Haufen der deutſchen Krieger herrſchte, nur der leiſeſte Verdacht über den Grund der Krankheit ausgekommen, wahrlich es hätte kein größeres Unglück für Denjenigen, auf den ſich dieſer Verdacht geworfen, geben können, aber zugleich auch kein größeres Unglück für die Sache des Kaiſers. Die ehrlichen deutſchen Gemüther waren jedoch fern von ſo giftigem Argwohn und es war auch ſorgfältig Alles vermieden worden, ihn auszuſtreuen. In jener Zeit, wo ein plötzliches Erkranken bei der Mangelhaftigkeit ärztlichen Beiſtandes nur zu oft gleich zum Tode führte, fand man darin nichts Auffallendes, und erſt lange nach dem Tode des Grafen tauchten Vermuthungen und Gerüchte auf, welche jedoch den Betheiligten nicht mehr treffen konnten. Die Ereigniſſe nahmen auch bald durch das Eintreffen des kaiſerlichen Heeres und die Entſcheidungsſchlacht vor den Thoren der Stadt, die Vernichtung des franzöſiſchen Hochadels und der »Schwarzen«, wie die geächteten Deutſchen hießen, die im Solde des Reichsfeindes kämpften, endlich durch die Gefangennehmung des Königs von Frankreich und ihre Folgen,

einen solchen Alles mit sich fortreißenden Schwung, daß das Vorhergehende, wenigstens für einige Zeit, in das Meer der Vergessenheit sank, selbst der schmerzliche, tiefergreifende Fall, welcher die Kriegsgenossen hier um das Sterbebett ihres geliebten Führers versammelte.

Er sprach zu ihnen mit klarer Stimme, übergab den Commandostab in die Hände Eck's von Reischach, der, wenn auch nicht der vornehmste, doch der kriegserfahrenste unter den Hauptleuten war, und ermahnte Alle, treu auszuhalten bis zum Tode in dem guten Streite für ihren kaiserlichen Herrn und des Reiches Macht, die in Lombardien durch die Franzosen geschmälert werden sollte. Nachdem er ihnen noch Manches gesagt, was er dazu für rathsam hielt, schien ihn die Kraft zu verlassen und er nahm Abschied von Allen. Da flossen viele Mannesthränen über bärtige Wangen, und auch die ältesten Krieger gingen nicht hinweg, ohne dem jugendlichen Helden die Hand geküßt zu haben. Als Arnold von Alvensleben zu ihm trat, sagte der Graf: »Bleibe bei mir!« Der Altmärker gehorchte und auch der Arzt, welcher auf sein ausdrückliches Verlangen der ganzen Scene beigewohnt hatte, mußte sich entfernen.

Graf Friedrich ruhte nun ganz still auf seinen Kissen, er hatte die Augen geschlossen und athmete kurz und schwer. Plötzlich aber raffte er seine weichende Kraft wieder zusammen. Mochte ihn auch die Anstrengung schneller hinüberführen zu seinen bei Gott versammelten Ahnen, er war dazu bereit und hatte, noch ehe die Waffengefährten sich versammelten, die heiligen Sterbesacramente empfangen — jetzt wollte er noch hienieden bestellen, was seines Lebens schönste Aufgabe werden sollte und nun einem späteren Geschlecht vorbehalten blieb. Er

rief Arnold, der zu seinen Häupten stand, und sagte ihm, wo er die Briefe und Documente finden werde, die er nun unverzüglich nach Deutschland zu bringen habe. Aus dem großen Schrein, welcher ihm bezeichnet wurde, nahm Arnold die Papiere und reichte sie dem Grafen, der sie noch einmal musterte und dann in die Hände des Getreuen zurückgab. »Mein armes Weib — mein Sohn!« flüsterte er vor sich hin und es trat wiederum eine tiefe Stille ein.

»Es ist Dein letzter Dienst, Arnold!« fragte er dann. »Willst Du mir das thun?«

»Mein Leben für Euch, gnädigster Herr!« rief Arnold.

Ueber das bleiche Antlitz des Sterbenden strahlte ein lichter, freundlicher Schein — wie eine Verklärung! Seine Kraft war erschöpft, aber in seinem Auge leuchtete ein höherer Glanz: »Vom Fels zum Meere! Gott segne den Spruch!« — Das war sein letztes Wort, der Strahl in seinem Auge erlosch, ein letzter, heftiger Kampf trat ein. Vergebens rief Arnold den Arzt herbei, der ernste Moment des Scheidens war gekommen. Frau Caterina und ihre Tochter, der sie nicht wehren konnte, die Dienerschaft des Grafen und mehrere von den Hauptleuten, welche das Haus noch nicht verlassen hatten, traten leise und schweigend ein — sie beteten für die Seele des Sterbenden.

Der folgende Morgen fand Arnold nicht mehr in Pavia. Er war glücklich aus der Stadt und durch die Posten des Feindes gelangt, welche mit gewohnter französischer Unbesonnenheit ihren Dienst schlecht versahen. — Allgemeine Trauer herrschte unter der Besatzung, die Deutschen umhüllten ihre Fahnen mit schwarzen Flören. Don Antonio de Leyva empfing die Nachricht vom Tode des Grafen mit allen Zeichen tiefer Bewegung und seine Page hörte ihn, wenn er sich unbemerkt

glaubte, ſchmerzlich ſeufzen und manches halblaute Wort vor ſich hinſprechen, deſſen Bedeutung Niemand ahnte. Gegen Abend wurde der Page ausgeſandt, um einen gewiſſen Kriegsmann deutſcher Nation, den er vor einigen Tagen mehrmals auf der Geheimtreppe zu ſeinem Herrn geführt hatte, aufzuſuchen. Damals hatte der »Kleine«, wie ihn ſein Herr nach ſpaniſcher Hausſitte, die mit den Dienern gar freundlich iſt, ſtets nannte, gelauſcht und vernommen, daß der Deutſche ſeinen Kriegsoberſten angeklagt, mit dem Feinde vor der Stadt Einverſtändniſſe angeknüpft zu haben — — nun war Alles vorüber. — Er ſuchte den Mann aber vergebens, nirgend war der Lothringer aufzutreiben, man hielt ihn ſchon für entlaufen, und erſt nach einigen Tagen wurde er in der Nähe der Kirche, wo der Graf von Hohenzollern ſeine Ruheſtätte erhalten hatte, *erhängt* gefunden!

»Gott richte über ihn!« ſagte Don Antonio finſter, als ihm der Page die Meldung brachte.

Im Hauſe der würdigen Matrone, welche dem Grafen Friedrich eine ſo freundliche Wirthin geweſen war, herrſchte nun eine ſchauerliche Stille. Giovanna war, wie die Mutter befürchtet hatte, zuſammengebrochen und ſchwer erkrankt. Wohl genas ſie nach langem Siechthum körperlich wieder, aber dem Leben, der Freude konnte ſie nicht mehr gewonnen werden. Kein Lächeln erhellte je wieder ihr ſchönes, bleiches Antlitz, kein heiterer Blick ihr dunkles, tief ernſtes Auge, ihre Lippe war meiſt ſtreng geſchloſſen und öffnete ſich nur gezwungen, zur nöthigſten Rede. Nie ſchmückte ſie ſich mehr, was ſie ſonſt gern gethan, mit einer Spange oder nur mit einem Ringe, keine Blume zierte mehr ihre Locken, alle hellen Farben waren aus ihrer Kleidung verbannt, ſie trug nur Schwarz, die Farbe der

Trauer und — ihres Helden! Schwarz mit Silber war der Wappenſchild geweſen, der an dem Sarge des entſchlafenen Hohenzollern geprangt hatte.

Graf Eitel Friedrich V., der 1525 zu Pavia ſeiner Heldenlaufbahn entriſſen wurde, hinterließ das Stammland in Schwaben ſeinem Sohne Karl, welcher von ſeinem Gönner, dem Kaiſer, nach dem Erlöſchen der Grafen von Werdenberg, noch Sigmaringen erhielt. — Wiederum deſſen Söhne ſtifteten dann die noch blühenden beiden Linien des ältern, des ſchwäbiſchen Hauſes der Hohenzollern.

## Der Talisman.

Die zehnte Stunde dröhnt vom Thurm
In dumpfen langgezog'nen Schlägen;
Den Wald durchſchnaubt der wilde Sturm,
In kalten Güſſen ſtrömt der Regen.
Gott ſchütze den, der dieſe Nacht
Auf banger Wanderfahrt verwacht,
Anſtatt ſein Haupt zur Ruh' zu legen!

Da, horch! was iſt's? was regt ſich dort,
Wo Oede mit der Nacht im Bunde?
Ein Schatten gleitet dämmernd fort,
Es kniſtert in dem Waldesgrunde,
Jetzt rauſcht es nieder von der Höh',
So ſcheu, ſo flüchtig wie ein Reh,
Wenn hinter ihm die grimmen Hunde.

Ein Mädchen bahnt ſich hier den Weg,
Trotz bietend all dem nächt'gen Grauſe;
Nicht ſchrecket ſie der ſchmale Steg,
Des Gießbachs donnerndes Gebrauſe,
Der Sturm, der durch die Lüfte ſtreicht;
Jetzt endlich iſt ihr Ziel erreicht,
Sie pocht an Fatme's dunkle Klauſe.

Einlaß gewährend öffnet ſich
Die Thür mit wunderlichem Schalle.
Geräthe, ſeltſam, ſchauerlich,
Bedeckt die Wände rings der Halle.
Es zeigt der Ampel trüber Schein
Den Todtenkopf, das Thiergebein,
Den Wolfszahn und des Uhus Kralle.

Aus jeder Ecke nickt und grüßt
Ein Heer phantaſtiſcher Geſtalten,
Und in dem Kreiſe, wirr und wüſt,
Sieht ſie ein Weib geſchäftig walten.
Gebeugt vom Alter, vom Geſchick,
Flammt noch aus ihrem Aug' ein Blick
Eindringend in der Seele Falten.

Sie wendet ſich. Eſtrella's Herz
Pocht angſtvoll unter ihrer Schaube,
Doch Jene ruft mit grellem Scherz:
»Kein Wunder, dran ich jetzt nicht glaube!
»Was führt bei Regen, Nacht und Wind
»Zu mir das ſchöne Grafenkind?
»Ins Eulenneſt die weiße Taube?«

Mit leiſem Ton beginnt die Maid:
»»Mir iſt ein ſelig Loos gefallen!
»»Mit ihm, dem ich mein Herz geweiht,
»»Soll morgen zum Altar ich wallen.

»»Erreicht hab' ich der Wonnen Höh'!
»»Doch hört' ich oftmals: Schmerz und Weh,
»»Sie droh'n den Staubgebornen allen.

»»Und dieſe Angſt iſt's, die zu Dir
»»Mich heimlich in der Nacht getrieben!
»»Was frommt mir aller Güter Zier,
»»Was frommt mir ſelbſt Rodrigo's Lieben,
»»Wenn ich mir ſchaudernd ſagen muß,
»»Nur flüchtig ſei des Glückes Gruß
»»Und könne wie ein Traum zerſtieben!««

»Benütze denn die Gnadenfriſt!
»Was ſoll ich ſonſt Dir offenbaren?« —
»»O merke auf mein Fleh'n! Du biſt
»»In jeder Zauberkunſt erfahren:
»»So lehr' mich einen mächt'gen Bann,
»»So gieb mir einen Talisman,
»»Mein Glück auf ewig mir zu wahren!««

Es glüht ihr ſchönes Angeſicht
Und bittend faltet ſie die Hände;
Ihr Mund verſtummt, das Aug' nur ſpricht:
Gewähre mir die Wunderſpende!
Ein Lächeln ſpielt um Fatme's Mund,
Mit Wehmuth und mit Spott im Bund:
»Du willſt ein Glück, das nimmer ende?!

»In dieſer wandelbaren Welt,
»Wo gleich der Fluth im Meeresſchooße
»Der Menſchen Schickſal ſteigt und fällt,
»Suchſt Du das ewig Wandelloſe?
»Viel iſt's, was Du begehrſt! — Wohlan!
»Empfange hier den Talisman
»Aus meiner Hand, du junge Roſe!

»Gering an Werthe ſcheint er wohl,
»Doch muß ſelbſt der Demant ihm weichen!
»Es grub in dieſen Carneol
»Ein Magier tief geheime Zeichen.
»Der Sterbliche, der ihn beſitzt,
»Iſt vor des Unglücks Macht geſchützt,
»Und nimmer wird ſein Stern erbleichen!

»Dein iſt er! — Wenn nun Dornen auch
»Sich ſcheinbar in Dein Leben winden,
»Du weißt: wie Dunſt und Nebelhauch
»Wird jede Trübung bald verſchwinden!
»Obſiegen wirſt Du jedem Feind,
»Und was Dir ſchon verloren ſcheint,
»Du wirſt es ſchöner wiederfinden!

»An Deiner Bruſt verbirg den Stein;
»Kein fremdes Auge darf ihn ſehen!
»Er labe Deinen Blick allein,
»Sonſt iſt's um ſeine Kraft geſchehen.« —
»»Hab' Dank! Hab' Dank! Nimm hier das Gold!
»»Es iſt ein allzu armer Sold
»»Für meines Glückes Fortbeſtehen!«« ——

Sie eilet heim. — Des Morgens Licht
Strahlt ihres Lebens ſchönſtem Feſte.
Mit treubeſorgter Liebe ſpricht
Das Mutterherz, das angſtgepreßte:
»Welch Loos wird meinem Kind zu Theil?« —
»»O zitt're nimmer für mein Heil,
»»Mein Glück iſt eine ſichre Veſte!«« ——

Es gleitet Jahr und Jahr dahin,
Dem Heute gleicht nicht ſtets das Morgen;
Doch heiter bleibt Eſtrella's Sinn, —

Was hätte ſie auch zu beſorgen?!
Wenn rauh und ungleich ihre Bahn,
Da blickt ſie auf den Talisman,
Und fröhlich fühlt ſie ſich geborgen. —

Wohl iſt's ein großer, heißer Schmerz,
Der ſie im Innerſten durchſchüttert,
Als, wankelhaft, Rodrigo's Herz
Von neuer Liebe Hauch erzittert.
Allein ihr treues Hoffen ſpricht:
Der Sturm, der Zweig und Zweig zerbricht,
Er läßt die Wurzeln unzerſplittert!

Und alſo kam's. Der erſt, bethört,
Ein eitles Wahngebild umſchlungen,
Zurück in ihre Arme kehrt
Er bald, von ihrem Werth bezwungen.
Nicht Groll und Trauer, Kampf und Müh',
Vertrauen war die Waffe, die
Ihr dieſen ſchönen Sieg errungen!

Von Feinden, Neidern rings umſtellt,
Erliegt Rodrigo ihrer Tücke;
In die Verbannung muß der Held,
Damit ſein Glanz die Gegner ſchmücke.
Nicht wankt noch weicht Eſtrella's Muth,
Sie ſchwört ihm zu: »Bei Chriſti Blut!
»Ich baue Dir die Rettungsbrücke!«

Mit klarem Blick, mit feſtem Sinn,
Mit Worten gleich den Flammenſchwingen,
Tritt vor des Königs Thron ſie hin, —
Sie weiß, mit ihr iſt das Gelingen!
Das ſtärkt, das kräftigt ihren Geiſt,
Und ihre zarte Hand zerreißt
Des Truges ſchlau gewob'ne Schlingen! —

Nur ein Mal will die heitre Kraft,
Der ſichre Muth ſich ihr entwinden:
Ihr liebes Kind wird ihr entrafft,
Im Grabe ſieht ſie es verſchwinden.
Doch ſagte nicht die Zaub'rin einſt:
»Was als verloren Du beweinſt,
»Du wirſt es ſchöner wiederfinden?«

Aus Fatme's Mund ſprach das Geſchick.
Wie dürfte ſie zu zweifeln wagen?
Und unter Thränen hebt ihr Blick
Sich himmelan, es flieht das Zagen:
Von einem fremden Licht erhellt,
Fühlt ſie in einer höhern Welt
Die Seele ahnend Wurzel ſchlagen. —

So hat der mächt'ge Talisman
Das Unglück von ihr abgewendet!
Jetzt tritt der Tod an ſie heran,
Er winkt, —— ſie ſtirbt! ſie hat vollendet.
Und von dem Antlitz, bleich und ſchmal,
Ergießet ſich ein Siegesſtrahl
Der glorienhaft das Auge blendet.

Noch lag auf ihrer Bruſt der Ring.
»Was mag es zu bedeuten haben
»Das ſeltſam wunderliche Ding?«
So fragten, die den Sarg umgaben.
Ein weiſer Maure fand ſich ein
Und ſprach: Es iſt in dieſen Stein
Das Wort nur »Zuverſicht« gegraben.

Betty Paoli.

# Frühling und Herbſt.

Wie mag ich gern den ſüßen Klängen lauſchen,
Wenn in dem milden Hauch der Frühlingslüfte
Die jungen Blätter wonneſelig rauſchen,
Weithin verſendend ihre ſüßen Düfte;

Es klingt daraus ein wunderbares Sehnen,
Wie es nur bebt durch jugendliche Seelen,
Und wie Erwartung all des künft'gen Schönen,
Wie Klageton aus Nachtigallenkehlen.

Nicht denk' ich dann der Freuden, welche ſtarben,
Der Zauberglanz der Jugend kehret wieder!
Noch einmal ſenkt im reichen Schmuck der Farben
Ein Eden ſtrahlend ſich zur Erde nieder!

Wie mag ich gern der ernſten Mahnung lauſchen,
Wenn wild der Herbſtſturm an den Bäumen rüttelt
Und rings die Blätter, wie mit bangem Rauſchen,
Im bunten Farbenſchmuck zur Erde ſchüttelt.

Nicht wie beim Spiel der jugendlichen Blätter
Im Frühling, tönt's von lieblichen Accorden;
Nicht weich und mild; — umbrauſt von Sturm und Wetter
Sind ſie im Kampf des Lebens hart geworden.

Es ſpricht daraus wie Klage und wie Trauer,
Daß Lenz und Sommer, ach, ſo ſchnell! geſchieden,
Es ſpricht daraus wie bange Todesſchauer,
Wie Sehnſucht nach des Grabes ſtillem Frieden! —

Wenn Dich im Lenz die jungen Blätter grüßen
Mit leiſem Rauſchen, tönt es aller Orten:
Das Leben iſt ſo ſchön, es zu genießen
Thu weit ihm auf, o Menſch! der Seele Pforten!

Doch, wenn des Winters Stürme dich umtoben,
Und rings die Blätter gelb und braun ſich färben,
Dann rauſcht es, wie ein Warnungsruf von oben:
Dein Herbſt auch naht — Gedenke an das Sterben!

Dresden. Hermann Waldow.

---

# Die vier Freier.

Junghерr Frühling, von altadeligem Blut,
Meint's mit der Jungfer Erde doch gar zu gut:
Wie er ſie herzt, wie er ſie küßt,
Wie er an Adel und Stammbaum vergißt!
Bringt ihr Nachtigallen und Lerchengruß,
Blumenkränze im Ueberfluß,
Blüthenregen mit Himmelsduft,
Und ein Hütlein von blauer Luft.
Junghерr Frühling, nimm Dich in Acht!
Du haſt Dich um Deine Ruhe gebracht.

Jungfer Erde, die eitle Maid,
Hüllt ſich üppig ins friſch-grüne Kleid.
Wie ſie ſich ſchmückt mit Perlen und Band,
Liebäugelt, reichet dem Junghерrn die Hand,

Dreht ſich mit ihm im wirbelnden Tanz,
Schmückt ihn mit Sonnen- und Mondesglanz.
Doch ehe die Flitterwochen vergehn,
Iſt's um ſein Lieben und Leben geſchehn.
Herr Sommer, der hitzige, hat ſie umgarnt! —
Sieh', Jungherr Frühling, man hat Dich gewarnt.

Herr Sommer artig die Roſe ihr bricht,
Reicht ihr zum Kranze Vergißmeinnicht.
Wie ſie erglüht im ſonnigen Schein,
Wie ſie ihm ſchwört: auf ewig nur Dein!
Es neigen die Aehren ihr Häuptlein beim Schwur,
Die Fröſche und Unken ſind ungläubig nur;
Denn kaum, daß die dämmernden Nächte vergehn,
Iſt's um Herrn Sommer für immer geſchehn.
Herr Herbſt, der reiche, doch wind'ge Patron,
Winkt mit dem Becher der Flüchtigen ſchon.

Herr Herbſt deckt die Tafel zum Hochzeitmahl,
Beſetzt ſie mit Früchten, mit Wein im Pocal.
Doch wie ſie die fallenden Blätter erblickt,
Macht ſich die Erde zur Buße geſchickt;
Legt ſie den Schleier, den blendenden, an,
Folget Herrn Winter, dem heiligen Mann.
Der kühlt ihr das heiß-wallende Blut,
Bis im tiefſten Schlummer ſie ruht.
Jungfer Erde ſchläft. — Doch wenn ſie erwacht,
Wird's eben, wie früher, nicht anders gemacht.

Breslau. Pulvermacher.

[illegible]

# [illegible]

[illegible]

---

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

Wie es nun war geschehen, so hat der Bischof jetzt
Das zweite Glas zum ersten auf seinen Tisch gesetzt.

Und sprach: Sieh' beide Gläser wohl an, mein junger Freund,
Und sage, welches klarer und reiner Dir erscheint?

Digitized by Google

Das Glas, worin ich Waſſer gegoſſen aus und ein,
Antwortete der Jüngling, iſt noch einmal ſo rein.

Den Biſchof jetzt umſtrahlt' es ſo wie ein Heil'genſchein,
Er ſprach: Glaub' mir, ſo wird's auch mit Deiner Seele ſein.

Du ſah'ſt, kaum ein'ge Tropfen verblieben in dem Glas,
Doch wurd' es auch gereinigt durch dies geringe Naß.

So auch, mein Sohn, wenn öfters Du Gottes Stimme hörſt,
Und wenn Du gleich die Worte nicht merkteſt, ſie verlör'ſt, —

So wird doch Deine Seele geſtärket wunderbar,
Und durch die Kraft des Glaubens gereinigt, hell und klar.

J. F. Caſtelli.

---

# Des Gymnaſiaſten fünfzigjähriges Jubiläum.

Theilnamlos ſaß die Jugend der erſten Gymnaſialclaſſe auf den abgenutzten Subſellien, und ſah bald in den Horaz, den der dürre Conrector exponirte, bald daneben auf die eingeſchnittenen Namen mit und ohne Eſelsköpfe, welche, ein Stammbaum verſchiedener Schülergenerationen, die Tiſche reichlich verzierten. Einige, noch ſchlaffer als die übrigen, hatten ſich in die hinteren Regionen der Bänke zurückgezogen, und waren bereits ſeit lange in den ſeligen Zuſtand übergegangen, den der Ausdruck »Seelendämmerung« ſehr paſſend bezeichnet. Das Räuſpern des hecti-

aber durchaus ebenso gekleidet, als damals, trat er mit hochrothem Gesicht, das gegen das weißgepuderte Haar wundersam abstach, wie ein Bräutigam fröhlich, unter die Genossen seiner Studien. Ein wohlhabender Bäcker, dessen Söhnen er vor länger als 30 Jahren Privatunterricht gegeben, die nun schon längst in verdienten Würden und Aemtern saßen, hatte ihn heute neu gekleidet, hatte zu Mittag mit dem Gleichaltrigen einige Gläser Rheinweins geleert, die als er die Schule bezog, auf Flaschen gefüllt, nicht minderen geistigen Gehalt gesammelt hatten, als er. Daher die Verspätung des sonst so Pünktlichen. Leichten Schrittes, als ob ein überirdisches Wesen ihn trüge, setzte sich Linke auf den Platz, auf den er schon seit länger als einem Menschenalter gesessen. Er nahm die Rose, welche auf dem Tische lag, sah freundlich unter seinen Mitschülern umher, als suchte er den, dem er für diese Gabe der Liebe zu danken hätte, drückte sie schweigend an seine Brust, und blickte zur Decke hinauf. Denn er gedachte seiner Beate, der Geliebten seiner Jugend, die ihn oft in der Rosenblüthe, wenn er an dem Garten ihres Vaters vorüber in die Classe ging, mit eben diesen Blumen, als Zeichen ihrer innigsten Liebe erfreute, seiner Beate, deren Namen noch jetzt mit großen lateinischen Buchstaben und von einem Rosen- und Vergißmeinnichtkranze umzogen, in dem Tische vor seinem Platze geschnitten stand. Aber sie selbst war schon längst nicht mehr. Seit einem reichlichen Menschenalter schlummerte sie auf dem schönen Gottesacker der Vorstadt, dem freundlichen Hügel, den die Sonne beim Auf- und Niedergange beglänzt. Der Rosenstrauch, welchen er auf ihr Grab gepflanzt, war längst zum schönen Baume geworden, unter dessen Blumenkrone er oft, im Glauben ein Greis, in Liebe und Hoffnung ein Jüngling, der ewigen Vereinigung mit ihr entgegendachte.

[illegible], ein verwitterter Bücherwurm, dem eine [illegible] conjecturirte Lesart mehr galt als ein freund[illegible] dem in Allem das Dintenfaß über das Wein[illegible] achtete den Eintretenden theilnehmender als sonst. [illegible] sprach er mit dünner Stimme, wir exponiren, [illegible] des 2ten Buchs 14te Ode, und sind gerade beim [illegible]. Wäre es Ihnen gefällig weiter zu machen? Doch [illegible] lesen Sie? Ohne sich weiter zu besinnen, las er ohne [illegible] die Ode bis zum nächsten Punctum aus dem Gedächtnisse [illegible] der gewöhnlichen Schulbücher bedurfte er schon längst [illegible]:

Linquenda tellus et domus et placens
Uxor, neque harum, quas colis, arborum
Te, praeter invisas cupressos,
Ulla brevem dominum sequetur.

Und wie übersetzen Sie? fragte des Lehrers heisere Stimme [illegible]. Mit begeistertem Tone entgegnete Linke:

Scheiden wirst Du von der Erden
Bald, im schönsten Jugendtraum
Schläfst Du, eins mit ihr zu werden,
Unter ihrem Rosenbaum.

Aber, lieber Linke, wollte eben der Schulpedant den halb Berzückten fragen, sind Sie denn heute —? als der Director des Gymnasiums nebst den übrigen Lehrern und Schülern in Feierkleidern hereintraten. »Es lebe Linke, der älteste Gymnasiast der Welt!« riefen die kleinen Schüler der letzten Classe, noch ehe sie sollten — »es lebe unser alter, und doch ewig junger Linke!

Darauf, noch ehe der Director die Anrede begin-

nen konnte, die, in ſchönen lateiniſchen Phraſen verfaßt, nicht ſobald vom Stapel laufen wollte, bekränzten die ungeduldigen Kleinen den Jubilar, der gar nicht wußte, wie ihm geſchah. Endlich begann nach vielmaligem Räuspern das ehrwürdige Haupt der Schule mit abgemeſſenen Worten zu dem älteren Schüler alſo: »Quamquam, vir reverendissime, discipule rarissime, collega carissime, quamquam vir, collega, carissime, eruditissime« — doch auf den Flügeln der Superlative wurde das Gedächtniß und die Rhetorik des Scholarchen dahin getragen, von wannen keine Wiederkehr iſt. Zum großen Aerger des ſubtilen Conrectors, welcher bereits ſeine Ohren auf irgend einen Donatſchnitzer oder wenigſtens eine unciceronianiſche Redensart geſpitzt hatte, aber zur großen Freude der verſammelten Jugend, blieb der mit einem ſo fürchterlichen Anlauf beginnende Redner unerbittlich ſtecken, wie ein vom Berge herabrollender Laſtwagen, deſſen Lauf durch den Bruch ſämmtlicher Räder plötzlich gehemmt wird. Linke jedoch ging, noch ehe er gänzlich aushauchte, auf den Redner zu, und drückte ihn, allen Reſpect des erſten Schülers gegen den erſten Lehrer vergeſſend, an ſein überſtrömendes Herz. Dem ſonſt ſo pedantiſchen Manne aber kam dieſe Beredtſamkeit des Gefühls ſehr erwünſcht, indem ſie die verunglückte ſeines Verſtandes gleichſam zu erſticken ſchien, und ſo in der feſten Ueberzeugung, daß ſowohl Lehrer als Schüler der Meinung ſein müßten, er habe, von der Heftigkeit ſeines Gefühls hingeriſſen, die Rede nicht vollenden können, drückte er den laut ſchluchzenden Linke an ſeine Bruſt, und herzte ihn dermaßen, daß der Staub ihrer wohlgepuderten Perrücken zuſammenwirbelnd den Spinnegeweben der geſchwärzten Decke entgegenzog. Dieſer feierliche Actus befreite ſofort die harrenden Primaner von ihrem Horaz und

[illegible] Schlag in Alle elektrisirt, so [illegible] auch [illegible] herzlich zu [illegible] Tag meines Lebens,« [illegible] der Ehre für einen [illegible] gewesen. Hätte ich [illegible] Pflichten eines Berufs, eines [illegible] den Tribut abzu- [illegible] den ich ihr schuldig war? [illegible] Ich mußte ewig [illegible] — »Und was sind wir denn anders, die wir [illegible] Linke,« sprach [illegible] »was sind wir denn [illegible] das Muster eines fleißigen [illegible] dem Starken sind Sie ein [illegible] dem Schwachen eine Stütze des Fort- [illegible] Sie haben den fröhlichen Jünglingen [illegible] des Lehrens erleichtert. [illegible] der Wissenschaft geweihten Leben [illegible] als manche Andere, die viele Universitäten be- [illegible] bezahlten. Sie haben auch mich [illegible] gewonnen, als ich mit Ihnen als Schüler vor diesem Katheder saß. Sie haben mir beige- [illegible] mit Rath und That: Sie sind mein Schulcamerad, mein Freund, mein Lehrer in Einer Person gewesen. Seien Sie noch lange, recht lange, dem Namen nach unser Schüler, in der That aber unser Freund, unser Mitarbeiter und unser Lehrer!« Das war zu viel für den bescheidenen Jubilar. Ueberwältigt sank er seinem alten Schulcameraden in die Arme, und Beide feierten eine Vereinigung ihrer Herzen, die kein lauter Athem- zug irgend eines der Anwesenden unterbrach. Selbst der Di-

rector und der grämliche Conrector, die dieſe Anrede der Würde eines Lehrers dem Schüler gegenüber nicht für angemeſſen erachteten, konnten ihre Augen, aller Anſtrengung unerachtet, nicht ganz trocken erhalten. Doch dem allezeit fröhlichen Linke wurde die Scene bald zu traurig; er fuhr ſich noch einmal ganz verſtohlen mit dem neuen weißen Schnupftuche übers Geſicht, und bat dann ſich und ſeine Mitſchüler für den Reſt des Nachmittags frei, wohl wiſſend, daß er ihnen damit die größte Freude bereiten könne. Indeſſen noch ehe der erhabene Alleinherrſcher ſämmtlicher Gymnaſiaſten ſeinen Mund zu einer feierlichen Gewährung dieſer Bitte zu öffnen vermochte, ergriff Linke ſchon den kleinſten ſeiner Mitſchüler, und zog hinaus ins Freie. Die übrigen folgten in hellen Haufen. Vorm Thore ging es luſtig zu, und bis zum Sonnenuntergange tummelten ſich Alle fröhlich herum. Als aber Abends der Zug in kleineren Gruppen, den Jubilar in der Mitte, am Rathhauſe vorbeizog, da erſcholl aus deſſen Fenſtern plötzlich ein feierlicher Tuſch, und heraus trat eine Deputation des Magiſtrats, die ihn erſuchte, an der drinnen zu ſeiner Ehre veranſtalteten Feier Theil zu nehmen. Zwar war die Perrücke des Puders faſt leer und ſeine Bruſtkrauſe in nicht geringer Verwirrung. Allein, was kümmerte ihn das, den im Leben Größeres nicht gekümmert! Ein paar Mal mit den Händen über den ſtattlichen Hauptſchmuck fahren und ein weniges an der Buſenkrauſe zupfen, das war Alles, was er that, als er, der Einladung freudig Folge leiſtend, von den beiden Abgeſandten geführt, die breite ſteinerne Treppe hinauf, in den Saal trat. Dieſer war mit dem Wappen der Stadt und den Bildern ihrer ehemaligen Conſuln in gewaltigen Perrücken geſchmückt und enthielt eine zahlreiche Verſammlung von Männern und Frauen, denn auch bei den letzteren war Linke ſtets wohl-

Wenn Dich im Lenz die jungen Blätter grüßen
Mit leiſem Rauſchen, tönt es aller Orten:
Das Leben iſt ſo ſchön, es zu genießen
Thu weit ihm auf, o Menſch! der Seele Pforten!

Doch, wenn des Winters Stürme dich umtoben,
Und rings die Blätter gelb und braun ſich färben,
Dann rauſcht es, wie ein Warnungsruf von oben:
Dein Herbſt auch naht — Gedenke an das Sterben!

Dresden. Hermann Waldow.

---

## Die vier Freier.

Junghерr Frühling, von altadeligem Blut,
Meint's mit der Jungfer Erde doch gar zu gut:
Wie er ſie herzt, wie er ſie küßt,
Wie er an Adel und Stammbaum vergißt!
Bringt ihr Nachtigallen und Lerchengruß,
Blumenkränze im Ueberfluß,
Blüthenregen mit Himmelsduft,
Und ein Hütlein von blauer Luft.
Junghерr Frühling, nimm Dich in Acht!
Du haſt Dich um Deine Ruhe gebracht.

Jungfer Erde, die eitle Maid,
Hüllt ſich üppig ins friſch-grüne Kleid.
Wie ſie ſich ſchmückt mit Perlen und Band,
Liebäugelt, reichet dem Junghерrn die Hand,

Dreht ſich mit ihm im wirbelnden Tanz,
Schmückt ihn mit Sonnen- und Mondesglanz.
Doch ehe die Flitterwochen vergehn,
Iſt's um ſein Lieben und Leben geſchehn.
Herr Sommer, der hitzige, hat ſie umgarnt! —
Sieh', Jungherr Frühling, man hat Dich gewarnt.

Herr Sommer artig die Roſe ihr bricht,
Reicht ihr zum Kranze Vergißmeinnicht.
Wie ſie erglüht im ſonnigen Schein,
Wie ſie ihm ſchwört: auf ewig nur Dein!
Es neigen die Aehren ihr Häuptlein beim Schwur,
Die Fröſche und Unken ſind ungläubig nur;
Denn kaum, daß die dämmernden Nächte vergehn,
Iſt's um Herrn Sommer für immer geſchehn.
Herr Herbſt, der reiche, doch wind'ge Patron,
Winkt mit dem Becher der Flüchtigen ſchon.

Herr Herbſt deckt die Tafel zum Hochzeitmahl,
Beſetzt ſie mit Früchten, mit Wein im Pocal.
Doch wie ſie die fallenden Blätter erblickt,
Macht ſich die Erde zur Buße geſchickt;
Legt ſie den Schleier, den blendenden, an,
Folget Herrn Winter, dem heiligen Mann.
Der kühlt ihr das heiß-wallende Blut,
Bis im tiefſten Schlummer ſie ruht.
Jungfer Erde ſchläft. — Doch wenn ſie erwacht,
Wird's eben, wie früher, nicht anders gemacht.

Breslau. Pulvermacher.

# Die beiden Gläſer.

## Legende.

Zu Theophil, dem Biſchof, kam einſt ein Candidat
Und bat in aller Demuth um ſeinen weiſen Rath.

Er ſprach: Ich geh' zur Kirche und in die Predigt gern,
Und höre da voll Andacht die Lehren der geiſtlichen Herr'n.

Doch ſchwach iſt mein Gedächtniß, und bin ich wieder fort,
So iſt mir gleich entfallen das heilige Gotteswort.

Leutſelig ſprach der Biſchof: Geh' dort zum Schranke hin,
Du findeſt auf der Stelle zwei gleiche Gläſer drin.

Nimm eins und trag's zum Brunnen im Garten dann hinaus
Und füll' es an mit Waſſer, das ſchütte wieder aus.

Und haſt Du, was ich eben Dir anbefahl, gethan,
So füll' das Glas von Neuem, und leer' es wieder dann.

Und dies zu wiederholen hierauf noch zehen Mal,
Dem jungen Candidaten der Kirchenfürſt befahl.

Wie es nun war geſchehen, ſo hat der Biſchof jetzt
Das zweite Glas zum erſten auf ſeinen Tiſch geſetzt.

Und ſprach: Sieh' beide Gläſer wohl an, mein junger Freund,
Und ſage, welches klarer und reiner Dir erſcheint?

Das Glas, worin ich Waſſer gegoſſen aus und ein,
Antwortete der Jüngling, iſt noch einmal ſo rein.

Den Biſchof jetzt umſtrahlt' es ſo wie ein Heil'genſchein,
Er ſprach: Glaub' mir, ſo wird's auch mit Deiner Seele ſein.

Du ſah'ſt, kaum ein'ge Tropfen verblieben in dem Glas,
Doch wurd' es auch gereinigt durch dies geringe Naß.

So auch, mein Sohn, wenn öfters Du Gottes Stimme hörſt,
Und wenn Du gleich die Worte nicht merkteſt, ſie verlör'ſt, —

So wird doch Deine Seele geſtärket wunderbar,
Und durch die Kraft des Glaubens gereinigt, hell und klar.

J. F. Caſtelli.

---

# Des Gymnaſiaſten fünfzigjähriges Jubiläum.

Theilnamlos ſaß die Jugend der erſten Gymnaſialclaſſe auf den abgenutzten Subſellien, und ſah bald in den Horaz, den der dürre Conrector exponirte, bald daneben auf die eingeſchnittenen Namen mit und ohne Eſelsköpfe, welche, ein Stammbaum verſchiedener Schülergenerationen, die Tiſche reichlich verzierten. Einige, noch ſchlaffer als die übrigen, hatten ſich in die hinteren Regionen der Bänke zurückgezogen, und waren bereits ſeit lange in den ſeligen Zuſtand übergegangen, den der Ausdruck »Seelendämmerung« ſehr paſſend bezeichnet. Das Räuſpern des hecti-

ſchen Conrectors ſtörte ſie längſt nicht mehr; nur einige unverſchämte, in der ſchwülen Sommernachmittagsluft vagirende Fliegen unterbrachen auf Augenblicke ihre beneidenswerthe Ruhe. Andere, in einem nicht viel regeren Zuſtande, verwünſchten die drückende Sonne, welche durch die in allen Regenbogenfarben ſpielenden Scheiben in die geräumige Claſſe brannte, und den Conrector und den Horaz dazu, den ihretwegen immerhin der verfluchte Baum hätte erſchlagen können, bevor er ſie und ihre Leidensgenoſſen auf anderen Schulen durch ſeine unſelige Berühmtheit mit Präparationen, Lectionen und Repetitionen ermüdete. Unluſtig hatten ſie ſich, wie gewiſſe Thiere, in der Hitze ſo dicht auf einander gedrängt, als die Bänke es zuließen. Nur der erſte Platz war noch leer. Er ſchien, wie bei jenem Shakeſpearſchen Mahle, für einen Geiſt aufbewahrt, der nach Belieben die Sterblichen mit ſeiner Erſcheinung erfreute. Die Roſe, welche auf dem Tiſche vor dieſem Platze lag, ſo wie die Thür, deren Eröffnung mit Ungeduld erwartet wurde, nahm die Aufmerkſamkeit der Wachenden am meiſten in Anſpruch. Da ſchlug es in der nahen Thurmuhr halb Drei, und zugleich mit dem Munde etlicher Schlafmüden öffnete ſich die lang beobachtete Thür. Linke, der ewige Schüler, der ewig Jugendliche, trat herein. Er hatte, wie jener griechiſche Neſtor, mindeſtens ſieben Alter der Gymnaſiaſten an ſich vorüber gehen laſſen, ihn aber hatte es nicht berührt. Sein Geiſt war lebhaft und fröhlich, ſein Körper geſund und kräftig, wie damals, als er zum erſten Male in dem langen pfirſichblüthfarbenen Leibrocke ſeines Vaters, in der gelben Schooßweſte und den ſchwarzen Serge-de-Berry-Hoſen, mit zierlichen Taubenflügeln im dürftig gepuderten Haar das Heiligthum der Wiſſenſchaften betrat. Und doch war heute ſein 66ſter Geburtstag, doch feierte er heute die 50ſte Wiederkehr jenes Tages. Neu.

aber durchaus ebenſo gekleidet, als damals, trat er mit hochrothem Geſicht, das gegen das weißgepuderte Haar wunderſam abſtach, wie ein Bräutigam fröhlich, unter die Genoſſen ſeiner Studien. Ein wohlhabender Bäcker, deſſen Söhnen er vor länger als 30 Jahren Privatunterricht gegeben, die nun ſchon längſt in verdienten Würden und Aemtern ſaßen, hatte ihn heute neu gekleidet, hatte zu Mittag mit dem Gleichaltrigen einige Gläſer Rheinweins geleert, die als er die Schule bezog, auf Flaſchen gefüllt, nicht minderen geiſtigen Gehalt geſammelt hatten, als er. Daher die Verſpätung des ſonſt ſo Pünktlichen. Leichten Schrittes, als ob ein überirdiſches Weſen ihn trüge, ſetzte ſich Linke auf den Platz, auf den er ſchon ſeit länger als einem Menſchenalter geſeſſen. Er nahm die Roſe, welche auf dem Tiſche lag, ſah freundlich unter ſeinen Mitſchülern umher, als ſuchte er den, dem er für dieſe Gabe der Liebe zu danken hätte, drückte ſie ſchweigend an ſeine Bruſt, und blickte zur Decke hinauf. Denn er gedachte ſeiner Beate, der Geliebten ſeiner Jugend, die ihn oft in der Roſenblüthe, wenn er an dem Garten ihres Vaters vorüber in die Claſſe ging, mit eben dieſen Blumen, als Zeichen ihrer innigſten Liebe erfreute, ſeiner Beate, deren Namen noch jetzt mit großen lateiniſchen Buchſtaben und von einem Roſen- und Vergißmeinnichtkranze umzogen, in dem Tiſche vor ſeinem Platze geſchnitten ſtand. Aber ſie ſelbſt war ſchon längſt nicht mehr. Seit einem reichlichen Menſchenalter ſchlummerte ſie auf dem ſchönen Gottesacker der Vorſtadt, dem freundlichen Hügel, den die Sonne beim Auf- und Niedergange beglänzt. Der Roſenſtrauch, welchen er auf ihr Grab gepflanzt, war längſt zum ſchönen Baume geworden, unter deſſen Blumenkrone er oft, im Glauben ein Greis, in Liebe und Hoffnung ein Jüngling, der ewigen Vereinigung mit ihr entgegendachte.

Selbſt der Conrector, ein verwitterter Bücherwurm, dem eine, wenn auch ſchlecht conjecturirte Lesart mehr galt als ein freundliches Gemüth, dem in Allem das Dintenfaß über das Weinglas ging, betrachtete den Eintretenden theilnehmender als ſonſt. Wir exponiren, ſprach er mit dünner Stimme, wir exponiren, lieber Linke, des 2ten Buchs 14te Ode, und ſind gerade beim 21ſten Verſe. Wäre es Ihnen gefällig weiter zu machen? Doch zuerſt, wie leſen Sie? Ohne ſich weiter zu beſinnen, las er ohne Anſtoß die Ode bis zum nächſten Punctum aus dem Gedächtniſſe her, denn der gewöhnlichen Schulbücher bedurfte er ſchon längſt nicht mehr:

Linquenda tellus et domus et placens
Uxor, neque harum, quas colis, arborum
Te, praeter invisas cupressos,
Ulla brevem dominum sequetur.

Und wie überſetzen Sie? fragte des Lehrers heiſere Stimme weiter. Mit begeiſtertem Tone entgegnete Linke:

Scheiden wirſt Du von der Erden
Bald, im ſchönſten Jugendtraum
Schläfſt Du, eins mit ihr zu werden,
Unter ihrem Roſenbaum.

Aber, lieber Linke, wollte eben der Schulpedant den halb Verzückten fragen, ſind Sie denn heute —? als der Director des Gymnaſiums nebſt den übrigen Lehrern und Schülern in Feierkleidern hereintraten. »Es lebe Linke, der älteſte Gymnaſiaſt der Welt!« riefen die kleinen Schüler der letzten Claſſe, noch ehe ſie ſollten — »es lebe unſer alter, und doch ewig junger Linke! Vivat hoch.« Darauf, noch ehe der Director die Anrede begin-

nen konnte, die, in ſchönen lateiniſchen Phraſen verfaßt, nicht ſobald vom Stapel laufen wollte, bekränzten die ungeduldigen Kleinen den Jubilar, der gar nicht wußte, wie ihm geſchah. Endlich begann nach vielmaligem Räuspern das ehrwürdige Haupt der Schule mit abgemeſſenen Worten zu dem älteren Schüler alſo: »Quamquam, vir reverendissime, discipule rarissime, collega carissime, quamquam vir, collega, carissime, eruditissime« — doch auf den Flügeln der Superlative wurde das Gedächtniß und die Rhetorik des Scholarchen dahin getragen, von wannen keine Wiederkehr iſt. Zum großen Aerger des ſubtilen Conrectors, welcher bereits ſeine Ohren auf irgend einen Donatſchnitzer oder wenigſtens eine unciceronianiſche Redensart geſpitzt hatte, aber zur großen Freude der verſammelten Jugend, blieb der mit einem ſo fürchterlichen Anlauf beginnende Redner unerbittlich ſtecken, wie ein vom Berge herabrollender Laſtwagen, deſſen Lauf durch den Bruch ſämmtlicher Räder plötzlich gehemmt wird. Linke jedoch ging, noch ehe er gänzlich aushauchte, auf den Redner zu, und drückte ihn, allen Reſpect des erſten Schülers gegen den erſten Lehrer vergeſſend, an ſein überſtrömendes Herz. Dem ſonſt ſo pedantiſchen Manne aber kam dieſe Beredtſamkeit des Gefühls ſehr erwünſcht, indem ſie die verunglückte ſeines Verſtandes gleichſam zu erſticken ſchien, und ſo in der feſten Ueberzeugung, daß ſowohl Lehrer als Schüler der Meinung ſein müßten, er habe, von der Heftigkeit ſeines Gefühls hingeriſſen, die Rede nicht vollenden können, drückte er den laut ſchluchzenden Linke an ſeine Bruſt, und herzte ihn dermaßen, daß der Staub ihrer wohlgepuderten Perrücken zuſammenwirbelnd den Spinnegeweben der geſchwärzten Decke entgegenzog. Dieſer feierliche Actus befreite ſofort die harrenden Primaner von ihrem Horaz und

ihren Bänken. Als hätte Ein Schlag ſie Alle elektriſirt, ſo ſprangen ſie auf, den alten Linke auch ihrerſeits herzlich zu beglückwünſchen. »Das iſt der glücklichſte Tag meines Lebens,« rief dieſer laut ſchluchzend, »das iſt zu viel der Ehre für einen armen Schüler, der ein unnützer Knecht geweſen. Hätte ich nicht längſt durch die Erfüllung der Pflichten eines Berufs, eines öffentlichen Amtes der menſchlichen Geſellſchaft den Tribut abzutragen wenigſtens verſuchen ſollen, den ich ihr ſchuldig war? Aber mein Frieden wäre es nicht geweſen. Ich mußte ewig Schüler bleiben!« — »Und was ſind wir denn anders, die wir es redlich mit der Wiſſenſchaft meinen, liebſter Linke,« ſprach hervortretend der kleine runde Prorector, »was ſind wir denn anders, als Schüler. Sie ſind ſtets das Muſter eines fleißigen und treuen Schülers geweſen, dem Starken ſind Sie ein Sporn der Nacheiferung, dem Schwachen eine Stütze des Fortkommens geweſen. Sie haben den fröhlichen Jünglingen die Laſt des Lernens und uns die des Lehrens erleichtert. Sie haben in ihrem langen, der Wiſſenſchaft geweihten Leben mehr geſammelt, als manche Andere, die viele Univerſitäten bezogen und viele theure Collegia bezahlten. Sie haben auch mich dem Studium und dem Lehrfache gewonnen, als ich mit Ihnen als Schüler vor dieſem Katheder ſaß. Sie haben mir beigeſtanden mit Rath und That; Sie ſind mein Schulcamerad, mein Freund, mein Lehrer in Einer Perſon geweſen. Seien Sie noch lange, recht lange, dem Namen nach unſer Schüler, in der That aber unſer Freund, unſer Mitarbeiter und unſer Lehrer!« Das war zu viel für den beſcheidenen Jubilar. Ueberwältigt ſank er ſeinem alten Schulcameraden in die Arme, und Beide feierten eine Vereinigung ihrer Herzen, die kein lauter Athemzug irgend eines der Anweſenden unterbrach. Selbſt der Di-

rector und der grämliche Conrector, die dieſe Anrede der Würde eines Lehrers dem Schüler gegenüber nicht für angemeſſen erachteten, konnten ihre Augen, aller Anſtrengung unerachtet, nicht ganz trocken erhalten. Doch dem allezeit fröhlichen Linke wurde die Scene bald zu traurig; er fuhr ſich noch einmal ganz verſtohlen mit dem neuen weißen Schnupftuche übers Geſicht, und bat dann ſich und ſeine Mitſchüler für den Reſt des Nachmittags frei, wohl wiſſend, daß er ihnen damit die größte Freude bereiten könne. Indeſſen noch ehe der erhabene Alleinherrſcher ſämmtlicher Gymnaſiaſten ſeinen Mund zu einer feierlichen Gewährung dieſer Bitte zu öffnen vermochte, ergriff Linke ſchon den kleinſten ſeiner Mitſchüler, und zog hinaus ins Freie. Die übrigen folgten in hellen Haufen. Vorm Thore ging es luſtig zu, und bis zum Sonnenuntergange tummelten ſich Alle fröhlich herum. Als aber Abends der Zug in kleineren Gruppen, den Jubilar in der Mitte, am Rathhauſe vorbeizog, da erſcholl aus deſſen Fenſtern plötzlich ein feierlicher Tuſch, und heraus trat eine Deputation des Magiſtrats, die ihn erſuchte, an der drinnen zu ſeiner Ehre veranſtalteten Feier Theil zu nehmen. Zwar war die Perrücke des Puders faſt leer und ſeine Bruſtkrauſe in nicht geringer Verwirrung. Allein, was kümmerte ihn das, den im Leben Größeres nicht gekümmert! Ein paar Mal mit den Händen über den ſtattlichen Hauptſchmuck fahren und ein weniges an der Buſenkrauſe zupfen, das war Alles, was er that, als er, der Einladung freudig Folge leiſtend, von den beiden Abgeſandten geführt, die breite ſteinerne Treppe hinauf, in den Saal trat. Dieſer war mit dem Wappen der Stadt und den Bildern ihrer ehemaligen Conſuln in gewaltigen Perrücken geſchmückt und enthielt eine zahlreiche Verſammlung von Männern und Frauen, denn auch bei den letzteren war Linke ſtets wohl-

gelitten. Als er ſich eben verneigen und die Geſellſchaft begrüßen wollte, da tönte von der Gallerie der Muſiker ein Alles überſchallender Tuſch herunter und aus allen Ecken des alterthümlichen Saales donnerte der Jubelruf: »Es lebe Linke!« Doch der vermochte nichts, als ſtumm und ſprachlos ſich zu verneigen; aber die Lichter der gläſernen Kronen ſpiegelten ſich wunderbar in den Dankesthränen ſeiner Augen. Nähere Bekannte drängten ſich herzu, um ihn beſonders zu beglückwünſchen. Die Enkelin der Schweſter ſeiner Beate überreichte ihm mit einem Roſenkranze einen frommen Wunſch, den ſie, ſeine Schülerin, auf Poſtpapier mit dem noch unſichern Händchen zierlich geſchrieben hatte. Und als er ſich bückte, um die Kleine dafür zu küſſen, da drückte ſie im ſüßen Unverſtande, doch einem höheren Genius folgend, den blühenden Kranz auf das weiße Haupt des Jubilars, der dadurch aufs Höchſte begeiſtert wurde. Wie Anakreon fröhlich, trank und tanzte er mit faſt allen Mädchen und Frauen, und trieb es ſo zum Ergötzen der Anweſenden lange Zeit unermüdlich fort. Als aber die Glocke im Rathsthurme Mitternacht ſchlug, und wie durch einen günſtigen Zufall die Muſiker ſchwiegen, da klatſchte der Begeiſterte in die Hände, und den Muſikern die Königin der Menuetten mit den erſten Tönen bezeichnend, faßte er ſeine liebe Enkelin, wie er ſie nannte, bei der Hand, und tanzte mit ihr, von Vielen gefolgt, in zierlichen Windungen Mozart's unſterblichen Führtanz: »Als ich noch im Flügelkleide.« Kaum aber hatte er ſeine Tänzerin mit altväteriſcher Galanterie auf ihren Sitz zurückgebracht und ihr mit tiefer Verbeugung die Hand allen Ernſtes geküßt, da erfaßte ihn eine unbeſchreibliche Wehmuth, eine unendliche Sehnſucht nach ſeiner geliebten Beate. Hatte er doch, vor vielen Jahrzehenden ein blühender Jüngling, mit der Geliebten ſeiner

Jugend beim damaligen Pfingstschießen in dem nämlichen Saale und zu derselben Stunde zum letzten Male mit ihr getanzt; waren es doch dieselben schmeichelnden Töne, von deren Wohllaut ergriffen, ihnen Beiden damals der Himmel des Lebens aufgegangen war. Leise und unbemerkt schlich er sich aus dem erleuchteten Saale durch die stillen dunkelnden Gassen auf wohlbekanntem Wege dem Thore zu, das zur Ruhestätte der Vorangegangenen führte. Andächtiger als jemals setzte er sich auf den grünen Hügel an den Stamm des Rosenbaumes nieder, dessen Blüthen sich mit denen aus dem Kranze seines Hauptes zum Balsam eines überirdischen Duftes vereinten. Sehnsüchtig blickte er hinauf zu den Sternen, die in stiller Feier am klaren Nachthimmel dahin zogen, der gedenkend, die nun schon lange über ihnen wohnte. So saß er, heiliger Gedanken voll, und seine Gedanken wurden zu Träumen, und seine Träume zu Erfüllungen. Am anderen Morgen, als die Kinder aus der Vorstadt mit ihren Schiefertafeln und Butterbroten zur Schule gingen und an dem Kirchhofsthore stehen blieben, da wurden sie ihres Freundes auf dem wohlbekannten Grabe, unter den Rosen sitzend, gewahr. Aber seine Wangen schienen bleich, seine freundlichen Augen geschlossen. Die Kinder meinten: er spräche mit seiner Beate, als aber Erwachsene hinzukamen, sagten sie: er wäre gestorben. Da jammerten und wehklagten die Kleinen und erzählten das Unglück Jedem, der ihnen begegnete. Und am dritten Tage legte man ihn neben seine Beate. Seine Mitschüler trugen ihn, und die Lehrer und die halbe Stadt geleiteten ihn zur Ruhe. Der Pfarrer aber hielt ihm die Standrede über den Text: »Werdet wie die Kindlein, denn solcher ist das Reich Gottes.«

Rimptsch in Schlesien. Schregel.

# In der Spinnſtube.

Laßt es draußen immer ſchnei'n,
Heimiſch iſt es drinnen,
Wo am Heerd bei Feuerſchein
Fleiß'ge Mägde ſpinnen.
Funken ſprühen im Kamin,
Und die Räder ſurren,
Kater mit dem Bart am Kinn
Thut behaglich ſchnurren.

Wie es heimlich lebt und webt
In dem Stübchen enge!
Vor dem Sinn der Spinn'rin ſchwebt
Mährchenbunt' Gedränge:
Waldes Flüſtern, Schlöſſer-Gold,
Böſer Zauber drinnen.
Um Prinzeſſin, lieb und hold,
Kühne Ritter minnen. —

Eine aus der Mägde Kreis
Blickt ſo ſinnend nieder;
Sie umklingen irr' und leiſ'
Nie geſung'ne Lieder.
Aber bald aus voller Bruſt
Tönen die Geſänge,
Tönen, ihr noch unbewußt,
Wie bekannte Klänge.

Schnurre, ſchnurre, liebes Rad,
Goldnen Faden ſpinne!
Wehmuth mich beſchlichen hat,
Wie ich's überſinne;
Eine will zum Hochzeitszug
Sich das Kleid bereiten,
Andre ſpinnt zum Leichentuch,
Wenn die Glocken läuten.

Schnurre, ſchnurre, liebes Rad,
Goldnen Faden ſpinne.
Nichts auf Erden Dauer hat,
Werd' auch hier ich inne.
Unaufhaltſam rollt und rollt
Rad, wie Well' auf Welle,
Und des Fadens zartes Gold,
Wie zerreißt es ſchnelle!

Königsberg i. P. Arthur Richter.

---

# Zwei Gedichte

von

Herbert Graf d'Harnoncour.

---

## 1. Viſion.

Es ſpiegelte der Mondesſchein
Sich hell an allen Bäumen;
Verſenkt in Denken und allein
Schritt ich in wachen Träumen.

Ich baute in Gedanken mir
Ein Luftſchloß nach dem andern,
Vergaß der ſpäten Stunde ſchier
Bei meinem ſtillen Wandern.

Ich träumte mich von Ruhm gekrönt,
Von Glanz und Macht umgeben,
Und ſah im Reichthum, hocherſehnt,
Mich froh begünſtigt leben.

Sah weiter, immer weiter dann
Die kühnen Pläne ſtreichen:
Ich wollt' auf raſch durchſchrittner Bahn
Ein hohes Ziel erreichen.

Da — plötzlich ſteh' ich Träumer ſtill
An einer Friedhofsmauer,
Und wie ich fürder ſchreiten will,
Durchfließt mich heil'ger Schauer:

Ein Schatten ſteht mit einem Mal
Vor mir, — ein Luftgebilde
In Menſchenform, — vom Mondesſtrahl
Verklärt mit Himmelsmilde.

»O fürchte das Erſcheinen nicht
Des Genius der Todten!«
Zu mir die ſanfte Stimme ſpricht
Des überird'ſchen Boten.

»Du wünſcheſt Dich ſo reich und groß;
Blick' nur auf dieſe Hügel,
Eh' des Entzückens Flügelroß
Zerriß der Wahrheit Zügel.«

Der Schatten ſchwand. Es ſank mein Blick
Zur Erde zagend nieder,
Ich kehrte in mich ſelbſt zurück,
Die Wahrheit fand ich wieder:

»Ob Du im höchſten Glück gelebt,
Lebſt Du nicht mehr — fragt Keiner;
Hat Menſchenlieb' in Dir geſtrebt,
Gedenkt die Menſchheit Deiner!«

## 2. Zwei Worte.

Welch eine Welt von Schmerz
In einem kleinen Wort!
Wie ſich ins heiße Herz
Der Stahl, der kalte, bohrt.

Dies kleine Wort heißt: Tod! —
Drauf ſtarrt des Menſchen Blick
Entſetzt, beim Machtgebot
Vom ewigen Geſchick!

Die ſonſt ſo ſchöne Welt,
So reich an Wunſch und That, —
Als ſichres Leichenfeld
Die Ernte aller Saat!....

Darüber ſtrahlt ein Wort,
Klein auch, doch hehr und rein;
Es zeigt den Zufluchtsort
Und ſchließt das Höchſte ein.

Das zweite Wort heißt: Gott! —
Durchbebt von Fieberfroſt,
Wenn ſchon Verzweiflung droht,
Fühlſt Du in ihm noch Troſt.

Das naſſe Auge ſchaut
Vertrauend himmelan,
Der Seele Klagelaut
Wird zum Gebete dann.

---

# Drei Gedichte

von

Lyda Hecker, geb. Paalzow.

---

## 1. Die ſterbende Mutter.

Wie kommt es nur, geliebtes Mütterlein,
Daß Deine Wangen plötzlich ſich entfärben,
Und nicht mehr blüh'n in zartem Roſenſchein?
»Vom Sterben kommt es, gutes Kind, vom Sterben.«

Nein, nein! Der Tod mit ſeinem Modergraus,
Mit ſeinen abgezehrten Knochenhänden
Darf nicht in unſer friedlich-ſtilles Haus!
»Schon klopft er an, mein Leben zu beenden.«

Ach, öffne ihm, Du ſchönſte Mutter, nicht!
Auf meinen Knieen will ich Dich beſchwören,
Er bleibe draußen bis zum Morgenlicht!
»Doch tritt er ein und Niemand kann ihm wehren.«

Ich will die Lampe, die uns ihm verrieth,
Ganz heimlich in die Nebenkammer tragen,
Daß Dich ſein hohler, ſtrenger Blick nicht ſieht.
»Längſt ſah er mich, und alle Noth und Plagen.«

O bette Dich in meinen Kindesarm,
Daß er verwechſelnd mich ſtatt Deiner faſſe,
Jung, wie ich bin, und friſch und lebenswarm —
»Er weiß, daß ich, ſein wartend, ihn nicht laſſe.«

Mein Gott, mein Gott, was wird zuletzt aus mir?
Schon fühl' ich kaum noch Deines Herzens Pochen ....
»Ergieb Dich drein, der treue Freund iſt hier,
Und hat die welke Blume ſich gebrochen.«

## 2. Die Heimkehr.

Verwundet lag er auf dem Schneegefild'
Von Rußlands Fluren, wie ein Todesbild,
Den Säbel feſt in der geſunk'nen Rechten,
Als drängt' es ihn, ſelbſt ſterbend noch zu fechten.

Doch rief ihn Gott nicht an des Himmels Thor. —
Ein Murmeln dringt an ſein betäubtes Ohr,
Man ſchleppt ihn fort auf endlos langen Wegen,
Man führt Sibiriens Steppen ihn entgegen.

Und Jahr um Jahr verrinnt in Einſamkeit,
Wo nur die Jagd des Kriegers Herz erfreut,
Wo er dem Bären trotzt, und ſchlau und kühn
Den Zobel fängt, den weißen Hermelin.

Man will ihm wohl. Man blickt den ſtarken Mann,
Den unerſchrocknen Jäger gütig an,
So wird er frei. Nach zwanzig Jahreswenden
Darf er zurück, des Lebens Traum zu enden.

Sein Dörfchen liegt, ein kleines Paradies,
In Fliederbüſchen, wie er es verließ,
Der Mai darin, die Nachtigallen ſchlagen
So lieb wie einſt, in ſchöner Jugend Tagen.

Nicht ſatt kann er ſich an der Heimath ſchau'n:
»Ich grüße Euch, Ihr Mäuner und Ihr Frau'n!«
Doch Niemand kennt ihn, ach! und unvernommen
Bleibt ihm das ſüße Liebeswort: Willkommen!

Nun forſcht er, ob die Eltern wohl in Noth?
Die Antwort lautet: »Lange, lange todt!«
Er möchte den Geſpielen ſich entdecken —
Sie ſchlummern alle, ſind nicht aufzuwecken.

Da faſſet wilder Schmerz die Seele ganz —
»So ſaget mir, wo rauſcht der Todtenkranz,
Dem ſchönſten Mädchen, meinem Lieb' gebunden?
Wo ruht Marie? kann Jemand es bekunden?«

Man ſtaunt, man flüſtert: dieſe weilet hier,
Dort ſteht ſie einſam an des Kirchleins Thür,
Es ward Marie mit Blindheit längſt geſchlagen,
Geh' nur zu ihr, ſie wird es ſelbſt Dir ſagen!

Gleich ſchmilzt ſein Herz in ſanfter Rührung hin:
»Sie lebt! Sie lebt! o wohl mir, daß ich bin!«
Er eilt zu ihr, ſie an die Bruſt zu preſſen,
Und jahrelanges Elend iſt vergeſſen.

Marie erzittert. Bei dem erſten Ton
Erkennet ſie die theure Stimme ſchon;
Zu Gott gelobt er, hoch ſie ſtets zu ehren,
Das blinde Weib zu ſchützen und zu nähren.

Und er hielt Wort. — Schon ſchmückt man den Altar,
Bei Orgelklange naht das treue Paar,
Und Segen, reichen Segen fleht dem Bunde
Der Geiſtliche in dieſer Feierſtunde.

## 3. Das Mondlicht.

Die Mutter ſpinnt am Heerde
Und nickt ermüdet ein,
Verſunkener Geberde
Schwieg längſt das Töchterlein.

Es ruht die Hauspoſtille
Vergeſſen auf dem Schooß,
Sie träumt ſich in der Stille
Ein neidenswerthes Loos.

Mit ſeidenen Gewändern
Sieht ſie den Leib geziert,
Mit farbenreichen Bändern
Das Mieder zugeſchnürt.

Um ihre Flechten ſchmieget
Sich zarter Myrthe Grün,
Auf ihrem Buſen wieget
Sich Perle und Rubin.

Ein Ritter naht beſcheiden,
Zu bieten Herz und Hand,
Sie folget, hoch in Freuden,
Ihm in ein ſchön'res Land. —

Zu dieſen wachen Träumen
Stiehlt ſich das Mondenlicht,
Es zittert in den Räumen
So ärmlich und ſo ſchlicht;

Weilt auf den weißen Locken
Der Mutter an dem Heerd,
Die eilig und erſchrocken
Aus ihrem Schlummer fährt.

Und blinzelt, ſpöttiſch nickend,
Dem Mägdlein ins Geſicht,
Das, plötzlich um ſich blickend,
Beſchämt zur Mutter ſpricht.

---

# Gunnlaug Schlangenzunge.

## Ein altnordiſches Dichterleben.

(Nach dem Isländiſchen.)

---

In dem letzten Drittel des zehnten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt lebte zu Borg, im weſtlichen Island, ein reicher angeſehener Mann, Thorſtein Egilsſon, der Abkömmling eines der edlen norwegiſchen Geſchlechter, welche die Heimath verließen, um den ſtolzen Nacken nicht unter Harald's Königsgebot zu beugen. Ihm träumte einmal, wie ein ſchöner Schwan, der ihm zu gehören ſchien, auf dem Firſt ſeines Hauſes ſäße. Und von den Bergen im Norden kam ein großer ſchwarzäugiger Adler und koſ'te mit dem Schwan. Da flog von Süden ein anderer Aar daher und buhlte auch um die Gunſt des ſchönen Vogels. Der ſchwarzäugige warf ſich aber auf ihn, und nach langem Kampfe ſtürzten beide todt von dem Dache. Trauernd blieb der Schwan ſitzen, bis vom Weſten ein Falke kam und ihn mit ſich heim führte.

Ein norwegiſcher Steuermann deutete dem Thorſtein dieſen Traum; er wies die Auslegung unwillig ab. Indeſſen gab er

ſeiner Frau Joſrid vor der Abreiſe zur Landesverſammlung den Befehl, wenn das Kind, deſſen ſie bald geneſen ſollte, ein Mädchen ſei, müſſe ſie es ausſetzen laſſen. Solche Sitte war auf Island damals noch im Brauch, wennſchon Viele ſie grauſam ſchalten. Auch Joſrid's Herz empörte ſich dagegen, wagte aber dem ſtrengen Gemahl nicht offen zu widerſtreben. Sondern als ſie wirklich ein Töchterlein gebar, ſandte ſie es durch einen vertrauten Hirten zu ihrer Schwägerin im Hiardarholt, und verſchaffte dem Knechte Mittel, nach Norwegen zu flüchten. Als Thorſtein heim kam, ward ihm geſagt, das Mädchen ſei ausgeſetzt worden und der Mann entlaufen.

Sechs Winter waren ſeitdem vergangen; da kam an Thorſtein eine Einladung von ſeinem Schwager Olaf Pfau in Hiardarholt. Er ritt hin; und als er mit ſeiner Schweſter Thorgerd auf dem Hochſitz plauderte, erblickte er auf der Bank gegenüber drei kleine Mädchen, darunter eines von beſonderer Anmuth und Schönheit. Er fragte nach ihr, da ſie ihm keine Tochter Olaf's ſchien; und da geſtand die Schweſter, das ſei das Töchterlein, das er damals zur Ausſetzung beſtimmt habe. Thorſtein war nicht erzürnt, im Gegentheil hatte das Kind ihn ſo beſtrickt, daß er ſich glücklich pries und in ſeinem Vaterſtolze der kleinen Helga den Beinamen die Schöne gab, der ihr blieb. Denn nach Jahrhunderten erzählte man noch von ihr als dem ſchönſten Weibe, das je auf Island gelebt habe.

Zwölf Jahre war Helga alt, da ritt eines Abends ein Knabe auf Thorſteins Hof, Guhnlaug, der Sohn Illugs des Schwarzen von Hvitarſida, der nächſt Thorſtein der mächtigſte Häuptling in jener Landſchaft war. Er hatte ſich mit ſeinem Vater überworfen, weil ihm dieſer nicht die Erlaubniß und die Mittel zur großen Reiſe in den Oſten und Süden geben wollte, und

kam nun zu Thorſtein, um bis auf Weiteres bei ihm zu bleiben. Er war nicht ſchön nach dem Geſchmacke des Volkes, denn er hatte ſchwarze Augen und braune Haare. Früh war er entwickelt, über ſeine zwölf Jahre groß und ſtark; ſein Sinn war früh reif, hart und ſtreng, und ſeine ſcharfe Rede brachte ihm den Zunamen Schlangenzunge. Früh war die Gabe der Dichtkunſt in ihm ausgebrochen; jetzt wollte er bei Thorſtein die Geſetze ſeines Vaterlandes lernen, deren Kenntniß einen jeden jungen Isländer unentbehrlich däuchte. Gunnlaug machte ſich in Borg bald beliebt; auch mit Helga verkehrte er viel und manche Stunde ſaß das ungleiche Paar beim Bretſpiele. Eines Tages, da Viele im Saale waren, ſprach er zu Thorſtein: Du haſt mich nun ſchon alle Rechtsfälle gelehrt, nur nicht wie man ſich eine Frau verlobt. Thorſtein lehrte ihn dies. Da ſprach Gunnlaug: ſieh, ob ich Dich begriff; höre zu, ich will mir Deine Tochter Helga verloben! »Thu' nach Deinem Belieben,« entgegnete der Vater; »aber ich nehme Alle, die hier ſtehen, zu Zeugen, daß Deine Worte bloß Formeln und ohne Folgen ſind.« Da verlobte ſich Gunnlaug in aller Weiſe Rechtens Schön-Helga und Thorſtein beſtätigte ihm, daß er ganz richtig verfahren ſei. Das war für Alle eine luſtige Unterhaltung.

Bald darauf kehrte Gunnlaug zu ſeinem Vater zurück, und ſechs andere Jahre verliefen, während denen der junge Mann abwechſelnd in Hvitarſida und in Borg war. So wurden er und Helga achtzehn Jahre. Da bat er ſeinen Vater zum zweiten Male um die Ausrüſtung zur großen Fahrt und dies Mal kaufte ihm Illugi ſofort ein halbes Schiffstheil und Waaren und Vorräthe wurden gepackt. Doch Gunnlaug fand es luſtiger, unterdeſſen bei Helga zu ſitzen. Und einmal ritt er mit Thorſtein auf deſſen treffliche Roßweiden. Bei dem erſten Ge-

ſtüte bot ihm Helga's Vater einen ſchönen Hengſt zum Geſchenk; aber er lehnte es ab, weil er in See wolle. Bei dem zweiten Geſtüte geſchah es ebenſo, und Gunnlaug ſetzte hinzu: Warum bieteſt Du mir nicht lieber das an, was ich gern annähme! Schönhelga, Deine Tochter? »Das geht nicht ſo ſchnell,« antwortete Thorſtein ruhig und begann ein anderes Geſpräch. Aber nach einer Weile verlangte der Jüngling gehörige Antwort auf ſeine Werbung und verſicherte ſeinen Ernſt. Da ſprach der Vater: »Werde zuvor mit Dir ſelbſt einig über das, was Du willſt. Du biſt zur Reiſe fertig und thuſt doch, als ob Du heirathen wolleſt. So lange Du ſo unbeſonnen bleibſt, wird es mit Dir und Helga nichts.« Das nahm der Brauſekopf übel; trotzig rief er: Wo iſt ein beſſerer Freier um Deine Tochter, als der Sohn Illug's des Schwarzen? Wo leben um Borg Größere als er? Grollend ritt er neben Thorſtein her; am anderen Morgen eilte er heim und trug ſeinem Vater die Sache vor. Auch Illugi verwies ihm ſeinen Zwieſpalt, aber ritt ſelbzwölft mit ſeinem Sohne zu Thorſtein auf Freiwerbung. Sie wurden gut empfangen; der Schluß der Verhandlung war die Erklärung Thorſtein's, aus Rückſicht auf die Freundſchaft der Häuſer, wolle er Helga dem Gunnlaug zuſagen, jedoch nicht feſt verloben. Drei Jahre ſolle der junge Mann auf Reiſen ſein und ſich bilden; komme er nach Ablauf dieſer Friſt nicht heim oder gefalle er ihm nicht, ſo ſei er aller Verpflichtung gegen ihn ledig. Damit war Alles zufrieden und in den nächſten Tagen ſtach der Skald in See.

Gunnlaug fuhr zuerſt nach Norwegen, worüber damals Erich Jarl gebot. An deſſen Hofe war kein langes Bleiben für den hitzigen Isländer; denn ſchon beim erſten Erſcheinen beleidigte er den Fürſten, und nur durch Fürſprache ſeiner Freunde kam

er mit dem Leben und der Verbannung davon. In London bei König Ethelred, zu dem er von Drontheim aus fuhr, benahm er sich artiger. Er gewann durch ein Lobgedicht des Königs Gunst, und die Besiegung eines berüchtigten Räubers brachte ihm viel Ruhm. Von dort fuhr er mit Ethelred's Urlaub nach Dublin zum Irenkönig Sigtrygg Seidenbart; beschenkt verließ er ihn nach kurzer Zeit und segelte auf die Orkneys zu Jarl Sigurd Hlödversson, der seine Freundschaft für die Isländer auch an Gunnlaug bewies und ihn gern bei sich behalten hätte; doch dieser schützte vor, er müsse nach Schweden. Auf der Reise dorthin kam er nach Westgautland zu Jarl Sigurd. Es war Jul, und von Erich von Norwegen kamen Gesandte mit Geschenken für den greisen Jarl. Unter den Normännern und Gauten entspann sich da ein Streit über die Vorzüge ihrer Herren, zu dessen Entscheidung der Isländer erkoren ward. Gunnlaug zeigte sich bei dieser Gelegenheit gewandt und klug: in einem kurzen Gedichte gab er scheinbar dem Wirth und Fürsten des Landes den Vorzug; der norwegische Herrscher war jedoch dabei in einer Art bedacht, daß Erich auf Grund dessen die Acht über den Skalden aufhob.

Zum Frühjahr, als die Schweden zur großen Landesversammlung gen Upsal zogen, kam auch Gunnlaug dorthin. Er trat in die Halle des Königs Olaf, ging vor den Herrscher und nannte seinen Namen. Der König wandte sich an einen Mann auf der Bank ihm gegenüber und rief: Rafn, sag' an! was ist an ihm? Da sprach der schöne stattliche Mann: Herr, er ist aus großem Geschlechte und selbst gar wacker. Da mußte sich Gunnlaug zu Rafn setzen; als er zuvor ein Gedicht auf den König vortragen wollte, wies ihn dieser kurz ab: dazu sei jetzt keine Zeit. So war Gunnlaug der Sitzgenosse Rafn's geworden,

ſeines Landsmannes, des Sohnes Oenund's aus Mosfell. Auch Rafn war Skald und galt für einen tüchtigen Mann.

Das Landesding war zu Ende; der König hatte Muße und Gunnlaug Schlangenzunge trat wiederum vor ihn und bat um Gehör für ſein Gedicht. Der König genehmigte es; doch auch Rafn wollte ein Lied vortragen und zwar eher als ſein Genoſſe, weil er früher an den Hof kam. Das erzürnte den Junker von Borg: »Wo iſt mein Vater jemals hinter dem Deinen gegangen?« rief er; »nirgends! und ſo ſoll es auch unter uns ſein!« Rafn gab dem Könige die Entſcheidung und Olaf ſprach: laß dem Gunnlaug ſeinen Willen, er kann es nicht anders vertragen. Da trug Gunnlaug ein langes Gedicht, eine Drapa, auf König Olaf von Schweden vor, und als er fertig damit, fragte der Fürſt den Rafn um ſein Urtheil. Der ſprach: »Es iſt ein gutes Gedicht, Herr, aber unſchön und ziemlich hart, wie der Skald ſelbſt.« Darauf ſagte Rafn ſein Gedicht; es war kürzer, ein Flock; und nun verlangte der König Gunnlaug's Meinung. Der ſprach: »Es iſt ein gutes Gedicht, Herr, zierlich und fein, wie der Skald ſelbſt. Aber weshalb, Rafn, machteſt Du nur einen Flock? däuchte der König Dich keine Drapa werth?« Oenund's Sohn entgegnete: »Brechen wir ab, wir wollen hierüber ſpäter verhandeln,« und bald darauf ward Rafn zum Gefolgsmann des Königs erhoben. Jedoch nicht lange nachher bat er um die Erlaubniß zur Heimfahrt; er erhielt ſie. Aber ehe er aufbrach, kündigte er Gunnlaug die Freundſchaft: »Du wollteſt mich vor den Vornehmen hier verhöhnen; ſei gewiß, ich werde Dir keine geringere Unehre zufügen, als Du mir zudachteſt.« Gunnlaug erwiederte, daß er ſich nicht fürchte und ſich niemals ihm unterordnen werde.

Ueber Drontheim ging Rafn geraden Weges nach Island. Seine zahlreichen und angeſehenen Verwandten und Freunde bewillkommneten ihn freudig; den Winter über blieb er bei ſeinem Vater in Mosfell; zum Sommer ging er auf das Alding, das ſein Vetter Skapti als Geſetzvorſtand leitete. Eines Tages ſprach Rafn zu dieſem: Ich bitte Dich um Deinen Beiſtand; ich will um Helga, die Tochter Thorſtein Egilsſon's werben. »Iſt ſie denn nicht dem Gunnlaug zugeſagt?« fragte Skapti verwundert; aber Rafn entgegnete: Iſt nicht die angeſetzte Friſt verlaufen? ſoll auf den Uebermüthigen gewartet werden? — Da willigte Skapti ein und mit großer Begleitung gingen ſie feierlich zu der Hütte, wo Thorſtein während des Dings wohnte. Skapti brachte in allem Brauche die Werbung vor, doch Helga's Vater erklärte: Erſt mit dem Ende dieſes Sommers ſind die drei Jahre um; Gunnlaug kann noch kommen. »Und wenn er nicht kommt, welcher Hoffnung ſollen wir uns dann tröſten?« fragte Skapti. Dann wollen wir auf der nächſten Sommerverſammlung darüber ſprechen; jetzt halte ich es nicht für angemeſſen, weiter hierüber zu reden. Und damit trennten ſich die Männer. — Gunnlaug kam nicht heim. Da brachte auf dem nächſten Landesding Skapti ſeines Vetters Werbung noch einmal und mit allem Nachdruck vor Thorſtein und ſprach dieſen von aller Verbindlichkeit gegen Gunnlaug frei. Dieſer ſagte: »Ich habe wenig Töchter zu verloben und wünſche nicht, daß ſich die Männer um ſie ſtreiten;« und er ging zu Illugi und fragte ihn, ob auch er ihn für ledig gegen ſeinen Sohn halte. Der ſprach, er müſſe es und könne auch nichts hierbei thun, denn er wiſſe von Gunnlaug gar nichts. Da endlich ſetzte Thorſtein mit Skapti feſt, wenn Gunnlaug nicht in dieſem Sommer heimkomme, ſolle auf Wintersanfang Rafn's Brautlauf mit Helga in Borg gehalten

werden; komme Gunnlaug, so gelte dieſe Verabredung nichts. Damit ritten die Männer vom Dinge heim.

Wo blieb aber Gunnlaug Schlangenzunge unterdeß? — Bald nach Rafn hatte er den König Olaf von Schweden reich beſchenkt verlaſſen und war nach ſeinem Verſprechen zu Ethelred von England zurückgekehrt. Hier erhielt er den begehrten Urlaub nicht, denn bei dem drohenden Angriff Knut Sveinſon's von Dänemark wollte der König des tüchtigen Mannes nicht entrathen. Erſt im zweiten Sommer, als die Dänen nicht kamen, ward Gunnlaug entlaſſen und eilte gen Norwegen, um hier ein Schiff nach ſeiner Heimath zu finden. Er lehnte Erich Jarl's Einladung, bei ihm zu bleiben, ab, denn er müſſe zu ſeiner Braut nach Island. Doch es war bereits ſpät im Jahre; alle Islandfahrer waren ſchon abgeſegelt und zufällig nur lag ein verſpäteter, es war Halfred Vandraedaſkald, noch unter dem Agdanes. Freudig nahm dieſer den berühmten Landsmann auf, und günſtiger Wind trieb ſie in See. Da erzählte nun Hallfred von Rafn's Werbung um Helga; Gunnlaug dichtete einige ſcharfe Weiſen auf ſeinen Gegner und pries in anderen ſeine ſchöne Braut. So landeten ſie an Islands Küſte im Thorsnesding bei Hraunhöfn. Der Sommer war vorüber und nur ein halber Monat war noch bis zum Wintertage.

Als die Männer abluden, kam ein Bondenſohn aus Melrackaſletta an den Strand, Thord geheißen, ein Raufbold, und forderte zum Ringkampf heraus. Er warf Alle, nur mit Gunnlaug ſollte er es den anderen Tag erſt verſuchen. Und in der Nacht betete er zu ſeinem Patron Thor um den Sieg; als er mit dem Skalden rang, ſchlug ihm dieſer ein Bein unter, daß er ſtürzte; aber Gunnlaug hatte ſich dabei den Fuß ausgerenkt und fiel mit zu Boden. »So wird Dir es auch bei anderer Ge-

legenheit gehen, rief Thord lachend.« Wobei? fragte Gunnlaug. »Nun bei dem Handel mit Rafn, der auf Wintersanfang mit Schön-Helga hochzeitet; ich war auf dem Ding dabei, als man es abmachte.« Der Skald antwortete kein Wort; sein Fuß ward eingerenkt, geschwoll aber stark. Trotzdem ritt er mit Hallfred nach dem Borgarfiord und kam den Sonnabend zu seinem Vater Illugi, als zu Borg der Brautlauf gefeiert ward. Er wollte sofort hin, sein Vater verbot es jedoch und Alle stimmten bei. Der schlimme Fuß zwang Gunnlaug sich zu fügen. — Die Hochzeit in Borg war prächtig, aber die Braut traurig und das alte Sprichwort bewährte sich: alte Liebe rostet nicht. Das junge Paar zog nach Mosfell; und eines Morgens, da Helga schon wachte, lag Rafn in schweren Träumen und stöhnte. Sie fragte ihn darum. Mir war, antwortete er, als stäche mich in Deinen Armen eine Schlange; mein Blut röthete Dein Bett, und Du vermochtest nicht die Wunde zu verbinden. Kalt sprach die junge Frau: »Käme es so, ich würde nicht drum weinen. Ihr betrogt mich schändlich; Gunnlaug wird heimkehren!« Bald darauf verbreitete sich die Kunde, daß er wirklich gekommen sei; da ward Helga so unfreundlich gegen Rafn, daß er sie nicht daheim zu halten vermochte und mit ihr nach Borg ritt. Nach dem Jul war in Skaney eine Hochzeit, zu der Thorstein's und Illug's Häuser geladen waren. Als Gunnlaug keine Anstalt zu der Fahrt machte, sprach sein Vater: »Freund, Du mußt mitkommen; was willst Du die Sehnsucht nach einer Frau in Dich hineinfressen? Vergiß, und kümmere Dich überhaupt niemals um ein Weib!« Da ging er mit. Illugi und die Seinen saßen auf dem Hochsitz; ihnen gegenüber Rafn mit seiner Sippe. Auf der Querbank waren, wie gewöhnlich, die Frauen, und den Ehrenplatz neben der Braut nahm Schön-Helga ein. Ihre Au-

gen ſchweiften gar oft nach Gunnlaug, denn das Sprichwort iſt wahr: die Augen einer Frau ſind ihres Herzens Zeugen. Der junge Mann war aber auch des Feſtes Zier; wie herrlich ſah er aus in dem Prachtkleide, das König Sigtrygg von Irland ihm verehrte!

Sonſt war wenig Freude auf der Hochzeit; die Spannung der beiden großen Geſchlechter ließ ſie nicht gedeihen und man brach früh auf. Da ging Gunnlaug auf Helga zu und redete lange mit ihr, und er nahm den Mantel von der Schulter, den ihm König Ethelred geſchenkt, und gab ihn der Geliebten. Draußen ſtunden die Pferde geſattelt und gepackt. Gunnlaug ſprang raſch auf ein Roß und jagte nach dem Hofzaun, wo er Rafn ſah. Eilig trat der bei Seite; da rief Gunnlaug: Spring' nicht fort, ich will Dich nicht erſchrecken; man ſieht aber, daß Du ein ſchlechtes Gewiſſen haſt. Rafn brachte da ein paar Verſe vor: es zieme ſich nicht für ſie, um ein Weib zu ſtreiten; es gebe ja noch viele treffliche Frauen. »Mag ſein,« antwortete Schlangenzunge, »aber ich glaube nicht daran.« — Darauf trennte man die Beiden und ſie ritten heim. Seit dieſem Tage empfing Rafn von Schön-Helga kein Wort und keinen Blick.

Auf der Landesverſammlung im Sommer waren alle angeſehenen Männer jenes Viertels beiſammen, und eines Tages bat nach den Verhandlungen Gunnlaug um das Wort und rief: Iſt Rafn Oenundsſon hier? Rafn meldete ſich. Drauf ſprach Gunnlaug Schlangenzunge: »Du weißt, daß Du meine Braut heirathetest; Du handeltest darin als mein Feind, und ich fordere Dich hiermit zum Kampf binnen hier und drei Tagen auf dem Holme in der Oeraraa.« Rafn nahm die Forderung an; weil die Holmgänge vom Geſetze noch erlaubt waren, konnte Niemand etwas dagegen thun. Nach drei Tagen fanden ſich die beiden

Gegner mit vielen Freunden auf dem Kampfplatze ein. Gunnlaug's Beistand war sein Bruder Hermund, Rafn's Schild hielt Swerting, der Sohn Hafrbiörn's. Wer verwundet würde, sollte sein Leben mit drei Mark vom Holme lösen. — Rafn hatte als Geforderter den ersten Hieb; sein Schwert fuhr tief in des Gegners Schild, aber der Hieb war zu stark, die Klinge sprang und verletzte Gunnlaug leicht am Backen. Die Väter und viele andere Freunde sprangen von beiden Seiten nun dazwischen und hinderten die Fortsetzung des Kampfes. Gunnlaug erklärte den Rafn für besiegt, weil er waffenlos geworden, Rafn den Gunnlaug, weil er verwundet war. Ingrimmig sprach Schlangenzunge: Ich wünsche, daß wir uns ein ander Mal treffen, wo mein Vater Illugi uns nicht trennen kann. Den anderen Tag wurden durch Landesbeschluß die Holmgänge für ewig auf Island aufgehoben.

Auf diesem Dinge sprachen sich auch Helga und Gunnlaug wieder einmal. Beim Abschiede sah sie dem Geliebten lange nach, der sie in einem Gedichte über diese Begegnung dem Monde verglich, welcher in die Nacht scheint.

Einige Zeit nachher lag Gunnlaug eines Morgens noch in seinem Bette, während alle Uebrigen längst außer dem Hause waren. Da öffnete sich die Thür und herein schritt Rafn, selbzwölft, alle in vollen Waffen. Rasch fuhr jener empor und griff zu seinem Schwerte; aber sein Feind rief ihm zu: »Fürchte nichts; ich komme nur, Dir etwas zu sagen. Du fordertest mich neulich, doch der Kampf däuchte Dich unentschieden. Ich schlage Dir nun vor, daß wir Beide nächsten Sommer nach Norwegen zum Holmgange fahren; da werden die Unseren nicht dazwischen springen!« Voller Freuden nahm Gunnlaug die Forderung an; mit Leid hörten es alle Verwandte, aber die Erbitterung der

beiden Männer ließ keine Verſöhnung zu; das Geſchick mußte ſich erfüllen.

Mit Rafn fuhren ſeine Vettern Grim und Olaf; er ſegelte nach Drontheim und wartete hier den Winter und den Sommer auf Gunnlaug; den anderen Winter weilte er in Liſangr und vernahm noch immer nichts von ſeinem Gegner. Der war ſpäter von Island ausgefahren und zuerſt nach den Orkneys geſegelt. Da begleitete er den Jarl Sigurd auf einem Wikingszuge mit Ruhm; dann fuhr er nach Norwegen zu Erich Jarl und blieb den Winter dort. Der Fürſt kannte den Handel mit Rafn und verbot bei Acht den Kampf in Norwegen. Unter den Hofleuten gingen indeſſen allerlei Spottreden und höhniſche Darſtellungen auf den Zweikampf, der nicht ſtattfinde, und gereizt davon bat Gunnlaug den Jarl um Geleit nach Liſangr. Weil dieſer wußte, daß Rafn von dort nach Schweden hatte aufbrechen wollen, erfüllte er des Skalden Begehr.

Gerade den Tag, an deſſen Abend Gunnlaug nach Liſangr kam, war Rafn von dort abgereiſt; er folgte ihm nach und traf ihn endlich zwiſchen zwei Waſſern auf dem Gleipnisfelde. Beide waren erfreut, ſich endlich zu erreichen und der Kampf begann unverzüglich; auf jeder Seite ſtunden fünf, denn die Freunde wollten Theil am Gefechte haben. Sie fielen Alle und nun erſt wandten ſich Gunnlaug und Rafn gegen einander. Lange ſchlugen ſie ſich ohne Erfolg; endlich führte Schlangenzunge einen glücklichen Streich und hieb des Gegners Fuß ab. Er erklärte darauf, gegen einen Verſtümmelten kämpfe er nicht weiter; aber Rafn bat um einen Trunk Waſſers, dann werde er vermögen den Kampf fortzuſetzen. Gunnlaug argwöhnte eine Hinterliſt, doch Rafn verſchwur ſich dagegen, und nun holte jener in ſeinem Helme dem Feinde den Labetrunk. Und wie er ihm

ſelben hinreichte, zuckte Rafn das Schwert und ſchlug ihm eine tiefe Wunde in den Kopf. Da rief Gunnlaug: »So betrogſt Du mich doch in unmännlicher Art, wie ich es Dir zutraute!« und Rafn antwortete: Deine Vorwürfe ſind gerecht, aber mich trieb es dazu, denn ich gönne Dir nicht Schön-Helga's Umarmung. — Der Kampf wurde fortgeſetzt; Rafn ließ ſein Leben; die Gefallenen wurden von den beiden norwegiſchen Geleitsmännern beſtattet. Sie brachten auch den Gunnlaug nach Lifangr zurück; dort lag er drei Tage, ward von einem Prieſter verſehen, ſtarb und man begrub ihn in der Kirche.

In derſelben Nacht träumte den Vätern Gunnlaug's und Rafn's, daß ihre Söhne blutig zu ihnen kamen und ihren Tod in einem Liede anzeigten. Drei Männer aus Oenund's Geſchlecht fielen der Blutrache.

Schön-Helga ward kurz nachher von ihrem Vater einem reichen angeſehenen Manne vermählt, Thorketil Hakelsſon von Hraundal, der auch ein Skald war. Die Ehe war ohne Liebe, denn ihr Herz hing unverändert an Gunnlaug, aber ſtill und friedlich. Die liebſte Freude Helga's war, den Mantel vor ſich auszubreiten, den ihr Gunnlaug auf jener Hochzeit ſchenkte, und in Erinnerung verſenkt auf ihn zu ſchauen. —

Da kam ein großes Sterben über Island; auch Helga ward von der Seuche ergriffen, kam aber nicht zum Liegen. Und eines Sonnabends ſaß ſie in der Stube, den Kopf auf des Gatten Schooß, und ſie bat Gunnlaug's Mantel zu holen und vor ihr auszulegen. So geſchah es; da raffte ſie ſich auf, ſah lange auf das Gewand, das der Geliebte getragen, und fiel

dann in die Arme Thorketil's zurück. Sie war verschieden. Thorketil feierte sie in einem Gedichte, und durch Jahrhunderte erzählte man noch auf Island von Schön-Helga und Gunnlaug Schlangenzunge.

Gräz in Steiermark. Karl Weinhold.

---

# Drei russische Volkslieder

mitgetheilt von

Elisabeth Bagréef-Speranski.

---

## I.

Wie schön bist Du, Du weites freies Feld!
Mit feinem, weichem Rasen grün geschmückt,
Mit blau und rothen Blümlein bunt verziert!
Nur Ein's ist mir nicht recht, Du schönes Feld!
In Deiner Mitte hebt ein Hügel sich,
Und auf dem Hügel sitzt ein schwarzer Aar.
Er sitzt behaglich und zerfleischt den Raub,
Den Raub — den jungen Falken. Blutbefleckt
Ist Deine Flur, Du freies, schönes Feld!
Mit blut'gen Federn Deine Pracht entstellt
Und blut'ger Flaum erfüllt ringsum die Luft.
Doch nicht nur um den Falken thut mir's leid:
Am Fuß des Hügels liegt ein Jüngling todt.

Zermalmt, zerſchmettert iſt ſein kräftiger Leib;
Durchbohrt, durchſchoſſen iſt ſein wackres Herz; —
Um den thut mir's ſo leid, Du ſchönes Feld! —
Den Schwalben ähnlich, die ihr leeres Neſt
Mit Wehgeſchrei umkreiſen, jammern laut
Im öden, väterlichen Haus daheim
Des Jünglings Mutter, Schweſter und ſein Weib.
Der Mutter Schmerz fließt wie ein tiefer Fluß,
Dem ſtillen Bache gleich der Schweſter Weh,
Wie Morgenthau des jungen Weibes Thränen. —
Geht neu die Sonne auf: Lebt wohl ihr Zähren!

## II.

Sie geht am Geſtade und ſammelt im Sande
Viel giftige Wurzeln; dann braut ſie geſchwinde
Den tödtlichen Meth und reicht dem Geliebten
Mit ſchmeichelndem Koſen den giftigen Trank.
Und wie er nun niederſinkt, ohne Beſinnung,
Da fragt ſie ihn höhniſch: »Sag' an, meine Hoffnung!
Wie ſchmeckt Dir der Meth? Biſt wach oder ſchläfſt Du?
So gieb mir doch Antwort!« — »»Nicht ſchlafe, noch wach' ich.
Ich liege im Traume, im Traume des Todes!
Du haſt mich vergiftet, Du grauſame Schöne!
Ihn, den Du getödtet, mußt Du nun begraben.
Doch nicht dort im Kirchhof! im Felde, im freien,
Am Wege, am breiten, ſollſt Du mich beſtatten;
Zu Häupten das Kreuz, auf die Bruſt meine Pfeile,
Mein Roß mir zu Füßen, zur Seite die Zither.
Kommt dann aus der Ferne ein Greis hergewandert,
Vor meinen Gebeinen verneigt er ſich ſicher
Im ſtillen Gebete! Und freudig ergreifet
Die Zither der Jüngling, der Jäger die Pfeile!
Die Reiter — ach! wären es Freunde und Brüder! —
Sie ſchwingen ſich fröhlich aufs feurige Roß.««

## III.

Dank ſei Dir, mein blauer Krug!
's hat aus Dir ein einz'ger Zug
Meinen Gram gelindert.
Grau iſt jetzt mein blondes Haar,
Tief gebeugt mein kühner Muth,
Doch nicht durch die Jahre!
Nein! durch Elend und durch Noth,
Durch der Armuth trocknes Brod,
Durch der Menſchen Bosheit.
Denn, beſtimmt zu ſtetem Leid,
Ward in Thränen ich gezeugt
Und getauft mit Thränen.
Ja, ſogar das treu'ſte Herz,
Einſt mein Licht, mein Leben,
Brachte mir nur tiefern Schmerz!
Es erloſch des Auges Glanz,
Zu zerſpringen droht die Bruſt
Von dem bangen Schluchzen.
Du mein blauer Krug allein
Milderſt meine Noth und Pein, —
Dank Dir für die Lind'rung.

# An die Todten!

## Aus dem Däniſchen des Schack-Staffeldt.

Mitgetheilt von P. J. Willatzen.

---

Schlummert ſüß im ſtillen Grab,
Das mit Blumen ſich umſchlinget!
Vöglein in der Linde ſinget,
Freundlich ſieht der Mond herab.

Schlummert ſüß im ſtillen Grab!
Blumen welken nun und Blätter,
Und es ruft ein herbſtlich Wetter
Die Natur zur Ruh' hinab.

Schlummert ſüß im ſtillen Grab!
Euch zu Häupten wog' es, wall' es:
Früh folgt oder ſpät doch Alles
Euch zur heil'gen Ruh' hinab.

Schlummert ſüß im ſtillen Grab!

---

# Drei Gedichte

## nach dem Ungriſchen des Johann Arany von Kertbeny.

---

### 1. Die Mutter des Königs Mathias.

Raſch ſchrieb ſie ein Brieflein
Im herzlichen Triebe,
Sie weinte es voll auch
Mit Thränen der Liebe.

Dem Sohne ſoll bringen
Es Botſchaft erfreulich,
Nach Prag hin, wo dieſer
In Haft ſaß ſo gräulich.

»Mein Kind, o nicht rühre
»Aus Prag Dich, vom Orte;
»Bald löſe ich aus Dich
»Und ſprenge die Pforte.

»All' Gold und all' Silber
»Will gern ich entbehren,
»Mir liegt nur am Herzen
»Dein baldig Heimkehren!

»Nicht rühr' Dich, nicht reg' Dich,
»Mein einziges Leben!
»Wer bliebe mein Kind dann,
»Verdirbt Dich ihr Streben?

Zu Hunyady Matyas
»Dies Brieflein soll wandern;
»Ihm geb' man's zu Handen,
»Doch keinem der Andern!«

Sie siegelt mit schwarzem
Baumharze das Schreiben;
Die Knechte umsteh'n sie,
Den Dienst zu betreiben.

»Wer trägt mir am schnellsten
»Nach Prag diese Zeilen?
»Das Roß sei sein eigen,
»Der schnellstens will eilen!«

»»Ich trag' es und wag' es,
»»Fünf Tage ich fahre!««
»Dem Mutterherz sind, ach!
»Fünf Tage, fünf Jahre!«

»»Ich bringe Dir Antwort
»»Zurück in drei Tagen!««
»Das wären drei Monden
»Dem Herzen voll Zagen.«

Da zeigt sich ein Rabe
Jetzt flugs im Gefilde,
So schwarz wie der Rabe
In Hunyadis Schilde.

Aus schwarzem Gewölke
Herabstieß zum Biß er,
Den Händen der Mutter
Das Brieflein entriß er.

»Nur eilig! Dem Vogel
»Entreiße den Brief man!«
Zu ſchießen den Räuber,
Allſeitig entlief man.

Man ſchoß auch der Vögel
Wohl hundert und mehr noch,
Den Briefdieb doch ſucht man
Vergeblich umher noch.

Bis Abends durchzieh'n ſie
Den Wald wie Geſpenſter;
Da klopft 'was tief nächtlich
Der Wittwe ans Fenſter.

»Wer klopft denn? Ein Rabe!
»Nicht laßt ihn entweichen!
»Er hat meinen Brief noch, —
»Wenn nicht einen gleichen!«

»Doch roth iſt das Wachs dran..
»O köſtliche Spende!
»Geſegnet, geküßt ſei
»Die Schrift ſeiner Hände!«

## 2. Die Nähmädchen.

Die Erſte: Mädchen, Hochzeit giebt's und Feſte,
Seht dies viele Volk der Gäſte!
Weißes Linnen, breite Ränder
Und im Winde flattern Bänder.

Die Zweite: Weder Cymbalklang noch Geigen?
Welch' betrübter Hochzeitreigen!
Möchte nicht ſo ſtill getraut ſein,
Möchte nicht dabei die Braut ſein.

»Zu Hunyady Matyas
»Dies Brieflein soll wandern;
»Ihm geb' man's zu Handen,
»Doch keinem der Andern!«

Sie siegelt mit schwarzem
Baumharze das Schreiben;
Die Knechte umsteh'n sie,
Den Dienst zu betreiben.

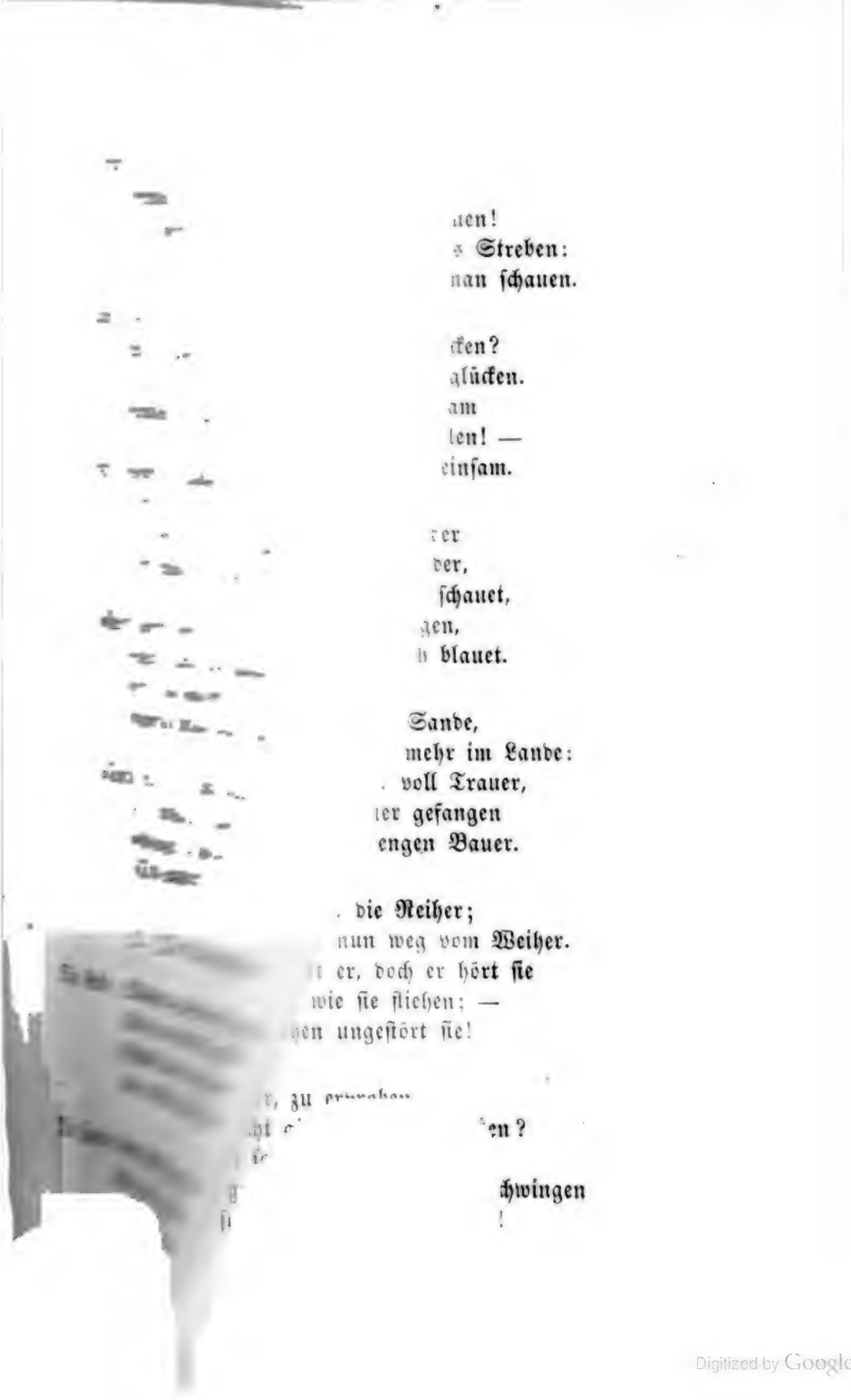
»Wer trägt mir am schnellsten
»Nach Prag diese Zeilen?
»Das Roß sei sein eigen,
»Der schnellstens will eilen!

»»Ich trag' es und wag' es,
»»Fünf Tage ich fahre!«
»Dem Mutterherz sind
»Fünf Tage, fünf Jahr

»»Ich bringe Dir Antwo
»»Zurück in drei T
»Das wären drei
»Dem Herzen vo

Da zeigt sich ein
Jetzt flugs in
So schwarz
In Hun

Aus schwa
Herab



uen!
s Streben:
nan schauen.

cken?
glücken.
am
len! —
einsam.

er
der,
schauet,
gen,
h blauet.

Sande,
mehr im Lande:
voll Trauer,
ter gefangen
engen Bauer.

die Reiher;
nun weg vom Weiher.
t er, doch er hört sie
wie sie fliehen; —
gen ungestört sie!

r, zu erwachen
ht
en?

chwingen
!

Digitized by Google

Armer Vogel, armer Narr Du,
Auf der Schwingen Wuchs nicht harr' Du.
Denn wenn ſie auch wüchſen heute,
Stutzen wieder Dein Gefieder
Dir ſogleich die böſen Leute!

---

# Aus Saadi's perſiſchen Gaßideten.

Mitgetheilt von

O. M. Freiherrn von Schlechta.

---

Auf Waſſer iſt die Welt gebaut,
Das Leben iſt ein Schein.
Wer nicht auf Welt und Leben baut,
Deſſ' Sklave will ich ſein.

Ja, Leben iſt ein Haus voll Trug,
Geſtützt auf loſen Sand,
Ein flatternd Licht im Windeszug
An offnen Fenſters Rand.

Und ſicher wandelt Einer nicht
In dieſem Erdenpark,
Wo Schickſalsſturm durch Bäume bricht,
Die ragen ahornſtark.

Jahrhundert kommt, Jahrhundert geht,
Der Tag erwacht und ruht,
Und bei Bagdad, das annoch ſteht,
Rollt annoch Tigrisfluth.

Doch ob auch dauern Strom und Stadt,
Das Chalifat verſchwand.
Darum, was keine Währung hat,
Dem bleibe abgewandt.

Und kannſt Du es, — an Früchten reich,
Wie edle Palmen ſei!
Wo nicht: der Bergcypreſſe gleich,
Erhaben, — einſam, — frei!

---

## Des Hinduprieſters Taufſpruch.

Holdes Kindlein, das mit Weinen
Eintritt durch des Lebens Thor
In den Kreis beglückter Deinen,
Der Dich lächelnd hebt empor;

Wenn nach Kampf und Luſt und Leiden
Dieſes Thor dereinſt ſich ſchließt,
Mögeſt Du mit Lächeln ſcheiden,
Während rings die Thräne fließt.

Eduard Mautner.

# [illegible] des Herz.

---

[illegible]

[illegible]

[illegible]

# An den Epheu.

(Nach dem Engliſchen.)

---

Wie konnte doch der Vorzeit Phantaſie
Den Gott des Weins mit Deinen Zweigen kränzen,
Und Dich, Du Sinnbild der Melancholie,
Der Rebe einen, bei Gelag' und Tänzen?
Nein, Deine Heimath iſt, wo Feſtespranger
Und Jubeltöne lange ſchon verrauſcht,
Wo Rundgeſänge mächtig einſt erklangen,
Nach denen jetzt das Ohr vergebens lauſcht.

Der Römer ſchmückte auf des Kampfes Feld,
Wo Könige ſich ſeinen Adlern ſchmiegten,
Mit Deinem Laub frohlockend das Gezelt
Der Tapfern, die in heißen Schlachten ſiegten.
Doch mochten dort in üppig grüner Fülle
Auch triumphirend Deine Zweige ſchwanken,
Du liebeſt mehr in Einſamkeit und Stille
Des Siegers Grabesſtätte zu umranken.

Und wo die Söhne grauen Alterthums,
Wo Barden ruh'n und Helden früher Tage —
Wo durch die Hallen längſtverklung'nen Ruhms
Erſeufzet winterlicher Stürme Klage —
Wo mit der Jahre ſtillgeſchäftgem Müh'n
Der Schönheit und der Größe Spuren ſchwinden —
Da ſieht man Dich in ſtillem Unmuth blüh'n
Und Deine Kränze um die Gräber winden.

# An die Todten!

## Aus dem Däniſchen des Schack-Staffeldt.

Mitgetheilt von P. J. Willatzen.

---

Schlummert ſüß im ſtillen Grab,
Das mit Blumen ſich umſchlinget!
Vöglein in der Linde ſinget,
Freundlich ſieht der Mond herab.

Schlummert ſüß im ſtillen Grab!
Blumen welken nun und Blätter,
Und es ruft ein herbſtlich Wetter
Die Natur zur Ruh' hinab.

Schlummert ſüß im ſtillen Grab!
Euch zu Häupten wog' es, wall' es:
Früh folgt oder ſpät doch Alles
Euch zur heil'gen Ruh' hinab.

Schlummert ſüß im ſtillen Grab!

# Drei Gedichte

## nach dem Ungriſchen des Johann Arany von Kertbeny.

---

### 1. Die Mutter des Königs Mathias.

Raſch ſchrieb ſie ein Brieflein
Im herzlichen Triebe,
Sie weinte es voll auch
Mit Thränen der Liebe.

Dem Sohne ſoll bringen
Es Botſchaft erfreulich,
Nach Prag hin, wo dieſer
In Haft ſaß ſo gräulich.

»Mein Kind, o nicht rühre
»Aus Prag Dich, vom Orte;
»Bald löſe ich aus Dich
»Und ſprenge die Pforte.

»All' Gold und all' Silber
»Will gern ich entbehren,
»Mir liegt nur am Herzen
»Dein baldig Heimkehren!

»Nicht rühr' Dich, nicht reg' Dich,
»Mein einziges Leben!
»Wer bliebe mein Kind dann,
»Verdirbt Dich ihr Streben?

»Zu Hunyady Mathas
»Dies Brieflein ſoll wandern;
»Ihm geb' man's zu Handen,
»Doch keinem der Andern!«

Sie ſiegelt mit ſchwarzem
Baumharze das Schreiben;
Die Knechte umſteh'n ſie,
Den Dienſt zu betreiben.

»Wer trägt mir am ſchnellſten
»Nach Prag dieſe Zeilen?
»Das Roß ſei ſein eigen,
»Der ſchnellſtens will eilen!«

»»Ich trag' es und wag' es,
»»Fünf Tage ich fahre!««
»Dem Mutterherz ſind, ach!
»Fünf Tage, fünf Jahre!«

»»Ich bringe Dir Antwort
»»Zurück in drei Tagen!««
»Das wären drei Monden
»Dem Herzen voll Zagen.«

Da zeigt ſich ein Rabe
Jetzt flugs im Gefilde,
So ſchwarz wie der Rabe
In Hunyadis Schilde.

Aus ſchwarzem Gewölke
Herabſtieß zum Biß er,
Den Händen der Mutter
Das Brieflein entriß er.

»Nur eilig! Dem Vogel
»Entreiße den Brief man!«
Zu ſchießen den Räuber.
Allſeitig entlief man.

Man ſchoß auch der Vögel
Wohl hundert und mehr noch,
Den Briefdieb doch ſucht man
Vergeblich umher noch.

Bis Abends durchzieh'n ſie
Den Wald wie Geſpenſter;
Da klopft 'was tief nächtlich
Der Wittwe ans Fenſter.

»Wer klopft denn? Ein Rabe!
»Nicht laßt ihn entweichen!
»Er hat meinen Brief noch, —
»Wenn nicht einen gleichen!«

»Doch roth iſt das Wachs dran ..
»O köſtliche Spende!
»Geſegnet, geküßt ſei
»Die Schrift ſeiner Hände!«

## 2. Die Nähmädchen.

Die Erſte: Mädchen, Hochzeit giebt's und Feſte,
Seht dies viele Volk der Gäſte!
Weißes Linnen, breite Ränder
Und im Winde flattern Bänder.

Die Zweite: Weder Cymbalklang noch Geigen?
Welch' betrübter Hochzeitreigen!
Möchte nicht ſo ſtill getraut ſein,
Möchte nicht dabei die Braut ſein.

Die Dritte: Wen auch mag solch' Brautzug locken,
Läutet man dazu die Glocken!?
Vor ihm her zieh'n Trauersänge,
Weinend folgt dem Zug die Menge.

Die Vierte: Keiner Braut gilt dieses Klagen;
Grünen Sarg sechs Bursche tragen,
Und ein Bräut'gam ist's anscheinend,
Vater, Mutter folgen weinend.

Die Fünfte: Vater, Mutter wohl erkenn' ich,
Doch nicht gern die Armen nenn' ich,
Denn das Herz wird, wollt' ich sprechen,
Einer von uns Fünfen brechen.

Die Erste: Mädchen, ach, kommt hin zur Leiche,
Seht Euch heut' an jene bleiche,
Und mich selbst dann, frei von Sorgen,
Tragt im grünen Sarg Ihr Morgen!

## 3. Der gefangene Storch.

Dort im Hofe bei der Scheune
Steht ein Storch auf einem Beine,
Möchte gerne aufwärts dringen
In die Leere, über Meere, —
Doch gestutzt sind ihm die Schwingen!

Und er grübelt im Verdrusse;
Langweilt's ihn auf einem Fuße,
Setzt das and're Bein er nieder;
Macht dies müde ihn und müde, —
Nun, so wechselt er dann wieder.

Seinen Hals bog er zur Seite,
Schaute gerne in die Weite,
Doch vier Wände, sie verbauen!
Nichts d'rum eben nützt dies Streben:
Nicht durch Mauern kann man schauen.

Doch zum Himmel könnt' er blicken?
Das auch mag ihn nicht beglücken.
Freie Störche dort gemeinsam
Ohne Weilen heimwärts eilen! —
Er nur bleibt zurück hier einsam.

Immer harrt er, daß ihm wieder
Wachsen werde sein Gefieder,
Um zum Himmel, den er schauet,
Aufzufliegen, sich zu wiegen,
Wo der Freiheit Heimath blauet.

Herbstlich wird's im gelben Sande,
Keinen Storch giebt's mehr im Lande:
Einen nur: ihn, der voll Trauer,
Und voll Bangen hier gefangen
Schmachtet, wie im engen Bauer.

Bloß noch sind zurück die Reiher;
Sie auch zieh'n nun weg vom Weiher.
Auf nicht blickt er, doch er hört sie
Oben ziehen, wie sie fliehen; —
Und wie ziehen ungestört sie!

Oft versucht er, zu erproben,
Ob's nicht ginge doch nach Oben?
Ei, wie sollte dies Begehren
Nicht gelingen!? — wenn die Schwingen
Nur so arg gestutzt nicht wären!

Armer Vogel, armer Narr Du,
Auf der Schwingen Wuchs nicht harr' Du.
Denn wenn ſie auch wüchſen heute,
Stutzen wieder Dein Gefieder
Dir ſogleich die böſen Leute!

---

# Aus Saadi's perſiſchen Haßideten.

Mitgetheilt von

O. M. Freiherrn von Schlechta.

---

Auf Waſſer iſt die Welt gebaut,
Das Leben iſt ein Schein.
Wer nicht auf Welt und Leben baut,
Deſſ' Sklave will ich ſein.

Ja, Leben iſt ein Haus voll Trug,
Geſtützt auf loſen Sand,
Ein flatternd Licht im Windeszug
An offnen Fenſters Rand.

Und ſicher wandelt Einer nicht
In dieſem Erdenpark,
Wo Schickſalsſturm durch Bäume bricht,
Die ragen ahornſtark.

Jahrhundert kommt, Jahrhundert geht,
Der Tag erwacht und ruht,
Und bei Bagdad, das annoch ſteht,
Rollt annoch Tigrisfluth.

Doch ob auch dauern Strom und Stadt,
Das Chalifat verſchwand.
Darum, was keine Währung hat,
Dem bleibe abgewandt.

Und kannſt Du es, — an Früchten reich,
Wie edle Palmen ſei!
Wo nicht: der Bergcypreſſe gleich,
Erhaben, — einſam, — frei!

---

## Des Hindupriesters Taufſpruch.

Holdes Kindlein, das mit Weinen
Eintritt durch des Lebens Thor
In den Kreis beglückter Deinen,
Der Dich lächelnd hebt empor;

Wenn nach Kampf und Luſt und Leiden
Dieſes Thor vereinſt ſich ſchließt,
Mögeſt Du mit Lächeln ſcheiden,
Während rings die Thräne fließt.

Eduard Mautner.

# Nach dem Engliſchen des Burns.

Mein Herz iſt ein Bergland auf blumiger Au',
Wo mächtig ſich wölbet des Himmels Blau,
Wo Kräuter ſproſſen in ſaftigem Grün
Und duftend am Gießbach Blumen erblüh'n.

Mein Herz iſt ein Bergland im düſteren Wald,
Wo rings in den Felſen das Echo erſchallt,
Wo ſauſende Tannen, mit Zweigen belaubt,
Im Sturmwind ſchütteln ihr mächtiges Haupt.

Mein Herz iſt ein Bergland am rauſchenden Bach,
Wo weithin tönet ſein Donnergekrach,
Wo ſchäumend er ſtürzt die Felswand herab,
Als ſuchte er trotzig ein felſiges Grab.

Mein Herz iſt ein Bergland auf ſchwindelnder Höh'!
Mein Herz iſt ein Bergland, wo immer ich ſteh',
Mein Herz iſt ein Bergland, und bin ich nicht da,
Fühl' doch ich im Herzen den Bergen mich nah'!

Oswald von Uechtritz.

# An den Epheu.

(Nach dem Engliſchen.)

---

Wie konnte doch der Vorzeit Phantaſie
Den Gott des Weins mit Deinen Zweigen kränzen,
Und Dich, Du Sinnbild der Melancholie,
Der Rebe einen, bei Gelag' und Tänzen?
Nein, Deine Heimath iſt, wo Feſtespranger
Und Jubeltöne lange ſchon verrauſcht,
Wo Rundgeſänge mächtig einſt erklangen,
Nach denen jetzt das Ohr vergebens lauſcht.

Der Römer ſchmückte auf des Kampfes Feld,
Wo Könige ſich ſeinen Adlern ſchmiegten,
Mit Deinem Laub frohlockend das Gezelt
Der Tapfern, die in heißen Schlachten ſiegten.
Doch mochten dort in üppig grüner Fülle
Auch triumphirend Deine Zweige ſchwanken,
Du liebeſt mehr in Einſamkeit und Stille
Des Siegers Grabesſtätte zu umranken.

Und wo die Söhne grauen Alterthums,
Wo Barden ruh'n und Helden früher Tage —
Wo durch die Hallen längſtverklung'nen Ruhms
Erſeufzet winterlicher Stürme Klage —
Wo mit der Jahre ſtillgeſchäftgem Müh'n
Der Schönheit und der Größe Spuren ſchwinden —
Da ſieht man Dich in ſtillem Unmuth blüh'n
Und Deine Kränze um die Gräber winden.

Dort, unter Welſchlands ewig heiterm Blau,
Ward manches Tempels Pracht der Zeit zum Raube,
Und keine Zierde blieb dem ſtolzen Bau
Als nur der wilde Schmuck von Deinem Laube.
Und wo des Rheines edle Fluthen wallen,
Wo zwiſchen Klipp' und Wolken kühn erhöht
Des Felſenufers Burgen nun zerfallen,
Da wehſt Du, wo Paniere einſt geweht.

Hoch ſchau'n herab vom luftigen Gebiet
Die Horſte eines Stamms, der längſt vergangen;
Der Sitz der Mächtigen, die dort geblüht
Und deren Namen ſpurlos uns verklangen;
Dort wohneſt Du, und Deine Blätter bieten
In ew'ger Friſche Trotz der Stürme Wüthen;
Erklimmſt die ſteilſten Höh'n im Reich der Lüfte
Und deckeſt freundlich auch die ärmſten Grüfte.

All — überall — wo unſer Fuß verweilt,
Schau'n Trümmer wir von menſchlich hohem Walten;
Der Erde Wunder hat die Zeit ereilt,
Nur Dir und der Zerſtörung aufbehalten.
Und mag der Sterbliche auch ſeine Werke
Erſchaffen heut in Hoheit, Pracht und Stärke —
Die Jahre ſchwinden — Du nur welkeſt nimmer,
Und Dir verfällt einſt aller Größe Schimmer.

Charlotte Krug,
geb. Schnorr v. Carolsfeld.

# Wie Herr Victor Hugo

## den William Shakſpeare anſieht.

(Aus dem Franzöſiſchen ſo wortgetreu als möglich überſetzt.)

---

Shakſpeare tiefſinnend [1]), — von Verſailles fern,
Dem prächt'gen, mit geſchniegeltem [2]) Taxus,
Verſchnitt'nem Buchs, wo man die weinerliche,
Weitſchweifige Tragödie ſtöhnen hört, —
Betrachtet feſten Blicks der Welt Gewühl [3]),
Und vor ihm ſchaudert bang der weite Wald.
Da ſchreitet er mit bleichem Angeſicht,
In ſeinem Innern von ſich ſelbſt verblendet [4]),
Dem wilden Thiere [5]) gleich; auf ſeinem Haupte
'nen Streifen [6]) Licht, wie eine Mähne ſchüttelnd.
Durchſichtig iſt ſein Schädel, angefüllt
Mit Seelen — Leibern — Träumen, die heraus
Man leuchten ſieht. Es rinnet durch ſein Sieb
Die ganze Welt; er hält das ganze Leben
In ſeiner furchtbar'n Fauſt. Er preßt dem Menſchen
Ein übermenſchlich Schluchzen aus. Und unſer Geiſt,
In ſolch' befremdlichem [7]) Genie bisweilen
(Wie auf der See) den Weg verlierend, leidet Schiffbruch [8]).
Wir fühlen zitternd wie in ſeinem düſtern
Theater [9]) uns der Hauch von ſeinem Munde
Anweht; wie ſeine Finger uns die Seite [10])

---

[1]) songe. — [2]) peigné. — [3]) foule. — [4]) ébloui. — [5]) farouche sauve. — [6]) haillon de lumière, eigentlich: Lumpen, Lappen. — [7]) étrange. — [8]) sombre. — [9]) théâtre. — [10]) flanc.

Aufreißen [11]) und durchwühlen [12]). Niemals zagt [13]) Er!
Er iſt ein Rieſe und er bändiget
Richard den Dritten, jenen Leoparden,
So wie das plumpe Urthier [14]) Caliban.
Das Ideal nur iſt der Wein, den dieſer
Bachus fredenzt. Die ungeheuren Stoffe [15]),
Die Er ergriffen und bewältigt hat,
Röcheln [16]) um ihn herum, ſchön [17]) oder häßlich [18]).
Er knebelt [19]) Lear, Brutus und Hamlet, Weſen
Gewalt'ger Gattung; ſo die Capulet's,
Montague's, Cäſar; oder Hexen [20]) hier
In Wäldern, — dort Geſpenſter auf dem Thurm.
Sogar nach Aeſchylus vermag Er noch
Melpomenen in Furcht zu ſetzen, Er
Der Finſtre [21]), ſeine Hände voll von Fetzen [22])
Menſchlicher Seelen, von Othello's Fleiſch,
Von Macbeth's Ueberreſten. — Ruhe findet [23])
In ſeinem Werk — (dem Schauder-Alphabet
Des Drama's [24]) — Er. So wie der ſchwarze Löwe [25])
In einer unermeſſ'nen Höhle einſchläft,
Die Krallen blutbefleckt. —

---

[11]) ouvrir. — [12]) fouiller. — [13]) jamais il ne recule. — [14]) mastodonte. — [15]) sujets monstrueux. — [16]) râlent. — [17]) splendides. — [18]) difformes. — [19]) étreint. — [20]) stryges. — [21]) sinistre. — [22]) lambeaux. — [23]) il se repose. — [24]) du drame alphabet effrayant. — [25]) le noir lion des jongles.

## Wie der deutſche Ueberſetzer
# Herrn Victor Hugo
## anſieht.

---

Ein wahrer Dichter wurdeſt Du geboren
Und Deine Jugendſänge drangen weit;
Nur allzufrüh haſt Du Dich ſelbſt verloren
In Deiner unbegrenzten Eitelkeit.
Sie riß Dich fort zu toll-blind-wüth'gem Walten,
Du wollteſt Kunſt wie Leben umgeſtalten;
Ganz ohne Maß, Beſonnenheit und Plan,
Verliefſt Du immer tiefer Dich in Wahn.
Du wähnteſt, den Franzoſen Das zu werden,
Was Gottes Macht nur Einem Einz'gen gab;
Für zwei Shakſpeare iſt nicht Raum auf Erden! —

So trat'ſt Du frevelnd auf ſein heilig Grab,
Und äfftеſt nach in traurigem Verkennen,
Was blut'ge Schauder Du an ihm genannt;
Du wagteſt wild und grauſam ihn zu nennen,
Den Sanfteſten, den je die Welt gekannt,
Den mildeſten Beherrſcher alles Schönen,
Den frömmſten Mann, der, göttlich-rein geſinnt,
Des Lebens Zwieſpalt wußte zu verſöhnen,
Voll Weisheit und — voll Einfalt, wie ein Kind.

Dir iſt's ein Raubthier, das die blut'gen Krallen
In Menſchenherzen tückiſch-grauſam ſchlägt?
Mir iſt's ein Cherub, der zum Wohlgefallen
Des Himmels uns empor gen Himmel trägt. —

Man täuſcht auf Jahre, — täuſcht nicht ſein Jahrhundert,
Und als Tragöde haſt Du nur gegleißt;
Drum fragten Viele oft und ſtill-verwundert:
Wie kommt's, daß dieſer reichbegabte Geiſt
Von Shakſpeare ſpricht mit tönender Emphaſe,
Und es am Ende zu nichts Höh'rem bringt,
Als zur Geſtaltung einer hohlen Phraſe,
Die ohne inn'res Leben ſchallt und klingt? —

Jetzt ſeh'n wir klar. Du ſprachſt unumwunden
Durch Deine Verſe über Dich den Bann.
Nun weiß man doch, was Du in ihm gefunden,
Was man von Dir erwarten darf und kann.

Holtei.

---

# Der entſchloſſene Liebhaber.

## Aus dem Daçakumâratſcharitam.

(Leben der zehn Prinzen; Sanskrit).

---

In der Stadt Madhurâ lebte ein junger lockerer Burſche, Kalahakantaka (Kampfzacken) genannt von der Bereitwilligkeit, mit der er ſeine Fäuſte den Händeln ſeiner Freunde lieh. Der ſah einſt bei einem Maler das Bildniß eines Weibes, das ihn ſogleich mit der flammendſten Liebe erfüllte. »Freund,« ſprach er, »das iſt wunderbar! dieſe ſeltene Geſtalt, die Adel verkündende Haltung, die bleiche Geſichtsfarbe, die friſchen ungenoſſe-

nen Formen, der ſpröde ſtolze Blick ſcheinen einer Frau zu gehören, die ihren Mann lange entbehren mußte. Und doch kann, nach ihrem Haarputze zu urtheilen, ihr Gatte nicht verreiſt ſein. Ich vermuthe, daß es die Gattin irgend eines alten ſchwächlichen Krämers iſt, die Du mit ſo ausgezeichneter Geſchicklichkeit gemalt haſt.« Der Maler pries ſeinen Scharfblick und ſagte: »Du haſt Recht; es iſt Ritambavati, die Frau des Kaufmanns Anantakirti in Udſchdſchayini im Avantilande; ich malte ſie, durch ihre Schönheit erſtaunt.«

Da machte ſich der Kampfzacken, von Liebe berauſcht, auf nach Udſchdſchayini, nahm die Tracht eines Wahrſagers an, betrat unter dem Vorwande, um Eſſen zu betteln, des Kaufmanns Haus und ſah ſie. Bei ihrem Anblicke ſtieg ſeine Leidenſchaft auf den höchſten Gipfel, und er ſann auf ein Mittel, in ihren Beſitz zu gelangen. Er erbat ſich von dem Stadtvorſtande die Bewachung des Todtenbrandplatzes, erhielt ſie und wußte ſich durch kleine Geſchenke die Gunſt einer alten buddhiſtiſchen wandernden Schweſter zu erwerben. Durch ſie ließ er der Ritambavati ſeine Liebesanträge machen; ſie wies dieſelben mit harten Worten zurück. Da ſprach er zu der Botin folgendermaßen: »Geh' nochmals zu ihr und ſage ihr: Glaube doch nicht, daß Leute wie ich, die ſich in Erkenntniß des eiteln weltlichen Treibens und in Sehnſucht der Erlöſung davon in fromme Beſchaulichkeit zurückgezogen haben, an die Verlockung reiner Frauen denken. Ich habe Dich nur prüfen wollen, um zu ſehen, ob Du mit Deiner übermenſchlichen Schönheit und Deiner friſchen Jugendblüthe auch die Reinheit der Sitten vereinſt. Ich wünſche Deiner Tugend noch das Glück eines Sohnes. Du biſt aber bezaubert und deshalb kinderlos. Dieſer Zauber kann indeſſen durch einen Spruchkundigen gelöſt werden. Komm deshalb heut Nacht

in den großen Laubengang. Dort wird der Spruchſprecher Deiner harren: ſetze Deinen Fuß in ſeine Hand, er wird ihn beſprechen. Mit dieſem Fuße mußt Du dann in einer Aufwallung von Liebeszorn Deinen Gemahl vor die Bruſt ſtoßen und Eure Wünſche werden erfüllt werden. Dein Mann wird Dich dann wie eine leibhaftige Göttin in Ehren halten.«

Die Alte richtete Alles ſo aus, und die ſchöne Frau glaubte ihr. Als Nitambavati in der Nacht in den Laubengang kam, nahte ſich ihr der Verliebte als Spruchkundiger, ſtreifte ihr die eine goldene Fußſpange unvermerkt ab, ritzte ſie mit einem Meſſer etwas derb an dem Beine und ging eilig davon. Die Frau erſchrak zuerſt darob auf das Höchſte, verwünſchte dann ihre Thorheit bitter und ließ ihren ganzen Zorn an der Schweſter aus. Sie wuſch ihre Wunde in dem Teiche des Kloſters, und ging heim, wo ſie den Tag einſam auf ihrem Lager zubrachte.

Der Schelm ging mit ſeiner eroberten Fußſpange zu dem Kaufmann, um ſie zu verkaufen. Anantakirti erkannte alsbald, daß es die Spange ſeiner Frau ſei, und fragte, wie er dazu gekommen wäre. Als Jener es nicht ſagen wollte, ward er dringender. Da erklärte er, daß er es nur vor der ganzen Kaufmannsgilde mittheilen werde. Anantakirti ließ nun ſeiner Frau ſagen, ſie möge ihm ihre beiden Fußſpangen ſchicken. Schämig und zitternd ſagte ſie dem Boten: »Ich habe mich heute Nacht in dem Laubengange etwas erholen wollen, da iſt mir die eine Spange, deren Band ſich gelöſt haben muß, abgeglitten. Ich habe ſie vergeblich geſucht; hier iſt aber die andere.«

Als die Kaufmannſchaft verſammelt war, ſprach der Schelm mit beſcheidener Miene alſo: »Ihr Herren wißt, daß ich in [illegible]frage den Leichenhain bewache und davon lebe. Diebe [illegible]nchmal in der Nacht die Todten zu plündern, des-

halb halte ich auch Nachts Wache. Letzthin nun ſah ich eine junge ſchöne Frau eine halbverbrannte Leiche gewaltſam von dem Holzſtoße reißen. Um mir etwas zu verdienen, packte ich, obſchon furchtſam, zu, ritzte ſie dabei zufällig mit meinem Meſſer an dem Beine und ſtreifte ihr dieſe Spange vom Fuße. Sie entfloh eilig. So bin ich zu dieſer Spange gekommen, die Herren mögen nun über mich urtheilen.«

Die Bürger überlegten; auch die Wunde hatte ſich an Nitambavati gefunden; ſie erkannten alſo einſtimmig, daß ſie eine Hexe ſei, die ſich von Todten nähre. Ihr Gatte verſtieß ſie deshalb, und klagend und weinend irrte ſie umher. Des Nachts traf ſie jener Schelm in dem Leichenhain in dem Augenblicke, als ſie ſich mit einer Schlinge aufgeknüpft hatte. Er löſte ſie los und flehte mit ſchmeichelnden Worten zu ihr: »Bezaubert durch Deine Schönheit, Du Herrliche, habe ich Dich durch die Alte gewinnen wollen. Da Alles nichts fruchtete, habe ich jenes Mittel ergriffen, um Dich, der ich für mein ganzes Leben ausſchließlich geweiht bin, mir zu eigen zu machen. Verzeih Du Deinem Sclaven, der keine andere Seligkeit als durch Dich kennt.« Darauf fiel er ihr wiederholt zu Füßen, wandte tauſenderlei Schmeicheleien und Liebkoſungen an und gewann ſie wirklich für ſich, da ihr eben nichts Anderes mehr übrig blieb.

Berlin. Albrecht Weber.

# Kleine Lieder

von

Alfred Bergrosen.

---

## 1.

Im Frühling summt man gern ein Lied,
Es lächelt fort den Schmerz;
Der Frühling hat ein tief Gemüth,
Hat Seele, Geist und Herz.

Es grüßet ihn im vollen Chor
Von fern der Lerchen Schlag,
Das Veilchen hebt den Kopf empor
Und wünscht ihm guten Tag.

Er ist ein liebenswürd'ger Gast
Willkommen weit und breit, —
Und Du mein liebes Mädchen hast
Mit ihm viel Aehnlichkeit.

## 2.

Ich hab' nur zwei Gedanken,
An meine Lieb' und Dich,
Und wenn ich sterben werde,
Begräbt man doch nur mich.

Die zwei Gedanken leben
Bis in die Ewigkeit,
Weil Du und meine Liebe,
Ihr zwei unſterblich ſeid.

3.

Es betet hienieden zwar Jedermann
Nach ſeines Glaubens Gebrauch,
Doch ich bet' eine heilige Jungfrau an,
Und komm' in den Himmel wohl auch.

Ich bet' eine heilige Jungfrau an
Und anders bet' ich nie,
Dieweil ich mir nicht denken kann
Den Himmel ohne ſie.

4.

Und willſt Du mir's nicht glauben,
Wie herzlich lieb ich Dich hab',
So komme dereinſt, mein Mädchen,
An mein ſtilles einſames Grab.

Und frage den Todtengräber,
Woran ich geſtorben ſei?
Er wird Dir ſagen: Die Liebe,
Die brach ihm das Herz entzwei.

5.

Es iſt ſtumm,
Ringsum,
Und die Berge hüllen ſich ein,
Matt nur erhellt vom Mondenſchein.

Es iſt Nacht,
Niemand wacht,
Nur der allmächtige Gott allein
Schauet als Wächter vom Himmel d'rein.

Liebchen Du
Geh' zur Ruh',
Und wenn Du ſanft entſchlummert biſt,
Daß Du von mir nicht zu träumen vergißt!

## 6.

Du mein liebes Blümchen da,
Biſt dem Waſſer gar ſo nah'.
Sag', bekommſt Du denn nicht ſatt,
Dieſes ew'ge Wellenbad?

Oder wie? erträgſt Du's gern,
Weil der Spiegel dort nicht fern?
Siehſt Du wohl, Du ſagſt nicht »nein« —
Ei, wer wird ſo eitel ſein!

## 7.

An eines Bächleins Strande,
Da that ich jüngſtens ſteh'n,
Und hab' in ſeinen Fluthen
Mein Liebchen klar geſeh'n.

Ich warf ihr zu vom Ufer
Ein klein Vergißmeinnicht —
Da ſtrahlt ein lieblich Lächeln
Von ihrem Angeſicht.

Sie nahm das blaue Blümchen,
Winkt' grüßend mit der Hand....
Und auf des Bächleins Wogen
Sie ſchnell damit verſchwand.

8.

Als ich noch trunken ſchwelgte
In ſel'ger Liebesluſt,
Und voll der ſüß'ſten Hoffnung
Mein Herz ſchlug an die Bruſt, —

Als ich noch glücklich träumte
Den allerſchönſten Traum,
Da ſchnitt ich ihren Namen
In einen Eſchenbaum.

Der Name iſt verſchwunden,
Verwachſen — längſt ſchon fort, —
Die Eſche trauert ſchweigend
Noch an dem alten Ort.

---

# Feſtrede auf der Univerſität zu Berlin

## am 15. October 1856

### gehalten von

### Auguſt Böckh.

---

Wir ſind heute feierlich verſammelt, hochgeehrte Zuhörer, um in dem Kreiſe der Univerſität ein Feſt zu begehen, welches dem ganzen Lande gemeinſam iſt, den wiſſenſchaftlichen Körperſchaften

aber um so heiliger, je mehr sie der Huld des Königs theilhaftig geworden, dessen Geburt wir heute feiern, und vor allem unserer hohen Schule, die, in der Hauptstadt des Reiches und in der Nähe der Thrones wohnend, besondere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Solche Festversammlungen haben die Hellenen, die Lehrer der menschlichen Bildung, mit dem Namen der Panegyris bezeichnet, weil das ganze Volk zu ihnen zusammenfloß; in denselben entfaltete sich die Blüthe der gymnischen und musischen Künste im edelsten Wettstreit, und die Sieger dieser friedlichen Kämpfe wurden durch Lieder gepriesen, in welchen mit dem Lobe jener zugleich das Lob des Vaterlandes verkündet wurde. Eine nicht fröhliche, aber darum erhabenere Panegyris wurde durch die fromme Sitte der Athener hervorgerufen, Asche und Gebeine der im Kriege gefallenen in der heimischen Erde von Staatswegen zu bestatten; ihr Andenken zu ehren war das Geschäft nicht mehr des Dichters, sondern des Redners. So entstand die Rede, welche wir die panegyrische nennen. War von ihr das Lob derer, denen sie zunächst galt, unzertrennlich, so konnte doch der Redner so wenig als sonst der Dichter, ohne höheren Anforderungen zu entsagen hierbei stehen bleiben oder dies auch nur in den Vordergrund stellen: denn außerdem, daß der feinere Sinn es als gemein verwirft, das Lob stark aufzutragen, ein Sinn, der freilich den Panegyrikern der Römischen Kaiserzeit und vielen späteren verloren gegangen ist, verlangt die Rücksicht auf die Besonderheit der Versammlung, daß ihr etwas geboten werde, was eine Beziehung auch auf sie habe. Es ist heute nicht das erste mal, daß ich diese meine Auffassung des Berufes, an dem hocherfreulichen Geburtsfeste des huldreichsten Königs zu sprechen, der verehrten Versammlung andeute; aber ich muß mir schon diese Wiederholung erlauben, da es anmaßend wäre

zu glauben, alles, was ich früher an dieſer Stelle geſagt, ſei allen, die es gehört, noch erinnerlich, und da mit jedem Jahre die Schaar der Jünglinge ſich wechſelnd erneut, die wie zu unſeren wiſſenſchaftlichen Vorträgen, ſo zu dieſer Feier verſammelt ſind. Bewußt und unbewußt mag auch manches andere wiederholt geſagt werden: ſtets neues ließe ſich an dieſem Tage nur dann hier erwarten, wenn unſere Körperſchaft dem Beiſpiele der Athener folgte, die für jede ihrer panegyriſchen Verſammlungen jedes Mal durch beſondere Wahl einen Redner beſtellten, der an Einſicht und Anſehen, wie jener Perikles, hervorragte; und jemehr ich den ein- für allemal mir eingeräumten Vorzug anzuerkennen weiß, deſto überzeugter bin ich, daß die Wahl dann würdigere treffen und dem Ausdruck mannigfaltigerer und vielſeitigerer Anſichten die Bahn eröffnen würde. Möge es denn nicht befremden, wenn ich heute von einem früher wenigſtens nicht unberührt gebliebenen Gegenſtande ſpreche, der weit jenſeits der Regierung Friedrich Wilhelm's des Vierten liegt, wenn ich Sie zurückführe in die Zeit, in welcher der großherzige König zum Jüngling heranwuchs. Ich meine die Zeit der Gründung dieſer Univerſität: ich beabſichtige an den Geiſt und Sinn zu erinnern, aus welchem die letztere entſprungen und in welchem ſie geſtiftet worden; ich hoffe, es werde auch ohne ausführlichere Nachweiſung aus der Sache ſelber hervorgehen, daß dieſer Geiſt und Sinn dem Geiſte des erhabenen Fürſten, zu deſſen Verehrung wir heute verſammelt ſind, in dem Maße entſpreche, als ob er ſelbſt ihr Stifter geweſen, und daß wir darauf die feſte Zuverſicht gründen können, er werde ſie zum Wohl und Frommen der Wiſſenſchaft und des Landes fort und fort ſo erhalten wie ſein in Gott ruhender Vater, der ſie ins Leben rief, unter dem Beirath hochſinniger und wiſſenſchaftlich hochgebildeter Männer

Man täuſcht auf Jahre, — täuſcht nicht ſein Jahrhundert,
Und als Tragöde haſt Du nur gegleißt;
Drum fragten Viele oft und ſtill-verwundert:
Wie kommt's, daß dieſer reichbegabte Geiſt
Von Shakſpeare ſpricht mit tönender Emphaſe,
Und es am Ende zu nichts Höh'rem bringt,
Als zur Geſtaltung einer hohlen Phraſe,
Die ohne inn'res Leben ſchallt und klingt? —

Jetzt ſeh'n wir klar. Du ſpracheſt unumwunden
Durch Deine Verſe über Dich den Bann.
Nun weiß man doch, was Du in ihm gefunden,
Was man von Dir erwarten darf und kann.

Holtei.

---

# Der entſchloſſene Liebhaber.

## Aus dem Daçakumâratſcharitam.

(Leben der zehn Prinzen; Sanskrit).

---

In der Stadt Madhurâ lebte ein junger lockerer Burſche, Kalahakantaka (Kampfzacken) genannt von der Bereitwilligkeit, mit der er ſeine Fäuſte den Händeln ſeiner Freunde lieh. Der ſah einſt bei einem Maler das Bildniß eines Weibes, das ihn ſogleich mit der flammendſten Liebe erfüllte. »Freund,« ſprach er, »das iſt wunderbar! dieſe ſeltene Geſtalt, die Adel verkündende Haltung, die bleiche Geſichtsfarbe, die friſchen ungenoſſe-

nen Formen, der ſpröde ſtolze Blick ſcheinen einer Frau zu gehören, die ihren Mann lange entbehren mußte. Und doch kann, nach ihrem Haarputze zu urtheilen, ihr Gatte nicht verreiſt ſein. Ich vermuthe, daß es die Gattin irgend eines alten ſchwächlichen Krämers iſt, die Du mit ſo ausgezeichneter Geſchicklichkeit gemalt haſt.« Der Maler pries ſeinen Scharfblick und ſagte: »Du haſt Recht; es iſt Nitambavati, die Frau des Kaufmanns Anantakirti in Udſchdſchayini im Avantilande; ich malte ſie, durch ihre Schönheit erſtaunt.«

Da machte ſich der Kampfzacken, von Liebe berauſcht, auf nach Udſchdſchayini, nahm die Tracht eines Wahrſagers an, betrat unter dem Vorwande, um Eſſen zu betteln, des Kaufmanns Haus und ſah ſie. Bei ihrem Anblicke ſtieg ſeine Leidenſchaft auf den höchſten Gipfel, und er ſann auf ein Mittel, in ihren Beſitz zu gelangen. Er erbat ſich von dem Stadtvorſtande die Bewachung des Todtenbrandplatzes, erhielt ſie und wußte ſich durch kleine Geſchenke die Gunſt einer alten buddhiſtiſchen wandernden Schweſter zu erwerben. Durch ſie ließ er der Nitambavati ſeine Liebesanträge machen; ſie wies dieſelben mit harten Worten zurück. Da ſprach er zu der Botin folgendermaßen: »Geh' nochmals zu ihr und ſage ihr: Glaube doch nicht, daß Leute wie ich, die ſich in Erkenntniß des eiteln weltlichen Treibens und in Sehnſucht der Erlöſung davon in fromme Beſchaulichkeit zurückgezogen haben, an die Verlockung reiner Frauen denken. Ich habe Dich nur prüfen wollen, um zu ſehen, ob Du mit Deiner übermenſchlichen Schönheit und Deiner friſchen Jugendblüthe auch die Reinheit der Sitten vereinſt. Ich wünſche Deiner Tugend noch das Glück eines Sohnes. Du biſt aber bezaubert und deshalb kinderlos. Dieſer Zauber kann indeſſen durch einen Spruchkundigen gelöſt werden. Komm deshalb heut Nacht

in den großen Laubengang. Dort wird der Spruchſprecher Deiner harren: ſetze Deinen Fuß in ſeine Hand, er wird ihn beſprechen. Mit dieſem Fuße mußt Du dann in einer Aufwallung von Liebeszorn Deinen Gemahl vor die Bruſt ſtoßen und Eure Wünſche werden erfüllt werden. Dein Mann wird Dich dann wie eine leibhaftige Göttin in Ehren halten.«

Die Alte richtete Alles ſo aus, und die ſchöne Frau glaubte ihr. Als Nitambavati in der Nacht in den Laubengang kam, nahte ſich ihr der Verliebte als Spruchkundiger, ſtreifte ihr die eine goldene Fußſpange unvermerkt ab, ritzte ſie mit einem Meſſer etwas derb an dem Beine und ging eilig davon. Die Frau erſchrak zuerſt darob auf das Höchſte, verwünſchte dann ihre Thorheit bitter und ließ ihren ganzen Zorn an der Schweſter aus. Sie wuſch ihre Wunde in dem Teiche des Kloſters, und ging heim, wo ſie den Tag einſam auf ihrem Lager zubrachte.

Der Schelm ging mit ſeiner eroberten Fußſpange zu dem Kaufmann, um ſie zu verkaufen. Anantakirti erkannte alsbald, daß es die Spange ſeiner Frau ſei, und fragte, wie er dazu gekommen wäre. Als Jener es nicht ſagen wollte, ward er dringender. Da erklärte er, daß er es nur vor der ganzen Kaufmannsgilde mittheilen werde. Anantakirti ließ nun ſeiner Frau ſagen, ſie möge ihm ihre beiden Fußſpangen ſchicken. Schämig und zitternd ſagte ſie dem Boten: »Ich habe mich heute Nacht in dem Laubengange etwas erholen wollen, da iſt mir die eine Spange, deren Band ſich gelöſt haben muß, abgeglitten. Ich habe ſie vergeblich geſucht; hier iſt aber die andere.«

Als die Kaufmannſchaft verſammelt war, ſprach der Schelm mit beſcheidener Miene alſo: »Ihr Herren wißt, daß ich in Eurem Auftrage den Leichenhain bewache und davon lebe. Diebe verſuchen manchmal in der Nacht die Todten zu plündern, des-

halb halte ich auch Nachts Wache. Letzthin nun ſah ich eine junge ſchöne Frau eine halbverbrannte Leiche gewaltſam von dem Holzſtoße reißen. Um mir etwas zu verdienen, packte ich, obſchon furchtſam, zu, ritzte ſie dabei zufällig mit meinem Meſſer an dem Beine und ſtreifte ihr dieſe Spange vom Fuße. Sie entfloh eilig. So bin ich zu dieſer Spange gekommen, die Herren mögen nun über mich urtheilen.«

Die Bürger überlegten; auch die Wunde hatte ſich an Nitambavati gefunden; ſie erkannten alſo einſtimmig, daß ſie eine Hexe ſei, die ſich von Todten nähre. Ihr Gatte verſtieß ſie deshalb, und klagend und weinend irrte ſie umher. Des Nachts traf ſie jener Schelm in dem Leichenhain in dem Augenblicke, als ſie ſich mit einer Schlinge aufgeknüpft hatte. Er löſte ſie los und flehte mit ſchmeichelnden Worten zu ihr: »Bezaubert durch Deine Schönheit, Du Herrliche, habe ich Dich durch die Alte gewinnen wollen. Da Alles nichts fruchtete, habe ich jenes Mittel ergriffen, um Dich, der ich für mein ganzes Leben ausſchließlich geweiht bin, mir zu eigen zu machen. Verzeih Du Deinem Sclaven, der keine andere Seligkeit als durch Dich kennt.« Darauf fiel er ihr wiederholt zu Füßen, wandte tauſenderlei Schmeicheleien und Liebkoſungen an und gewann ſie wirklich für ſich, da ihr eben nichts Anderes mehr übrig blieb.

Berlin. Albrecht Weber.

# Kleine Lieder

von

Alfred Bergrosen.

---

## 1.

Im Frühling summt man gern ein Lied,
Es lächelt fort den Schmerz;
Der Frühling hat ein tief Gemüth,
Hat Seele, Geist und Herz.

Es grüßet ihn im vollen Chor
Von fern der Lerchen Schlag,
Das Veilchen hebt den Kopf empor
Und wünscht ihm guten Tag.

Er ist ein liebenswürd'ger Gast
Willkommen weit und breit, —
Und Du mein liebes Mädchen hast
Mit ihm viel Aehnlichkeit.

## 2.

Ich hab' nur zwei Gedanken,
An meine Lieb' und Dich,
Und wenn ich sterben werde,
Begräbt man doch nur mich.

Die zwei Gedanken leben
Bis in die Ewigkeit,
Weil Du und meine Liebe,
Ihr zwei unſterblich ſeid.

3.

Es betet hienieden zwar Jedermann
Nach ſeines Glaubens Gebrauch,
Doch ich bet' eine heilige Jungfrau an,
Und komm' in den Himmel wohl auch.

Ich bet' eine heilige Jungfrau an
Und anders bet' ich nie,
Dieweil ich mir nicht denken kann
Den Himmel ohne ſie.

4.

Und willſt Du mir's nicht glauben,
Wie herzlich lieb ich Dich hab',
So komme dereinſt, mein Mädchen,
An mein ſtilles einſames Grab.

Und frage den Todtengräber,
Woran ich geſtorben ſei?
Er wird Dir ſagen: Die Liebe,
Die brach ihm das Herz entzwei.

5.

Es iſt ſtumm,
Ringsum,
Und die Berge hüllen ſich ein,
Matt nur erhellt vom Mondenſchein.

Es iſt Nacht,
Niemand wacht,
Nur der allmächtige Gott allein
Schauet als Wächter vom Himmel d'rein.

Liebchen Du
Geh' zur Ruh',
Und wenn Du ſanft entſchlummert biſt,
Daß Du von mir nicht zu träumen vergißt!

6.

Du mein liebes Blümchen da,
Biſt dem Waſſer gar ſo nah'.
Sag', bekommſt Du denn nicht ſatt,
Dieſes ew'ge Wellenbad?

Oder wie? erträgſt Du's gern,
Weil der Spiegel dort nicht fern?
Siehſt Du wohl, Du ſagſt nicht »nein« —
Ei, wer wird ſo eitel ſein!

7.

An eines Bächleins Strande,
Da that ich jüngſtens ſteh'n,
Und hab' in ſeinen Fluthen
Mein Liebchen klar geſeh'n.

Ich warf ihr zu vom Ufer
Ein klein Vergißmeinnicht —
Da ſtrahlt ein lieblich Lächeln
Von ihrem Angeſicht.

Sie nahm das blaue Blümchen,
Winkt' grüßend mit der Hand....
Und auf des Bächleins Wogen
Sie ſchnell damit verſchwand.

8.

Als ich noch trunken ſchwelgte
In ſel'ger Liebesluſt,
Und voll der ſüß'ſten Hoffnung
Mein Herz ſchlug an die Bruſt, —

Als ich noch glücklich träumte
Den allerſchönſten Traum,
Da ſchnitt ich ihren Namen
In einen Eſchenbaum.

Der Name iſt verſchwunden,
Verwachſen — längſt ſchon fort, —
Die Eſche trauert ſchweigend
Noch an dem alten Ort.

---

# Feſtrede auf der Univerſität zu Berlin

## am 15. October 1856

### gehalten von

### August Böckh.

---

Wir ſind heute feierlich verſammelt, hochgeehrte Zuhörer, um in dem Kreiſe der Univerſität ein Feſt zu begehen, welches dem ganzen Lande gemeinſam iſt, den wiſſenſchaftlichen Körperſchaften

aber um ſo heiliger, je mehr ſie der Huld des Königs theilhaftig geworden, deſſen Geburt wir heute feiern, und vor allem unſerer hohen Schule, die, in der Hauptſtadt des Reiches und in der Nähe der Thrones wohnend, beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Solche Feſtverſammlungen haben die Hellenen, die Lehrer der menſchlichen Bildung, mit dem Namen der Panegyris bezeichnet, weil das ganze Volk zu ihnen zuſammenfloß; in denſelben entfaltete ſich die Blüthe der gymniſchen und muſiſchen Künſte im edelſten Wettſtreit, und die Sieger dieſer friedlichen Kämpfe wurden durch Lieder geprieſen, in welchen mit dem Lobe jener zugleich das Lob des Vaterlandes verkündet wurde. Eine nicht fröhliche, aber darum erhabenere Panegyris wurde durch die fromme Sitte der Athener hervorgerufen, Aſche und Gebeine der im Kriege gefallenen in der heimiſchen Erde von Staatswegen zu beſtatten; ihr Andenken zu ehren war das Geſchäft nicht mehr des Dichters, ſondern des Redners. So entſtand die Rede, welche wir die panegyriſche nennen. War von ihr das Lob derer, denen ſie zunächſt galt, unzertrennlich, ſo konnte doch der Redner ſo wenig als ſonſt der Dichter, ohne höheren Anforderungen zu entſagen hierbei ſtehen bleiben oder dies auch nur in den Vordergrund ſtellen: denn außerdem, daß der feinere Sinn es als gemein verwirft, das Lob ſtark aufzutragen, ein Sinn, der freilich den Panegyrikern der Römiſchen Kaiſerzeit und vielen ſpäteren verloren gegangen iſt, verlangt die Rückſicht auf die Beſonderheit der Verſammlung, daß ihr etwas geboten werde, was eine Beziehung auch auf ſie habe. Es iſt heute nicht das erſte mal, daß ich dieſe meine Auffaſſung des Berufes, an dem hocherfreulichen Geburtsfeſte des huldreichſten Königs zu ſprechen, der verehrten Verſammlung andeute; aber ich muß mir ſchon dieſe Wiederholung erlauben, da es anmaßend wäre

zu glauben, alles, was ich früher an dieſer Stelle geſagt, ſei allen, die es gehört, noch erinnerlich, und da mit jedem Jahre die Schaar der Jünglinge ſich wechſelnd erneut, die wie zu unſeren wiſſenſchaftlichen Vorträgen, ſo zu dieſer Feier verſammelt ſind. Bewußt und unbewußt mag auch manches andere wiederholt geſagt werden: ſtets neues ließe ſich an dieſem Tage nur dann hier erwarten, wenn unſere Körperſchaft dem Beiſpiele der Athener folgte, die für jede ihrer panegyriſchen Verſammlungen jedes Mal durch beſondere Wahl einen Redner beſtellten, der an Einſicht und Anſehen, wie jener Perikles, hervorragte; und jemehr ich den ein- für allemal mir eingeräumten Vorzug anzuerkennen weiß, deſto überzeugter bin ich, daß die Wahl dann würdigere treffen und dem Ausdruck mannigfaltigerer und vielſeitigerer Anſichten die Bahn eröffnen würde. Möge es denn nicht befremden, wenn ich heute von einem früher wenigſtens nicht unberührt gebliebenen Gegenſtande ſpreche, der weit jenſeits der Regierung Friedrich Wilhelm's des Vierten liegt, wenn ich Sie zurückführe in die Zeit, in welcher der großherzige König zum Jüngling heranwuchs. Ich meine die Zeit der Gründung dieſer Univerſität: ich beabſichtige an den Geiſt und Sinn zu erinnern, aus welchem die letztere entſprungen und in welchem ſie geſtiftet worden; ich hoffe, es werde auch ohne ausführlichere Nachweiſung aus der Sache ſelber hervorgehen, daß dieſer Geiſt und Sinn dem Geiſte des erhabenen Fürſten, zu deſſen Verehrung wir heute verſammelt ſind, in dem Maße entſpreche, als ob er ſelbſt ihr Stifter geweſen, und daß wir darauf die feſte Zuverſicht gründen können, er werde ſie zum Wohl und Frommen der Wiſſenſchaft und des Landes fort und fort ſo erhalten wie ſein in Gott ruhender Vater, der ſie ins Leben rief, unter dem Beirath hochſinniger und wiſſenſchaftlich hochgebildeter Männer

ſie urſprünglich geſtellt hat. Indem ich dieſen Gegenſtand der Betrachtung wähle, erreiche ich zugleich theilweiſe das vermißte und erwünſchte, ſtatt meiner würdigere ſprechen laſſen zu können. Daß ich hierbei auf Perſonen, Sachen und Grundſätze kommen muß, deren vor kurzem an dieſer Stelle gedacht worden, und daß ich über dieſe in ähnlicher Weiſe mich werde erklären müſſen, wie der verehrte Redner vom letzten dritten Auguſt, hat mich von der Wahl dieſes Gegenſtandes nicht zurückhalten können: vielmehr wird es mir zur Befriedigung gereichen, wenn man meinen heutigen Vortrag als eine weitere Ausführung und nähere Erläuterung einiger Aeußerungen und Andeutungen, die jene geiſtvolle Rede uns vorlegte, anzuſehen veranlaßt ſein möchte.

In dieſen Tagen läuft ein halbes Jahrhundert ab, ſeitdem die Univerſität zu Halle, die unter Friedrich Wilhelm's des Dritten Fürſorge neben den benachbarten auswärtigen Univerſitäten Leipzig, Jena und Göttingen eine ehrenvolle Stelle einnahm und die übrigen Preußiſchen ohne Vergleich überragte, von dem Sieger von Jena aufgelöſt worden. Wurde ſie auch von dem fremden Herrſcher, dem dieſer Landestheil zugefallen war, kurz darauf wieder hergeſtellt, ſo war ſie doch für Preußen verloren; die beiden Univerſitäten, welche dem Lande übrig blieben, konnten dieſem auch in ſeiner verringerten Ausdehnung nicht genügen, die eine, zu Königsberg, ſchon wegen ihrer Entlegenheit, die andere, zu Frankfurt a. O., weil ſie an ſchwer heilbaren Gebrechen litt. Kaum war, im Juli 1807, Halle durch den Tilſiter Frieden förmlich abgetreten, als die Stimmen mehrerer dem angeſtammten Landesherrn getreuer Lehrer der Halle'ſchen Univerſität Gehör fanden, die gleich im Auguſt in ihrem und anderer Amtsgenoſſen Namen um die Gründung einer Univerſität

zu Berlin baten: es muß anerkannt werden, daß Schmalz, der vormalige Director der Universität Halle, der später seine hiesigen Amtsgenossen durch eine verhängnißvolle Unbedachtsamkeit sich entfremdete, zuerst persönlich in Memel diesen Wunsch anbrachte, unterstützt durch Fr. Aug. Wolf's briefliche und Hufeland's mündliche Mitwirkung. Bereits am 4ten September 1807 erließ der König den Kabinetsbefehl, zu Berlin in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften eine Universität zu errichten, da es bei der neuen Einrichtung des Staates eine der ersten Sorgen sein müsse, den Verlust der Universität Halle, der früher wichtigsten und vollkommensten allgemeinen Lehranstalt Preußens, zu ersetzen. Ich würde Ueberflüssiges thun, wenn ich hier ausführen wollte, welcher Geist die Regierung in den ersten Jahren der Verringerung der Preußischen Macht beseelte, wie sie in der Ueberzeugung, daß man auch am Rande des Abgrundes Muth und Hoffnung nicht aufgeben dürfe, nach allen Seiten hin bestrebt war, den Staat, ohne zu zerstören was an dem Alten gut war, auf richtigeren Grundlagen neu aufzubauen, insbesondere aber die geistigen Kräfte zu wecken und zu stärken, und in dem obgleich schwer bedrohten Reiche zugleich dem übrigen, zumal dem protestantischen Deutschland einen Haltpunkt Deutschen Sinnes und Deutscher Bildung zu sichern; auch wissen die älteren unter uns aus eigener Erfahrung, mit welcher Aufmerksamkeit und Freude Preußens großartige Bestrebungen zur Wiedergeburt im Deutschen Vaterlande aufgenommen und begrüßt wurden. Vollkommen wahr berichtete der Mann, dessen ich weiterhin ausführlicher gedenken werde, in seinem amtlichen Antrage an den König zur Herstellung dieser Universität vom 10ten Juli 1809: »weit entfernt, daß das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einflusse

Preußens auf wahre Aufklärung und geiſtige Bildung hegte, durch die letzten unglücklichen Ereigniſſe geſunken ſei, ſo ſei es vielmehr geſtiegen; man habe geſehen, welcher Geiſt in allen neueren Staatseinrichtungen Sr. Königlichen Majeſtät herrſche und mit welcher Bereitwilligkeit auch in großen Bedrängniſſen wiſſenſchaftliche Inſtitute unterſtützt und verbeſſert worden ſeien. Se. Königliche Majeſtät könnten und würden daher fortfahren, von dieſer Seite den erſten Rang in Deutſchland zu behaupten und auf ſeine intellectuelle und moraliſche Richtung den entſchiedenſten Einfluß auszuüben.« Zu dieſem Vertrauen, urtheilt eben derſelbe in demſelben Bericht, habe der Gedanke der Errichtung einer allgemeinen Lehranſtalt in Berlin ſehr viel beigetragen, weil nur ſolche höhere Inſtitute ihren Einfluß über die Grenzen des Staates hinaus erſtrecken könnten; der König werde ſich dadurch aufs neue alles, was in Deutſchland an Bildung und Aufklärung Theil nehme, auf das Feſteſte verbinden. Aehnlich äußerte ſich Schleiermacher um dieſelbe Zeit in ſeiner Schrift über die Univerſitäten. So wurde Preußen trotz ſeiner Erniedrigung damals ein Hort und eine kaum noch gehoffte Freiſtatt des hart geknechteten Deutſchen Geiſtes, und gewann zur Vergeltung die Macht der öffentlichen Meinung für ſich, deren Werth ſich in gefährlichen Zeiten erprobt und auch in gefahrloſen nicht ungeſtraft verkannt wird. Doch ich verweile hierbei nicht länger; es iſt mir wichtiger, den wiſſenſchaftlichen Geiſt des Zeitalters ins Auge zu faſſen, in welchem der Gedanke der Gründung dieſer Univerſität entſtanden iſt. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte ſich die Deutſche Bildung weſentlich verändert, vorzüglich durch zwei tief eingreifende Elemente, die Poeſie und die Philoſophie. Die erſtere, ſeit Leſſing von den Feſſeln willkürlicher und pedantiſcher Geſetze allmälig

befreit, und gehoben durch ein, wenn auch noch sehr unvollkommenes, doch desto mehr begeistertes Studium des Alterthums, hatte in Goethe und Schiller eine ideale Höhe und Tiefe erreicht; die letztere hatte von Kant an mit Wegwerfung des alten Dogmatismus das Erkenntnißvermögen selbst bei der Wurzel gefaßt und auch auf die besonderen Wissenschaften, vorzüglich auf die Theologie und die Rechtslehre eingewirkt. Hiermit wurde die Periode der sogenannten Aufklärung, zu deren Sieg Friedrich's des Großen Regierung mächtig mitwirkte, in Deutschland gewissermaßen vollendet; ist diese Aufklärung durch seichte Köpfe, die sie verflachten, in Verruf gerathen, so sind ihre Folgen doch unermeßlich geblieben und nur das Hohle und Dürre derselben ist abgestorben, ihr Lebendiges aber hat edle Sprossen getrieben. Die Poesie und die Philosophie jener Zeit wurzeln in diesem lebendigen Grunde derselben, in der Freiheit des Denkens, und sind unvergängliche Denkmäler derselben. Eine Vermittlerin der Poesie und der Philosophie wurde die Philosophie des Schönen oder der Kunst; beider Befreundung zeigte sich besonders auf der Universität Jena und in einer und derselben Person vorzüglich in Schiller: unter dem Schutz des Weimarschen Fürstenhauses und in seinem Sitze entfaltete sich die Blüthe der Dichtung, und in der nahen kleinen Stadt überflog die Philosophie in freiem Schwunge die Grenzen rasch, die ihr vor kurzem gesteckt waren. Ich erinnere nur an Fichte, Hegel und Schelling, die dort ihre erste bedeutende Wirksamkeit hatten. Zur weiteren Ausbildung des philosophisch-dichterischen Geistes in jener Zeit wirkten sehr einflußreich die beiden Schlegel, deren tiefere, mit mannigfacher Litteraturkenntniß verbundene Kritik die veralteten Ansichten niederkämpfte; sie und ihre nächsten Sinnesverwandten vermählten jener Bildung zugleich das Romantische und Mittel-

alterliche, ein geiſtreiches Gegengewicht gegen die gemeine Seite der Aufklärung, welches bald ſogar eine Hinneigung zum Katholicismus erzeugte, zu welchem auch mehrere der Stimmführer jener Zeit übergetreten ſind. Der Univerſität Halle war die neue ſpeculativ-äſthetiſche Richtung zuerſt ziemlich fremd geblieben, während ſie in Berlin hauptſächlich durch Fichte und die Gebrüder Schlegel unter den Gebildeten ſchon ſehr verbreitet war; erſt in den letzten Jahren vor Auflöſung der Univerſität war ſie mit Schleiermacher und Steffens dahin verpflanzt worden. Wo ſie aber auch auftrat, wirkte ſie auf die begabteren Schüler der Univerſitäten begeiſternd ein, drängte den mechaniſchen und handwerksmäßigen Betrieb der Studien, das Zuſammenraffen der für die Erkenntniß nur ſtofflichen Einzelheiten ohne Bewußtſein von dem geiſtigen Inhalte, und ſomit auch das Studiren zu bloß praktiſchen Zwecken, für welche man ſich die Kenntniſſe zu erwerben pflegte, in den Hintergrund, und wies die Lernenden auf das Allgemeine und Geiſtige hin, auf die Einheit, nach welcher alle echte Wiſſenſchaft ſtrebt. Die Erkenntniß wurde verklärt durch das Licht des Idealen; von dem Boden des freien Ideals aus wollte ſie ihre Ranken himmelwärts treiben. Ich ſpreche es mit voller Ueberzeugung aus: das jugendliche Streben der Wiſſenſchaft jener Zeit hatte einen höheren Charakter der Idealität, als die Wiſſenſchaft der Gegenwart. Man kann ſagen, daß unter dieſer Richtung die nothwendige Erforſchung des Beſonderen bedeutend leiden mußte: aber es wurde doch keineswegs verkannt, daß es eine tüchtige Empirie gebe, welche auch ohne philoſophiſche oder begriffliche Conſtruction durch angeborenen Inſtinct und ſicheren Takt das Richtige treffe und der philoſophiſchen Erkenntniß auf halbem Wege entgegenkomme, und die Träger einer ſolchen Empirie, wie auf dem philologiſchen

und geſchichtlichen Gebiete Fr. Aug. Wolf und Joh. von Müller, fanden auch bei den Philoſophen und Dichtern die höchſte Anerkennung. Kaum wage ich es, das Verhältniß jener Richtung zu den mir ferner liegenden Naturwiſſenſchaften zu berühren; es ſcheint jedoch, wenn auch das titaniſch kühne Unterfangen, das Reale auf Gedanken und Begriff, und die Natur auf den Geiſt oder die Identität beider zurückzuführen, auf mannigfache Irrwege gerieth, die Idealität der Betrachtung ſelbſt auf dieſem Gebiete nicht ohne einigen wohlthätigen Einfluß geblieben zu ſein, und ſie hat, wie ich glaube annehmen zu dürfen, auch auf einen großen Lebenden, dem die Ausſchweifungen der Naturphiloſophie ſtets fremd geblieben, der aber durch Größe der Ideen, allſeitige Bewältigung des Stoffes und künſtleriſche Darſtellung hervorragt, damals anregend eingewirkt. In enger Verbindung mit den edelſten Geiſtern, die der Zeit jene Richtung anwieſen, ſtand der nicht mehr lebende Bruder des noch lebenden, auf den ich ſoeben hingedeutet habe, ich meine Wilhelm von Humboldt. Poeſie und Kunſt, Philoſophie und vorzüglich die Philoſophie des Schönen nährten die rein menſchliche und ideale Richtung, welche ſeinem erhabenen Geiſte urſprünglich war, und gingen in ihm in der vollſten Harmonie auf; aber es war nicht eine oberflächliche äſthetiſche Bildung, ſondern der feinſte Geſchmack war mit dem ſchärfſten Urtheil und mit umfaſſenden und eindringenden Studien, beſonders des Alterthums und der Sprachen verbunden, der letzteren in einem Umfange, der über den Geſichtskreis aller früheren Gelehrten hinausging: und wieder war die gründlichſte und ſorgfältigſte Erforſchung alles Einzelnen geadelt durch den über den Inhalt ergoſſenen Reiz des Ausdrucks und die ſinnige Beziehung auf das Allgemeine und Geiſtige, ganz gemäß der Bildungsperiode, deren ſchönſte Seiten er verband,

während ihn die ungetrübte Klarheit des Verstandes und Freiheit des Geistes vor ihren Fehlern bewahrte. Zugleich hat er mit seinem Beispiel den Beweis geliefert, daß in ausgezeichneten Naturen weder die amtlichen Geschäfte den Sinn für Wissenschaft und Kunst schwächen oder gar ertödten, noch Hingebung an diese der praktischen Fähigkeit Eintrag thut, sondern dieser vielmehr durch die Erkenntniß das würdigste Ziel vorschreibt und die höhere Weihe giebt: das würdigste Ziel der Praxis aber ist die Ausprägung der Idee in der Wirklichkeit, und war ein Mann geeignet, diese als echter Staatsmann oder Staatskünstler, ja als Lenker der höchsten inneren und äußeren Staatsverhältnisse so weit zu vollbringen, als die allerseits beschränkenden Umgebungen und Umstände es gestatten, so war es Wilhelm von Humboldt in seiner für das Vaterland und die edlere Bildung gleich großen Begeisterung. Ruhig, geduldig, beharrlich, seinen Grundsätzen getreu, verlor er niemals sein Ziel aus den Augen, und mit der besonnensten und vorurtheilsfreisten, ja scheinbar kalten Würdigung der Dinge verband er Herz und Gemüth für die Personen. Diesem Manne war in der denkwürdigen Zeit, da die schon früher beschlossene Gründung der Berliner Universität wirklich in Angriff genommen wurde, die oberste Leitung des Unterrichtswesens anvertraut; von seiner Hand ist der bereits erwähnte Antrag an den König vom Jahr 1809, und unter ihm nahmen an der Bearbeitung der wissenschaftlichen Angelegenheiten des Staates durch edle Bildung des Geistes und Herzens und einen freien und idealen Sinn ausgezeichnete Männer Antheil, von denen ich nur Nicolovius und Süvern nennen will: aber es bedurfte auch eines gleichgesinnten Finanzministers, um in der bedrängten Lage des Staates bereitwillig reichliche Geldmittel für die wissenschaftlichen Anstalten flüssig zu machen,

und dieſer fand ſich in Altenſtein, deſſen innige Liebe und Verehrung der Wiſſenſchaften in ſeiner ſpäteren Verwaltung ſich zu unſerem höchſten Danke bethätigt hat. Unter ſolcher Männer Beirath ſetzte der weiſe und erfahrungsreiche König der neuen Univerſität nicht den geringeren Zweck, der ſich, freilich nicht ohne die Gefahr des Verluſtes der edleren Bildung, beſſer vielleicht durch Specialſchulen erreichen ließe, Diener für die nothwendigen und nothdürftigen Geſchäfte des Staates und die gewöhnlichen Lebensberufe einzuſchulen oder gar abzurichten: es war auf eine Schule der echten Wiſſenſchaft abgeſehen, deren Wirkſamkeit ſich über die Landesgrenzen ausdehnt, weil ſie nicht unmittelbar auf die Bedürfniſſe des beſonderen Staates berechnet und nicht von dieſen bedingt und beſtimmt iſt: es ſollte, wie wir geſehen haben, eine geiſtige Eroberung gemacht werden. Es ſchwebte bekanntlich wohl auch der Gedanke vor, die Univerſität Berlin zu einer gegen die anderen Univerſitäten höheren Lehranſtalt zu erheben, auf welcher die Studirenden den Schluß des ſogenannten akademiſchen Lernens machten und gleichſam die letzte Weihe empfingen: doch war dies nicht nur kaum ausführbar, ſondern ſchloß auch eine Anmaßung und Ueberhebung in ſich, die keine der deutſchen Univerſitäten gegen andere ſich darf zu Schulden kommen laſſen, da ſich alle vielmehr, frei von Dünkel und Selbſtſucht, als gleiche Gemeinen des Gelehrtenſtaates betrachten müſſen. Allerdings mochte dieſer Gedanke darin eine Berechtigung zu haben ſcheinen, daß die Univerſität in einer Hauptſtadt, die ſchon mit vielfachen Anſtalten und Hülfsmitteln der Kunſt und Wiſſenſchaft ausgeſtattet war, mehr Gelegenheit zu vollſtändiger Ausbildung bieten könne; aber wenn gleich die in Berlin ſchon früher beſtehenden Anſtalten, namentlich die Akademie der Wiſſenſchaften, auch damals einige ausge-

zeichnete Männer darboten, die für den Anfang freiwillig an der Universität wirkten, so konnte doch auf deren regelmäßige Beihülfe nicht für die Dauer mit Sicherheit gezählt werden; und ist von Hülfsmitteln die Rede, welche in Sammlungen und zu bestimmten wissenschaftlichen Zwecken wohl eingerichteten Oertlichkeiten bestehen, so hat ein hochgestelltes und um die Wissenschaft hochverdientes ehemaliges Mitglied unserer Universität mit großem Recht es öffentlich ausgesprochen, »daß noch in sehr neuen Zeiten Universitäten mit ganz ärmlichen Sammlungen ein reges geistiges Leben hervorgerufen haben, während die reichsten Sammlungen gegen Versinken des Unterrichts in gänzliche Leblosigkeit keinen Schutz gewähren,« und es dürfe sich die Meinung nicht festsetzen, »daß ohne Sammlungen vom ersten Rang eine Universität gleichsam nur zur zweiten Classe der Lehranstalten gerechnet werden könne.« Kommt viel auf reiche Hülfsmittel an, so kommt noch mehr an auf den Geist, der nicht an die Hauptstädte gebunden ist, ja oft in der Abgeschiedenheit eines kleinen Ortes sich am freisten entwickelt. Ueberdies hängt es bloß von der Freigebigkeit der Regierungen ab, ob sie an kleineren Orten und außer der Hauptstadt größere Hülfsmittel anhäufen wollen, und wir würden anderen hohen Schulen zu nahe treten, wenn wir unsere Hülfsmittel ohne Ausnahme für die reichsten und vollkommensten halten wollten. Doch ich kehre zurück zu dem Grundgedanken, daß hier eine Schule echter Wissenschaft sollte eingerichtet werden, wobei also keineswegs die Gesichtspunkte der Fachgelehrsamkeit und des Lehrens und Lernens für den einzelnen Beruf vorwalteten. Wilhelm von Humboldt selbst hat es hervorgehoben, die Behörde des öffentlichen Unterrichts habe die Beförderung der allgemeinen Bildung ins Auge zu fassen, sie habe dafür zu sorgen, daß die wissenschaftliche Bil-

dung ſich nicht nach äußeren Zwecken und Bedingungen einzeln zerſplittere, ſondern vielmehr zur Erreichung des höchſten Allgemein-menſchlichen in Einen Brennpunkt ſammle. Indeſſen konnte es nicht die Abſicht ſein, den herkömmlichen Kreis der Univerſitätslehre zu ſchmälern und die Bildung von Gottesgelehrten und Seelſorgern, Rechtsgelehrten und Beamten des Rechts und der Verwaltung und Aerzten davon auszuſondern und dadurch den praktiſchen Einfluß der Univerſität zu verringern: das einſeitige Verfolgen der Allgemeinheit wäre vielmehr in Widerſpruch geweſen mit der Einbildung des Gedankens in das Leben, der Durchdringung der Theorie und der Praxis, die eine Forderung des Zeitalters in ſeiner Entwickelung war: nur ſollte alles Fachſtudium, dem Beſtreben nach ſelbſt das der minder fähigen Beiläufer, für die doch der Zuſchnitt nicht gemacht werden darf, in den Aether der freien allgemeinen Wiſſenſchaftlichkeit getaucht ſein. Das freieſte, umfaſſendſte, allgemeinſte Wiſſen iſt das philoſophiſche. Wenn die Staaten in der Regel, von den älteſten Zeiten her, der Philoſophie abgeneigt waren, weil, um nicht mehr zu ſagen, jene das Beſtehende und Ueberlieferte feſthalten wollen, dieſe aber das was ſein ſoll erſtrebt, ſo war damals dieſer Gegenſatz minder mächtig, weil der Staat ſelber im Begriffe war ſeine Verhältniſſe nach Möglichkeit ſo zu geſtalten, wie ſie ſein ſollen, und weil die Freiheit des Gedankens in Uebereinſtimmung war mit dem Ringen des Staates ſeine eigene politiſche Freiheit wieder zu erlangen. So führt mich der Lauf der Betrachtung unwillkürlich, ja wider Willen, auch heute wieder auf die Philoſophie und zunächſt auf die Anerkennung, die ſie damals fand, wie früher in Preußen mit wenigen Ausnahmen von Leibniz bis auf Kant, ohne daß ich, wenn ich dies hervorhebe, damit den übertriebenen Anſprüchen mancher Philoſophen

zeichnete Männer darboten, die für den Anfan
Universität wirkten, so konnte doch auf deren
hülfe nicht für die Dauer mit Sicherheit gez
ist von Hülfsmitteln die Rede, welche in Sa
bestimmten wissenschaftlichen Zwecken wohl
lichkeiten bestehen, so hat ein hochgestelltes un
schaft hochverdientes ehemaliges Mitglied unse
großem Recht es öffentlich ausgesprochen,
neuen Zeiten Universitäten mit ganz ärmli
ein reges geistiges Leben hervorgerufen .ha
reichsten Sammlungen gegen Versinken des U
liche Leblosigkeit keinen Schutz gewähren,«
die Meinung nicht festsetzen, »daß ohne Samm
Rang eine Universität gleichsam nur zur zwe
anstalten gerechnet werden könne.« Kommt
mittel an, so kommt noch mehr an auf den
die Hauptstädte gebunden ist, ja oft in der A
kleinen Ortes sich am freisten entwickelt.
bloß von der Freigebigkeit der Regierungen
neren Orten und außer der Hauptstadt gr
häufen wollen, und wir würden anderen
treten, wenn wir unsere Hülfsmittel ob
reichsten und vollkommensten halten wo
zurück zu dem Grundgedanken, daß hier
schaft sollte eingerichtet werden, web
sichtspunkte der Fachgelehrsamkeit na
für den einzelnen Beruf verwa
selbst hat es hervorgehoben
richts hab

kleidet, an ihn heranbringt und sie an ihm versucht, wozu er eines künstlerischen Talentes bedarf. Die Universität erscheint ihm als eine Bildungsschule der Kunst des freien wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs, und zwar, um viele Nebenbestimmungen zu übergehen, in der Art, daß die Wissenschaft dem Lernenden nicht Mittel für irgend einen anderen Zweck sei, sondern daß er, in welcher Weise er auch künftig seine wissenschaftliche Bildung im Leben anwende, allein in der Idee die Wurzel seines Lebens habe, nur von ihr aus die Wirklichkeit erblicke und nach ihr sie gestalte, nicht aber die Idee nach der Wirklichkeit. Nun ist, sagt er, dasjenige, was die gesammte geistige Thätigkeit, mithin auch alle besonderen und weiteren Aeußerungen derselben wissenschaftlich erfaßt, die Philosophie; von philosophischer Kunstbildung aus also müßte den besonderen Wissenschaften ihre Kunst gegeben, und was in ihnen bisher bloße, vom guten Glück abhängende Naturgabe war, zu besonnenem Können erhoben werden: mit dem entwickelten philosophischen Geiste müßte der ganze wissenschaftliche Stoff in seiner organischen Einheit aufgefaßt und durchdrungen werden. Es genügt mir, seine Grundansicht angegeben zu haben, und ich füge nur wenige Nebenbemerkungen bei. Fichte entwirft mit seiner eigenthümlichen starren Folgerichtigkeit einen Plan, vermöge dessen er vieles von seiner höheren wissenschaftlichen Lehranstalt ausschließen muß, namentlich die Theologie, falls sie nicht den Anspruch auf ein Geheimniß feierlich aufgeben wolle; er gelangt dahin, daß er mit einer fast naiven Ausschließlichkeit für den Beginn der Anstalt einen einzigen philosophischen Lehrer fordert, außer welchem kein anderer auf die Entwickelung des Lehrlings zum Philosophiren Einfluß haben soll, daß er alles auf Encyklopädien als die ersten Grundlagen jeder Wissenschaft zurückführt, daß Prüfungen, wenn auch,

wie er ſagt, nicht im Geiſte des Wiſſens, ſondern im Geiſte der Kunſt, und Converſatorien eine ſehr bedeutende Rolle bei ihm ſpielen, welche letzteren doch, wenn ſie auch ſehr wichtig ſind, wie nun einmal die Lehrverhältniſſe ſchon ſeit Platon und Ariſtoteles ſich geſtaltet haben nicht als die vorwiegende Lehrform gelten können. So empfahl denn der freiſinnigſte Mann ſeines Zeitalters einen Organismus der höchſten wiſſenſchaftlichen Anſtalt, der in den größten Mechanismus und Zwang für die Wiſſenſchaft und ſelbſt für den Staat, welcher mit den aus dieſer Schule hervorgegangenen ſeine wichtigſten Aemter beſetzen ſollte, und in ein völliges Kaſtenweſen würde ausgeartet ſein; ja er geht ſogar bis auf das Aeußerſte einer gemeinſamen Haushaltung, einer Eintheilung der Studirenden in Regulare und Irregulare und ein Mittelding zwiſchen beiden, die Novizen, endlich ſo weit, daß er den Regularen eine Uniform beilegt, die niemand zu tragen berechtigt ſein ſoll als ſie und die ordentlichen Lehrer. Hat nun die Behörde ſolchen übertriebenen Rathſchlägen mit Recht kein Gehör gegeben, ſo iſt doch Fichte's Einfluß und mit ihm der Einfluß der Philoſophie auf die Univerſität gleich von Anfang ſehr bedeutend geweſen. Nicht lange nach ihm, im Jahre 1808, ſchrieb Schleiermacher ſeine »gelegentliche Gedanken über Univerſitäten in Deutſchem Sinn, nebſt einem Anhang über eine neu zu errichtende,« ſo viel mir bekannt, ohne amtliche Veranlaſſung, aber großen Theils in Hinſicht auf die Gründung der hieſigen hohen Schule und ſicherlich im Geiſte derer, die kurz darauf Hand ans Werk legten, da er dieſen eng verbunden war; ſein Urtheil iſt um ſo wichtiger, weil er nicht nur als Lehrer einen weitgreifenden Einfluß auf die Univerſität geübt, ſondern auch etliche Jahre in der höchſten Unterrichtsbehörde gearbeitet hat. Die zum Behuf der Wiſſen-

ſchaft ſich freiwillig vereinigen, ſagt er, denen kommt es nicht ſowohl auf die gehäuften Einzelheiten der Kenntniſſe an, die der Staat allein zu achten und für ſeinen Gebrauch zu fördern pflegt, als auf »das Bewußtſein von der nothwendigen Einheit alles Wiſſens, von den Geſetzen und Bedingungen ſeines Entſtehens, von der Form und dem Gepräge, wodurch eigentlich jede Wahrnehmung, jeder Gedanke ein eigentliches Wiſſen iſt«; »ſo auch jeden Menſchen, den ſie ſich ähnlich bilden wollen, führen ſie, auch nur mäßig ausgerüſtet, gleich auf dieſen Hauptpunkt wiſſenſchaftlicher Einheit und Form, üben ihn in dieſer Art zu ſehen, und laſſen ihn nur dann, nachdem er ſich ſo feſtgeſetzt hat, noch tiefer in das Einzelne hineingehen, weil er alles wirklich wiſſen ſoll im ſtrengeren Sinne, und ſonſt alles Anhäufen einzelner Kenntniſſe nur ein unſicheres Umhertappen wäre, was immer nur in Bezug auf eine beſſere Behandlung einen vorläufigen Werth haben könnte.« Indem er den Unterſchied der Schulen, Univerſitäten und Akademien erörtert, findet er als Geſchäft der Univerſität, »die Idee der Wiſſenſchaft in den edleren mit Kenntniſſen mancher Art ſchon ausgerüſteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrſchaft über ſie zu verhelfen auf demjenigen Gebiet der Erkenntniß, dem Jeder ſich beſonders widmen will, ſo daß es ihnen zur Natur werde, Alles aus dem Geſichtspunkt der Wiſſenſchaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für ſich, ſondern in ſeinen nächſten wiſſenſchaftlichen Verbindungen anzuſchauen, und in einen großen Zuſammenhang einzutragen in beſtändiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntniß, daß ſie lernen, in jedem Denken ſich der Grundgeſetze der Wiſſenſchaft bewußt zu werden, und eben dadurch das Vermögen ſelbſt zu forſchen, zu erfinden und darzuſtellen, allmälig in ſich herausarbeiten.« »Die Idee des Erkennens, das höchſte Bewußtſein

der Vernunft, als ein leitendes Princip in dem Menſchen,« ſoll erweckt werden. Unſerem Schleiermacher zufolge giebt es kein wiſſenſchaftlich hervorbringendes Vermögen ohne ſpeculativen Geiſt; dieſes hänge bewußt oder unbewußt von einer ſpeculativen Richtung der Vernunft ab. Für die Univerſität iſt ihm alſo »der philoſophiſche Unterricht die Grundlage von allem, was dort getrieben wird; und weil eben dieſe höchſten Anſichten vorzüglich mitgetheilt werden ſollen, und zwar auf die individuellſte Weiſe, ſo müſſen ſie auch in ihrer Differenz von allem, was gleichartiges neben ihnen beſteht, dargeſtellt werden, daher auf und zwiſchen Univerſitäten vorzüglich die philoſophiſchen Streitigkeiten ihren Platz haben und auf ihnen vornehmlich die philoſophiſchen Schulen ſich bilden.« Aber »der wiſſenſchaftliche Geiſt als das höchſte Princip, die unmittelbare Einheit aller Erkenntniß kann nicht etwa für ſich hingeſtellt und aufgezeigt werden in bloßer Transſcendentalphiloſophie, geſpenſterartig, wie leider manche verſucht und Spuk und unheimliches Weſen damit getrieben haben«: »nur in ihrem lebendigen Einfluß auf alles Wiſſen läßt ſich die Philoſophie, nur mit ſeinem Leibe, dem realen Wiſſen zugleich läßt dieſer Geiſt ſich darſtellen und auffaſſen. Daher werden auf der Univerſität auch Kenntniſſe mitgetheilt.« Den vermeintlichen Gegenſatz zwiſchen Vernunft und Erfahrung, Speculation und Empirie, will auch er aufgehoben wiſſen: ein Geſichtspunkt, den ich vor einem Jahre an dieſer Stelle aus eigener Perſon näher erörtert habe. Und da die Wiſſenſchaft auch der untergeordneten Talente als treuer und tüchtiger Arbeiter, noch mehr aber der Staat eben ſolcher bedarf, ſo ſollen die Univerſitäten zugleich höhere Specialſchulen ſein für alles, was von nutzbaren Kenntniſſen mit der eigentlichen wiſſenſchaftlichen Bildung zuſammenhängt, ohne daß ihre

beiden Bestimmungen äußerlich unterschieden würden. Doch es würde zu weit führen, wenn ich aus Schleiermacher's Schrift auch nur das allerwichtigste, was mit dem Gesagten im nächsten Zusammenhange steht, hier mittheilen wollte. Wenn übrigens in diesen Vorschlägen überall das Philosophische, das Allgemeine, die freie Bildung am stärksten hervorgehoben wird, so muß ich nochmals erinnern, daß die echte und tüchtige Empirie und auch die Ausbildung für die praktischen Fächer darum nicht gering geachtet wurde, als das höchste Ziel der wissenschaftlichen Erkenntniß aber die Durchdringung der Theorie und der Praxis, der Speculation und der Empirie, des Idealen und des Realen vorschwebte; worauf ich, der ich kein Philosoph vom Fach bin, wie Sie leicht ermessen werden, ein größeres Gewicht lege als auf jene damalige starke Hervorhebung der Philosophie selbst. Dies ist ein großartiges und erhabenes Ziel, was den Gelehrten für alle Zeiten vorschweben muß, und was, ich bin dessen sicher und habe dies schon früher ausgesprochen, auch den jetzigen Lehrern dieser hohen Schule vorschwebt und von ihnen ihren Zuhörern vorgesteckt wird. Ist einer Anstalt bei ihrer Gründung ein edler Sinn und Geist eingepflanzt worden, so ist es ein großer Gewinn für sie, wenn dieser Geist durch eine ununterbrochene Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wird, und es ist keineswegs zu befürchten, daß durch die Stetigkeit der Grundsätze sie altern und verrotten werde. Dieser Universität hat von Anbeginn ein tüchtiger Geist eingewohnt: das Festhalten an dem alten Sinne der Körperschaft und das Wirken in dem alten Geiste erscheint mir daher für sie das ersprießlichste, wenn auch neue wissenschaftliche Entwickelungen sich bilden müssen und junge Kräfte an die Stelle der alten reten. Denn wie viele sind noch übrig, welche als Lehrer diese

Universität in ihrer Jugendfrische gesehen haben? Bald wird der Tod sie alle weggerafft haben. Es ist heute nicht angemessen, Empfindungen der Trauer anzuregen: aber wenn ich von den ersten Zeiten dieser Hochschule rede, würden Sie es mit Recht vermissen, wenn ich des Verlustes nicht gedächte, den wir ganz vor kurzem erlitten haben. Der Mann, der uns zuletzt entrissen worden, war der älteste der Universität, ein Mann von altem Schrot und Korn, von gediegener Wissenschaft und edler Gesinnung, ganz durchdrungen von dem Geiste, der die jugendliche Universität beseelte, nicht schmiegsam noch immer allen bequem, aber doch voll Herz und Gemüth, aber in unerschütterlicher Treue und Festigkeit ein aus den alten Tagen herüberragendes Vorbild für das jüngere Geschlecht. Doch zurück zu unserem Gegenstande.

Die Universitäten sind im Laufe dieses Jahrhunderts öfter und von verschiedenen Seiten her als überflüssig auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, oder gar als schädlich angegriffen worden, als überflüssig, um hierbei allein stehen zu bleiben, besonders darum, weil die Mittheilung der Gedanken, die Verbreitung der Kenntnisse und deren Erlernung, in früheren Zeiten vorzugsweise auf mündliche Lehre angewiesen, in unserer Zeit, nachdem das Bücherwesen eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen hat, mittelst gedruckter Schriften, aus denen sich jeder durch die Schule einigermaßen Vorgebildete sicherer unterrichten könne, sich auf das hinlänglichste bewirken lasse. Wird aber die Bestimmung der Universität so gefaßt, wie sie bei Gründung unserer Lehranstalt gefaßt worden, so wird man kaum mit einigem Schein behaupten können, die Universitäten seien überflüssig oder hätten sich, wie manche sagen, überlebt. Drohten früher den Universitäten

zeichnete Männer darboten, die für den Anfang freiwillig an der Universität wirkten, so konnte doch auf deren regelmäßige Beihülfe nicht für die Dauer mit Sicherheit gezählt werden; und ist von Hülfsmitteln die Rede, welche in Sammlungen und zu bestimmten wissenschaftlichen Zwecken wohl eingerichteten Oertlichkeiten bestehen, so hat ein hochgestelltes und um die Wissenschaft hochverdientes ehemaliges Mitglied unserer Universität mit großem Recht es öffentlich ausgesprochen, »daß noch in sehr neuen Zeiten Universitäten mit ganz ärmlichen Sammlungen ein reges geistiges Leben hervorgerufen haben, während die reichsten Sammlungen gegen Versinken des Unterrichts in gänzliche Leblosigkeit keinen Schutz gewähren,« und es dürfe sich die Meinung nicht festsetzen, »daß ohne Sammlungen vom ersten Rang eine Universität gleichsam nur zur zweiten Classe der Lehranstalten gerechnet werden könne.« Kommt viel auf reiche Hülfsmittel an, so kommt noch mehr an auf den Geist, der nicht an die Hauptstädte gebunden ist, ja oft in der Abgeschiedenheit eines kleinen Ortes sich am freisten entwickelt. Ueberdies hängt es bloß von der Freigebigkeit der Regierungen ab, ob sie an kleineren Orten und außer der Hauptstadt größere Hülfsmittel anhäufen wollen, und wir würden anderen hohen Schulen zu nahe treten, wenn wir unsere Hülfsmittel ohne Ausnahme für die reichsten und vollkommensten halten wollten. Doch ich kehre zurück zu dem Grundgedanken, daß hier eine Schule echter Wissenschaft sollte eingerichtet werden, wobei also keineswegs die Gesichtspunkte der Fachgelehrsamkeit und des Lehrens und Lernens für den einzelnen Beruf vorwalteten. Wilhelm von Humboldt selbst hat es hervorgehoben, die Behörde des öffentlichen Unterrichts habe die Beförderung der allgemeinen Bildung ins Auge zu fassen, sie habe dafür zu sorgen, daß die wissenschaftliche Bil-

dung sich nicht nach äußeren Zwecken und Bedingungen einzeln zersplittere, sondern vielmehr zur Erreichung des höchsten Allgemein-menschlichen in Einen Brennpunkt sammle. Indessen konnte es nicht die Absicht sein, den herkömmlichen Kreis der Universitätslehre zu schmälern und die Bildung von Gottesgelehrten und Seelsorgern, Rechtsgelehrten und Beamten des Rechts und der Verwaltung und Aerzten davon auszusondern und dadurch den praktischen Einfluß der Universität zu verringern: das einseitige Verfolgen der Allgemeinheit wäre vielmehr in Widerspruch gewesen mit der Einbildung des Gedankens in das Leben, der Durchdringung der Theorie und der Praxis, die eine Forderung des Zeitalters in seiner Entwickelung war: nur sollte alles Fachstudium, dem Bestreben nach selbst das der minder fähigen Beiläufer, für die doch der Zuschnitt nicht gemacht werden darf, in den Aether der freien allgemeinen Wissenschaftlichkeit getaucht sein. Das freieste, umfassendste, allgemeinste Wissen ist das philosophische. Wenn die Staaten in der Regel, von den ältesten Zeiten her, der Philosophie abgeneigt waren, weil, um nicht mehr zu sagen, jene das Bestehende und Ueberlieferte festhalten wollen, diese aber das was sein soll erstrebt, so war damals dieser Gegensatz minder mächtig, weil der Staat selber im Begriffe war seine Verhältnisse nach Möglichkeit so zu gestalten, wie sie sein sollen, und weil die Freiheit des Gedankens in Uebereinstimmung war mit dem Ringen des Staates seine eigene politische Freiheit wieder zu erlangen. So führt mich der Lauf der Betrachtung unwillkürlich, ja wider Willen, auch heute wieder auf die Philosophie und zunächst auf die Anerkennung, die sie damals fand, wie früher in Preußen mit wenigen Ausnahmen von Leibniz bis auf Kant, ohne daß ich, wenn ich dies hervorhebe, damit den übertriebenen Ansprüchen mancher Philosophen

und ihrem Uebergreifen in Gebiete, auf denen ſie nicht hinlänglich bewandert waren, das Wort zu reden gedächte. Die Philoſophie iſt dieſer Univerſität von Anbeginn als das allbelebende Element eingepflanzt worden, und hatte in Fichte, Schleiermacher und Solger ausgezeichnete Vertreter. Was die beiden erſtgenannten um die Zeit der Gründung unſerer hohen Schule und in Beziehung darauf über das Weſen der Univerſitäten geſchrieben haben, iſt zu bezeichnend für den damaligen Sinn und Geiſt, als daß ich davon ſchweigen dürfte; nur möge mich niemand der Einſeitigkeit oder Ungerechtigkeit und ſogar Unanſtändigkeit zeihen, als ob ich denjenigen Theil der Univerſität, dem ich zunächſt angehöre, gegen die anderen hervorheben oder einen Rangſtreit zwiſchen gleich berechtigten Körperſchaften der Univerſität erneuern wollte, von dem ich ſo weit entfernt bin, daß ich gleich von vorn herein Schleiermacher's Wort mißbillige, die philoſophiſche Facultät ſei auch als letzte doch die erſte, weil jedermann ihre Selbſtändigkeit einſehen müſſe, und mich dagegen verwahre, auf meine Rechnung zu ſetzen, was ich als anderer Meinung mittheile, weil ich es nicht angemeſſen finde, mich ſelber über jeden Punkt aus meiner Perſon ausführlicher zu erklären. Fichte ſchrieb ſchon im Jahre 1807 auf Veranlaſſung des Geheimen Kabinets-Raths Beyme, der die Wiſſenſchaften liebte und förderte, auf Fichte Vertrauen ſetzte und ſich der Gründung der Univerſität eifrig annahm, einen damals amtlich eingereichten, zehn Jahre ſpäter im Druck erſchienenen »deducirten Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranſtalt«. Es war ihm ganz frei gegeben, ſich an das Alte und Ueberlieferte nicht zu binden, und er hat von dieſer Freiheit um ſo mehr den vollen Gebrauch gemacht, als es die Aufgabe ſeines ganzen Lebens und Philoſophirens war, die

Vervollkommnung der Menschheit zu fördern und diese auf neuen Bahnen zum Fortschritt zu leiten. Er hatte früher auf zwei Universitäten, zu Jena und Erlangen, über die Bestimmung des Studirenden und des Gelehrten begeisternde und weitwirkende Vorlesungen gehalten; er hatte von dieser Bestimmung die höchste und würdigste Ansicht und legte sie ohne alle Rücksicht auf Beifall oder Mißfallen dar. Der Gelehrte ist ihm der Bestimmung nach der Lehrer des Menschengeschlechtes, soll aber nicht bloß auf das Gegenwärtige, sondern auch auf das Zukünftige sehen, wohin jedesmal das Menschengeschlecht weiter schreiten müsse, wenn es nicht auf dem Wege zu seinem letzten Ziele stehen bleiben oder gar zurückgehen soll, und indem er es nicht auf einmal zu dem Zielpunkte fortreißen kann, sondern es allmälig dahin führen muß, wird ihm der Gelehrte der Erzieher der Menschheit. Der letzte Zweck dieser ist aber die sittliche Veredelung des ganzen Menschen, die nur vom Sittlichen ausgehen kann; also müsse der Gelehrte der sittlich beste sein und in sich die höchste Stufe der bis auf ihn möglichen sittlichen Ausbildung darstellen: eine Forderung der höchsten Idealität, hinter welcher die Wirklichkeit freilich leider oft zurückbleibt. Ferner ist ihm nur derjenige ein Gelehrter, der durch die gelehrte Bildung des Zeitalters hindurch zur Erkenntniß der Idee wirklich gekommen ist oder wenigstens zu derselben zu kommen lebendig und kräftig strebt, obgleich er nicht leugnet, daß sich auch auf anderem Wege zur Idee gelangen lasse: wer nicht zur Erkenntniß der Idee gelangt, ist ihm Gelehrter nur nach dem Schein und der bloßen Meinung. Der Beruf des Universitätslehrers mußte ihm daher dieser sein, die Schüler durch die in ihm mit klarem Bewußtsein ausgebildete Idee zur Empfänglichkeit für die Idee auszubilden, indem er diese, in den verschiedensten Gestaltungen und Wendungen ausgedrückt und ge-

kleidet, an ihn heranbringt und sie an ihm versucht, wozu er eines künstlerischen Talentes bedarf. Die Universität erscheint ihm als eine Bildungsschule der Kunst des freien wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs, und zwar, um viele Nebenbestimmungen zu übergehen, in der Art, daß die Wissenschaft dem Lernenden nicht Mittel für irgend einen anderen Zweck sei, sondern daß er, in welcher Weise er auch künftig seine wissenschaftliche Bildung im Leben anwende, allein in der Idee die Wurzel seines Lebens habe, nur von ihr aus die Wirklichkeit erblicke und nach ihr sie gestalte, nicht aber die Idee nach der Wirklichkeit. Nun ist, sagt er, dasjenige, was die gesammte geistige Thätigkeit, mithin auch alle besonderen und weiteren Aeußerungen derselben wissenschaftlich erfaßt, die Philosophie; von philosophischer Kunstbildung aus also müßte den besonderen Wissenschaften ihre Kunst gegeben, und was in ihnen bisher bloße, vom guten Glück abhängende Naturgabe war, zu besonnenem Können erhoben werden: mit dem entwickelten philosophischen Geiste müßte der ganze wissenschaftliche Stoff in seiner organischen Einheit aufgefaßt und durchdrungen werden. Es genügt mir, seine Grundansicht angegeben zu haben, und ich füge nur wenige Nebenbemerkungen bei. Fichte entwirft mit seiner eigenthümlichen starren Folgerichtigkeit einen Plan, vermöge dessen er vieles von seiner höheren wissenschaftlichen Lehranstalt ausschließen muß, namentlich die Theologie, falls sie nicht den Anspruch auf ein Geheimniß feierlich aufgeben wolle; er gelangt dahin, daß er mit einer fast naiven Ausschließlichkeit für den Beginn der Anstalt einen einzigen philosophischen Lehrer fordert, außer welchem kein anderer auf die Entwickelung des Lehrlings zum Philosophiren Einfluß haben soll, daß er alles auf Encyklopädien als die ersten Grundlagen jeder Wissenschaft zurückführt, daß Prüfungen, wenn auch,

wie er ſagt, nicht im Geiſte des Wiſſens, ſondern im Geiſte der Kunſt, und Converſatorien eine ſehr bedeutende Rolle bei ihm ſpielen, welche letzteren doch, wenn ſie auch ſehr wichtig ſind, wie nun einmal die Lehrverhältniſſe ſchon ſeit Platon und Ariſtoteles ſich geſtaltet haben nicht als die vorwiegende Lehrform gelten können. So empfahl denn der freiſinnigſte Mann ſeines Zeitalters einen Organismus der höchſten wiſſenſchaftlichen Anſtalt, der in den größten Mechanismus und Zwang für die Wiſſenſchaft und ſelbſt für den Staat, welcher mit den aus dieſer Schule hervorgegangenen ſeine wichtigſten Aemter beſetzen ſollte, und in ein völliges Kaſtenweſen würde ausgeartet ſein; ja er geht ſogar bis auf das Aeußerſte einer gemeinſamen Haushaltung, einer Eintheilung der Studirenden in Regulare und Irregulare und ein Mittelding zwiſchen beiden, die Novizen, endlich ſo weit, daß er den Regularen eine Uniform beilegt, die niemand zu tragen berechtigt ſein ſoll als ſie und die ordentlichen Lehrer. Hat nun die Behörde ſolchen übertriebenen Rathſchlägen mit Recht kein Gehör gegeben, ſo iſt doch Fichte's Einfluß und mit ihm der Einfluß der Philoſophie auf die Univerſität gleich von Anfang ſehr bedeutend geweſen. Nicht lange nach ihm, im Jahre 1808, ſchrieb Schleiermacher ſeine »gelegentliche Gedanken über Univerſitäten in Deutſchem Sinn, nebſt einem Anhang über eine neu zu errichtende,« ſo viel mir bekannt, ohne amtliche Veranlaſſung, aber großen Theils in Hinſicht auf die Gründung der hieſigen hohen Schule und ſicherlich im Geiſte derer, die kurz darauf Hand ans Werk legten, da er dieſen eng verbunden war; ſein Urtheil iſt um ſo wichtiger, weil er nicht nur als Lehrer einen weitgreifenden Einfluß auf die Univerſität geübt, ſondern auch etliche Jahre in der höchſten Unterrichtsbehörde gearbeitet hat. Die zum Behuf der Wiſſen-

ſchaft ſich freiwillig vereinigen, ſagt er, denen kommt es nicht ſowohl auf die gehäuften Einzelheiten der Kenntniſſe an, die der Staat allein zu achten und für ſeinen Gebrauch zu fördern pflegt, als auf »das Bewußtſein von der nothwendigen Einheit alles Wiſſens, von den Geſetzen und Bedingungen ſeines Entſtehens, von der Form und dem Gepräge, wodurch eigentlich jede Wahrnehmung, jeder Gedanke ein eigentliches Wiſſen iſt«; »ſo auch jeden Menſchen, den ſie ſich ähnlich bilden wollen, führen ſie, auch nur mäßig ausgerüſtet, gleich auf dieſen Hauptpunkt wiſſenſchaftlicher Einheit und Form, üben ihn in dieſer Art zu ſehen, und laſſen ihn nur dann, nachdem er ſich ſo feſtgeſetzt hat, noch tiefer in das Einzelne hineingehen, weil er alles wirklich wiſſen ſoll im ſtrengeren Sinne, und ſonſt alles Anhäufen einzelner Kenntniſſe nur ein unſicheres Umhertappen wäre, was immer nur in Bezug auf eine beſſere Behandlung einen vorläufigen Werth haben könnte.« Indem er den Unterſchied der Schulen, Univerſitäten und Akademien erörtert, findet er als Geſchäft der Univerſität, »die Idee der Wiſſenſchaft in den edleren mit Kenntniſſen mancher Art ſchon ausgerüſteten Jünglingen zu erwecken, ihr zur Herrſchaft über ſie zu verhelfen auf demjenigen Gebiet der Erkenntniß, dem Jeder ſich beſonders widmen will, ſo daß es ihnen zur Natur werde, Alles aus dem Geſichtspunkt der Wiſſenſchaft zu betrachten, alles Einzelne nicht für ſich, ſondern in ſeinen nächſten wiſſenſchaftlichen Verbindungen anzuſchauen, und in einen großen Zuſammenhang einzutragen in beſtändiger Beziehung auf die Einheit und Allheit der Erkenntniß, daß ſie lernen, in jedem Denken ſich der Grundgeſetze der Wiſſenſchaft bewußt zu werden, und eben dadurch das Vermögen ſelbſt zu forſchen, zu erfinden und darzuſtellen, allmälig in ſich herausarbeiten.« »Die Idee des Erkennens, das höchſte Bewußtſein

der Vernunft, als ein leitendes Princip in dem Menſchen,« ſoll erweckt werden. Unſerem Schleiermacher zufolge giebt es kein wiſſenſchaftlich hervorbringendes Vermögen ohne ſpeculativen Geiſt; dieſes hänge bewußt oder unbewußt von einer ſpeculativen Richtung der Vernunft ab. Für die Univerſität iſt ihm alſo »der philoſophiſche Unterricht die Grundlage von allem, was dort getrieben wird; und weil eben dieſe höchſten Anſichten vorzüglich mitgetheilt werden ſollen, und zwar auf die individuellſte Weiſe, ſo müſſen ſie auch in ihrer Differenz von allem, was gleichartiges neben ihnen beſteht, dargeſtellt werden, daher auf und zwiſchen Univerſitäten vorzüglich die philoſophiſchen Streitigkeiten ihren Platz haben und auf ihnen vornehmlich die philoſophiſchen Schulen ſich bilden.« Aber »der wiſſenſchaftliche Geiſt als das höchſte Princip, die unmittelbare Einheit aller Erkenntniß kann nicht etwa für ſich hingeſtellt und aufgezeigt werden in bloßer Transſcendentalphiloſophie, geſpenſterartig, wie leider manche verſucht und Spuk und unheimliches Weſen damit getrieben haben«: »nur in ihrem lebendigen Einfluß auf alles Wiſſen läßt ſich die Philoſophie, nur mit ſeinem Leibe, dem realen Wiſſen zugleich läßt dieſer Geiſt ſich darſtellen und auffaſſen. Daher werden auf der Univerſität auch Kenntniſſe mitgetheilt.« Den vermeintlichen Gegenſatz zwiſchen Vernunft und Erfahrung, Speculation und Empirie, will auch er aufgehoben wiſſen: ein Geſichtspunkt, den ich vor einem Jahre an dieſer Stelle aus eigener Perſon näher erörtert habe. Und da die Wiſſenſchaft auch der untergeordneten Talente als treuer und tüchtiger Arbeiter, noch mehr aber der Staat eben ſolcher bedarf, ſo ſollen die Univerſitäten zugleich höhere Specialſchulen ſein für alles, was von nutzbaren Kenntniſſen mit der eigentlichen wiſſenſchaftlichen Bildung zuſammenhängt, ohne daß ihre

beiden Bestimmungen äußerlich unterschieden würden. Doch es würde zu weit führen, wenn ich aus Schleiermacher's Schrift auch nur das allerwichtigste, was mit dem Gesagten im nächsten Zusammenhange steht, hier mittheilen wollte. Wenn übrigens in diesen Vorschlägen überall das Philosophische, das Allgemeine, die freie Bildung am stärksten hervorgehoben wird, so muß ich nochmals erinnern, daß die echte und tüchtige Empirie und auch die Ausbildung für die praktischen Fächer darum nicht gering geachtet wurde, als das höchste Ziel der wissenschaftlichen Erkenntniß aber die Durchdringung der Theorie und der Praxis, der Speculation und der Empirie, des Idealen und des Realen vorschwebte; worauf ich, der ich kein Philosoph vom Fach bin, wie Sie leicht ermessen werden, ein größeres Gewicht lege als auf jene damalige starke Hervorhebung der Philosophie selbst. Dies ist ein großartiges und erhabenes Ziel, was den Gelehrten für alle Zeiten vorschweben muß, und was, ich bin dessen sicher und habe dies schon früher ausgesprochen, auch den jetzigen Lehrern dieser hohen Schule vorschwebt und von ihnen ihren Zuhörern vorgesteckt wird. Ist einer Anstalt bei ihrer Gründung ein edler Sinn und Geist eingepflanzt worden, so ist es ein großer Gewinn für sie, wenn dieser Geist durch eine ununterbrochene Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wird, und es ist keineswegs zu befürchten, daß durch die Stetigkeit der Grundsätze sie altern und verrotten werde. Dieser Universität hat von Anbeginn ein tüchtiger Geist eingewohnt: das Festhalten an dem alten Sinne der Körperschaft und das Wirken in dem alten Geiste erscheint mir daher für sie das ersprießlichste, wenn auch neue wissenschaftliche Entwickelungen sich bilden müssen und junge Kräfte an die Stelle der alten reten. Denn wie viele sind noch übrig, welche als Lehrer diese

Universität in ihrer Jugendfrische gesehen haben? Bald wird der Tod sie alle weggerafft haben. Es ist heute nicht angemessen, Empfindungen der Trauer anzuregen: aber wenn ich von den ersten Zeiten dieser Hochschule rede, würden Sie es mit Recht vermissen, wenn ich des Verlustes nicht gedächte, den wir ganz vor kurzem erlitten haben. Der Mann, der uns zuletzt entrissen worden, war der älteste der Universität, ein Mann von altem Schrot und Korn, von gediegener Wissenschaft und edler Gesinnung, ganz durchdrungen von dem Geiste, der die jugendliche Universität beseelte, nicht schmiegsam noch immer allen bequem, aber doch voll Herz und Gemüth, aber in unerschütterlicher Treue und Festigkeit ein aus den alten Tagen herüberragendes Vorbild für das jüngere Geschlecht. Doch zurück zu unserem Gegenstande.

Die Universitäten sind im Laufe dieses Jahrhunderts öfter und von verschiedenen Seiten her als überflüssig auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, oder gar als schädlich angegriffen worden, als überflüssig, um hierbei allein stehen zu bleiben, besonders darum, weil die Mittheilung der Gedanken, die Verbreitung der Kenntnisse und deren Erlernung, in früheren Zeiten vorzugsweise auf mündliche Lehre angewiesen, in unserer Zeit, nachdem das Bücherwesen eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen hat, mittelst gedruckter Schriften, aus denen sich jeder durch die Schule einigermaßen Vorgebildete sicherer unterrichten könne, sich auf das hinlänglichste bewirken lasse. Wird aber die Bestimmung der Universität so gefaßt, wie sie bei Gründung unserer Lehranstalt gefaßt worden, so wird man kaum mit einigem Schein behaupten können, die Universitäten seien überflüssig oder hätten sich, wie manche sagen, überlebt. Drohten früher den Universitäten

des Deutſchen Vaterlandes, das in ihnen ein edles Beſitzthum erkannte, äußere Gefahren, ſo ſind dieſe für jetzt verſchwunden, und es wird nur auf ſie ankommen, daß ſie ihren inneren Werth bewahren, indem ſie die höhere Einheit des Wiſſens nicht gegen das enge Fachſtudium und die Rückſicht auf den vereinzelten Beruf, die freilich nicht fehlen darf, zurücktreten laſſen, und das Ideale nicht gegen das Reale und Materielle. Sage ich aber, es werde nur auf ſie ankommen, ſo muß uns doch viel daran gelegen ſein, ob dieſer Geiſt auch dem Sinne des Königs angemeſſen ſei. Es liegt nicht unmittelbar in dem Weſen eines guten Landesherrn, daß er die Wiſſenſchaft als ſolche anerkenne; ja da die ſtaatlichen Beziehungen und beſonders auch der materielle Wohlſtand des Landes ſeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade auf ſich ziehen müſſen, iſt es eine natürliche und verzeihliche Einſeitigkeit, wenn er die Wiſſenſchaft nach ihren nützlichen Folgen für den Staatsdienſt und das gemeine Leben ſchätzt. Damit er ſie um ihrer ſelbſt willen liebe und fördere, muß er den Geiſt über alles achten; dieſes kommt aber nur demjenigen zu, der ganz durchdrungen iſt von der Idee, dem göttlichen Urquell des Wiſſens, und ihre Verwirklichung im Volk und Staat erſtrebt. Als einen ſolchen erkennen wir unſeren erhabenen Herrn, den König Friedrich Wilhelm den Vierten, und darum habe ich im Eingange dieſes Vortrages geſagt, dieſe Univerſität ſei ganz in dem Sinne geſtiftet, als ob ſie von ihm ſelber geſtiftet und aus ſeinem Geiſte entſprungen ſei. So, geehrteſte Verſammlung, feiern wir denn in ihm den hochſinnigen Erhalter dieſer großen wiſſenſchaftlichen Gemeinſchaft nach ihrem urſprünglichen Zweck, für uns und an unſerer Stelle, Lehrer und Lernende eng verbunden, und mit uns die edlen Gäſte, die an unſeren Angelegenheiten theilnehmen, zugleich aber wie

alle Gemeinen des Landes den huldreichen Vater des Vaterlandes. Möge die göttliche Vorsehung ihm und dem gesammten Königlichen Hause den Segen ferner spenden, welchen sie bisher in reichem Maße über sie ausgegossen hat, und der Vater des Lichtes neben und über den äußeren Gütern das Licht der Erkenntniß im ganzen Lande leuchten, und die wahre Tugend und Frömmigkeit, mit welcher die Erkenntniß in Eintracht ist, in ihm mehr und mehr sich ausbreiten lassen.

---

# Zur Beruhigung.

Du kleiner Mensch, wenn Du des Tags Verlauf
Nicht so vollbringst, wie Du beschlossen hattest;
Wenn sich Dein Reden, Thun zu Anderm macht,
Als Du gewollt, trotz Deiner Anstrengung;
Wenn Unerwartetes entgegen Dir
Sich wirft; wenn Du die Schranke Deiner Kraft
Zu fühlen hast; dann, Mensch! erwäg' in Demuth:
Daß, was Du nicht gewollt, ein Gott gewollt;
Und so, recht wider Deinen Willen sterbend, denke,
Daß Dein Tod Gottes Weisheit angenehm.

Königsberg. Karl Rosenkranz.

# Sieben Gedichte

von

Schregel.

## 1. Mein Vermächtniß.

Iſt die Harfe einſt verklungen,
Ruh' ich in der ſtillen Gruft,
Wird mein Todtenkranz geſchlungen,
Hört, was Euch der Dichter ruft.

Schlingt ihn nicht aus Lorbeerreiſen,
Danach klang die Harfe nicht;
Die gebühren Dichterweiſen,
Noch der ſpäten Nachwelt Licht.

Mädchen! reine Engelſeelen,
Die ihr treu und ewig liebt,
Ihr ſollt mir die Blumen wählen,
Die der Freund der Freundin giebt.

Wählet Liljen mir und Roſen,
Flechtet Myrth' und Veilchen drein
Und Vergißmeinnicht in loſen
Ungezwung'nen Blüthenreih'n.

Und ſo oft der Lenz ſich neuet,
Bringt mir neue Kränze dar,
Mir, den Frühling hoch erfreuet,
Als ich noch im Leben war.

Singt an meinem frühen Grabe
Irgend ein vergnügtes Lied,
Von der Liebe ſüßer Gabe,
Die im Lenz am ſchönſten blüht.

Tanzt um meine Schlummerſtätte
Einen leicht geſchürzten Tanz,
Neckt mich, weil im kalten Bette
Ich verſchlaf' des Frühlings Glanz.

Aber hütet Euch, daß Keine
Allzu nah' tritt meinem Grab,
Sänger ruh'n nicht gern alleine, —
Eine zög' ich ſonſt hinab.

## 2. Des Wächters Nachtgeſicht.

Auf die weißen Leichenſteine
Blickt der Mond mit bleichem Scheine,
Und des hohen Kirchhofs Gras
Iſt von feuchtem Thaue naß.

Mitternacht hat's nun geſchlagen,
Und die Todten alle wagen
Sich aus ihrem finſt'ren Haus
In das ſtille Dorf hinaus.

In dem Hof und Garten gehen
Sie wie ſonſt umher und ſehen
Sehnſuchtsvoll durchs Fenſterlein
In ihr liebes Haus hinein.

Ziehen dann zur Kirche Alle
Und mit wunderſamem Schalle
Singen ſie ein geiſtlich Lied,
Daß es weit die Nacht durchzieht.

Gläubig falten ſie die Hände,
Danken für ihr ſelig Ende,
Bis der Pfarrer tritt hervor
Endlich aus der Kirche Thor.

Und ihm folget die Gemeine,
Und die weißen Leichenſteine
Oeffnen ſich, und ſtill hinab
Steigt ein Jeder in ſein Grab.

## 3. Die ſcheidenden Sänger.

Was will Dir im Auge die Thräne?
Was ſtehſt Du, und ſchaueſt ſo bang'?
Weinſt Du um die ſingenden Schwäne,
Die rudern am Ufer entlang?

Hörſt Du die himmliſchen Klänge?
Ihr frommes heiliges Lied?
So klingen nicht Sterbegeſänge,
So jauchzet kein Leben, das flieht!

Wer ſcheidet, wie ſie, im Geſange,
Der fühlet nicht Scheiden, noch Tod;
Dem ſtrahlt auf erbleichender Wange
Schon himmliſches Morgenroth.

## 4. Meine Grabſchrift.

Auf meinem Grab' ſoll Niemand leſen,
Wann ich geboren, Tag und Jahr,
Viel weniger, was ich geweſen,
Noch ob ich fromm, ob gottlos war.

Nur um den Hügel ſoll man Reben
Recht an der Sonnenſeite zieh'n,
Und auf der andern, dicht daneben,
Da ſollen dunkle Roſen blüh'n.

Zu Häupten, an des Hügels Ende,
Da ſteh' ein grüner Lindenbaum,
Der meinen Roſen Schatten ſpende,
Und Kühlung wehe meinem Traum.

Dann werden Turteltauben kommen,
Sich ſchnäbeln in dem dunkeln Grün,
Und Nachtigallen lang in frommen
Brautliedern ſüße Klänge zieh'n.

Und die's verſteh'n, die werden leſen,
Daß ich einſt blüh'te, liebt' und ſang,
Daß ich ein Menſch wie ſie geweſen,
Der auch des ſüßen Weines trank.

## 5. Mutter!

Ja, Dein, Du ſegensreiche,
Dein denk' ich immerdar;
Dein, ſanfte, engelgleiche,
Dein bin ich ganz und gar.

Mein Herz und meine Sinnen
Sind nur auf Dich gericht't;
Mein Ende, mein Beginnen
Biſt Du, mein Stern, mein Licht.

O Mutter, liebe Mutter,
Bleib' bei mir alle Zeit!
O Mutter, liebe Mutter,
Bleib' mir in Ewigkeit!

## 6. Am ſiebenten Juni 1840.

Am Feſte der heiligen Pfingſten,
Wo Alles pranget und blüht,
Selbſt durch die Bruſt des Geringſten
Die Wonne der Schöpfung zieht:

Da ſprach zum Erſten der Engel
Gott-Vater ſtark und groß:
»Auf, nimm den Palmenſtengel!
Sieh'ſt Du das Königsſchloß? —

»Vor achtzehnhundert Jahren
Sandt' Ich von Himmels Haus
Des heil'gen Geiſtes Schaaren
Ueber die Erde aus.

»Heut' ſollſt auf Deinen Schwingen
Du einen heil'gen Geiſt
Mir wieder aufwärts bringen.
Sieh', wen mein Finger weiſt!?....«

Und nieder ſchwebte der Engel, —
Die Welt umfächelte Fried', —
Er neigte den Palmenſtengel,
Und Friedrich Wilhelm verſchied!

## 7. Die Berge.

Die Berge ſind der Wolken Wiege,
Drin ſchlummern ſie die dunkle Nacht,
Und Morgens, weißer Schwäne Züge,
Durchſegeln ſie der Erde Pracht.

Die Berge ſind des Waſſers Amme,
Aus ihren Brüſten quillt der Strahl,
Der, lodernd eine Silberflamme,
Als Fluß ſich ſtürzt ins tiefe Thal.

Die Berge ſind des Lichts Altäre,
Auf ihnen brennt des Morgens Gluth,
Als Opfer zu des Gottes Ehre,
Der Licht verlanget, doch kein Blut.

Die Berge ſind der Freiheit Tempel,
Die kein Tyrann dem Volk entrückt.
Gott ſelbſt hat Seiner Freiheit Stempel
Euch, heil'gen Bergen, aufgedrückt.

---

# Auf dem Waſſerglacis in Wien.

Von

Moriz Bermann.

Es war im Jahre 1841, ich damals ein Burſche von achtzehn Jahren und folglich hochbeglückt, daß es ein Journal in der Welt gab, worin ich die Gaben meiner Muſe niederlegen konnte. Dieſe beſtanden aus kleinen hiſtoriſchen Novellen und Anekdoten, und dennoch glaubte ich, weiß Gott! wie beglückend für den Redacteur meine Mitarbeiterſchaft ſein müſſe.

Das durch mich und viele andere hoffnungsvolle Jünglinge ſo beglückte Journal hieß »Der Zuſchauer« und ſein Redacteur war Johann Sigmund Ebersberg.

Papa Ebersberg, Du braver, rechtlicher Freund, trotz all Deiner Schwächen und Mängel, dennoch jeder Zoll ein Ehrenmann; trotz Deiner gar zu minutiösen Pedanterie, hochgeachtet durch die eiserne Conſequenz Deiner edlen Maxime (wollte Gott, daß dieſe Conſequenz in was immer für einer Art alle Schriftſteller, Journaliſten und Redacteure hätten!), Du ruhſt ſeit Kurzem im Grabe, und ich ſchäme mich nicht, Dir für die Einführung meiner Wenigkeit in die Litteratur zu danken und in der Erinnerung an jene ſüße, herrliche Jugendzeit zu ſchwelgen, wo es in mir ſo glücklichen Stolz erregte, in Deinem Blatte meinen Namen gedruckt zu leſen!

Was hat ſich ſeitdem Alles verändert! Und ich — ich habe es ſogar bis zum Redacteur gebracht; das hätteſt Du Dir nie träumen laſſen.

Papa Ebersberg hatte mich damals lieb gewonnen und lud mich eines Tages ein, ihn auf dem Kahlenberge, ſeinem Sommeraufenthalte, zu beſuchen, was ich denn gleich nächſten Sonntag darauf gethan.

Wir aßen bürgerlich, aber gut. Nach Tiſche ſetzten wir uns zuſammen, plauderten von dem und jenem, geriethen auf dies und das und waren plötzlich auf das Ebenbild des biederen, ritterlichen Max — auf den Erzherzog Johann gekommen, als ihm eine Scene einfiel, die er ſelbſt erlebt hatte und welche ich in dem vorliegenden Buche wieder erzählen will, um ſo mehr, als die Idee zu demſelben aus jener Stadt hervorging, die dem erhabenen Greiſe ſo Vieles zu danken hat. Ich laſſe Ebersberg ſelbſt ſprechen; ſeine Erzählung habe ich mir gleich nach meiner Rückkehr zu Hauſe aufgeſchrieben, wie ich ſeit früheſter Jugend mit allem Markanten zu thun pflegte, und ich denke, ſie wird ſo ziemlich genau ſein.

»Es war,« so begann Ebersberg, »ein schöner Herbstabend des Jahres 1827, und ich machte, wie es täglich mein Brauch, meine Promenade um die Glacien herum. Es dunkelte bereits stark, sehr wenige Fußgänger eilten in der kühlen Abendluft schnell ihres Weges, und auch ich war bereits froh, auf dem Wasserglacis, dieser herrlichen Trinkeur-Anstalt, zu sein, von wo ich nicht mehr weit nach Hause hatte, als ich überrascht vor einer der Bänke stehen blieb, denn da saß, einsam und verlassen, eine ziemlich bejahrte Frau und strickte so eifrig an einem Strumpfe, als müsse sie noch heute das Geld für ihre Arbeit eincassiren. Ihre Noth schien mir um so unwahrscheinlicher, als ich an ihrer Kleidung erkannte, daß sie in einer gewissen Wohlhabenheit leben müsse. Jedenfalls war meine Neugierde rege und ich setzte mich neben sie auf das Bänkchen.

»Nachdem ich sie artig gegrüßt, knüpfte ich ein Gespräch mit ihr an und nahm gleich den Anlaß in der Seltenheit ihrer Situation.

»Erlauben Sie, gnädige Frau, sagte ich zu ihr, daß ich die Besorgniß ausspreche, ob das Stricken in der Dämmerung Ihrem Augenlichte nicht schädlich sein wird. Entschuldigen Sie, ich will Sie durch diese Frage nicht beleidigen.

»'Sie beleidigen mich ganz und gar nicht,'« gab die Dame zur Antwort. »'Aber mein Gott, ich bin alt und lebe viel lieber in der Einsamkeit, als im Gewühle der Volksmenge; dann ist es mir unmöglich, müßig zu sein; die Gewohnheit des Handhabens der Stricknadel läßt mich auch ganz gut auf Beleuchtung verzichten. Hauptsächlich jedoch stricke ich gerade an dieser Stelle und Abends nur, um eine Rückerinnerung zu feiern und aus Dankbarkeit. Ja, ja, mein Herr, auf dieser Stelle

war mein ſpätes Stricken des Abends die Urſache meines ſpäteren Glückes.'

»Iſt es unbeſcheiden von mir, wenn ich bitte, dieſes Räthſel zu löſen?

»'Gern, mein Herr, thue ich das. Ich wollte mein Glück aller Welt mittheilen können. So hören Sie denn. — Im Jahre 1824 ging es mir wohl ſchlechter als heute, denn mein Mann, kaiſerlicher Beamter niederen Ranges, ſtarb am Schlagfluſſe, früher als ſeine wenigen Dienſtjahre mir gerechten Anſpruch auf Penſion hätten geben können. Ohne alle Ausſicht, Hülfe und Troſt blieb ich zurück. Der einzige Sohn, Rudolf mit Namen, war Practicant bei einem von Wien entfernten Gerichte und hätte ſelbſt einer Unterſtützung bedurft. So war ich denn rein auf meine Handarbeit verwieſen und dieſe betrieb ich auch vom früheſten Morgen bis in die ſpäteſte Nacht, indem ich für die Leute ſtrickte und mich ſo kümmerlich als ehrlich ernährte.'

»'Bei Tage hielt mich die falſche Scham über meine armſelige Kleidung in der Stube zurück; Abends jedoch getraute ich mich ins Freie und begab mich ſtets an dieſe Stelle, wo ich, Alles um mich vergeſſend, bloß in Gedanken an meinen armen Sohn ſo manche bittere Thräne weinend, allabendlich zu ſitzen und zu ſtricken pflegte.

»'Eines Abends, vor drei Jahren, ſitze ich wieder mit ſo tiefem Weh im Herzen, ohne die Umgebung zu beachten, als ich mich angeredet hörte und, aufblickend, zwei Herren vor mir anhalten ſah, von denen der Aeltere, ein in den Vierzigen ſtehender, ſtattlich gebauter Mann, dieſelbe Frage an mich richtete, wie Sie, mein Herr, es vor wenigen Minuten gethan. Der herzliche Ton des Fragenden traf mich in das Innerſte der

Seele, ich ließ den Strickſtrumpf fallen und ſprach von meinem Leide, ſo gut ich mich unter ſtetem Schluchzen verſtändlich machen konnte. Wenn nur mein Sohn, ſagte ich endlich, hier in Wien angeſtellt werden könnte, dann gäbe es für uns keine Noth mehr!'

»'Der theilnehmende Herr fragte mich noch mehr und ich erzählte ihm Alles ſo haarklein, daß er mich und meinen Sohn Rudolf eben ſo genau kennen mußte, als wäre er ſtets um uns geweſen. Endlich entfernten ſich die Herren nach einigen geſprochenen Troſtesworten, und auch ich ſuchte mein Stübchen auf, heute weit ruhiger als ſonſt, denn die Mittheilung meines Elends hatte mir das Herz erleichtert.'

»'Denken Sie ſich aber mein Erſtaunen, als des anderen Morgens ſehr zeitlich ein kaiſerlicher Lakai in meine Wohnung tritt, mir, ohne viele Umſtände, eine Banknote von fünfzig Gulden überreicht und ſpricht: daß dieſes nur für meine augenblicklichen Bedürfniſſe ſei, das Weitere ſeiner Zeit aber ſchon erfolgen ſolle. Die Beſtürzung, in welcher ich mich befand, ließ mich auf jede Frage vergeſſen, der Mann verſchwand, wie er gekommen, und ich wußte gar nichts Weiteres.'

»'So vergingen acht Tage, da — ermeſſen Sie mein Glück und meine Ueberraſchung — da ſtürzt plötzlich mein Sohn Rudolf in die Stube, wirft ſich in meine Arme und erzählt nach den erſten Ausbrüchen der innigſten Freude des Wiederſehens, daß er laut Befehl der k. k. Hofſtelle nach Wien berufen worden und da ein Amt erhalten hätte, welches hinreiche, uns Beide zu ernähren. Seitdem wohnen wir zuſammen, und haben ſo viel Glück in uns ſelbſt, daß wir keinen Menſchen der Erde beneiden.'

»Nun, und Ihr hoher Gönner, fragte ich, haben Sie nie erfahren, wer es gewesen?

»'Es gelang mir nicht, trotz der angestrengtesten Bemühungen, meinem hohen Wohlthäter zu danken. Ich begegnete ihm mit seinem Begleiter wohl einst mit meinem Sohne, der mir sagte, es sei Se. Kaiserliche Hoheit der Herr Erzherzog Johann; als ich aber um eine Audienz bat, diese erhielt, und mit überströmenden Augen ihm zu Füßen stürzte, meinen heißen Dank stammelnd, da hieß er mich aufstehen und meinte: er habe nie etwas von einer armen Strickerin gesehen oder gehört. Auf diese edle Lüge durfte ich nichts mehr erwiedern. Aber seine Züge waren zu tief in mein Herz gegraben und so drückte ich, trotz seines Widerstrebens, mehrere heiße Küsse auf die Segen spendende Hand.' —

»'Sie begreifen also, mein Herr, daß ich, wenn ich es auch nicht mehr nöthig habe, noch gern an dieser Stelle bis tief in die Nacht strickend verweile, denn hier segne ich ihn, hier bete ich für ihn alle Tage.'

»Dies ist die Erzählung der Wittwe. Ich verließ sie gerührt und traf noch öfter mit ihr an demselben Orte zusammen, wo ich nie verfehlte, mich von ihrem und ihres Sohnes Glück zu unterrichten.«

# Zwei Gedichte

von

Ignatz Schnitzer.

---

## 1. Schenkenlied (aus Ungarn).

Gebet Wein her! — Frisch und duftig,
Alt und feurig soll er sein,
Rosenduftig, sanft und würzig,
Blinkend wie der Sonne Schein
Sei der alte Ungarwein.

Spiel' Zigeuner, mild, doch brausend
Spiele alte Ungarlieder,
Hoffnungkündend, herzerquickend,
Die im Herzen tönen wieder,
Spiel' die alten Ungarlieder.

Mädchen mit den Rosenwangen,
Steh'st dort in der Eck' alleine?
Komm', sei fröhlich, mit uns tanze,
Trink' vom alten Ungarweine,
Aber steh' nicht so alleine!

Mädchen mit den Rosenwangen,
Daß Du meiner mögest denken,
Will ich Dir ein rothes Tüchlein,
Schön bemalt mit Blumen, schenken,
Daß Du meiner mögest denken.

Willſt Du? Ja? Daß Gott Dich ſegne!
Fülle, Wirth, die Flaſchen wieder!
Und Du, braun' Zigeunerſöhnchen,
Laß' erklingen Deine Lieder!
Fülle, Wirth, die Flaſchen wieder! —

Und der Spielmann ſpielte feurig
Jetzt die alte Ungarweiſe
Herzerquickend, ſauſend, brauſend
Drehten Alle ſich im Kreiſe
Nach der alten Ungarweiſe.

## 2. Der letzte Wunſch.

In der kleinen dunklen Kirche,
Bei der heil'gen Lampe Schein,
Vor dem Bilde des Erlöſers
Kniet ein altes Mütterlein.

Und die Hände fromm gefaltet,
Klaget ſie: »Du ew'ger Sohn,
Warum nahmſt Du von der Erde
Mir das letzte Kleinod ſchon?

Wenn ich etwas hier verſchuldet,
Himmel, ach, Du ſtrafteſt ſchwer!
Denn von ſieben ſüßen Kindern
Blühet mir nicht Eines mehr.

Mögeſt Du die Gunſt mir ſchenken,
— Sie nur heilt mein bitt'res Weh'! —
Was ich, ach, zu früh verloren,
Daß ich's balde wieder ſeh'!« —

Da ſie fromm den Blick erhoben,
Dünket ihr, als ob das Bild
Lieblich tröſtend auf ſie blicke,
Lieblich tröſtend, ſanft und mild.

Ihren Roſenkranz, den dürft'gen,
Reicht ſie ihm als Opfer dar,
Leiſe betend bleibt ſie liegen
Knieend vor dem Hochaltar.

Und der Küſter, mit den Schlüſſeln
Raſſelnd, geht er auf ſie zu:
»Alte, habt Ihr bald geendet?
Gleich die Pforten ſchließ' ich nu!«

Doch ſie kann ihm nichts erwiedern,
Weil ſie nimmer ihn verſteht:
Sanft geſtorben iſt die Mutter,
Auf den Lippen Dankgebet.

An dem Bilde des Erlöſers
Hängt ihr Auge noch verklärt,
Denn es brach, indem der Himmel
Ihren letzten Wunſch gewährt.

## Nach Norden.

O Himmelsgegend tief im Norden,
Von keinem milden Strahl beſonnt,
Wie biſt Du mir ſo lieb geworden,
Mit Deinem düſtern Horizont!

Vorbei an düſtern Kieferwäldern,
Vorbei an Sumpf und Moor und Sand,
Vorbei an Städten, Dörfern, Feldern,
Bis an des fernen Fluſſes Strand.

Sei mir gegrüßt, Du blaue Welle,
Du Heimathsluft, die mich umfängt!
Das iſt das Ziel, das iſt die Stelle,
Wohin mein ſehnend Herz mich drängt.

Wohin ſich oft der flücht'ge Bote
Der liebevollen Grüße wägt,
Die ihm an Lebende und Todte
Das treu'ſte Herz verlangend ſagt.

Du heilige und reine Stätte,
Du meiner Seele Hochaltar,
Du Grab, an dem ich ſchweigend bete:
Dir bring' ich meine Grüße dar!

Soll es auf immer denn geſchieden,
Ohn' Ende dieſe Trennung ſein? —
O dann fahr' hin mein ſtiller Frieden,
Und Du, o müdes Herz, ſchlaf' ein!

Gr. Glogau. Friederike Walt.

---

## An die Poeſie.

Wer möchte, Poeſie, Dich kennen und nicht lieben?
Und, wem es Gott verlieh, ſich ſelbſt in Dir nicht üben? —
Du bringſt dem Dichter Glück, denn iſt er auch nicht reich,
So dünkt er ſich's durch Dich, die hehr und göttergleich!

Nichts hemmt den hohen Flug, den Du auf Deinen Schwingen
Zu andern Welten nimmſt, zu unerlebten Dingen,
Zum Himmel wie zur Erd'; aus ihrem tiefſten Schooß
Fliegſt Du vom kleinen Wurm zur Sonne hehr und groß.

Wie manches Menſchenherz wollt' ohne Dich ſchon brechen!
Du gabſt ihm neuen Muth, ihm Hoffnung einzuſprechen;
Es wichen Sorg' und Gram, wie vor dem Tag' die Nacht,
Der herbe Kummer ſchlief, weil Frieden Du gebracht.

Der Proſa ſchmählich Joch vermagſt nur Du zu mildern
Mit Deinen ſtärkenden und lieblich-ſanften Bildern.
Doch Sturm und Donner ſind, gleich wie in der Natur,
Auch Deinem Wink bereit: Du zeigſt der Gottheit Spur. —

O hohe Poeſie, verlaß, verlaß mich nimmer!
Du ſchmückſt das Leben erſt mit ſanftem Roſenſchimmer,
Und biſt Du ſchon ſo alt wie Erd' und Himmel ſteh'n,
Du bleibſt doch immer neu und nie wirſt Du vergeh'n.

Oppeln. Anna Weilshäuſer.

---

# Zwei Gedichte

von

Hedwig Gaede.

---

## 1. Es bricht der Sturm kein ſchwankes Rohr.

Es bricht der Sturm kein ſchwankes Rohr,
Es beugt ſich tief und ſteht empor,
Und blickt zum Himmel ruhig wieder.

Die Eiche aber ſtürzt er nieder,
Die ungebeugt und trotzig ſteht,
Wenn Wettergraus vorüber geht.

Vor Gottes Rathſchluß beuge Dich,
Im tiefſten Leid gedulde Dich;
Wie ſchwer Dich auch ein Schmerz betroffen,
Von Neuem magſt Du wieder hoffen.
Im Glauben richte Dich empor:
Es bricht der Sturm kein ſchwankes Rohr!

## 2. Haidekraut.

Röthlich' Kraut bedeckt die Haide
Und es blühet ſtill und zart,
Niedrig ohne alles Prangen
Nach des Kraut's beſcheid'ner Art.

Jedes Blüthchen iſt ein Glöcklein,
Das da tönt zu Gottes Preis,
Jedes Blüthchen iſt ein Brünnlein,
Das die kluge Biene weiß.

Und ſo ſteht's in flachem Sande,
Grünt und blüht und ſproſſet ſtill,
Wo kein andres Blümlein wachſen,
Leben und gedeihen will.

Wird dereinſt auf armer Scholle
Nur ein karges Plätzchen Dein,
Laß, o Herz, das Kraut der Haide
Beiſpiel Dir und Lehre ſein.

Immer ſei, o Herz, ein Glöcklein,
Das da tönt zu Gottes Preis!
Immerdar ein Bronn' voll Liebe,
Der der Welt zu nützen weiß.

---

## O weine nicht!

O weine nicht! Der Tod iſt ja nicht ſchwer,
Und nur das Scheiden, das allein iſt bitter.
Das Leben iſt ein uferloſes Meer,
Darüber toben Stürme und Gewitter,
Das Leben iſt ein heißer Wüſtenbrand —
Es iſt ein dunkles, unerforſchtes Land.

O weine nicht! Das Scheiden ſelbſt iſt leicht,
Wenn nur das Herz dem Herzen treu geblieben:
Und wo der Erde letzte Täuſchung weicht,
Die Liebe winkt verſöhnend uns von Drüben.
Kein dunkles Schreckniß ſei das kühle Grab:
Wir ſtreifen dort nur unſre Hüllen ab.

O weine nicht! Ein ſelig' Wiederſehn
Wird alle Schmerzen jubelnd dort verklären.
Wir müſſen ſchweigend zu den Todten gehn,
Doch unſer Glaube wird ſich laut bewähren,
Wenn einſt der Zukunft morgenhelles Licht
Geheimnißvoll des Grabes Nacht durchbricht.

Breslau. Auguſte Bernhard.

---

# Benachbart.

Vom dürren Aſte fällt heut lautlos zitternd
Des Sommers grün Geſchmeide Blatt um Blatt.
Ein weißer Schleier deckt mit ſeinen Falten
Dach, Zaun und Baum, des Winters kalter Gruß.
Aus reinem blauen Aether ſtrahlt die Sonne,
Kalt-lächelnd, über die erſtarrte Welt,
Die, ſtatt im goldnen Lichte zu erwärmen,
Nur traurig fühlt der kalten Schönheit Hohn.
Genüber öffnet man ein Fenſter heute,
So lang' und ängſtlich ſchloß man ſtets es zu; —
Ich ſehe weißes Linnen niederhangen
Und unbeweglich ruhn auf ſeinem Pfühl
Ein Haupt .... und bange drängt ſich mir Gewißheit
Ob jenes ernſten letzten Lagers auf!
Den Eltern ſtarb der Sohn, der heißgeliebte —
Des Sommers Scheiden rief auch ſeinen Geiſt,
Und beid' entfloh'n zu fremden fernen Höhen,
So eiſig kalt war nie ein Wintertag!
Der unwillkommne Gaſt durchhauchte nimmer
So rauh das Herz der armen alten Frau
Und kältete dem Vater ſeine Hände! —
Und ungeſeh'n und ungeahnt durchbebt
Auch mich der Schmerz, daß Thrän' auf Thrän' entrinnt
Der Wimper. — Doch wie ich den Blick herab
Zu eines andern Nachbarn Fenſter ſenke,
Seh' eine Nadel ich geſchickt geführt,
Trotz Tod und Winterkälte Roſen zaubern

Auf künſtliches Gewebe: lieblich blühen
Des Lenzes holde Töchter Stich um Stich;
Und glücklich lächelnd beugt die junge Schöne
Sich auf ihr heitres Werk, gedenkt des Freund's,
Dem dieſe Roſen ohne Dornen ſollen
Verkünden, wie ihr Herz nur ihm gehört! —

Und ich! Was bleibt mir übrig, als zu ſinnen,
Wie nah' auf Erden höchſte Luſt und Tod!
Wie hier der Liebe Roſen duftig glühen,
Dort Trauerweide auf dem Grabe weint,
Und wie die Einen, ach! ſo raſch verblühen,
Doch ew'ger Lenz nach Wintertod erſcheint.

Anna.

## Auf das Grab einer jugendlichen Alpenſängerin.

---

Freundlich naht der Mai in Blüthenpracht,
Und des Frühlings Sängerchor erwacht;
Doch auf ewig ſchweigt Dein ſüßes Lied,
Holde Sängerin, die von uns ſchied.

Einſam ſteht Dein ſtilles Todtenmal,
Ach, ſo fern vom heimathlichen Thal;
»Wo der Alpenreigen lieblich klingt,
»Auf dem Gletſcher kühn die Gemſe ſpringt.

»Ob des Morgens früh die Sonn' aufgeht,
»Und im Frühling Alles grün daſteht,
»Ob die Lerche ſingt, der Kuckuk ruft« —
Dich erfreut's nicht mehr in dunkler Gruft.

Und wenn mit des Herbstes letztem Grün
Die Geschwister nach der Heimath zieh'n,
Dann fragt traurig wohl des Jünglings Blick:
Kehrt die Holde nimmer uns zurück?

Aber Du ruh'st von der Wand'rung aus,
Droben in dem rechten Vaterhaus; —
Ist der Freunde Blick auch thränenschwer —
Deine Seele kennt kein Heimweh mehr!

Charlotte Krug,
geb. Schnorr von Carolsfeld.

---

# Geschichte eines armen Pianisten

von

Dr. Märzroth.

---

Mein Freund Otto war armer Leute Kind. Desto mehr Muth und Energie gehörte dazu, seinem Drange nach künstlerischer Entwickelung Folge zu geben. Während sein Vater als Lohndiener vom Morgen bis zum Abend durch die Stadt gejagt wurde, um das Bischen Essen für sich und Weib und Kind zu erhaschen, manchmal auch zu erlisten, saß Otto an einem alten Spinet, welches der Vater einst von einem großmüthigen Künstler zum Geschenk erhalten, und klaubte mit mageren Fingern die wunderlichsten Töne zusammen, wobei dicht neben ihm seine Mutter in einem hölzernen Troge Hemden, Chemisetten und Socken für die Passagiere des Hôtels wusch, dessen Merkur dritten Ranges ihr Gatte war.

Seit ſeinem ſechſten Jahre träumte Otto vor dem Claviere, das ſo wehmüthig klang, als hätte es Mitleid mit dieſem Kunſtſtreben, einem weit über die Möglichkeit ſolches alterſchwachen Inſtrumentes hinausreichenden Streben! Und in Tönen träumend war Otto ſechszehn Jahre alt geworden, als er eines Tages, wie bisweilen geſchah, ſeinen auswärts beſchäftigten Vater im Hôtel ſubſtituiren mußte. Er durchſchritt den Corridor, — da ſah er durch die offene Thür in einen Salon hinein, mit deſſen Reinigung eben ein Stubenmädchen ſich beſchäftigte. Obgleich geeignet, durch die den Wiener Stubenmädchen eigenthümliche kecke Nettigkeit und durch die Anmuth ihres ſchnippiſchen Geſichtchens, die Aufmerkſamkeit eines jungen Menſchen zu erregen, war es doch der intereſſante Kammerkobold nicht, der Otto ſo magiſch dort hineinzog.

Ein eleganter Flügel war es, deſſen ſchneeweiße Taſtenſchnur in der Einfaſſung von Kirſchbaumholze ihn anlächelte, wie eine Reihe von Perlenzähnen, die zwiſchen Roſenlippen hervorblitzen. Ach, wenn er hineingreifen dürfte mit lüſternen Händen in das üppige Taſtenbrett, aus dem die Wolluſt himmliſcher Harmonien ihm entgegenhauchte! Das Herz ſchlug ihm höher, ſeine bleichen Wangen rötheten ſich, er athmete tief. Das Mädchen nahm ihn wahr. Sei es, daß die gefühlvolle Kleine Otto's ſichtbare Erregung zu ihren Gunſten auslegte? ſei es, daß ſie .... genug, ſie winkte ihm freundlich, einzutreten, damit er die ihm peinliche Schüchternheit beſiege. Aber Sie zittern ja? fragte ſie, halb mitleidig, halb geſchmeichelt. Otto antwortete nicht; er hatte nur Augen für das Fortepiano. Unwiderſtehlich zog es ihn mit den Armen der heiligen Muſica dahin; faſt ohne zu wiſſen, was er that, ließ er ſich auf den Seſſel gleiten und zugleich griffen ſeine Finger mit fiebernder Haſt die erſten Accorde. Wie das

klang! Das war nicht die Jammerstimme seines heiseren Spinets; das war Orgelton und Glockenschall!

So mag dem Fischer zu Muthe gewesen sein, als ihn die Nixe an ihre weiße volle Brust drückte, um ihn nimmer zu lassen, wie es jetzt in dem armen Jungen bebte, bangte — und jubelte. Er konnte, er wollte nicht mehr los. Er warf sich, Alles rings umher vergessend, in das rauschende Meer der Töne. Seine Finger küßten glühend die kalten Tasten. Er schwelgte in dem bisher kaum geahneten Genusse, seine Seele in Phantasien aussprechen zu können. Erst jetzt ward er sich des Genius, der in ihm lebte, bewußt. Dies Erkennen seines Berufes durchströmte ihn mit begeisterndem Feuer.

Was er spielte, — darüber vermochte er sich keine Rechenschaft zu geben. Es war ihm nur, als umschwebten ihn jene Meister, deren Werke er bisher aus todten Notenblättern entziffert hatte; als flüsterten sie ihm zu, was er da in die Saiten hinein phantasirte. Das war, als sprächen Mozart, Beethoven, und dabei war es doch auch, als sprudle ein Quell selbständiger Schöpfungskraft aus ihm heraus.

Auch in späteren Tagen, wo ich Otto auf dem Piano phantasiren hörte, konnte man keinen Augenblick in Zweifel bleiben, an welchen Meistern er sich erzogen, und zugleich bewahrte er sich die vollständigste Originalität. An ihm erfüllte sich, was Hippel vom »Originalkopfe« sagt: »daß dieser so schnell fasse, wie er in gewissem Sinne vergesse, wobei aber immer etwas zurück bleibe, und nur eben so viel, um doch nicht Abschreiber, Copist zu sein.« Gottlob, daß der gute, ehrliche Hippel so vorsichtig war, diesen Nachsatz anzufügen; sonst sähen wir heute zahllose Freibeuter sich mit diesem Ausspruche bewaffnen und unter seiner

Aegide stolz — abschreiben in Kunst und Litteratur; während sie es jetzt nur verstohlen wagen.

Doch wieder zu unserem Otto.

Sein Spiel war ergreifend und ungewöhnlich. Das Stubenmädchen, früher bei einer Herrschaft im Dienste, wo das Virtuosenthum gefüttert wurde, folglich mit ähnlichen Kunstleistungen nicht unbekannt, hörte mit offenem Munde zu. Und als Otto seine Aufwallungen in eine Mollklage überfließen ließ, rannen dem gerührten Geschöpfe die hellen Thränen übers Gesicht. Aber noch ein Zuhörer zeigte sich ergriffen: ein bleicher Mann, elegant gekleidet, mit ausdrucksvollen, scharf markirten Zügen, wild-flatternden schwarzen Haaren, der unbemerkt in der Thür gestanden und sich erst genähert hatte, als Otto erschöpft in den Sessel zurück sank.

»Der Herr, der diese Zimmer bewohnt!« raunte das Stubenmädchen verlegen Otto'n ins Ohr, worauf dieser empor sprang und sich eiligst entfernen wollte. Der Fremde hielt ihn zurück: »Wer sind Sie? wie heißen Sie?«

Otto nannte sich bescheiden.

»Und Sie lebten bisher in Wien, und man weiß nichts von Ihnen?«

Ach, verspotten Sie mich nicht!

»Dafür bürge Ihnen mein Name!« Und das war einer der besten in der Künstlerwelt.

---

Die Freundschaft jenes edlen Meisters, der, so lange er in Wiens Mauern weilte, Otto tagtäglich bei sich haben wollte, blieb für diesen der Sonnenblick seines ganzen Lebens. Den großmüthigen Bemühungen eines so wahren, uneigennützigen Gön-

ners hatte er zu danken, daß er in einigen großen Häusern als Lehrmeister aufgenommen wurde, und — was ihn hauptsächlich beglückte — in den Besitz eines Instrumentes gelangte, dessen vortrefflicher Bau ihn binnen wenigen Jahren befähigte, sich jene Technik anzueignen, ohne welche heut zu Tage nun einmal der verdienstvollste Virtuose kein Glück macht.

Otto gab ein öffentliches Concert, worin er nur classische Stücke vortrug. Die Anerkennung, die ihm zu Theil wurde, war aufrichtig, aber kühl im Vergleiche zu dem Beifallsfeuer, welches andere, minderbegabte Virtuosen mit dem Geklingel moderner Compositionen anzufachen verstehen. Nachdem er alle Leiden eines ersten Concertes glücklich überstanden hatte, empfing er die Einladung zur musikalischen Soirée der Gattin eines Banquiers S., welche Dame er auch dem Namen nach nicht kannte. Dennoch sagte er zu. Er wurde artig empfangen; die Frau vom Hause kam ihm wohl bekannt vor, doch vergeblich zerbrach er sich den Kopf, sich zu erinnern, w o er sie gesehen haben könnte.

Jedenfalls war sie sehr liebenswürdig, wußte ihn beredsam zu machen und endlich forderte man ihn auf, etwas zu spielen. Er hatte die Freude, eine sehr blasirte Zuhörerschaft durch den Vortrag einer Beethoven'schen Sonate einigermaßen zu erwärmen. Durch diesen Abend kam er ein Wenig in die Mode und erhielt verschiedene Einladungen. Aber es dauerte nicht gar lange, so erblich sein Stern und drohte bald zu verlöschen.

Madame S. nahm ihn, nachdem er das Letztemal bei ihr gespielt hatte, zu einem vertraulichen Gespräche an ihre Seite. Sie erklärte ihm wohlmeinend, wie er selbst darauf hinarbeite, sich unbeliebt zu machen, indem er eigensinnig gegen den vorherrschenden Geschmack ankämpfe und den Leuten Sachen vor-

ſpiele, die für gelehrte Muſiker recht gut ſein könnten, die man aber im Salon nicht hören wolle. Er möge das aufgeben und ſich billigen Anforderungen fügen.

Dagegen lehnte ſich Otto heftig auf. Für die Kunſt, rief er aus, für meine fromme unentweihte Kunſt will ich leben, nicht für den flüchtigen Ohrenkitzel einer nichtigen Geſellſchaft, der ich gern den Rücken kehre, mich in ungeſtörte Einſamkeit zu vergraben. Ich werde nichts entbehren, gar nichts, — als Ihre Huld, Madame, und das Glück, Ihnen meine ſtete Dankbarkeit zu beweiſen.

Damit brach er auf. Sie rief ihm nach: »Bleiben Sie, Otto! Aendern Sie mir zu Liebe Ihren Vorſatz. Hören Sie, mir zu Liebe!«

Erſtaunt blickte er ſie an. Jetzt auf einmal entdeckte er die Aehnlichkeit, auf die er ſo lange ſich vergeblich beſonnen.

Sie ſchlug die Augen zu Boden: »Seit jener Stunde, Otto, wo ich Sie im Hôtel auf des fremden Künſtlers Claviere hörte, ſind Sie mir theuer. Ich vergeſſe die Thränen nicht....«

Sie ſind —?

»Ich bin jenes — Dienſtmädchen, welches durch eine unglaubliche Wendung des Schickſals die Gattin eines reichen, doch — nicht geliebten Mannes wurde. Ich bin....«

Otto war ſchon verſchwunden.

---

Dies Ereigniß beſtärkte ihn um ſo feſter in ſeinem Entſchluſſe, ſich von allem Umgange der ſogenannten gebildeten Welt zurückzuziehen. Der Gedanke, Madame S. wieder zu begegnen, die ihm — das durfte er ſich nicht verhehlen — gefährlich war, erfüllte ihn mit Beſorgniß. In dieſem Kampfe

gegen ſich ſelbſt gerieth er in eine Erbitterung, die zuletzt ein völliger Menſchenhaß wurde. — Er betrachtete die Geſellſchaft wie einen Pfuhl der Lüge, der Täuſchungen, des Betruges, dem man um jeden Preis entweichen müſſe. Damit er ſich ſelbſt die Rückkehr abſchneide, fing er an in ſeinem Aeußeren, in Manieren, Kleidung ſich unabhängig von jedem Herkommen zu machen, nahm einen ſarkaſtiſchen, derben Ton an, gefiel ſich in Seltſamkeiten, ſo daß er faſt Gefahr lief, als Sonderling berühmt zu werden. Ja, man hätte ihn als ſolchen aufgeſucht und ſich um ihn bemüht, — wäre nicht die Furcht vor ſeiner ſcharfen Zunge ein Hinderniß geweſen.

In jene Zeit fiel eine der burlesk umſpringenden Geſchmacksmetamorphoſen, wie ſie manchmal in großen, dem Scepter der Mode unterworfenen Städten vorkommen. Der Roman mit haarſträubenden Begebenheiten, auf die Spitze getriebenen Situationen und einer ſehr ungewiſſen Moral verſchwand vom Toilettentiſche, und drängte ſich endlich mit frecher Zuverſicht in die Kammer der Näherin, in die Bretterhütte des Käſehändlers. Dafür ſtieg volksthümliche Naivetät durch Dorfgeſchichten, freilich auch oft in theatraliſchen Umhüllungen tänzelnden Schrittes zu den Salons hinauf und legte ſich dort den Damen zu Füßen, die ſich mit wenigen, dem neuen Gaſte hier und da doch entſchlüpfenden Naturlauten leicht zufrieden ſtellten. Gleichen Schritt mit dieſer, hier nur einſeitig angedeuteten Umwandlung in der Litteratur hielt auch der muſikaliſche Geſchmack. Er vertauſchte das Schubert'ſche Lied gegen franzöſiſche Chanſonette, dann gegen die mit erheuchelter Sentimentalität coquettirenden Genoſſen des »Mailüfterl's«. Er ſtürzte das Pianoforte vom Salonthrone, um deſſen Hälfte wenigſtens der aus der Kneipe emporſteigenden, gebirgsanheimelnden Zither einzuräumen. Wo-

gegen das Piano, den ersten Stock aufgebend, sich zu ebener Erde Raum suchte. In gemüthlicher Gaststube, in welcher sonst die Harfe des Bänkelsängers Strophenlieder entsprechend begleitete, da steht jetzt das vornehmere Instrument und neben ihm der Volkssänger in schwarzem Frack und lackirten Stiefeln. Diesem wird es zur Stufe, sich dem Theater zu nähern, und das Theater neigt sich populär zu Biergeruch und Tabacksqualm herab.

Zu dieser Epoche unermüdlichen irdischen Kreislaufes geschah es, daß die gebieterische Noth mit eisernem Finger an Otto's Thür klopfte. — Der Zitherspieler Friedrich, genannt der »zwanzigfingerige Fritzl«, den im Gasthause zum »Blauen Hecht« die Hörer bei vollen Gläsern, mit halbgeöffneten Augen und vorgebeugten Köpfen dicht zu umsitzen pflegten, machte unserem Otto den Antrag, ihn durch seine Mitwirkung zu unterstützen bei Verbreitung der Cultur im Blauen Hechte. Otto nahm das Engagement an, denn es verhieß ihm von Seiten des Wirthes Speise und Trank! Mit höhnischer Erinnerung an frühere Tage und andere Kreise setzte er sich den ersten Abend in der Wirthsstube ans Clavier. Bald jedoch wurde er durch die musikalische Bildungsfähigkeit dieser seiner Zuhörerschaft überrascht. Er wagte bisweilen (in Zwischenpausen) ein Schubert'sches Lied zu spielen und erstaunte nicht wenig über das instinctartige Verständniß, womit die ehrlichen Leute dergleichen aufnahmen. Er fühlte, daß auf solchem Boden durch systematische Ausdauer gute Erfolge, wenn auch langsam, zu erzielen wären.

Aber nicht lange sollte Otto des ehrgeizigen, zwanzigfingerigen Fritzl's Gefährte bleiben. Dieser hatte sich Eingang in höhere Kreise zu verschaffen gewußt, wo er nicht allein durch sein Zitherspiel, sondern auch durch seine Jugendfrische und seine ursprüngliche »Naturwüchsigkeit« vielseitigen Beifall fand. Und

ſo wurde unſer Freund allein mit dem Geſchäfte betraut, den Stammgäſten des Blauen Hechtes mattes Bier und ſauren Wein über ſein Clavierſpiel vergeſſen zu machen.

Da brachte er Jahre hindurch Abend für Abend, auch die halben Nächte regelmäßig zu, beliebt bei allen Anweſenden, denen nicht entging, daß er mehr in ſich trage, als ſie verſtünden; daß er ſich eigentlich mit ſeiner Kunſt zu ihnen herabgelaſſen habe. Spottend brachten ſie ihm eines Abends die Nachricht mit, der zwanzigfingerige Fritzl, der ſolch unglaubliches Glück gemacht habe, ſetze dieſem nun die Krone auf, indem er heirathe, und zwar die Wittwe des reichen Banquiers S. Dieſe ſei ſo verliebt in den ſchmucken Zitherſpieler, daß ſie eingewilliget, ſeine Frau zu werden.

Armer Otto! Warum gab Dir doch dieſe Kunde einen Stich ins kranke Herz.

Als um Mitternacht die Gäſte wein- und bierſelig ihrem ehemaligen »Muſikanten« und ſeiner Frau Gemahlin, unter allerlei beißenden Gloſſen, ein Vivat ausbrachten, da ſprang Otto heftig erſchüttert an ſein Clavier und ſpielte aus dem Stegreife das wunderlichſte Potpourri, das je gehört wurde und in welchem das Erhabene mit dem Gemeinen ſich im tollen Reigen drehte, bis ein wilder Hexentanz, von der linken Hand mit einer Bach'ſchen Fuge begleitet, das Tonſtück endigte. Die Gäſte verlangten ſtürmiſch eine Wiederholung, — da bemerkten ſie erſt, daß Otto ohnmächtig am Boden lag.

Man trug ihn nach Hauſe, wo er wochenlang mit einer hitzigen Krankheit ſtritt, die ſich aber dann zu löſen ſchien. Gegen des Arztes Erlaubniß ſtieg er an einem ſchönen Frühlingstage vom Lager auf, und ſetzte ſich bei offenem Fenſter ans Clavier. Anfänglich ſpielte er verworrenes Zeug; nach und

nach wurden seine Ideen klarer, reiner, und es klang so hinreißend, was er nun auf seinem Instrumente weinte, daß die Nachbarn sich draußen versammelten. Auch eine schöne Frau, am Arme eines galant gekleideten, doch etwas plump aussehenden jungen Herrn stellte sich unter den Lauschern ein. Die Klänge des Fortepianos wurden jetzt so wehmüthig und ergreifend, daß alle Umstehenden mit ihm weinen mußten. Plötzlich brach die Musik ab. Nichts regte sich in Otto's Zimmer, als der Nachhall der zuletzt angeschlagenen Saiten.

»Das Stück war noch nicht zu Ende!« sprach die fremde Dame. »Laßt uns nach ihm sehen!«

Man öffnete die Thür. Otto lag, das Angesicht übers Clavier gebeugt. Er war todt.

---

Dem einfachen Leichenzuge, der sonst nur aus Stammgästen des Blauen Hechtes bestand, folgte ein Wagen. In diesem saß die Frau, die bei seinem Tode zugegen gewesen. An ihrer Seite lehnte sich der ehemalige zwanzigfingerige Fritzl vornehm in die weichgepolsterte Wagenecke zurück.

---

## „Es will Abend werden."

### In Ghaselenform.

---

Abend wird's, die Sonne sinkt im Westen fern und immer ferner,
Und im Duft verschwimmen jene Höhen fern und immer ferner.

Drüben an des Waldes Rande winkt die Heimath,
Jetzt verſchlei'rt durch Schatten ſcheint ſie fern und immer ferner.
Von dem Dorf herüber ruft die Abendglocke,
Leiſe bebend im Verklingen tönt ſie fern und immer ferner.
Flücht'ge Bilder aus den längſt verklung'nen Tagen,
Hingeſchwund'nes Glück der Jugend dämmert fern und immer ferner:
Die ich einſt an's Herz gedrückt, der Freund und die Geliebte,
Sie erſcheinen mir nur noch im flücht'gen Traume fern und immer ferner.
Abend iſt es ja geworden, kaum gehört mir noch der Nächſte,
Und des Lebens Scheingeſtalten weichen fern und immer ferner.

Jena, den 6. Januar 1857.

M. J. Schleiden.

---

# Drei Gedichte

von

Anaſtaſius Grün.

---

## 1. Läuterung.

Wo war, wo iſt, wo wird ſie ſein,
Die Stunde, wahrem Glück erleſen?
Sie iſt nicht und ſie wird nicht ſein,
Denn ſie iſt immer nur geweſen!
Wir mäkeln viel, bis ſie entrinnt,
Sie däucht uns ſchön, wenn wir ſie miſſen,
Und daß wir glücklich waren, wiſſen
Wir erſt, wenn wir es nimmer ſind.

Wo iſt der Mann, wann wird er kommen,
Den alle Tugendzierden adeln?
Steht er Dir nah, noch ſo vollkommen,
Doch weißt Du dies und das zu tadeln;
Erſt wenn er ſchied und nimmer kehrt,
Erglänzen hell Dir ſeine Gaben;
Um eines Menſchen ganzen Werth
Zu kennen, müßt ihr ihn begraben.

Was lieb Dir, wird Dir lieber ſein,
Noch ſchmerzlich lieber, durch die Ferne;
Blick' auf! Wie ſchlingt ſie glänzend rein
Den goldnen Zauber um die Sterne!
Sie webt die blaue Schleierluft
Um des Gebirges ſchroffe Zinnen,
Daß eingehüllt in weichen Duft
Die Härten des Geſteins zerrinnen.

Blick' nieder, wo von ihrem Gruß
Die Friedhofshügel wogend ſchwellen,
Des dunklen Stromes grüne Wellen,
Der ſo viel Liebes ſcheiden muß.
Sie ſpülen Makel weg und Fehle, —
Und wie ein Schwan beim Wellenſchein
Im D'rüberflug ahnt Deine Seele:
Hier bad' ich einſt den Fittig rein.

## 2. »Poeſie der Zukunft.«

1849.

Wo ſie die wilde Schlacht geſchlagen haben,
O lauſcht nicht auf dem Feld nach Lerchenſange!
Da kreiſcht die Krähe nur nach blankem Fange,
Dann kommen erſt die Geier und die Raben.

Sie kommen zu beerben, zu begraben;
Dann kommt Erſtarrung, Schweigen, lange, lange,
Bis ſpät der Sämann kommt vom nächſten Hange,
Zu ſtreuen ſeines Saatkorbs neue Gaben.

Als läg' im Körnlein eine Liederſeele,
Erhebt ſich dann aus ſeinem Aehrenmeere
Die Lerche, eine ſangbegabte Aehre. —

»Wann ſteigt aus goldner Saat die goldne Kehle?«
Mich dünkt, die Todten ſind noch unbegraben,
Noch iſt's die Zeit der Geier und der Raben.

## 3. Philomele.

Nicht im Orkane ſingt die Philomele;
Sie lauſcht im Buſchverſtecke, wie's gewittert,
Wie Sturm die Orgel ſchlägt und Eichen ſplittert,
Das Grauen ſchnürt ihr zu die zarte Kehle.

Der Sturm doch bleibt gewonnen ihrer Seele. —
Wenn Thau und Duft um Deine Roſen zittert,
O Mainacht, mondgekrönt und ſternbeflittert,
Dann jauchzt ihr Lied durch Deine Blüthenſäle.

Und weißt Du gut mit feinerm Ohr zu lauſchen,
So hörſt Du nur den Sturm von damals rauſchen,
Durch ihre Kehle jene Donner ſchmettern;

Du hörſt den Angſtſchrei, banges Wipfelſauſen,
Den raſchen nahen Schlag, ein fern Verbrauſen —
Doch ſüßer Wohllaut nur rollt in den Wettern.

# Der Apfelbaum.

## Romanze.

Hier ſteh' in des Küſters Garten
Ich einſam, bedeckt mit Moos,
Hab' nichts mehr zu erwarten,
Längſt frucht-, bald blätterlos.

Als kaum dem Boden entſproſſen
Ich war ein Reis, noch klein,
Hat mich gar treu begoſſen
Des Küſters Töchterlein.

Da trieb ich friſch und heiter
Gezweig und Laub hervor,
Und ſtreckte die Aeſte weiter,
Und hob den Wipfel empor.

Stolz reicht' ich der Kleinen herunter
Mein erſt' roth' Aepfelein,
Da biß ſie, — und lachte ſo munter, –
Mit Perlenzähnen darein.

Sie wuchs, und es ſchwoll ihr golden
Im ſchönen Nacken der Zopf;
Ich aber wuchs doch der Holden
Bald über den Lockenkopf.

Und ſaß ſie im Lenz mit dem Mädchen
Bei mir im Schattenraum,
So blüh'ten wir, ich und das Mädchen,
Zuſammen, ſtill wie im Traum.

Wir lebten manch Jahr verborgen,
Gar glücklich alle Zwei;
Da trabte an einem Morgen
Ein ſchmucker Reiter vorbei.

Der lachte mit friſchen Wangen
Herein zum Gartengeheg,
Und ſchwang ſich, voll Verlangen,
Am Abend darüber gar weg.

Ich ſah ihn nun kommen und gehen
Oft unter meinem Dach,
Und hörte durchs Laub mir wehen
Manch' zärtliches Liebesach.

Ein Aepflein, roth wie Roſen,
Ließ fallen ich oft vor ſie;
Doch ſie bei Tändeln und Koſen
Gewahrte die Mahnung nie.

Oft ließ ich die Blätter rauſchen,
Wenn hoch und theuer er ſchwor;
Sie aber neigte, zu lauſchen,
An ſeine Lippen das Ohr.

So iſt er gekommen, gegangen,
Bis endlich er nimmer kam,
Und 's Mädchen mit bleichen Wangen
Sich's ſchwer zu Herzen nahm.

Oft ſtieg mein Geäſt als Leiter
Hinan ſie, und ſpähte umher;
Ach, aber der ſchöne Reiter —
Ach! wo, — ja, wo war Der?!

Sie ſaß, — nun wieder die Meine, —
In Thränen bei mir vor dem Haus,
Und ſeufzte und harrte alleine,
Bis endlich auch ſie blieb aus. —

Oft fährt nun ein banger Schauer
Durchs Laub mir, weiß nicht warum,
Erblick' ich dort über der Mauer
Den Hügel ſchmal und ſtumm.

Dort leuchtet im Mondenſcheine
Ein Lilienpaar ſo hold,
Und zwiſchen am grauen Steine
Des Mädchens Name von Gold.

Wohl netzt mich mit Thränen, mit herben,
Der alte Küſter noch leis,
Doch werd' ich davon bald ſterben
Mit dem verkümmernden Greis!

Gräz.

E. G. Ritter v. Leitner.

# Der Schmied.

Du Schmied, was stehst am Feuer still und bleich
Und machst das Eisen glühend Dir und weich?
Indeß die Flamme Dir ins Antlitz lacht,
Liegt in dem Auge Dir nur düst're Nacht.

Du Schmied, mit Deinem nachtumwölkten Blick,
Du denkst an glückverlebte Zeit zurück,
An die verlorne holde Liebe Dein,
Sonst könntest Du ja nicht so traurig sein.

Da seht, er zieht den Eisenstab hervor
Und Funken sprühen ihm um Aug' und Ohr....
Er hämmert wild mit seinem mark'gen Arm
Und das verglühte wird noch einmal warm!

Den schweren Hammer schwingt er schnell und leicht —
Das zähe Eisen hat er bald erweicht,
Da murmelt er ein unverständlich Wort,
Das trägt die heiße Luft von Ort zu Ort:

»Wärst Du das Eisen, das erkaltet liegt,
Ich hätte Dir Dein hartes Herz besiegt;
So aber bist Du härter noch als Erz,
Du mehr als eisenhartes Menschenherz! —

»Des Amboß plötzlich wachgeruf'ner Klang
Erweckt in mir stets Deiner Minne Sang,
Du treulos Lieb, Du machst zum Mörder mich,
Mit jedem Hammerschlage tödt' ich Dich!

»Je mehr ich ſchlag' in meiner Wildheit zu,
Um ſo viel mehr wird meiner Seele Ruh':
Die rothe Wange ſeh' ich bleichen Dir —
Kalt wird das Eiſen — kälter wird es mir.

»Da lieg' am Boden ausgeſchlag'nes Erz!
Fahr' hin auch Du, Du mehr als eiſern Herz,
Und lieg' erkaltet bis ein Schmied Dich weckt
Und Dich mit wilden Schlägen wieder deckt!«

Loſchwitz bei Dresden. Dr. Wilhelm Koch.

---

# Der Fiſcher.

»Der letzte Trunk und auch das letzte Brot,
Nun helf' ein Gott uns aus der ärgſten Noth!
Der letzte Fiſchfang ſei noch friſch gewagt!
Drei Tage warf ich Netze in den Grund,
Drei Tage machten meine Glieder wund —
Ich habe nicht gemurrt und nicht geklagt!

»Herr Gott, erhöre Du mein heißes Fleh'n,
Du haſt das Weib, die Kinder darben ſeh'n; —
Ich bau' auf Dich, mein Glaube giebt mir Muth!«
So ſpricht der Fiſcher und ins Schiff er ſpringt,
Mit großer Haſt das Waſſer er durchdringt,
Sein düſt'rer Blick auf jeder Tiefe ruht.

Schau' auf, es krächzt ein Rabe in der Luft!
Der Fiſcher lauſcht im Kahn und ſtärker ruft
Der Vogel jetzt, und ſchwinget ſich herab.

Es wird dem Fiſcher in den Gliedern kalt,
Er rudert heftig, rudert mit Gewalt,
Er will zum Ort, und wär's ſein Tod und Grab.

Ihm gilt's ein Zeichen, das ihm Gott geſandt!
Er ſenkt die Netze ein mit rüſt'ger Hand
Und kreuzet ſich — dann betet er noch leis.
Der Rabe flattert lautlos um den Ort;
Der Fiſcher auch ſpricht nicht ein einzig Wort —
Er zieht das Netze ſtumm nach Fiſcher Weiſ'.

Und ſieh', wie ſchwer! Der Fang iſt allzugut!
Im Arme ſtarret faſt des Fiſchers Blut —
Die Himmelsfreude giebt ihm neue Kraft.
Und tauſend Segen ſchickt ihm Gott zumal:
Unzählig iſt der Fiſche große Zahl,
Undenkbar, was den Fluthen er entrafft.

Und mitten in dem Glück, was weilet drinn!?
Der Fiſcher trauet kaum dem eignen Sinn:
Ein Kreuz von Gold, der Kirche jüngſt geraubt!
Er drückt den Heiland feſt ans fromme Herz,
Und dankt und weint und kühlt der Seele Schmerz:
Wer Gott dem Herrn vertraut, hat recht geglaubt!

Dr. Wilhelm Koch.

---

# Alte Hof-Geſchichten.

Es war ein altes Haus und an dieſes ſtieß ein alter Hof, ja der Hof war faſt noch älter als das Haus, denn der von

einer Mauer und von Schuppen, Speichern und dergleichen eingeschlossene Raum hatte schon längst bestanden, noch ehe Jemand an den Bau eines Hauses innerhalb desselben dachte. Nun aber stand das Haus da und war auch schon wieder alt, so alt, daß sich Wenige an die Zeit erinnern mochten, wo es aufgerichtet worden war. Aber der Hof war dadurch kleiner geworden, denn er hatte sein bestes Theil hergeben müssen, damit das Haus auch gehörig Platz hätte, sich auszubreiten, und auch finsterer und grämlicher war der Hof dadurch geworden, und dies wird ihm Keiner verargen, sobald er bedenkt, daß Niemand in der Welt gern sein Bestes hergiebt, damit ein Anderer damit prunken kann. Nun, eigentlich gegeben hatte der Hof auch Nichts, sondern man hatte es ihm genommen, und dabei wahrscheinlich gedacht, er könne sich mit dem begnügen, was man ihm übrig ließe, und die Ehre, einem so stattlichen Nachbarn auf die Beine geholfen zu haben, wiege den erlittenen Verlust reichlich wieder auf. Freilich kümmerte sich das Haus nicht übermäßig viel um den Hof, und nur, wenn es denselben brauchte, wußte es ihn auch zu finden. Indessen, das konnten die Leute, welche das Haus gebaut hatten, nicht wissen, und selbst wenn sie es gewußt hätten, so hätten sie sich, glaube ich, nicht allzusehr darum gehärmt. So bestand denn zwischen Haus und Hof keine sonderlich große Freundschaft, und diese wurde dadurch auf das kleinste Maß beschränkt, daß das Haus nicht einmal seine beste Seite dem Hof zukehrte, sondern in dem schäbigsten Aeußeren, aber doch hochmüthig, auf denselben blickte, während es doch nach der Straße zu mit den prächtigsten Schildereien und mit der freundlichsten Miene zu kokettiren verstand. Aber wo das Haus dem Hofe etwas aufzubürden wußte, da geschah es gewiß, und dies auch wohl öfter als nöthig gewesen wäre; ja, das Haus

hatte seine Unverschämtheit und seine Anmaßung so weit getrieben, den grün angestrichenen Brunnen, das einzige im Hofe befindliche Grün, so nahe an sich zu ziehen, daß derselbe dem Hofe eigentlich von vorn herein ganz entfremdet wurde. Gröbliche Chicanen that das Haus dem Hofe zwar wohl keine an, aber es trat ihm gegenüber wie ein eigenmächtiger Herr auf, verwendete ihn durchaus zu seinem Nutzen und entzog ihm Alles, was dem Hofe in seinen alten Tagen hätte Vergnügen oder Zerstreuung gewähren können. Beide waren eben nicht zusammen aufgewachsen, und so fehlte jeder Verknüpfungspunkt für ihre Neigungen, sie standen einander ohne Sympathien gegenüber, und das Haus duldete den Hof eigentlich nur deshalb in seiner nächsten Nähe, weil es ohne denselben nicht gut existiren konnte.

So führte der alte Hof ein gar einsames, trauriges und verkümmertes Leben, und in seine verwitterten und griesgrämigen Mienen, welche von Tag zu Tag finsterer und härter wurden, kam höchst selten ein freundlicher Anflug, und doch sah man ihn lächeln, wenn sein Nachbar, ein kleiner, heiterer Blumengarten, ihm fröhlich zunickte. Und wenn die bunten Ranken in diesem Garten sich in milder Luft hin und her wiegten, und wenn die schönen farbigen Blätter und Blüthen sich lustig schwenkten und hin und her tanzten, und wenn die Sonne zu diesem Allen so mild und freundlich lächelte, dann strahlte auch das harte Antlitz des alten Hofes sonnighell. Dann mochte er der Zeiten gedenken, wo er selbst noch ein großer freier Platz oder Garten oder Feld oder etwas Aehnliches war, dann reckte und dehnte er sich, daß er noch einmal so groß erschien, und daß es fast aussah, als wollte er sich mit dem schönen, frischen Garten in Eins verschmelzen. Aber das konnte er doch nicht, denn auch

von dieſem freundlichen Nachbarn hatte man ihn durch einen feſten Zaun abgeſperrt, und ſo vermochte er die erſehnte Herrlichkeit nur aus der Ferne zu bewundern. Und nur ſo lange dieſe Herrlichkeit währte, war auch das Antlitz des alten Hofes freundlich und freudig, und mit ihrem Entſchwinden wurde dasſelbe um ſo düſterer und trübſeliger.

Der grüne Brunnen, welcher ſich zwar, was wir zu ſeiner Ehre ſagen müſſen, mit dem alten Hofe befreunden wollte und deshalb von allem möglichen ſchwatzte, war dieſem zu redſelig und gegen das Haus zu gefällig, als daß der alte Hof rechtes Vertrauen hätte zu ihm faſſen können; ja, dieſer hielt den aufdringlichen, wie er den grünen Brunnen nannte, für ſorglos und flatterhaft und mochte mit ſolchem Springinsfeld nichts zu ſchaffen haben. Deshalb ließ er ihn ſeines Weges ziehen, und der muntere Brunnen lachte darüber und entſchädigte ſich dafür, indem er mit den Dienſtmägden des Hauſes eine innige Freundſchaft ſchloß, welche ſich gar gern bei dem plapperhaften Geſellen einfanden und es dieſem bald an Geſchwätzigkeit gleich oder gar zuvor thaten.

Alles dies rührte den alten Hof nicht, er blieb abgeſchloſſen für ſich, Tag aus Tag ein über der Zurückgezogenheit brütend, zu welcher man ihn ſeiner Meinung nach verdammt hatte. Mit einem Worte, derer, die ſich rühmen konnten, den alten Hof freundlich geſehen zu haben, waren ſehr wenige, aber unter dieſen wenigen ſtanden obenan die Kinder vom Herrn des Hauſes. So wenig der alte Hof auch das Haus ſelbſt leiden mochte, eben ſo gern ſah er dieſe Kinder; und wenn dieſe zu ihm kamen, dann zeigte er ihnen bereitwillig alle ſeine Schätze, deren er in den weiten geräumigen Schuppen mancherlei beherbergte, oder er lärmte mit ihnen, wenn die Kinder Luſt zeigten,

ſich recht frei und ungezwungen herumzutummeln, oder er belauſchte ſie, wenn ſie ſich ſtill in eine Ecke duckten und einander Geſchichten erzählten. In ſolchen Stunden kannte man den alten Hof ordentlich gar nicht wieder, ſo jung und friſch war er alsdann geworden, und man hätte zu allen anderen Zeiten nimmermehr ſo viele Lebensluſt in ihm vermuthet. Dafür waren die Kinder dem alten Hofe aber auch von Herzen zugethan und jedes Stündchen, welches ſie ſich abmüßigen konnten, brachten ſie bei ihm zu, und ſelbſt der viel hellere Garten übte nicht halb ſo viele Anziehungskraft auf ſie aus; er war ihnen zu ſteif und zu geziert, und erſt gar die Straße, obſchon ſie luftig und breit war, blieb ihnen ein Gräuel, weil ſie meiſt voll Staub und Schmutz lag, während bei dem alten Hofe ſein Freund, der große Stallbeſen, dafür ſorgte, daß jener ſtets nett und ſauber erſchien. So brachten die Kinder dem alten Hofe allmälig alle ihre Spielſachen, ihre Puppen und ihre Soldaten, ihre Kegel und ihre Bälle, kurz alles, was ſie liebes und luſtiges hatten, und wenn ſie ja einmal, wie dies wohl vorkam, dieſes oder jenes ſtehen oder liegen ließen, ſobald ſie raſch fortgingen, ſo fanden ſie das vergeſſene ſicher unverſehrt wieder, denn der alte Hof war ein gar ehrlicher Geſelle und veruntreute den Kindern nicht das geringſte, was mit der Straße nicht der Fall war. Bei dieſer hatten die Kinder gar manchmal die bittere Erfahrung gemacht, daß leicht etwas verſchleppt wurde, und ſchon aus dieſem Grunde hatten ſie den lieben alten Hof zu ihrem liebſten Spielgefährten, der ihnen auch nie etwas in den Weg legte. Bisweilen putzten die Kinder ihn gar abſonderlich heraus, ſchleppten grüne Zweige und Blumen aus dem Garten herbei und geſtalteten den Hof nach ihrer Meinung ſelbſt zum Garten um. Der alte Hof nahm ſich dann in ſeinem erborgten bunten Kleide gar nicht übel aus.

Aber er hatte außer den Kindern noch Andere, gegen welche er freundlich zu ſein verſtand. Da war nämlich der Mond! Der hatte den Hof ſchon geſehen, als dieſer noch in ſeiner ganzen Stattlichkeit prangte, und kam nun zuweilen, den alten Gefährten wieder einmal zu beſuchen. Freilich blieb er nie recht lange und entſchuldigte dies immer damit, daß er ſo wenig Zeit habe. Der eigentliche Grund ſeines kurzen Verweilens war doch wohl der, daß der alte Hof gegen früher ſo unbedeutend geworden war; ſonſt wüßte ich nicht, weshalb der Mond, der im allgemeinen die alten Höfe viel lieber beſucht als die neuen, gerade bei dieſem immer nur ſo kurze Zeit geblieben wäre? Freilich zu Anfang, da das jetzt alte Haus noch neu war, da konnte man es dem Monde im Grunde nicht verargen, daß er lieber durch die klaren, großen Fenſter in prächtige Zimmer ſchaute, wo es für ihn ſo viel neues zu ſehen gab! Doch jetzt konnte er ſich längſt an allem ſatt geſehen haben, und brauchte aus bloßer Neugierde ſeinen alten Freund nicht ſo häßlich zu vernachläſſigen. Und doch that er es; in die Zimmer, welche ewig dieſelben blieben, guckte er Stunden lang, aber um den alten Hof zu beſuchen, machte er allerhand Winkelzüge, gerade wie Einer, der es nicht merken laſſen will, daß er einen heruntergekommenen Freund faſt gänzlich aufgegeben hat. Oft kletterte er erſt an dem ganzen Dache in die Höhe, wo er doch an der anderen Seite wieder hinabſteigen mußte. Und mitunter kam der Mond ganze Wochen hindurch gar nicht zu dem alten Hofe, welcher trotzdem nicht kälter gegen ihn wurde, ſondern über jeden noch ſo flüchtigen Beſuch eine herzliche Freude zeigte.

Doch den beſten, treueſten und ſicherſten Freund hatte der alte Hof ſchon in dem großen Stallbeſen, welcher ſehr häuslich

gewöhnt war und jederzeit an ſeinen alten Platz zurückkehrte, ſobald er die nöthigen Geſchäfte beſorgt hatte. Durch dieſen erfuhr der alte Hof auch Manches von dem, was draußen vorging, denn der Stallbeſen kam nicht ſelten in das Haus und auf die Straße und wußte dann vieles zu erzählen. Auch hatte er einen ſehr empfänglichen Sinn und behielt die Eindrücke, welche er bei ſeinem Verkehr mit der Außenwelt erhalten hatte, meiſt in friſchem Andenken. Und da der Stallbeſen von Hauſe aus ordentlich war und ſich in ſeinem Aeußeren meiſtentheils ſehr zuſammennahm, auch ſeine Mittheilungen nur auf das nothwendigſte beſchränkte und mit dem Hauſe nur nothgedrungen verkehrte, ſo hatte ihn der alte Hof im Grunde recht lieb und horchte gern auf ſeine Plaudereien, oder ermunterte ihn wohl ſelbſt zum Reden. So hatten ſich allgemach zwiſchen den Beiden beſtimmte Plauderſtunden gebildet, und dem alten Hofe fehlte etwas, wenn der Stallbeſen irgend eine Abhaltung hatte und die gewohnte Unterhaltung ausfallen mußte. Eins konnte übrigens dem Stallbeſen ſelbſt der Neid nicht nehmen, daß er ſich über alles, was er in den Kreis ſeiner Betrachtungen zog, ziemlich gründlich auszulaſſen wußte. Er legte in dieſer Hinſicht eine Vielſeitigkeit an den Tag, welche um ſo mehr Anerkennung verdiente, da er als ein ziemlich roher Burſche friſch aus dem Walde in die Stadt gekommen war. Indeſſen ſein Umgang mit ſo vielerlei Menſchen und Dingen hatte ihn, wie man zu ſagen pflegt, abgeſchliffen, und war er auch in der erſten Zeit ſeines Auftretens wild und unbändig geweſen, ſo hatte ſich dies doch allgemach verloren. Nun war er Einer, in deſſen Ausdrucksweiſe ſich namentlich eine eigenthümliche Schärfe nicht ohne Reiz geltend machte. Ueberdies verſtand er es, mit ſeltener Gewandtheit allem, was ihm in den Weg kam, eine neue Seite

abzugewinnen, und ſo gab er für den alten Hof einen wirklich unterhaltenden Geſellſchafter ab, den jener nur ungern vermißte. Es hatte etwas poſſierliches, ich möchte ſagen koboldartiges, wenn die Beiden ihre Unterhaltungen mit einander führten: der alte Hof lag dann lang hingeſtreckt, und horchte wie in einem träumeriſchen Halbſchlummer auf die blendenden Erzählungen des Stallbeſens, der ſeine lange dürre Geſtalt gegen eine Ecke lehnte, gleichſam als wollte er ſich auf dieſe Weiſe vor dem Umfallen ſichern, was ihm ſonſt leicht hätte paſſiren können, da er im Grunde ſeine ſchmale Figur nicht ſehr in der Gewalt hatte und nach der einen oder der anderen Seite gar bald das Uebergewicht bekam. Und was wurde dann Alles in den Kreis der Unterhaltungen hineingezogen! Ich glaube, es möchte ſchwer ſein, etwas zu finden, was von den Beiden in ihren Geſprächen nicht wäre berührt worden, ſo mannigfach waren ihre Unterredungen. Bald hatte der Stallbeſen etwas neues gehört oder geſehen und wußte dies, mit ſeinen Bemerkungen verſehen, wiederzugeben; bald war dem alten Hofe etwas aufgefallen, was er gegen ſeinen Freund einer gründlichen Erörterung unterwarf.

So lebten dieſe Beiden ein wunderſam beſchauliches und vergnügliches Leben, welches um ſo reizender und ungeſtörter war, da der Schleier des Geheimniſſes daſſelbe bedeckte und vor zudringlichen Augen hütete, und da Niemand ein übergroßes Intereſſe hatte, ſich in das intime Verhältniß Beider hineinzudrängen, oder daſſelbe wohl gar zu ſtören. Der grüne Brunnen, welcher aus Rache, weil er vom alten Hofe ſchnöde vernachläſſigt worden war, vielleicht gern als Störenfried hätte auftreten mögen, richtete nichts aus. Er ging lieber ſeinem eigenen Vergnügen und ſeinen vielfach verſchlungenen Wegen nach, froh, daß jene Beiden ihrerſeits ihm

keine Störungen bereiteten und überhaupt auf sein Thun und Treiben nicht achteten.

So anziehend waren übrigens für den alten Hof seine Gespräche mit dem Stallbesen, und so viel gaben ihm dieselben zu denken, daß er es weniger schmerzlich empfand, wie ihn die Kinder des Hauses nach und nach geringer schätzten, seltener zu ihm kamen und zuletzt ganz ausblieben. Ja, er vermochte sich über diesen Punkt, welcher ihm zu anderen Zeiten großes Herzeleid bereitet hätte, vollständig zu trösten, als ihm der Stallbesen, da er einstmals aus dem Hause zurückkam, die Nachricht brachte, daß die Kinder, welche mittlerweile zu großen Leuten herangewachsen waren, in die weite Welt hinausgeschickt worden wären, um, wie er sich ausdrückte, etwas rechtes und tüchtiges zu lernen; bei welcher Gelegenheit der Stallbesen, seinen großen Einfluß auf den alten Hof empfindend, nicht unterlassen konnte, der Fortschritte, welche er selbst bisher gemacht hätte, recht wohlgefällig zu gedenken; worauf der alte Hof ganz trocken erwiederte: Unsinn! Der Stallbesen, welcher sich hierdurch in seiner Eitelkeit verletzt fühlte, schwieg für den Augenblick, aber er dachte auf schlagende Beweise. Deshalb entführte er eines anderen Abends aus dem Hause einige Blätter Papier, auf denen Verse standen, die offenbar von den »ehemaligen Kindern« herrührten. Diese Dichtungen las er in höchst gewählter Stellung mit dem lächerlichsten Pathos und mangelhafter Betonung dem alten Hofe vor:

Mit langem Schleppenkleide
So steigen aus dem Thal
Die Nebel auf die Heide
Im bleichen Sonnenstrahl.

Der Wind pfeift eine Weiſe,
Die klingt ſo ſcharf, ſo grell,
Da tanzen rund im Kreiſe
Die Schatten gar ſo ſchnell.

Hei, das iſt luſt'ges Leben
Da draußen auf der Flur,
Und doch gemahnt's mich eben
An bitt'res Sterben nur.

Der alte Hof hatte ſchweigend zugehört, und mochte nun das Lied einen beſonderen Eindruck auf ihn gemacht haben, oder wußte er nichts zu ſagen, genug, er ſchwieg ſtill, und ſo las der Stallbeſen weiter:

Welk iſt die Roſe worden,
Da nun der Sommer ſchied,
Ihr ſüßer Duft verſchwunden,
Ihr Purpur matt, verglüht.

Die Wolken zieh'n vorüber
So ſchwer, ſo kalt, ſo grau,
Die Roſe ſenkt ihr Köpfchen,
Es letzt ſie nicht der Thau.

Es weckt ſie nicht zum Leben
Der Sonne ſtrahlend Licht,
Und auch im Hain der Sänger
Weckt die Verblich'ne nicht.

Sie hat geblüht, geduftet
Im friſchen grünen Mai,
Still legt ſie ſich zum Sterben,
Da nun der Lenz vorbei.

Und wieder ſchwieg der alte Hof und wieder las der Stallbeſen:

Ich habe nach Glück und nach Freuden gehaſcht
Wie Kinder nach glänzenden Funken,
Ich habe vom perlenden Weine genaſcht,
Bis daß ich von Seligkeit trunken,
Ich habe manch blühende Lippe geküßt,
Die Lieb' mir auf ewig geſchworen;
Jetzt aber — mit Schmerzen wird von mir gebüßt,
Daß Thor ich geweſen mit Thoren.

Ich habe gejubelt, geſcherzt und gelacht,
Wo Jubel und Scherz ich gefunden,
Und kecklichen Muthes hab' keck ich gedacht,
Nie endeten glückliche Stunden,
Ich habe mit ſehnendem Herzen geküßt
Die Luſt auf Minuten geboren;
Jetzt aber — mit Schmerzen wird von mir gebüßt,
Daß Thor ich geweſen mit Thoren.

Ob aber die Wonne geendet auch ſchnell
Und mußten die Freuden entfliehen,
Doch einmal im Leben ſah ſonniglich hell
Die Tage vorüber ich ziehen,
Und wird auch mit Schmerz und mit Thränen gebüßt,
Kehrt wieder, was jetzt ich verloren,
Die roſige Luſt — wird ſie lachend gebüßt,
Und Thor will ich ſein mit den Thoren.

Und noch immer ſchwieg der alte Hof und der Stallbeſen las weiter:

Es iſt kein Sommer je ſo kurz,
Daß er nicht friſche Roſen brächte,
Für ſeiner Locken reiches Gold
Ein wunderſames Duftgeflechte.

Und ob der Winter auch verweht
Spurlos der duft'gen Roſe Stätte,
Es iſt kein Sommer je ſo kurz,
Daß er nicht friſche Roſen hätte.

Aber nun war es dem Stallbeſen zu dunkel geworden, um weiter leſen zu können, er klappte deshalb ſeine Blätter zuſammen, und obſchon er gern noch eigene Bemerkungen an das geleſene geknüpft hätte, ſo unterdrückte er dieſelben doch, da der alte Hof ſo gänzlich ſchwieg, daß man nicht unterſcheiden konnte, ob er tief nachdenke oder ſchlafe. In keinem Falle wollte der Stallbeſen die Ruhe ſeines Freundes ſtören und verſchob deshalb, was ihm auf dem Herzen lag, zu einer gelegneren Zeit. Freilich ſchien dieſe nie eintreten zu wollen, denn der alte Hof vermied ſichtlich, ſpäter jemals auf dieſen Abend zurückzukommen, und wußte, ſo oft der Stallbeſen hierzu Miene machte, dieſen auf ſeine Weiſe davon abzubringen. O! der alte Hof konnte, wenn er wollte, auch recht diplomatiſch ſein, und ließ ſich nun einmal auf nichts weiter ein als auf das, was zu dem jedesmaligen Geſprächsgegenſtande unumgänglich gehörte. Sobald die Unterhaltung von dem urſprünglichen Thema abzuſchweifen ſchien, brach er kurz ab und überließ dem Stallbeſen, ſich ſein Theil zu denken. Dieſem war das Weſen des alten Hofes unbegreiflich, und er gab ſich die größte Mühe, die Urſache davon zu finden! Er ſtand deshalb ſtundenlang ſtill und beobachtete den alten Hof, ob er an demſelben etwas auffallendes bemerken könnte; aber vergebens.

Endlich eines Mittags, als die Sonne in dem Garten so recht luſtig ihr Weſen trieb, was, wie wir wiſſen, den alten Hof jedes Mal beſonders freundlich machte, da bemerkte der Stallbeſen, wie der alte Hof emſig bemüht war, eine Roſe aus dem Garten zu ſich herüberzuziehen. Nun wußte er ſich mit einem Male zu erklären, warum der alte Hof ſeither ſo ſtill geworden war, und er dachte bei ſich: ſehe einmal Einer den Schalk an! Uebrigens war der alte Hof bei ſeinen Entführungsverſuchen, denn als ſolche betrachtete der Stallbeſen die Geſchichte mit der Roſe, nicht gar ſo unüberlegt geweſen. Er hatte vorſichtig eine Latte aus dem Zaune losgebrochen, um der Roſe das Herüberkommen zu erleichtern, und da dies an einem Plätzchen geſchehen war, welches heimlich und verſteckt genug lag, um vertrauliche Zuſammenkünfte ziemlich unbemerkt bleiben zu laſſen, ſo ſtand Zehn gegen Eins zu wetten, daß die Roſe wohl würde nachgeben, wenn der alte Hof ernſtlich in ſie drang. Zwar wußte der Stallbeſen nicht, wie weit der ganze Handel zwiſchen den Beiden bereits gediehen ſein möchte, aber er glaubte, daß die Verhandlungen mit der Roſe Seitens des alten Hofes noch nicht gar zu lange im Gange ſein könnten, weil ſie ſonſt wohl ſchon zu einer beſtimmten Entſcheidung geführt hätten, da nach ſeiner Meinung der alte Hof mit ſeinen Reichthümern und ſeinem noch immer leidlichen Anſehen eine ganz annehmbare Partie war. Auch glaubte er zu bemerken, daß die Roſe ſchon halb und halb Neigung empfinde, und wohl nur noch abwarten wollte, was etwa ihre Geſchwiſter und Verwandten dazu ſagen würden. In jedem Falle beſchloß der Stallbeſen, ſich möglichſt bald von dem Stande der Angelegenheiten genau zu unterrichten und, ſo weit es in ſeinen Kräften ſtände, ſeinem lieben alten Freunde Beiſtand zu leiſten. Er war nicht im

mindeſten neidiſch auf das Glück, welches dem alten Hofe aus dieſer Verbindung erblühen ſollte; ja, er gönnte dem treuen Gefährten dieſe Freude auf ſeine alten Tage und freute ſich ſelbſt darauf, daß der alte Hof nun vielleicht ein um ſo freundlicheres Anſehen bekommen und immer lächeln müßte, ſobald die Roſe einſt die Seine wäre. Und ſo machte er ſich denn an dem folgenden Tage zuerſt in der Nähe jenes Plätzchens und dann auf dem Plätzchen ſelbſt zu ſchaffen, ſchob dabei die leicht bewegliche Latte noch ein wenig mehr bei Seite und that Alles auf eine ſo unſchuldige und unverfängliche Weiſe, daß der alte Hof ſeinem Freunde im Stillen gar ſchönen Dank für ſolches Verfahren wußte. Der Stallbeſen hatte auch wirklich ſein möglichſtes geleiſtet; er hatte von jenem Plätzchen und noch weit in deſſen Umgegend allen Schmutz und Unrath weggeräumt, ſo daß ſelbſt die Königin der Roſen ſich nicht hätte zu ſchämen brauchen, dort ihr Reich aufzuſchlagen; — und dann war der Stallbeſen ruhig wieder in ſeine Ecke getreten und wartete ab, wie ſich die Dinge entwickeln würden. Das fühlte er wohl, daß er ſelbſt nicht weiter in die Handlung eingreifen dürfe. Doch viele Tage lang geſchah nichts, und der Stallbeſen fürchtete ſchon, daß ſein Werk umſonſt gethan ſein würde, und ſeine Spannung ſtieg zur Ungeduld. Er wußte freilich nicht, was es heißt, ſich freiwillig von dem urſprünglichen heimathlichen Boden trennen zu ſollen. Ihn hatten rauhe Hände gewaltſam fortgeriſſen. Ach, aus eigenem Antriebe hätte er nie ſeinen grünen Wald verlaſſen! Das zeigte ſich jetzt noch, ſo oft er von dieſem luſtigen Tummelplatze ſeiner Jugend ſprach. Dann erklang, vielleicht ihm ſelbſt unbewußt, träumeriſche Klage der Sehnſucht aus jedem ſeiner Worte, und doch konnte er jetzt der Roſe zürnen, daß ſie zögerte, aus den gewohnten Umgebungen zu ſcheiden?

Endlich, als bei dem Stallbesen und möglicher Weise auch bei dem alten Hofe fast alle Hoffnung auf Gelingen verschwunden war, da endlich ergab sich die Rose; aber vorsichtig und gleichsam prüfend schickte sie erst einige Ranken aus, und nur als sie sah, daß diese sich in dem neuen Boden heimisch fühlen mochten, da erst trat sie selbst hinüber zu dem alten Hofe und stand eines Morgens blühend, lächelnd und heiter bei ihm. Von den Thränen, welche sie bei dem Abschiede aus der lieben Heimath geweint haben mochte, konnte man in ihren schönen Augen kaum noch leichte Spuren entdecken.

Aber das blühende Antlitz hielt sie stets der Heimath zugewendet, und wenn drüben im Garten die Schwestern freundlich nickten, dann nickte auch sie, und Alles, was jene betraf und bewegte, das betraf und bewegte auch sie. Der Stallbesen wußte sich vor Freude über das kaum noch für möglich gehaltene Ereigniß fast gar nicht zu lassen; er ging jetzt noch einmal so freudig an seine Geschäfte und hastete sich bei denselben auf eine merkwürdige Weise, denn er wollte keine Minute versäumen, welche ihm in der Gesellschaft der Rose zuzubringen vergönnt war. Für ihn schien es eine ausgemachte Sache, daß die Rose ihm ebenso gut angehöre wie dem alten Hofe, obschon er sich nicht verhehlen konnte, daß sie sich an diesen täglich mehr anschmiegte. Erst allmälig lernte er einsehen, wie sehr gleichgiltig er im ganzen doch der Rose sei, und daß, wenn diese freundlich gegen ihn war, er diesen Vorzug mit vielen anderen theilte. Er drang mehr und mehr in das Wesen der Rose ein und fand, daß Holdseligkeit gegen Jedermann ihr angestammtes Erbtheil sei. Da kränkte es ihn nicht im mindesten, daß er sich in seiner Selbstüberhebung getäuscht hatte; er achtete die Rose von Stunde an nur um so höher und wurde aus einem eitlen Anbeter ihr

wärmſter und aufrichtigſter Freund. Der alte Hof war ſeit jenem Momente, wo ſich die Roſe ſo offen für ihn erklärt hatte, überglücklich und hatte ſelbſt in ſeinen beſten Zeiten nie ſo freundlich ausgeſehen wie jetzt. Mit dem Garten ſtand er ſeitdem in dem beſten Einvernehmen und hoffte im Stillen, daß nun vielleicht einſt auch noch die letzten Schranken fallen könnten, welche als Scheidewand zwiſchen ihm und dem Nachbarn beſtanden, beſonders da dieſelben in Wirklichkeit kaum noch als Schranken zu betrachten waren.

Und er durfte ſein Glück recht in vollem Maße genießen. Da war Niemand, der es ihm beneiden oder gar rauben wollte, außer dem grünen Brunnen; doch dieſer blieb machtlos. Darum ſann er darauf, Neid zu erregen, neidiſch wie er ſeinerſeits dachte, und beredete einen jungen Epheuzweig, mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten, wozu ſich derſelbe auch gern willig finden ließ, da er ewig durſtig war und bei dem grünen Brunnen ſolchergeſtalt am beſten und leichteſten ſchmarotzen konnte. Um es nur in Wahrheit zu ſagen, der Epheuzweig liebte die Bequemlichkeit ſehr und hatte nebenbei einen friſchen Trunk für ſein Leben gern, wenn er ſich weiter keine große Mühe darum geben durfte. Deshalb war er auch ſchon längſt auf die gemeinſte ſchmeichleriſche Weiſe um den Brunnen herum gekrochen, in der Hoffnung, deſſen Aufmerkſamkeit zu erregen; was ihm nun endlich bei den eigennützigen Abſichten, welche jener hatte, geglückt war. Der Epheuzweig nahm alſo ohne weiteres Zaudern das Anerbieten des grünen Brunnens an und dachte bei ſich: »habe ich dort auch Anfangs eine untergeordnete Stellung, ſo werde ich ſchon für mein weiteres Fortkommen ſorgen. Die Hauptſache iſt zunächſt, einen Platz für mich ausfindig zu machen.« Und ſo warf er ſich dem grünen Brunnen förmlich an den Hals

umſtrickte ihn aber auch bald ſo vollſtändig, daß dieſer mit Schrecken gewahrte, welche läſtige Verbindung er eingegangen; und daß er am Ende anfing, um die eigene Exiſtenz beſorgt zu werden. Der Epheu klammerte ſich ſo feſt an ihn an, daß der grüne Brunnen vor Schmerz und Wunden ſeufzte, zumal ihm längſt alle freie Ausſicht genommen war; und ſo führte er ein höchſt erbärmliches Daſein. Alle Mühe, den immer höher ſtrebenden Geſellen los zu werden, war vergebens. Der Stallbeſen, welcher niemals große Stücke von dem grünen Brunnen gehalten hatte, ſtand ihm, nun dieſer in Noth war, erſt recht nicht bei, denn er hatte von Anfang an die Abſicht von deſſen Thun durchſchaut und war eigentlich ſchadenfroh genug, ihm das ſelbſtverſchuldete Uebel zu gönnen. Der alte Hof aber war zu ſehr mit ſeiner Roſe beſchäftigt, als daß er auf irgend etwas anderes groß geachtet hätte. So mußte der grüne Brunnen ſeine Leiden ruhig tragen. Als es endlich zu arg wurde, und er es nicht mehr aushielt, da brach er in ſich ſelbſt zuſammen und riß den Epheu, den Urheber ſeiner Qual, mit ſich zu Boden. Nun trat zwar ein neuer Brunnen an ſeine Stelle, aber derſelbe war beſcheidener und zierlicher als ſein Vorgänger und der alte Hof und der Stallbeſen ſahen ihn gar nicht ungern; erlaubten ihm auch mitunter, ein Wort in ihre Geſpräche hinein zu reden. Ja, der alte Hof hörte es mit einer gewiſſen Behaglichkeit, wenn der neue Brunnen an ſtillen Abenden ein oder das andere Liedchen ſang, denn es klang immer ſo melodiſch. Zuweilen ſang der neue Brunnen ganze Nächte hindurch, und dann vernahm es der alte Hof in ſeinen Träumen, und es war ihm durchaus nicht unangenehm. Der Epheu hielt ſich gegen den neuen Brunnen auch in beſcheidenen Grenzen und die Roſe lebte nur für den alten Hof.

Fort und fort beſtand das innige Verhältniß zwiſchen dem Stallbeſen und dem alten Hofe und es ſchien, als ſollte es durch Nichts eine Störung erfahren, ſo traulich war ihr Zuſammenleben. Da kam einmal der Stallbeſen, nachdem er länger als gewöhnlich im Hauſe verweilt hatte, wohin er ſonſt nur nothgedrungen ging, ganz verſtört von dort her und warf ſich erſchöpft in ſeine Ecke, ohne ein Wort zu reden und ohne die Papiere, welche er mitbrachte, zu entfalten. Der alte Hof wußte gar nicht, was ſeinem Freunde widerfahren wäre. Im erſten Augenblicke hatte er geglaubt, derſelbe bringe, wie einſt vor Jahren, Verſe mit, um ſie ihm vorzuleſen, und er freute ſich ſchon darauf, denn jetzt hörte er Gedichte ganz gern. Aber das konnte es unmöglich ſein, ſonſt hätte der Stallbeſen nicht ſo wild ausgeſehen! Da endlich der alte Hof, welcher um ſeinen Freund beſorgt zu werden anfing, eine Frage an ihn richtete, antwortete dieſer: da, da, leſet ſelbſt! Und damit breitete er alle Papiere vor dem alten Hofe aus. Und der alte Hof las, aber er wollte bei dem Leſen ſeinen Augen nicht trauen, ſo kraus und verrückt kam ihm das vor, was er las. Er konnte nicht klug daraus werden, und als er ſich an den Stallbeſen wandte, um von ihm eine Erklärung zu erhalten, da ſchrie dieſer mit einer Stimme, welche den alten Hof innerlich zittern machte: Revolution iſt und Jeder kann ſich holen, was ihm beliebt, denn Alles iſt Gemeingut; und ich gehe mit dem Volke, denn ich bin ein Volksfreund und will zum Volke halten und ſeine Gerechtſame ſchützen! Der alte Hof, der mit der Außenwelt und deren Verhältniſſen wenig vertraut war, wollte ihm zureden, ihn beſchwichtigen, aber der Stallbeſen antwortete kurz: was verſteht Ihr davon, ich habe Alles ſelbſt geſehen, und dieſes Leben gefällt mir, ſo habe ich es mir längſt gewünſcht. Und als der

alte Hof weiter in ihn drang und ihm zu Gemüthe führen wollte, wie er nun doch schon bei Jahren wäre, und daß ihm Ruhe Noth thäte, erwiderte ihm der Stallbesen: ruht Ihr, wenn Ihr wollt und könnt. Ihr habt mir einst selbst gesagt, daß ich ein rühriger anstelliger Bursche wäre, und der bin ich noch heute, das will ich Euch und Allen beweisen, und ich gehe nun einmal mit dem Volke und damit Basta!

Wohl dachte der alte Hof, daß sein Gefährte, welchen er bisher immer als still und friedliebend gekannt hatte, sich bei ruhiger Ueberlegung eines Bessern besinnen würde. Er ahnte nicht die ganze Unbändigkeit in dem Charakter des Stallbesens, welche nur durch die Verhältnisse bis zu diesem Zeitpunkte niedergehalten worden war. Und der Stallbesen? Der freie Sohn des Waldes, der dem Sturme schon getrotzt hatte, als er noch zart und schwach war, glaubte auch mit dem Sturme der Revolution furchtlos spielen zu können. Niemand hatte ihn belehrt, daß das Rasen der entfesselten Elemente der Natur ein bloßes Lispeln sei gegen das Rasen empörter Volkshaufen, und er ging und stürzte sich hinein in den wilden Kampf der Meinungen. Die stille Ecke, welche sonst sein Asyl gewesen war, stand jetzt meistentheils leer, denn der Stallbesen war mehr auf den Straßen, auf den Marktplätzen und in den Clubs zu finden; und wenn von draußen der Lärm und das Getöse der Menge zu ihm drang, dann mischte auch er sich auf der Achsel des Hausknechts in das Gewühl, und immer stand er auf der Seite des Volkes, wie er dies dem alten Hofe vorher gesagt hatte. Blieb er ja einmal zu Hause, dann hielt er lange pathetische Reden, daß der alte Hof verwundert zuhörte; und fehlte nicht viel, so wäre dieser auch rebellisch geworden; wenigstens besann er sich einen Augenblick, ob nicht jetzt die günstigste Zeit gekom-

men wäre, mit dem Hauſe ſeine Rechnung für alle die Unbill, welche er von demſelben ſo lange Jahre hatte erleiden müſſen, abzuſchließen. Und ſchon war er daran, mit allen ſeinen Kräften gegen das Haus anzuſtürmen, da beſann er ſich, daß ſein Beginnen am Ende doch thöricht ſein könnte: denn jetzt wiſſe er wohl, was er habe; aber wenn das Haus fiele, und er auch wirklich auf einige Zeit wieder in ſeinen ganzen urſprünglichen Beſitz käme, ſo ſtände doch nach Allem zu vermuthen, daß man ein neues Haus baue, zu welchem er abermals ſeinen Grund und Boden hergeben müſſe, und wer könne ihm verbürgen, daß man ihm dann noch alles Dasjenige laſſe, worüber er jetzt zu gebieten habe, und wer könne vorher ſagen — ein Blick auf ſeine Roſe führte ihn auf andere Gedanken Da überlegte er, was aus dieſer werden ſollte in den mit einem ſolchen Kampfe unvermeidlich verknüpften Wirren, und er ſagte zu ſich ſelbſt: nimmermehr! Er hatte die augenblickliche Regung ſeines Gelüſtes niedergerungen und über ſich ſelbſt den größten Sieg davongetragen, deshalb gingen auch alle weiteren Stürme der Revolution ſpurlos an ihm vorüber. Mitten in ihrem Brauſen blieb der alte Hof wie ein ſtilles friedliches Eiland auf wild bewegter See, an welches die Wellen zwar anſtürmen, aber es nicht zerſtören. Der Stallbeſen leider betheiligte ſich im vollſten Maße bei allen Unruhen und Kämpfen und kam mit mancher Schmarre zu dem Hofe zurück, der es längſt aufgegeben hatte, ſeinen alten Gefährten umzuſtimmen, und nur mit dem tiefſten Bedauern ſah, wie dieſer auf der Bahn der Unordnung immer weiter und immer ſchneller fortſchritt. Nicht genug, daß er oft ganze Tage nicht zu ſeinem gewohnten Plätzchen zurückkehrte; er fing auch an, ſein Aeußeres zu vernachläſſigen, und ſchien ſich nicht ſehr darum zu kümmern, wenn er unſauber oder zerfetzt

heimkehrte. Und das ſchlimmſte war, daß er jetzt mitunter ſo unausſtehlich nach Branntwein roch, ſo daß der alte Hof einſt ſagte: er lerne jetzt durch ihn erſt, was das Sprichwort bedeuten wollte, es könne Jemand durch ſchlechte Geſellſchaft leicht in üblen Geruch kommen. Mit einem Worte, der Stallbeſen hatte ſein Weſen ganz geändert; ſogar die freundliche Roſe mißachtete er und ſpottete über ſolch verzärteltes, kokettes Geſchöpf. Da kam er denn eines Abends wieder heim mit ſchwankendem unſicheren Gange, bedeckt von unzähligen Hieben, den vielfachen Beweiſen ſeiner Raufereien, und lehnte ſich läſſig in ſeine Ecke; der alte Hof beobachtete ſeinen Freund tief bekümmert und ergriffen von deſſen leidendem Ausſehen. Eben wollte der Stallbeſen eine Rede beginnen, aber er brachte nur die Worte heraus: jeder Staatshaushalt iſt ein — — weiter ſagte er nichts. Er verſtummte. Erſt am nächſten Morgen zeigte ſich bei Tageslicht, daß es für immer ſei: er war mitten durchgebrochen, vernichtet, todt. Von nun an blieben der alte Hof und die Roſe allein und Beide hatten ſich viel zu erzählen; aber ihre Erzählungen gehören anderen, als dieſen Blättern an.

Oels in Schleſien. Dr. Hermann Fiſcher.

---

## Echo des Herzens.

Wer hält für allen Kummer, den die Bruſt nur hegt,
Für alle Leidenswunden, die das Schickſal ſchlägt,
Den Balſam unſ'rer Heilung freundlich uns bereit? —
Die Zeit.

Wer rühmet unſ'res Lebens mühevollen Lauf
Und ſetzt dem Daſein ſeine Siegeskrone auf,
Verkündet aller Welt das Ende unſ'rer Noth? —
Der Tod.

Wo tobt kein äuß'rer Sturm dem ſtillen Herzen zu? —
Wo ſchlummern endlich wir in ungeſtörter Ruh',
Den Frieden findend, den kein Gott auf Erden gab? —
Im Grab! —

German Mäurer

---

# Des Wohlthuns Lohn.

## Legende.

Es ſprach Gott Vater von ſeinem Thron:
Heut' zeig' ich Euch, Kinder, des Wohlthuns Lohn.
Ihr Heiligen ſchmückt Euch auf's Allerbeſte,
Denn wiſſet, es kommen gar vornehme Gäſte.
Geht, ſie zu empfangen in vollem Chor,
Und harret ihrer am goldenen Thor.

Die Heiligen machen ſogleich Toilette,
Nicht Einer, der das verabſäumt hätte:
Mit goldenem Zirkel und weißem Gewand
Die himmliſche Schaar ſich zuſammenfand. —

Sanct Peter'n trafen ſie ſchon am Orte; —
Es klopft!? Er öffnet behende die Pforte....
Und ſiehe, was kommt herein ſpaziert?
Ein Fuß, mit goldener Krone geziert!

Als unſ're Heil'gen verwundert ſtehen,
Kopfſchüttelnd ſich fragen, ob recht ſie geſehen,
Vernehmen ſie über ſich Flügelſchlag,
Und Gabriel wünſcht ihnen guten Tag.

Hah', rufen vereint ſie, Herr Gabriel,
Wohin ſo eilig? Nur nicht zu ſchnell!
Seht hier doch den Fuß mit der goldenen Kron'!

»Ei, ſagte der Engel, ich ſah ihn ſchon.
Drum eil' ich hinab zu der Erde Rund,
Zu machen allda die Geſchichte kund.«

O Gabriel, bitten die Heil'gen im Chor,
Erzähle doch uns die Geſchichte zuvor!

Und Gabriel ſenkt die gewaltigen Schwingen,
Und ſpricht zu den Schaaren, die ihn umringen:

»Ein böſer Sultan im Morgenland
Ging einſt verkleidet und unerkannt,
Um ſeine Vezire zu controliren,
In ſeiner Hauptſtadt allein ſpazieren.
Da traf er im brennenden Sonnenſchein
Ein beladen Kameel in der größten Pein:
Feſt war es an eine Palme gebunden,
Und dicht daneben ein Eimer ſtand,
Gefüllt mit Waſſer bis an den Rand.
Wie würde der Trank dem Thiere munden!
Doch ach, zu kurz war leider der Strick,
Vergebens dehnet es Hals und Genick, —
Da half kein Scharren, Stampfen und Trachten
Es mußte dicht neben der Labung verſchmachten.

»Der Sultan, der nie etwas Gutes gethan,
Er fühlt in der Bruſt ein flüchtig Erbarmen;
Er naht ſich dem dürſtenden Thiere, dem armen,
Und ſchiebt mit dem Fuße den Eimer heran.
Das Laſtthier dankt ihm mit freudigem Schnaufen
Und beginnt in langen Zügen zu ſaufen.

»Hier könnt' ich ſchließen; doch ſag' ich noch dies:
Es ſtarb der Sultan und fuhr zur Stelle
Mit Haut und Haar nach Gebühr in die Hölle;
Der Fuß nur, mit dem er den Eimer ſtieß, —
Hier ſeht ihn! gelangte ins Paradies.«

Drum ſchreibt es Euch ſorgſam hinter die Ohren:
Auch die kleinſte Wohlthat iſt niemals verloren.

Adolph von Treskow.

---

# Zwei Sylveſter-Lieder.

## 1.

Als ich noch jung war, hab' ich die Sylveſternacht,
Die Bruſt voll Ahnungen ſüß träumend hingebracht.

Da brach der Mittag meines Lebens an,
Da hab' in der Sylveſternacht ich manch Gebet gethan.

Da hab' in der Sylveſternacht ich heiß und ſchwer gerungen,
Hätt' mit Titanenkraft mir gern das Glück errungen.

Als nach vergeb'ner Qual zu ſterben ich gemeint,
Da hab' in der Sylveſternacht ich bitterlich geweint.

In der Sylveſternacht, — da war ich ſtille, — ſtill!
Ich faltete die Händ', wie wenn man beten will.

Doch betete ich nicht. Ich drückt' die Augen zu,
Und drückt' die Händ' aufs Herz und ſprach das Wörtchen:
»Ruh'!«

## 2.

Wieder haben wir geſiegt,
Das Jahr es muß hinunter!
Haben tapfer es bekriegt
Und wir ſind noch munter.
's Jahr iſt todt, drum nenn' ich's ſchlecht,
Denn der Lebende hat Recht.

Freund', ich ſag's Euch hier vertraut,
Mich hat's derb gekniffen,
Meine Liedlein, — leiſ' und laut, —
Alle ausgepfiffen,
's Jahr war dumm, iſt todt und ſchlecht,
Und der Lebende hat Recht.

Ach nun geht's und ſchaut uns an
Mit gar ſanften Blicken.
Wär's ein Menſch, ſo käm's mich an,
Ihm die Hand zu drücken.

Nun iſt's todt! ſo iſt das Herz. —
Will ich's recht erwägen,
Möcht' ich mich mit meinem Schmerz
Ihm zur Seite legen.

Preßburg. Thereſe Schröer.

# Contraſt.

Ein deutſcher Sänger möcht' ich ſein
In Kaiſer Friedrich's Tagen,
Ich ſpräch' auf Schlöſſern und Burgen ein
Und wollte ſingen und ſagen.

Ich ſänge mein Liedchen beim lauten Turnei,
Ich ſänge beim frohen Bankette,
Und käm' ein and'rer Sänger herbei,
Dann ſäng' ich mit ihm in die Wette.

Die Ritter ehrten meinen Geſang,
Erſchallt' er in krieg'riſchen Tönen;
Die Frauen lauſchten ſeinem Klang,
Beſäng' ich die Anmuth der Schönen.

Doch Einer vor Allem gälte mein Lied
In ſchüchternem Hangen und Bangen,
Ich ſagt' ihr's, wo die Laube blüht,
Mit Küſſen und ſüßem Umfangen.

Ihr ſäng' ich Lieder mit jubelndem Schall,
Und kehrte der Frühling wieder,
Da ſäng' ich den Blüthen und Blumen all'
Von ihr die innigſten Lieder.

Das müßt' ein prächtiges Leben ſein!
Mir iſt es ein Traum nur geblieben.
Da ſitz' ich im engen Kämmerlein
Und habe dies Lied geſchrieben.

Da ſitz' ich und grolle mit Zeit und Geſchick,
Daß ſie mich ſo grauſam erweckten! —
Vor mir liegt ein Buch, vielbändig und dick:
»Compendium der Pandekten.«

Kempen, Großh. Poſen. Friedrich Grauer.

---

# Meteorologiſches.

Sonnenſchein im Kalender und
Eiszapfen an den Dächern;
Die Damen ſpazieren auf und ab
In Pelzen und mit Fächern.

Die Kälte der Ruhe im Geſicht,
Die Gluth der Liebe im Herzen,
So ging ich durch das Leben hin
Mit meinen Freuden und Schmerzen.

O Mädchen, trau' dem Kalender nicht
Und meiner Liebe noch minder,
Denn ſtarrer wird mein Herz, wird auch
Die Frühlingsluft lauer und linder.

Schnee im Kalender, der Weltraum erfüllt
Vom wärmenden Sonnenlichte —
Des Winters Froſt im Herzen und
Ein Lächeln auf meinem Geſichte.

Aimé von Wouwermans.

# Der Blumenſtrauß.

1.

Die ſchönſten Blumen hab' ich heut'
In meinem Hut gefunden.
Sag' an, Du wunderlieblicher Strauß,
Wer hat Dich für mich gebunden?

»Mich hat gebunden die ſchönſte Maid,
»Doch darf ich ſie nicht nennen;
»Du wirſt ſie an niedergeſenktem Aug',
»Wenn Du Dich zeigſt, erkennen.«

O ſagt, ihr ſchönen Jungfräulein,
Wem dank' ich ſo liebes Beſcheeren?
Sie ſah'n mich Alle verwundert an;
Nur Eine ſchien nichts zu hören.

2.

Da ſteht der welke Blumenſtrauß,
Dahin iſt all' ſein Prangen.
Und all' der Duft und all' der Schein —
Wie bald ſind ſie vergangen!

Die ſchöne Tulpe ließ zuerſt
Die bunten Blätter fallen,
Dann ſenkte die Hyacinthe ihr Haupt,
Nebſt den duftenden Schweſtern allen.

Doch ſchau', da iſt noch friſches Grün,
Verſteckt, verloren, vergeſſen.
Was kann es ſein? Du lieber Gott!
's ſind Myrthen und Cypreſſen.

3.

Aus dem halbverwelkten Strauße,
Den ſo manche Blüthe zierte,
Such' ich die noch grüne Myrthe,
Such' ich den Cypreſſenzweig.

Du Symbol getreuer Liebe
Und Du Sinnbild ſtiller Schmerzen,
Längſt befreundet meinem Herzen,
Seid mir liebevoll gegrüßt.

Hier in dieſes Buch der Lieder
Unter ſanfte Liebesklagen,
Unter bitt're Schickſalsfragen,
Wie zu Schweſtern bett' ich euch.

Wie vom farbenreichen Strauße
Ihr allein ſeid übrig blieben,
So von Luſt und Leid und Lieben
Blieben einz'ge Zeugen ſie.

4.

Als ich noch nicht reden konnte,
Schweift' ich ſtumm durch Wald und Fluren,
Pflückte mir die ſchönſten Blumen,
Pflanzte ſie ins Gartenbeet.

Doch die wurzelloſen welkten,
Wie ich fleißig ſie auch tränkte;
Und ich weinte bitt're Thränen —
Aber ich verſtand's nicht beſſer.

Als der Flaum ums Kinn mir ſproßte,
Sproßten auch im jungen Herzen
Viele ſchöne Hoffnungsblumen.
Und ſie dufteten ſo lieblich,
Daß ſie faſt den Sinn berauſchten.
Doch der Hauch der Schickſalsgöttin
Fuhr, ein eiſ'ger Nord, darüber:
Hin war alles Blumenleben.
Und ich weinte bitt're Thränen —
Aber ich verſtand's nicht beſſer.

Aus den Thränen zarter Kindheit,
Aus den bittern Jünglingsthränen
Wuchs heran mir eine Wahrheit.
Eiſern, ſtreng und unerbittlich
Steht ſie da; vor ihrem Blicke
Wollte mir das Blut erſtarren.
Doch nun laſſ' ich ſie gewähren,
Kann ich doch nichts gegen ſie,
Und wie heißt die ſtrenge Wahrheit?
»Alles Schöne iſt vergänglich,
»Iſt vergänglich, weil es ſchön,
»Iſt nur ſchön, weil es vergänglich.«

Manche Blumen ſind dem Herzen
Immer noch aufs Neu' entſproſſen;
Manche ſchöne Blume hat ſich
Liebend mir ans Herz gelegt.
Wenn ſie duften, wenn ſie blühen,
Freu' ich mich der kurzen Wonne,
Wenn ſie welken, murr' ich nicht.

Nur der ſtillen Wehmuthsthräne
Kann ich manchmal noch nicht wehren,
Daß ſie auf den Grabeshügel
Einer ſchönen Hoffnung ſinkt.

Was hat alle dieſe Bilder
Heute in mir wach gerufen? —
Ach, Ihr ſeid es, welke Blumen,
Dargebracht von lieber Hand.
Habt mich freundlich angelächelt,
Wie ich Euch; doch Eure Stunde
War gekommen, weil ihr ſchön.

Habt Ihr tiefere Bedeutung?
Ach, es iſt ſo ſüß zu lieben,
Süß auch, ſich geliebt zu wiſſen.
Doch die Lieb' iſt eine Blume,
Und die Blume muß verblüh'n.

Königsberg i. Pr. Ludwig Kuhls.

---

## Louiſe Neumann.

Wer auf ein langes Leben, von Licht und Nacht, von Freud' und Leid erfüllt, zurückſchaut, wird ſich vieler Tage erinnern, die durch glückliche Ereigniſſe, durch genoſſene Entzückungen bezeichnet, aus der Vergangenheit herüber leuchten und glänzen. Nur, wofern er recht aufrichtig ſein will, wird er bald eingeſtehen müſſen, daß dieſer Glanz ein Scheinglanz, von unechtem Golde vorgeſpiegelt iſt; oder daß irgend ein trüber Fleck daran haftet, den ſträflicher Leichtſinn, gierige Selbſtſucht, Undank, Fahrläſſigkeit, eine Thorheit, wo nicht ſündhafter Frevel hinter-

ließen. Faſt in jedes Angedenken — ich rede natürlich nur von uns ſogenannten Weltmenſchen, ohne die Vorrechte ſittenreiner, unſträflicher Erdenwaller antaſten zu wollen — wird ſich eine Spur der Reue miſchen. Nicht etwa jener anmuthigen, in Goethe's »Generalbeichte« ſchalkhaft verpönten Reue; vielmehr einer ganz entgegengeſetzten, die zwar, wie eigentlich jede Reue, auch zu ſpät, dennoch immer früh genug kommt, in ſüße Erinnerungen ihre bittere Tropfen zu gießen. Ich mag ſinnen, wie ich will! Mag in einſamen Stunden ernſter Selbſtbetrachtung Alles noch einmal durchleben, was ich in Jahren durchgelebt habe! ich finde nur einen Tag, beſinne mich nur auf einen, der ganz rein, wie er aus Gottes Himmel ſtieg, noch heute vor meiner Seele ſchwebt, ohne daß eine tadelnswerthe Handlung, eine ſträfliche Regung, ein unlauterer Gedanke ihn mir entweiht hätte.

Es war ein frühlingsfriſcher Sommertag. Ich hatte nach Beendigung einer langwierigen, anſtrengenden Arbeit beſchloſſen, mir im Freien Erholung zu gönnen, von Früh bis Abend allein zu bleiben, nur in der Geſellſchaft, die Feld und Wald mir zuführen würden. Das Wetter begünſtigte meinen Vorſatz. Nicht ein Wölkchen ſtand im Abend. Ringsum Alles klar und blau. Sanfter Morgenwind erfriſchte die Luft. Das Gefühl der Befriedigung, welches ausdauerndem Fleiße ſtets nachfolgt, ſteigerte mein Wohlbehagen. Die Bewegung that mir nach langem Sitzen am Schreibtiſche doppelt wohl. Ich trug einen meiner Lieblingsdichter bei mir. Durch ein grünes wogendes Meer, auf dem bunte Blumen ſchwammen, ſchritt ich über weite Wieſen dem Eichwalde zu. Dort ſucht' ich mir einen ſchattigen Platz und beging die Morgenandacht eines deutſchen Sängers. Ich las — zum wievielten Male? — die Verſe, deren ich nie-

mals ſatt werde. Nach Mittag ſuchte ich mir ein kleines Dorf mit einem reinlichen Gaſthäuschen auf, wo ich junge Hühner, friſchgelegte Eier, Milch, kräftiges Brot und Erdbeeren vorfand. Die Mahlzeit ward raſch bereitet. Während ich ſo köſtlich bei offnen Fenſtern tafelte, von den Muſikanten des uralten Birnbaumes draußen angeſungen, wollte mein gutes Glück, daß ein Greis (mit dem Birnbaum vielleicht in einem Alter) eintrat, von einer bleichen, ärmlich-ſauber gekleideten Frau geführt. Sie ſetzten ſich weit von mir in einen Winkel, wo kein Tiſch vor der hölzernen Bank ſtand, ohne etwas zu fordern. Die Wirthin achtete ihrer nicht. Ich fragte hinüber: ob ſie nichts eſſen, nichts trinken würden? Der Greis blickte ſeine Führerin an; ſie brachte ein Stück harter Semmel aus dem Henkelkorbe und bat um Erlaubniß, in einem Glaſe vom Schenktiſch Waſſer aus dem Brunnen holen zu dürfen. Die Wirthin ſagte: meinetwegen! Ich rief die Frau zurück und forderte ſie mit ihrem Vater auf, meine Gäſte zu ſein. Sie kamen an meinen Tiſch. Und wie es ihnen ſchmeckte! Wie geſprächig der alte Vater wurde! Sie hatten ſeinen Enkel beſucht, der bleichen Frau einzigen Sohn, der »drüben, jenſeit des Waſſers« als Ziegelſtreicher diente, aber jetzt krank geweſen war, und lange nichts erworben hatte; ſonſt hätt' er ſie nicht »ſo leer« fortgeſchickt, verſicherten ſie. — Ich übernahm ſeine Stelle und gab ihnen, was mir wenig, was ihnen zu viel ſchien. Dann bezahlte ich unſere Rechnung und ſchied, von ihren Segenswünſchen begleitet. Und ſodann ſuchte ich mir ein anderes Plätzchen, noch kühler als mein Morgenſitz, im friſcheſten Erlengeſträuch, unweit eines rieſelnden Bächleins, wo Vergißmeinnichte zu Tauſenden ſtanden, wo Libellen ſich auf kleinen Wellen wiegten, wo eine Schwarzdroſſel den anderen Vögeln nachſpottete, wo kein

Menſch zu hören noch zu ſehen war. Da hab' ich gebetet. Seit lange zum Erſtenmale, wie der Menſch am beſten betet: ohne Worte, vielleicht ohne Gedanken, nur in ſanften Gefühlen. Nichts wünſchend, nichts erbittend, nur dankend für ſo viel unverdiente Seligkeit. Dieſe Stunde iſt mir unvergeßlich, und möge ſie mir nahe ſtehen, wenn ich die Augen im Tode ſchließe!

Wie es dann Abend wurde, bin ich langſam, o ſehr langſam zur Stadt zurückgegangen.

Es ſchlief ſchon in den Gaſſen, da ich heimkehrte.

Seitdem iſt gar viel Zeit verſtrichen; werden nur wenige Jahre zu den Vierzigen fehlen. Der Tag bleibt mir lebendig, wie geſtern. Es war der glücklichſte Tag meines Lebens, weil es der reinſte war.

Und mit dem Gedächtniß dieſes Tages muß ich das Gedächtniß der Künſtlerin vergleichen, deren Name als Ueberſchrift meine anſpruchsloſen Zeilen ſchmückt. Manchen großen Meiſter hab' ich auf den Brettern bewundert; manche gewaltige Schauſpielerin hat mich hingeriſſen zum lauteſten Ausbruche des Entzückens; das Bedeutendſte, was unſere Zeit im Gebiete dramatiſcher Darſtellung vorüberführte, hab' ich geſehen, und es fehlt mir faſt keine erhebende, belehrende, erfreuende Anſchauung in Ernſt und Scherz. Aber an jede dieſer großen, begeiſternden Erinnerungen knüpfen ſich, wie ſie mir im Geiſte auftauchen, ſogleich einzelne Zweifel und Bedenken, welche Schatten auf ihren Glanz werfen; mögen dieſe nun den Menſchen, mögen ſie den Künſtlern gelten. Der feurigſte Enthuſiasmus, will er mit jugendlicher Gluth feſtgehaltene Eindrücke wieder magiſch beleuchten, wirft zugleich grelle Streiflichter auf Mängel verſchiedener Gattung, die dem ſkeptiſchen Alter willkommene Gelegenheit bieten, zerſetzend zu prüfen — und ſich dabei abzukühlen.

Da fällt dem Einen eitles Ueberheben in seiner Stellung, dem Anderen Vernachlässigung zur Last, die ihn doch nicht Alles erreichen ließ, was in seinen Mitteln lag. Dort war maßloses Ausschreiten von der durch die Natur vorgeschriebenen Bahn, hochmüthiges Verkennen äußerster Kräfte störend. Dann wieder überstürmte nicht selten wilde Leidenschaftlichkeit oder blinde Sucht nach rohem Beifall die Grenzen des Schönen. Ja, die Ersten, die Edelsten thaten entschiedene Fehlgriffe in der Wahl mancher Rollen, und es konnte geschehen, daß Diese und Jene sich zu Versuchen drängten, die ihrem Naturell zuwider waren, deshalb entschieden mißlangen. Große Tragiker belustigten sich — (aber sich allein) —, als ob Alle Alles könnten, in Farcen. Charakterschauspieler, einzig und unerreicht in scharfgezeichneten Genrebildern, wagten sich an heroische Gestalten, zu denen Kraft und Phantasie nicht hinanreichten. Berühmte Soubretten oder sentimentale Liebhaberinnen ersten Ranges mochten der Anreizung nicht widerstehen, auch einmal die Fahne beim Krönungszuge in Rheims zu tragen. Und selbst jene Eine, Einzige, Unvergeßliche, die uns in der Tragödie, im höheren Drama eben Das gewesen, was späterhin Louise Neumann für das bürgerliche Schau- und Lustspiel wurde; eben so eigen, so bevorzugt, so vornehmer Natur, so aristokratisch als Künstlerin! — sogar diese konnte nicht umhin, einige Male über ihre Sphäre hinauszuschreiten. Bei Anderen wiederum, deren Verdienste doch auch ungeschmälert bleiben sollen, trat vielleicht erkünstelte Manier, manierirte Künstelei ein, die zuletzt mit den sonst vortrefflichen geistvollsten Darstellungen verwuchs und ihnen die natürliche Lebendigkeit entzog. Ich weiß Keinen, Keine von den Heroen meines halben Saeculums beim deutschen Theater, denen ich nicht, in all' meiner Verehrung und dankbaren An-

hänglichkeit, neben einige ihrer rothgedruckten Gedenktage hier und da im Gedächtniß ein schwarzes Kreuzlein zu stellen hätte.

Und insofern ergeht es mir mit ihnen, wie mit den wonnereichsten, glückbringendsten Tagen meines Lebens, unter denen es auch — (freilich meist durch mein Verschulden) — von schwarzen Kreuzen wimmelt.

Ich habe nur den obenerwähnten reinen Sommertag ausgenommen.

Wie dieser steht mir Louise Neumann einzig da.

Schönere Frauen, reizendere Schauspielerinnen, mächtigere Talente hab' ich mehrfach gesehen, bin von ihnen bezaubert worden.

Reinere Anmuth, vollendetere Selbstbeschränkung, holdere Weiblichkeit sah ich auf der Bühne nie; sanftere Töne schlugen nie an mein Herz; sittsamere Grazie beseelte nie auch der seichtesten Rolle dürftiges Wort. Niemals trat sie aus ihren Schranken; niemals haschte sie nach Effecten. Wenn sie einen Tadel verdient, so ist es, daß sie in dieser Richtung hin weniger gethan, als das Theater gewissermaßen braucht und begehrt. Daher auch der im Verhältniß zu ihrer Renommée oft geringe Succeß, den sie vor den Tonangebern einiger Städte (die ich nicht nennen mag) gefunden. Daher aber auch die geistig verklärende Wirkung, die sie auf alle Klugen, Guten, wahrhaft Gebildeten immer und überall ausübte; die zum Beispiel ein sehr gemischtes Hamburger Parterre ihren leisesten Nüancen mit Ehrfurcht lauschen und selbst in heiteren Lustspielen viele Männeraugen von Freudethränen feucht werden ließ beim Klange ihrer Stimme.

Goethe sagt, daß der edle, feine Anstand weder zu definiren, noch zu lehren sei, weil er etwas Negatives, nicht in Dem be-

Da ſitz' ich und grolle mit Zeit und Geſchick,
Daß ſie mich ſo grauſam erweckten! —
Vor mir liegt ein Buch, vielbändig und dick:
»Compendium der Pandekten.«

Kempen, Großh. Poſen. Friedrich Grauer.

---

## Meteorologiſches.

---

Sonnenſchein im Kalender und
Eiszapfen an den Dächern;
Die Damen ſpazieren auf und ab
In Pelzen und mit Fächern.

Die Kälte der Ruhe im Geſicht,
Die Gluth der Liebe im Herzen,
So ging ich durch das Leben hin
Mit meinen Freuden und Schmerzen.

O Mädchen, trau' dem Kalender nicht
Und meiner Liebe noch minder,
Denn ſtarrer wird mein Herz, wird auch
Die Frühlingsluft lauer und linder.

Schnee im Kalender, der Weltraum erfüllt
Vom wärmenden Sonnenlichte —
Des Winters Froſt im Herzen und
Ein Lächeln auf meinem Geſichte.

Aimé von Wouwermans.

---

# Der Blumenſtrauß.

1.

Die ſchönſten Blumen hab' ich heut'
In meinem Hut gefunden.
Sag' an, Du wunderlieblicher Strauß,
Wer hat Dich für mich gebunden?

»Mich hat gebunden die ſchönſte Maid,
»Doch darf ich ſie nicht nennen;
»Du wirſt ſie an niedergeſenktem Aug',
»Wenn Du Dich zeigſt, erkennen.«

O ſagt, ihr ſchönen Jungfräulein,
Wem dank' ich ſo liebes Beſcheeren?
Sie ſah'n mich Alle verwundert an:
Nur Eine ſchien nichts zu hören.

2.

Da ſteht der welke Blumenſtrauß,
Dahin iſt all' ſein Prangen.
Und all' der Duft und all' der Schein —
Wie bald ſind ſie vergangen!

Die ſchöne Tulpe ließ zuerſt
Die bunten Blätter fallen,
Dann ſenkte die Hyacinthe ihr Haupt,
Nebſt den duftenden Schweſtern allen.

Doch ſchau', da iſt noch friſches Grün,
Verſteckt, verloren, vergeſſen.
Was kann es ſein? Du lieber Gott!
's ſind Myrthen und Cypreſſen.

3.

Aus dem halbverwelkten Strauße,
Den ſo manche Blüthe zierte,
Such' ich die noch grüne Myrthe,
Such' ich den Cypreſſenzweig.

Du Symbol getreuer Liebe
Und Du Sinnbild ſtiller Schmerzen,
Längſt befreundet meinem Herzen,
Seid mir liebevoll gegrüßt.

Hier in dieſes Buch der Lieder
Unter ſanfte Liebesklagen,
Unter bitt're Schickſalsfragen,
Wie zu Schweſtern bett' ich euch.

Wie vom farbenreichen Strauße
Ihr allein ſeid übrig blieben,
So von Luſt und Leid und Lieben
Blieben einz'ge Zeugen ſie.

4.

Als ich noch nicht reden konnte,
Schweift' ich ſtumm durch Wald und Fluren,
Pflückte mir die ſchönſten Blumen,
Pflanzte ſie ins Gartenbeet.

Doch die wurzelloſen welkten,
Wie ich fleißig ſie auch tränkte;
Und ich weinte bitt're Thränen —
Aber ich verſtand's nicht beſſer.

Als der Flaum ums Kinn mir ſproßte,
Sproßten auch im jungen Herzen
Viele ſchöne Hoffnungsblumen.
Und ſie dufteten ſo lieblich,
Daß ſie faſt den Sinn berauſchten.
Doch der Hauch der Schickſalsgöttin
Fuhr, ein eiſ'ger Nord, darüber:
Hin war alles Blumenleben.
Und ich weinte bitt're Thränen —
Aber ich verſtand's nicht beſſer.

Aus den Thränen zarter Kindheit,
Aus den bittern Jünglingsthränen
Wuchs heran mir eine Wahrheit.
Eiſern, ſtreng und unerbittlich
Steht ſie da; vor ihrem Blicke
Wollte mir das Blut erſtarren.
Doch nun laſſ' ich ſie gewähren,
Kann ich doch nichts gegen ſie,
Und wie heißt die ſtrenge Wahrheit?
»Alles Schöne iſt vergänglich,
»Iſt vergänglich, weil es ſchön,
»Iſt nur ſchön, weil es vergänglich.«

Manche Blumen ſind dem Herzen
Immer noch aufs Neu' entſproſſen;
Manche ſchöne Blume hat ſich
Liebend mir ans Herz gelegt.
Wenn ſie duften, wenn ſie blühen,
Freu' ich mich der kurzen Wonne,
Wenn ſie welken, murr' ich nicht.

Nur der ſtillen Wehmuthsthräne
Kann ich manchmal noch nicht wehren,
Daß ſie auf den Grabeshügel
Einer ſchönen Hoffnung ſinkt.

Was hat alle dieſe Bilder
Heute in mir wach gerufen? —
Ach, Ihr ſeid es, welke Blumen,
Dargebracht von lieber Hand.
Habt mich freundlich angelächelt,
Wie ich Euch; doch Eure Stunde
War gekommen, weil ihr ſchön.

Habt Ihr tiefere Bedeutung?
Ach, es iſt ſo ſüß zu lieben,
Süß auch, ſich geliebt zu wiſſen.
Doch die Lieb' iſt eine Blume,
Und die Blume muß verblüh'n.

Königsberg i. Pr. Ludwig Kuhls.

---

## Louiſe Neumann.

Wer auf ein langes Leben, von Licht und Nacht, von Freud' und Leid erfüllt, zurückſchaut, wird ſich vieler Tage erinnern, die durch glückliche Ereigniſſe, durch genoſſene Entzückungen bezeichnet, aus der Vergangenheit herüber leuchten und glänzen. Nur, wofern er recht aufrichtig ſein will, wird er bald eingeſtehen müſſen, daß dieſer Glanz ein Scheinglanz, von unechtem Golde vorgeſpiegelt iſt; oder daß irgend ein trüber Fleck daran haftet, den ſträflicher Leichtſinn, gierige Selbſtſucht, Undank, Fahrläſſigkeit, eine Thorheit, wo nicht ſündhafter Frevel hinter-

ließen. Faſt in jedes Angedenken — ich rede natürlich nur von uns ſogenannten Weltmenſchen, ohne die Vorrechte ſittenreiner, unſträflicher Erdenwaller antaſten zu wollen — wird ſich eine Spur der Reue miſchen. Nicht etwa jener anmuthigen, in Goethe's »Generalbeichte« ſchalkhaft verpönten Reue; vielmehr einer ganz entgegengeſetzten, die zwar, wie eigentlich jede Reue, auch zu ſpät, dennoch immer früh genug kommt, in ſüße Erinnerungen ihre bittere Tropfen zu gießen. Ich mag ſinnen, wie ich will! Mag in einſamen Stunden ernſter Selbſtbetrachtung Alles noch einmal durchleben, was ich in Jahren durchgelebt habe! ich finde nur einen Tag, beſinne mich nur auf einen, der ganz rein, wie er aus Gottes Himmel ſtieg, noch heute vor meiner Seele ſchwebt, ohne daß eine tadelnswerthe Handlung, eine ſträfliche Regung, ein unlauterer Gedanke ihn mir entweiht hätte.

Es war ein frühlingsfriſcher Sommertag. Ich hatte nach Beendigung einer langwierigen, anſtrengenden Arbeit beſchloſſen, mir im Freien Erholung zu gönnen, von Früh bis Abend allein zu bleiben, nur in der Geſellſchaft, die Feld und Wald mir zuführen würden. Das Wetter begünſtigte meinen Vorſatz. Nicht ein Wölkchen ſtand im Abend. Ringsum Alles klar und blau. Sanfter Morgenwind erfriſchte die Luft. Das Gefühl der Befriedigung, welches ausdauerndem Fleiße ſtets nachfolgt, ſteigerte mein Wohlbehagen. Die Bewegung that mir nach langem Sitzen am Schreibtiſche doppelt wohl. Ich trug einen meiner Lieblingsdichter bei mir. Durch ein grünes wogendes Meer, auf dem bunte Blumen ſchwammen, ſchritt ich über weite Wieſen dem Eichwalde zu. Dort ſucht' ich mir einen ſchattigen Platz und beging die Morgenandacht eines deutſchen Sängers. Ich las — zum wievielten Male? — die Verſe, deren ich nie-

[illegible] werde. Nach Mittag ſuchte ich mir ein kleines Dorf [illegible] reinlichen Gaſthäuschen auf, wo ich junge Hühner, [illegible] Milch, kräftiges Brot und Erdbeeren vorfand. [illegible] ward raſch bereitet. Während ich ſo köſtlich bei [illegible] tafelte, von den Muſikanten des uralten Birn[illegible] angeſungen, wollte mein gutes Glück, daß ein [illegible] mit dem Birnbaum vielleicht in einem Alter) eintrat, [illegible] bleichen, ärmlich-ſauber gekleideten Frau geführt. Sie [illegible] ſich weit von mir in einen Winkel, wo kein Tiſch vor [illegible] holzernen Bank ſtand, ohne etwas zu fordern. Die Wirthin [illegible] ihrer nicht. Ich fragte hinüber: ob ſie nichts eſſen, nichts trinken würden? Der Greis blickte ſeine Führerin an; ſie brachte ein Stück harter Semmel aus dem Henkelkorbe und bat um Erlaubniß, in einem Glaſe vom Schenktiſch Waſſer aus dem Brunnen holen zu dürfen. Die Wirthin ſagte: meinetwegen! Ich rief die Frau zurück und forderte ſie mit ihrem Vater auf, meine Gäſte zu ſein. Sie kamen an meinen Tiſch. Und wie es ihnen ſchmeckte! Wie geſprächig der alte Vater wurde! Sie hatten ſeinen Enkel beſucht, der bleichen Frau einzigen Sohn, der »drüben, jenſeit des Waſſers« als Ziegelſtreicher diente, aber jetzt krank geweſen war, und lange nichts erworben hatte; ſonſt hätt' er ſie nicht »ſo leer« fortgeſchickt, verſicherten ſie. — Ich übernahm ſeine Stelle und gab ihnen, was mir wenig, was ihnen zu viel ſchien. Dann bezahlte ich unſere Rechnung und ſchied, von ihren Segenswünſchen begleitet. Und ſodann ſuchte ich mir ein anderes Plätzchen, noch kühler als mein Morgenſitz, im friſcheſten Erlengeſträuch, unweit eines rieſelnden Bächleins, wo Vergißmeinnichte zu Tauſenden ſtanden, wo Libellen ſich auf kleinen Wellen wiegten, wo [illegible]chwarzdroſſel den anderen Vögeln nachſpottete, wo kein

Menſch zu hören noch zu ſehen war. Da hab' ich gebetet. Seit lange zum Erſtenmale, wie der Menſch am beſten betet: ohne Worte, vielleicht ohne Gedanken, nur in ſanften Gefühlen. Nichts wünſchend, nichts erbittend, nur dankend für ſo viel unverdiente Seligkeit. Dieſe Stunde iſt mir unvergeßlich, und möge ſie mir nahe ſtehen, wenn ich die Augen im Tode ſchließe!

Wie es dann Abend wurde, bin ich langſam, o ſehr langſam zur Stadt zurückgegangen.

Es ſchlief ſchon in den Gaſſen, da ich heimkehrte.

Seitdem iſt gar viel Zeit verſtrichen; werden nur wenige Jahre zu den Vierzigen fehlen. Der Tag bleibt mir lebendig, wie geſtern. Es war der glücklichſte Tag meines Lebens, weil es der reinſte war.

Und mit dem Gedächtniß dieſes Tages muß ich das Gedächtniß der Künſtlerin vergleichen, deren Name als Ueberſchrift meine anſpruchsloſen Zeilen ſchmückt. Manchen großen Meiſter hab' ich auf den Brettern bewundert; manche gewaltige Schauſpielerin hat mich hingeriſſen zum lauteſten Ausbruche des Entzückens; das Bedeutendſte, was unſere Zeit im Gebiete dramatiſcher Darſtellung vorüberführte, hab' ich geſehen, und es fehlt mir faſt keine erhebende, belehrende, erfreuende Anſchauung in Ernſt und Scherz. Aber an jede dieſer großen, begeiſternden Erinnerungen knüpfen ſich, wie ſie mir im Geiſte auftauchen, ſogleich einzelne Zweifel und Bedenken, welche Schatten auf ihren Glanz werfen; mögen dieſe nun den Menſchen, mögen ſie den Künſtlern gelten. Der feurigſte Enthuſiasmus, will er mit jugendlicher Gluth feſtgehaltene Eindrücke wieder magiſch beleuchten, wirft zugleich grelle Streiflichter auf Mängel verſchiedener Gattung, die dem ſkeptiſchen Alter willkommene Gelegenheit bieten, zerſetzend zu prüfen — und ſich dabei abzukühlen.

Da fällt dem Einen eitles Ueberheben in seiner Stellung, dem Anderen Vernachlässigung zur Last, die ihn doch nicht Alles erreichen ließ, was in seinen Mitteln lag. Dort war maßloses Ausschreiten von der durch die Natur vorgeschriebenen Bahn, hochmüthiges Verkennen äußerster Kräfte störend. Dann wieder überstürmte nicht selten wilde Leidenschaftlichkeit oder blinde Sucht nach rohem Beifall die Grenzen des Schönen. Ja, die Ersten, die Edelsten thaten entschiedene Fehlgriffe in der Wahl mancher Rollen, und es konnte geschehen, daß Diese und Jene sich zu Versuchen drängten, die ihrem Naturell zuwider waren, deshalb entschieden mißlangen. Große Tragiker belustigten sich — (aber sich allein) —, als ob Alle Alles könnten, in Farcen. Charakterschauspieler, einzig und unerreicht in scharfgezeichneten Genrebildern, wagten sich an heroische Gestalten, zu denen Kraft und Phantasie nicht hinanreichten. Berühmte Soubretten oder sentimentale Liebhaberinnen ersten Ranges mochten der Anreizung nicht widerstehen, auch einmal die Fahne beim Krönungszuge in Rheims zu tragen. Und selbst jene Eine, Einzige, Unvergeßliche, die uns in der Tragödie, im höheren Drama eben Das gewesen, was späterhin Louise Neumann für das bürgerliche Schau- und Lustspiel wurde; eben so eigen, so bevorzugt, so vornehmer Natur, so aristokratisch als Künstlerin! — sogar diese konnte nicht umhin, einige Male über ihre Sphäre hinauszuschreiten. Bei Anderen wiederum, deren Verdienste doch auch ungeschmälert bleiben sollen, trat vielleicht erkünstelte Manier, manierirte Künstelei ein, die zuletzt mit den sonst vortrefflichen geistvollsten Darstellungen verwuchs und ihnen die natürliche Lebendigkeit entzog. Ich weiß Keinen, Keine von den Heroen meines halben Saeculums beim deutschen Theater, denen ich nicht, in all' meiner Verehrung und dankbaren An-

hänglichkeit, neben einige ihrer rothgedruckten Gedenktage hier und da im Gedächtniß ein ſchwarzes Kreuzlein zu ſtellen hätte.

Und inſofern ergeht es mir mit ihnen, wie mit den wonnereichſten, glückbringendſten Tagen meines Lebens, unter denen es auch — (freilich meiſt durch mein Verſchulden) — von ſchwarzen Kreuzen wimmelt.

Ich habe nur den obenerwähnten reinen Sommertag ausgenommen.

Wie dieſer ſteht mir Louiſe Neumann einzig da.

Schönere Frauen, reizendere Schauſpielerinnen, mächtigere Talente hab' ich mehrfach geſehen, bin von ihnen bezaubert worden.

Reinere Anmuth, vollendetere Selbſtbeſchränkung, holdere Weiblichkeit ſah ich auf der Bühne nie; ſanftere Töne ſchlugen nie an mein Herz; ſittſamere Grazie beſeelte nie auch der ſeichteſten Rolle dürftiges Wort. Niemals trat ſie aus ihren Schranken; niemals haſchte ſie nach Effecten. Wenn ſie einen Tadel verdient, ſo iſt es, daß ſie in dieſer Richtung hin weniger gethan, als das Theater gewiſſermaßen braucht und begehrt. Daher auch der im Verhältniß zu ihrer Renommée oft geringe Succeß, den ſie vor den Tonangebern einiger Städte (die ich nicht nennen mag) gefunden. Daher aber auch die geiſtig verklärende Wirkung, die ſie auf alle Klugen, Guten, wahrhaft Gebildeten immer und überall ausübte; die zum Beiſpiel ein ſehr gemiſchtes Hamburger Parterre ihren leiſeſten Nüancen mit Ehrfurcht lauſchen und ſelbſt in heiteren Luſtſpielen viele Männeraugen von Freudethränen feucht werden ließ beim Klange ihrer Stimme.

Goethe ſagt, daß der edle, feine Anſtand weder zu definiren, noch zu lehren ſei, weil er etwas Negatives, nicht in Dem be-

ſtehe, was Einer thut, ſondern nur im Vermeiden, im Unterlaſſen alles Unſchicklichen, Unzarten, Gemeinen. Auf gewiſſe Weiſe läßt ſich etwas Aehnliches von Louiſens Darſtellungsweiſe behaupten. Die Eigenthümlichkeit derſelben, der Zauber, den ſie auf jedes empfängliche Gemüth ausübte, lag (neben der Innigkeit eines von hellem Verſtande und ausgebildetem Geiſte geleiteten Gemüthes, neben der ſüßen, milden Gewalt ihrer meiſterlich articulirenden Sprache) hauptſächlich in conſequentem Vermeiden alles Deſſen, was andere, recht gute, talentvolle Schauſpielerinnen an ihrem Platze, an ihrer Stelle gethan haben würden, um die Sache zu machen, zu fördern, hervorzuheben. Dergleichen Künſte erwartete man bei ihr ſtets vergeblich. Da gab es kein Betonen, kein Unterſtreichen einzelner Wörter, kein Dehnen beſonders erheblicher Perioden, kein Deuten mit den Händen, kein Wiegen des Kopfes, kein Rollen der Augen, kein Alarmzeichen vor herannahendem Abgange, kein Aufgebot irgend eines (ſogar kritiſch zu rechtfertigenden und erlaubten) Hausmittelchens. Da hörte und ſah man immer nur, bei Rührung wie bei Spaß, bei feinem Luſtſpiel wie bei flacher Poſſe das Zunächſtliegende, Wahre, Einfache, Natürliche, im Gewande veredelnder Kunſt, umhaucht von keuſchem Athem jungfräulicher Unbefangenheit. Sie durfte Alles auf der Bühne ſagen; aus ihrem Munde verletzten auch die Minauderieen frivoler Pariſer Anſtößigkeit nicht. Jede Mutter durfte ohne Scheu ihre Töchter ins Schauſpiel führen, wenn Louiſe Neumann auftrat. Ihr Erſcheinen, ihr Gebahren glich verſöhnend aus, was ſonſt vielleicht verletzt hätte.

Die künſtleriſche Ruhe, welche immer nur das Reſultat höchſter Meiſterſchaft iſt, und die ihr zu eigen war, verlieh nicht allein ihrem Spiele jene dem Zuſchauer wohlthätige Behag-

lichkeit, welche wir — ach, wie häufig! in Deutſchland entbehren; ſie theilte ſich auch den Umgebungen mit und übte unwiderſtehliche Gewalt aus. Man ſah das, wo ſie als Gaſt erſchien, wo ſie genöthigt ward, aus dem Rahmen ihres lieben heimiſchen Burgtheaters heraus und auf andere, manchmal etwas ungehobelte Bretter zu treten. Mochten die dort Einheimiſchen anfänglich um die exotiſche Erſcheinung herum ſich noch ſo ſehr abarbeiten und ſchreien; mochten ſie noch ſo »ſcharfe Spieler« ſein! — bald wurden ſie ſtutzig, wenn ſie Louiſens würdige Haltung, wenn ſie die vornehme Zuverſicht zu ahnen begannen, womit ihr Geiſt die Scene beherrſchte. Nach und nach legten ſie bei. Und blieb ihnen verſagt, ſich an ſolchem Beiſpiele zu veredeln, ſo wagten ſie ſich wenigſtens nicht mehr über die Zauberkreiſe, die eine höhere Macht um das Mädchen aus der Fremde gezogen.

Das Theater hat ſchon unzählige Verluſte gehabt, hat immer wieder Erſatz gefunden. Das Publicum findet ſich in jeden Verluſt, in manchen Erſatz, und endlich geht die Sache ihren alten Gang. Für die größten Künſtler und Künſtlerinnen ſtellten ſich früher oder ſpäter befriedigende Nachfolger ein. Wenn man dennoch ausſpricht, daß Louiſens Scheiden eine unausfüllbare Lücke läßt, ſo mag dieſer Ausſpruch nur Jenen wie ein ſchon häufig dageweſenes leeres Schmeichelwort vorkommen, die in das innerſte Weſen der Darſtellungskunſt einzudringen unfähig ſind. Feiner organiſirte Bühnenfreunde dürften ſolche Behauptung billigen. Die Neumann wird nicht nur fehlen, weil ſie ſelbſt fehlt; ſie wird auch Denen fehlen, die mit ihr aufzutreten gewohnt waren, die nur mit ihr ſo ſpielen konnten, wie ſie geſpielt haben. Sie wird auch dem Publicum fehlen, wenngleich Viele, die dazu gehören, gar nicht begreifen

werden, was ihnen denn abgeht, wo Jüngere, Schönere, brillantere Talente vor ihren Augen erſcheinen und lauteſten Applaus ernten? —

Diejenigen aber, die da wußten, wodurch ſie ſich auszeichnete, und worin ſie unnachahmlich bleibt, werden ſtets empfinden, was ihnen nun mangelt, und werden Ihrer gedenken liebevoll, wehmüthig-froh, dankbar, wie .... je nun, wie ich meines reinen, frommen, unentweihten Sommertages unter Gottes blauem Himmel.

Grätz, den 14. Januar 1857. Holtei.

---

# Drei Gedichte

von

Franz Grillparzer.

---

## 1. Fortſchritt-Männer.

Euch kann mein Lied, ich fühl's, nicht mehr gefallen,
Es iſt zu karg, zu dürftig und zu klein;
Die Ihr ſo weit in Jedem und in Allem,
Faßt Euch nicht gern in enge Schranken ein.

Die Außenwelt verführte meine Blicke,
In der ſich Alles rundet und ergänzt,
Kein Leeres irgend, nirgends eine Lücke
Und jede Bildung voll und ſcharf begrenzt.

Das ſucht' ich nun im Geiſte nachzuahmen,
Und da die Kraft mir nicht ſo reichlich quillt,
Wählt' ich beſcheid'ne, ſtrenggeſchloſſ'ne Rahmen
Für mein dem Leben nachgeſchaff'nes Bild.

Ihr aber habt der Weſen Grund ergründet,
Die Gottheit ſelber liegt Euch auf der Hand;
Wenn ja Ihr etwas unbegreiflich findet,
Iſt's, daß ſo lang' man's unbegreiflich fand.

Das Schöne, das ein Räthſel uns, den Schwachen,
Ihr habt's gelöſt durch Vorderſatz und Schluß.
Zwar könnt ihr's vor der Hand nicht wirklich machen,
Doch wißt Ihr, wie man's machen ſoll und muß.

So ſchreitet Ihr denn vor mit Rieſenſchritte.
Die That ſelbſt, die ſonſt Denkern ſchwer gelingt,
Habt Ihr erfaßt. — ob zwar nach Dichters Sitte,
Der Handlung nennt (auch Fabel!), was er ſingt.

Der Baum der Selbſtmacht ward durch Euch geſchüttelt,
Nur iſt er knorrig und bewahrt die Frucht;
Doch wenn ſie je der Sturm vom Aſte ſchüttelt,
Ihr leſ't ſie auf — und habt dann 'was geſucht.

Für Euch nun, die dem Ueberfluß im Schooße,
Die Ihr verſteht der Schöpfung Allmachtruf,
Vor Denen klar das Kleine und das Große,
Iſt freilich arm, was ich beſcheiden ſchuf.

Allein bedenkt doch! Die Natur iſt ſparſam
Mit Gleichem, ſeit dem Anfang hält ſie Haus,
Was allzuviel, nimmt 'rück ſie in Gewahrſam
Und gleicht durch Kargheit die Verſchwendung aus.

Nur der ſtillen Wehmuthsthräne
Kann ich manchmal noch nicht wehren,
Daß ſie auf den Grabeshügel
Einer ſchönen Hoffnung ſinkt.

Was hat alle dieſe Bilder
Heute in mir wach gerufen? —
Ach, Ihr ſeid es, welke Blumen,
Dargebracht von lieber Hand.
Habt mich freundlich angelächelt,
Wie ich Euch; doch Eure Stunde
War gekommen, weil ihr ſchön.

Habt Ihr tiefere Bedeutung?
Ach, es iſt ſo ſüß zu lieben,
Süß auch, ſich geliebt zu wiſſen.
Doch die Lieb' iſt eine Blume,
Und die Blume muß verblüh'n.

Königsberg i. Pr. Ludwig Kuhls.

---

# Louiſe Neumann.

Wer auf ein langes Leben, von Licht und Nacht, von Freud' und Leid erfüllt, zurückſchaut, wird ſich vieler Tage erinnern, die durch glückliche Ereigniſſe, durch genoſſene Entzückungen bezeichnet, aus der Vergangenheit herüber leuchten und glänzen. Nur, wofern er recht aufrichtig ſein will, wird er bald eingeſtehen müſſen, daß dieſer Glanz ein Scheinglanz, von unechtem Golde vorgeſpiegelt iſt; oder daß irgend ein trüber Fleck daran haftet, den ſträflicher Leichtſinn, gierige Selbſtſucht, Undank, Fahrläſſigkeit, eine Thorheit, wo nicht ſündhafter Frevel hinter-

ließen. Faſt in jedes Angedenken — ich rede natürlich nur von uns ſogenannten Weltmenſchen, ohne die Vorrechte ſittenreiner, unſträflicher Erdenwaller antaſten zu wollen — wird ſich eine Spur der Reue miſchen. Nicht etwa jener anmuthigen, in Goethe's »Generalbeichte« ſchalkhaft verpönten Reue; vielmehr einer ganz entgegengeſetzten, die zwar, wie eigentlich jede Reue, auch zu ſpät, dennoch immer früh genug kommt, in ſüße Erinnerungen ihre bittere Tropfen zu gießen. Ich mag ſinnen, wie ich will! Mag in einſamen Stunden ernſter Selbſtbetrachtung Alles noch einmal durchleben, was ich in Jahren durchgelebt habe! ich finde nur einen Tag, beſinne mich nur auf einen, der ganz rein, wie er aus Gottes Himmel ſtieg, noch heute vor meiner Seele ſchwebt, ohne daß eine tadelnswerthe Handlung, eine ſträfliche Regung, ein unlauterer Gedanke ihn mir entweiht hätte.

Es war ein frühlingsfriſcher Sommertag. Ich hatte nach Beendigung einer langwierigen, anſtrengenden Arbeit beſchloſſen, mir im Freien Erholung zu gönnen, von Früh bis Abend allein zu bleiben, nur in der Geſellſchaft, die Feld und Wald mir zuführen würden. Das Wetter begünſtigte meinen Vorſatz. Nicht ein Wölkchen ſtand im Abend. Ringsum Alles klar und blau. Sanfter Morgenwind erfriſchte die Luft. Das Gefühl der Befriedigung, welches ausdauerndem Fleiße ſtets nachfolgt, ſteigerte mein Wohlbehagen. Die Bewegung that mir nach langem Sitzen am Schreibtiſche doppelt wohl. Ich trug einen meiner Lieblingsdichter bei mir. Durch ein grünes wogendes Meer, auf dem bunte Blumen ſchwammen, ſchritt ich über weite Wieſen dem Eichwalde zu. Dort ſucht' ich mir einen ſchattigen Platz und beging die Morgenandacht eines deutſchen Sängers. Ich las — zum wievielten Male? — die Verſe, deren ich nie-

mals satt werde. Nach Mittag suchte ich mir ein kleines Dorf mit einem reinlichen Gasthäuschen auf, wo ich junge Hühner, frischgelegte Eier, Milch, kräftiges Brot und Erdbeeren vorfand. Die Mahlzeit ward rasch bereitet. Während ich so köstlich bei offnen Fenstern tafelte, von den Musikanten des uralten Birnbaumes draußen angesungen, wollte mein gutes Glück, daß ein Greis (mit dem Birnbaum vielleicht in einem Alter) eintrat, von einer bleichen, ärmlich-sauber gekleideten Frau geführt. Sie setzten sich weit von mir in einen Winkel, wo kein Tisch vor der hölzernen Bank stand, ohne etwas zu fordern. Die Wirthin achtete ihrer nicht. Ich fragte hinüber: ob sie nichts essen, nichts trinken würden? Der Greis blickte seine Führerin an; sie brachte ein Stück harter Semmel aus dem Henkelkorbe und bat um Erlaubniß, in einem Glase vom Schenktisch Wasser aus dem Brunnen holen zu dürfen. Die Wirthin sagte: meinetwegen! Ich rief die Frau zurück und forderte sie mit ihrem Vater auf, meine Gäste zu sein. Sie kamen an meinen Tisch. Und wie es ihnen schmeckte! Wie gesprächig der alte Vater wurde! Sie hatten seinen Enkel besucht, der bleichen Frau einzigen Sohn, der »drüben, jenseit des Wassers« als Ziegelstreicher diente, aber jetzt krank gewesen war, und lange nichts erworben hatte; sonst hätt' er sie nicht »so leer« fortgeschickt, versicherten sie. — Ich übernahm seine Stelle und gab ihnen, was mir wenig, was ihnen zu viel schien. Dann bezahlte ich unsere Rechnung und schied, von ihren Segenswünschen begleitet. Und sodann suchte ich mir ein anderes Plätzchen, noch kühler als mein Morgensitz, im frischesten Erlengesträuch, unweit eines rieselnden Bächleins, wo Vergißmeinnichte zu Tausenden standen, wo Libellen sich auf kleinen Wellen wiegten, wo eine Schwarzdrossel den anderen Vögeln nachspottete, wo kein

Menſch zu hören noch zu ſehen war. Da hab' ich gebetet. Seit lange zum Erſtenmale, wie der Menſch am beſten betet: ohne Worte, vielleicht ohne Gedanken, nur in ſanften Gefühlen. Nichts wünſchend, nichts erbittend, nur dankend für ſo viel unverdiente Seligkeit. Dieſe Stunde iſt mir unvergeßlich, und möge ſie mir nahe ſtehen, wenn ich die Augen im Tode ſchließe!

Wie es dann Abend wurde, bin ich langſam, o ſehr langſam zur Stadt zurückgegangen.

Es ſchlief ſchon in den Gaſſen, da ich heimkehrte.

Seitdem iſt gar viel Zeit verſtrichen; werden nur wenige Jahre zu den Vierzigen fehlen. Der Tag bleibt mir lebendig, wie geſtern. Es war der glücklichſte Tag meines Lebens, weil es der reinſte war.

Und mit dem Gedächtniß dieſes Tages muß ich das Gedächtniß der Künſtlerin vergleichen, deren Name als Ueberſchrift meine anſpruchsloſen Zeilen ſchmückt. Manchen großen Meiſter hab' ich auf den Brettern bewundert; manche gewaltige Schauſpielerin hat mich hingeriſſen zum lauteſten Ausbruche des Entzückens; das Bedeutendſte, was unſere Zeit im Gebiete dramatiſcher Darſtellung vorüberführte, hab' ich geſehen, und es fehlt mir faſt keine erhebende, belehrende, erfreuende Anſchauung in Ernſt und Scherz. Aber an jede dieſer großen, begeiſternden Erinnerungen knüpfen ſich, wie ſie mir im Geiſte auftauchen, ſogleich einzelne Zweifel und Bedenken, welche Schatten auf ihren Glanz werfen; mögen dieſe nun den Menſchen, mögen ſie den Künſtlern gelten. Der feurigſte Enthuſiasmus, will er mit jugendlicher Gluth feſtgehaltene Eindrücke wieder magiſch beleuchten, wirft zugleich grelle Streiflichter auf Mängel verſchiedener Gattung, die dem ſkeptiſchen Alter willkommene Gelegenheit bieten, zerſetzend zu prüfen — und ſich dabei abzukühlen.

Da fällt dem Einen eitles Ueberheben in seiner Stellung, dem Anderen Vernachlässigung zur Last, die ihn doch nicht Alles erreichen ließ, was in seinen Mitteln lag. Dort war maßloses Ausschreiten von der durch die Natur vorgeschriebenen Bahn, hochmüthiges Verkennen äußerster Kräfte störend. Dann wieder überstürmte nicht selten wilde Leidenschaftlichkeit oder blinde Sucht nach rohem Beifall die Grenzen des Schönen. Ja, die Ersten, die Edelsten thaten entschiedene Fehlgriffe in der Wahl mancher Rollen, und es konnte geschehen, daß Diese und Jene sich zu Versuchen drängten, die ihrem Naturell zuwider waren, deshalb entschieden mißlangen. Große Tragiker belustigten sich — (aber sich allein) —, als ob Alle Alles könnten, in Farcen. Charakterschauspieler, einzig und unerreicht in scharfgezeichneten Genrebildern, wagten sich an heroische Gestalten, zu denen Kraft und Phantasie nicht hinanreichten. Berühmte Soubretten oder sentimentale Liebhaberinnen ersten Ranges mochten der Anreizung nicht widerstehen, auch einmal die Fahne beim Krönungszuge in Rheims zu tragen. Und selbst jene Eine, Einzige, Unvergeßliche, die uns in der Tragödie, im höheren Drama eben Das gewesen, was späterhin Louise Neumann für das bürgerliche Schau- und Lustspiel wurde; eben so eigen, so bevorzugt, so vornehmer Natur, so aristokratisch als Künstlerin! — sogar diese konnte nicht umhin, einige Male über ihre Sphäre hinauszuschreiten. Bei Anderen wiederum, deren Verdienste doch auch ungeschmälert bleiben sollen, trat vielleicht erkünstelte Manier, manierirte Künstelei ein, die zuletzt mit den sonst vortrefflichen geistvollsten Darstellungen verwuchs und ihnen die natürliche Lebendigkeit entzog. Ich weiß Keinen, Keine von den Heroen meines halben Saeculums beim deutschen Theater, denen ich nicht, in all' meiner Verehrung und dankbaren An-

hänglichkeit, neben einige ihrer rothgedruckten Gedenktage hier und da im Gedächtniß ein ſchwarzes Kreuzlein zu ſtellen hätte.

Und inſofern ergeht es mir mit ihnen, wie mit den wonnereichſten, glückbringendſten Tagen meines Lebens, unter denen es auch — (freilich meiſt durch *mein* Verſchulden) — von ſchwarzen Kreuzen wimmelt.

Ich habe nur den obenerwähnten reinen Sommertag ausgenommen.

Wie dieſer ſteht mir Louiſe Neumann einzig da.

Schönere Frauen, reizendere Schauſpielerinnen, mächtigere Talente hab' ich mehrfach geſehen, bin von ihnen bezaubert worden.

Reinere Anmuth, vollendetere Selbſtbeſchränkung, holdere Weiblichkeit ſah ich auf der Bühne nie; ſanftere Töne ſchlugen nie an mein Herz; ſittſamere Grazie beſeelte nie auch der ſeichteſten Rolle dürftiges Wort. Niemals trat ſie aus ihren Schranken; niemals haſchte ſie nach Effecten. Wenn ſie *einen* Tadel verdient, ſo iſt es, daß ſie in dieſer Richtung hin weniger gethan, als das Theater gewiſſermaßen braucht und begehrt. Daher auch der im Verhältniß zu ihrer Renommée oft geringe Succeß, den ſie vor den Tonangebern einiger Städte (die ich nicht nennen mag) gefunden. Daher aber auch die geiſtig verklärende Wirkung, die ſie auf alle Klugen, Guten, wahrhaft Gebildeten immer und überall ausübte; die zum Beiſpiel ein ſehr gemiſchtes Hamburger Parterre ihren leiſeſten Nüancen mit Ehrfurcht lauſchen und ſelbſt in heiteren Luſtſpielen viele Männeraugen von Freudethränen feucht werden ließ beim Klange ihrer Stimme.

Goethe ſagt, daß der edle, feine Anſtand weder zu definiren, noch zu lehren ſei, weil er etwas Negatives, nicht in Dem be-

ſtehe, was Einer thut, ſondern nur im Vermeiden, im Unterlaſſen alles Unſchicklichen, Unzarten, Gemeinen. Auf gewiſſe Weiſe läßt ſich etwas Aehnliches von Louiſens Darſtellungsweiſe behaupten. Die Eigenthümlichkeit derſelben, der Zauber, den ſie auf jedes empfängliche Gemüth ausübte, lag (neben der Innigkeit eines von hellem Verſtande und ausgebildetem Geiſte geleiteten Gemüthes, neben der ſüßen, milden Gewalt ihrer meiſterlich articulirenden Sprache) hauptſächlich in conſequentem Vermeiden alles Deſſen, was andere, recht gute, talentvolle Schauſpielerinnen an ihrem Platze, an ihrer Stelle gethan haben würden, um die Sache zu machen, zu fördern, hervorzuheben. Dergleichen Künſte erwartete man bei ihr ſtets vergeblich. Da gab es kein Betonen, kein Unterſtreichen einzelner Wörter, kein Dehnen beſonders erheblicher Perioden, kein Deuten mit den Händen, kein Wiegen des Kopfes, kein Rollen der Augen, kein Alarmzeichen vor herannahendem Abgange, kein Aufgebot irgend eines (ſogar kritiſch zu rechtfertigenden und erlaubten) Hausmittelchens. Da hörte und ſah man immer nur, bei Rührung wie bei Spaß, bei feinem Luſtſpiel wie bei flacher Poſſe das Zunächſtliegende, Wahre, Einfache, Natürliche, im Gewande veredelnder Kunſt, umhaucht von keuſchem Athem jungfräulicher Unbefangenheit. Sie durfte Alles auf der Bühne ſagen; aus ihrem Munde verletzten auch die Minauderieen frivoler Pariſer Anſtößigkeit nicht. Jede Mutter durfte ohne Scheu ihre Töchter ins Schauſpiel führen, wenn Louiſe Neumann auftrat. Ihr Erſcheinen, ihr Gebahren glich verſöhnend aus, was ſonſt vielleicht verletzt hätte.

Die künſtleriſche Ruhe, welche immer nur das Reſultat höchſter Meiſterſchaft iſt, und die ihr zu eigen war, verlieh nicht allein ihrem Spiele jene dem Zuſchauer wohlthätige Behag-

lichkeit, welche wir — ach, wie häufig! in Deutſchland entbehren; ſie theilte ſich auch den Umgebungen mit und übte unwiderſtehliche Gewalt aus. Man ſah das, wo ſie als Gaſt erſchien, wo ſie genöthigt ward, aus dem Rahmen ihres lieben heimiſchen Burgtheaters heraus und auf andere, manchmal etwas ungehobelte Bretter zu treten. Mochten die dort Einheimiſchen anfänglich um die exotiſche Erſcheinung herum ſich noch ſo ſehr abarbeiten und ſchreien; mochten ſie noch ſo »ſcharfe Spieler« ſein! — bald wurden ſie ſtutzig, wenn ſie Louiſens würdige Haltung, wenn ſie die vornehme Zuverſicht zu ahnen begannen, womit ihr Geiſt die Scene beherrſchte. Nach und nach legten ſie bei. Und blieb ihnen verſagt, ſich an ſolchem Beiſpiele zu veredeln, ſo wagten ſie ſich wenigſtens nicht mehr über die Zauberkreiſe, die eine höhere Macht um das Mädchen aus der Fremde gezogen.

Das Theater hat ſchon unzählige Verluſte gehabt, hat immer wieder Erſatz gefunden. Das Publicum findet ſich in jeden Verluſt, in manchen Erſatz, und endlich geht die Sache ihren alten Gang. Für die größten Künſtler und Künſtlerinnen ſtellten ſich früher oder ſpäter befriedigende Nachfolger ein. Wenn man dennoch ausſpricht, daß Louiſens Scheiden eine unausfüllbare Lücke läßt, ſo mag dieſer Ausſpruch nur Jenen wie ein ſchon häufig dageweſenes leeres Schmeichelwort vorkommen, die in das innerſte Weſen der Darſtellungskunſt einzudringen unfähig ſind. Feiner organiſirte Bühnenfreunde dürften ſolche Behauptung billigen. Die Neumann wird nicht nur fehlen, weil ſie ſelbſt fehlt; ſie wird auch Denen fehlen, die mit ihr aufzutreten gewohnt waren, die nur mit ihr ſo ſpielen konnten, wie ſie geſpielt haben. Sie wird auch dem Publicum fehlen, wenngleich Viele, die dazu gehören, gar nicht begreifen

werden, was ihnen denn abgeht, wo Jüngere, Schönere, brillantere Talente vor ihren Augen erſcheinen und lauteſten Applaus ernten? —

Diejenigen aber, die da wußten, wodurch ſie ſich auszeichnete, und worin ſie unnachahmlich bleibt, werden ſtets empfinden, was ihnen nun mangelt, und werden Ihrer gedenken liebevoll wehmüthig-froh, dankbar, wie .... je nun, wie ich meines reinen, frommen, unentweihten Sommertages unter Gottes blauem Himmel.

Grätz, den 14. Januar 1857. Holtei.

---

# Drei Gedichte

von

Franz Grillparzer.

---

## 1. Fortſchritt-Männer.

Euch kann mein Lied, ich fühl's, nicht mehr gefallen,
Es iſt zu karg, zu dürftig und zu klein;
Die Ihr ſo weit in Jedem und in Allem,
Faßt Euch nicht gern in enge Schranken ein.

Die Außenwelt verführte meine Blicke,
In der ſich Alles rundet und ergänzt,
Kein Leeres irgend, nirgends eine Lücke
Und jede Bildung voll und ſcharf begrenzt.

Das ſucht' ich nun im Geiſte nachzuahmen,
Und da die Kraft mir nicht ſo reichlich quillt,
Wählt' ich beſcheid'ne, ſtrenggeſchloſſ'ne Rahmen
Für mein dem Leben nachgeſchaff'nes Bild.

Ihr aber habt der Weſen Grund ergründet,
Die Gottheit ſelber liegt Euch auf der Hand;
Wenn ja Ihr etwas unbegreiflich findet,
Iſt's, daß ſo lang' man's unbegreiflich fand.

Das Schöne, das ein Räthſel uns, den Schwachen,
Ihr habt's gelöſt durch Vorderſatz und Schluß.
Zwar könnt ihr's vor der Hand nicht wirklich machen,
Doch wißt Ihr, wie man's machen ſoll und muß.

So ſchreitet Ihr denn vor mit Rieſenſchritte.
Die That ſelbſt, die ſonſt Denkern ſchwer gelingt,
Habt Ihr erfaßt. — ob zwar nach Dichters Sitte,
Der Handlung nennt (auch Fabel!), was er ſingt.

Der Baum der Selbſtmacht ward durch Euch geſchüttelt,
Nur iſt er knorrig und bewahrt die Frucht;
Doch wenn ſie je der Sturm vom Aſte ſchüttelt,
Ihr leſ't ſie auf — und habt dann 'was geſucht.

Für Euch nun, die dem Ueberfluß im Schooße,
Die Ihr verſteht der Schöpfung Allmachtruf,
Vor Denen klar das Kleine und das Große,
Iſt freilich arm, was ich beſcheiden ſchuf.

Allein bedenkt doch! Die Natur iſt ſparſam
Mit Gleichem, ſeit dem Anfang hält ſie Haus,
Was allzuviel, nimmt 'rück ſie in Gewahrſam
Und gleicht durch Kargheit die Verſchwendung aus.

Auf jede Zeit von Recken und Heroen
Folgt eine and're, die wie and're klein,
Und die Giganten, die dem Himmel drohen,
Sie ſchrumpfen auf das Maß von Menſchen ein.

So folgt (die Form, die Euch erzeugt, gebrochen)
Ein Enkelvolk, das ſich um Euch bewegt
Wie um foſſile, mächt'ge Mammuthknochen
Von Thieren, wie die Welt ſie nicht mehr trägt

Das, von den Worten flüchtend zu den Sachen
Und nur was iſt als wirklich ſprechend an,
Sich etwa gar erfrecht, Euch auszulachen,
Als ob Ihr viel geſchwatzt und nichts gethan; —

Das euren Fortſchritt ſelber macht zum Spiele,
Und fragt: ob Ihr auf Reiſen nicht gelernt,
Ein Fortſchritt ſei, was näher bringt dem Ziele,
Zu Viel ſei, wie zu Wenig, gleich entfernt?

Das — wenn behaupten eurer Dichtung Jünger,
»Nur Uebergang ſei jetzo Zeit und Friſt!« —
Euch gelten läßt, als einer Zukunft Dünger,
Doch nicht für Blumen hält, was annoch — Miſt.

Das Eure Luſt am Weiten, Allgemeinen
Für Mangel hält an eigen-kräft'gem Geiſt,
Und Eure »Sagen, die zum Lied ſich einen«,
Ins Reich des Mörtels und des Kalks verweiſt.

Wenn dann die Sonne, deren Anſchaun blendet,
Den Kreis erhellt, in dem das Leben wohnt,
Wenn neu ſie wieder Wärmeſtrahlen ſendet,
Sich ſpiegelt im Gefühl, als ihrem Mond,

Dann kehrt die Zeit der Selbſtbegrenzung wieder,
Die Gräber, die Ihr grubt, ſie öffnen ſich.
Für Eure Enkel ſollen meine Lieder,
Die klein, wie Eure Väter und wie ich.

## 2. Chor der Wiener Muſiker
### beim Berlioz-Feſte.

Genoſſen macht ein ernſt Geſicht,
Es geht an' unſ're Ehre,
Und können wir das Leichte nicht,
Verſuchen wir das Schwere.

Setzt hoch und höher Euch das Ziel,
Verſpottet alle Schranken;
Von fern geſeh'n, erſpart man viel,
Vor Allem die Gedanken.

Und fehlt uns etwa das Talent,
Genie lacht der Gemeinheit!
Drum, Nullen, ſchaart ſo viel ihr könnt,
Euch um die fremde Einheit.

Der Haydn iſt doch gar zu alt,
Was ſoll uns ſolch Gewinſel?
Wir malen auch wie er gemalt,
Nur mit dem groben Pinſel.

Und hält ſie Mozart noch behext....
Sein Reich ſoll bald verſchwinden!
Wir denken mit der Quint und Sext,
Bei ihm war's bloß Empfinden.

Beethoven erſt hob ſich vom Staub,
Drum ſei er unſer Lehrer;
Heißt das: von da an, wo er taub
So wünſchen wir die Hörer.

Und wo ein Großes, wo ein Klein's,
Wir ſchildern es in Tönen:
Die Fibel und das Einmaleins, —
Zum Henker mit dem Schönen!

Nehmt noch das Feldgeſchrei zuletzt
Von Macbeth's Zauberſchweſtern.
Das foul is fair heißt überſetzt:
Lobhudeln — und verläſtern.

## 3. Einem Regiments-Inhaber.

Ein halb Jahrhundert iſt vorbeigerückt,
Seit Du der Führer ward'ſt von unſern Fahnen,
Erlaube, daß wir deſſ', — die Du beglückt! —
Dein treues Regiment, Dich heute mahnen.

Gerecht und mild, ſo fanden wir Dich ſtets,
Freigeb'ger Hand von Allem, was das Deine;
So war für uns, für And're Dein Geſetz.
Allein die Welt, ſie urtheilt nach dem Scheine!

Als fremden Gut's Bewahrer aufgeſtellt,
Schien es Dir Pflicht, das Fremde nicht zu mindern.
Wie tief Du fühlteſt manche Noth der Welt,
Du konnteſt nur verſagen und verhindern.

War es das Deine, — o wie gabſt Du gern!
Wie konnte Selbſtſucht je Dein Wohlthun ſchmälern;
Für And're handeln war Dein böſer Stern,
Du trugſt die Laſt von längſtgeweſ'nen Fehlern.

So wie der Tag zur tollen Faſtnachtzeit
Dem luſtbegier'gen Tänzer ſcheint zu zaudern,
Er wünſcht den heit'ren Strahl ſchon fern und weit,
Der Uhr gemeſſ'ner Gang erweckt ihm Schaudern.

Allein, wenn nun die laute Nacht durchtobt,
Erſcheint der Tag nichts weniger vom Neuen,
Und ſelbſt der müd' ſein Gegentheil erprobt,
Wird ſeiner Rückkehr ſich wie And're freuen.

Die Welt iſt müd'! Sie hat die Luſt gebüßt
Und büßt für ihre Luſt die böſen Worte;
Die Ew'ges als Veraltetes begrüßt,
Verſtummen an des Unheils off'ner Pforte.

Wohl Dem, der nie ſich von der Pflicht getrennt;
Das Wandelloſe ſichert vor der Reue.
Drum ſieh' auf uns, Dein altes Regiment,
Uns führt durch Dich, was Dich geführt: die Treue.

# Echo und Narciſſus.

## Romanze

von

F. Guſtav Kühne.

---

Liebe trinkt aus heiligen Schaalen,
Liebe ſpeiſt an ewigen Mahlen,
Unerſchöpflich iſt ihr Maß.
Aber ſetz' ihn ab, den Becher,
Werfe fort ihn jeder Zecher,
Der die Rächerin vergaß!
Eure Sehnſucht iſt zu nichtig,
Eure Wünſche nie ſo wichtig
Als was Euch das Leben bringt.
Wollt Ihr Glanz und ſichern Frieden,
Wollt Glückſeligkeit hienieden: —
Habt es, was ſich ſelbſt verſchlingt! —

Von Poſeidon's Götterarmen
Heiß umfangen, ohn' Erbarmen,
Gab die Nymphe ſtill ſich hin.
Und zu ſeinen ſtürmiſchen Fluthen
Miſcht ſie ſanft're Liebesgluthen,
Und ein Knäblein iſt Gewinn.
Doch Poſeidon brauſt von hinnen;
Wie die Wellen flüchtig rinnen,
Alſo treulos iſt ſein Sinn.
Nimmer kehrt er, und in Thränen
Sitzt die Nymphe, all' ihr Sehnen
Flieht vergeblich zu ihm hin.

Harrend ſchweift ſie rings am Strande,
In des Herzens glühn'dem Brande
Aufgeregt und nicht geſtillt.
Er erweckte ſelbſt der Liebe,
Des Verlangens heiße Triebe,
Die ein Götterarm nur füllt.
Treulos bleibt der Gott der Fluthen:
Längſt gekühlt ſind ſeine Gluthen
Und er ſtürmt zu neuer Luſt.
»Muß ich in Verzweiflung enden?
Götter, will denn Niemand wenden
All' den Schmerz von dieſer Bruſt?«

»Schaut, o ſchaut hier meinen Knaben:
Ach! aus Eures Füllhorns Gaben
Spende jeder ſeinen Zoll.
Macht ihn reich und ſchön, unſterblich,
Macht des Vaters Kraft ihm erblich,
Goldgelockt wie nur Apoll.
Daß die Mutter in dem Kinde
Sühnung, Troſt und Frieden finde,
Ihre Nacht ſein Glanz verſcheucht.
Weh! Neptun war ſtark und dringend,
Meinen ſcheuen Sinn bezwingend;
Meine Roſen ſind gebleicht!«

»»Nun, ſo ſoll denn nichts ihm gleichen;
Jeder wird an Glanz ihm weichen,
Sei es Jüngling, ſei es Weib.
Seine Stirn mit Anmuth kränzen
Wollen wir und himmliſch glänzen
Soll ſein hochverklärter Leib.
Jede Jungfrau wird entbrennen,
Hört ſie nur den Namen nennen,

Heiß in tiefſter Liebesluſt.
Aber nichts kann ihn umſtricken,
Nur das Gleiche kann beglücken;
Deſſen ſei er ſich bewußt!««

»»Er entflammt die Welt zur Liebe,
Aber ſtillt die eignen Triebe
Nie, bis er ſich ſelbſt geſeh'n.
Bis dahin ſei er unſterblich
Ewig jugendlich und erblich
Ihm, was ſonſt ein Gott begehrt!««
Alſo ging von Mund zu Munde
Durch Apollo dieſe Kunde,
Der die Zukunft dunkel lehrt.

Und Narciſſus wächſt zum Staunen
Aller Welt, der Mutter Launen
Scheinen gnädig reich erfüllt.
Wo er weilt, auf allen Wegen
Kommt ihm Liebe ſchnell entgegen,
Ungefordert, ungewillt.
Und im ſchmachtenden Verlangen,
Seinen Buſen zu umfangen,
Quält ſich manches gute Herz;
Sei es heimlich, ſei es offen:
In dem zweifelvollen Hoffen
Wächſt zum Wahn der Liebesſchmerz.

Er entflieht voll Hochmuth Allen:
»Phöbus ſprach ja: nur gefallen
Dürfe mir, wer ſelbſt mir gleicht,
Nur ſo ſei mir denn erwerblich
Eine Göttin, die unſterblich
Mir den Kranz der Liebe reicht!«

Und er ſchweift Land aus, Land innen,
Flüchtig, wie die Tage rinnen,
Nicht erfreut ihn Spiel und Tanz.
Schmeichelnd kann kein Arm ihn halten;
Aller Schönheit Huldgeſtalten
Schwinden vor dem eignen Glanz. —

Abend ward's. Des Waldes Schatten
Nahm ihn kühlend auf, den Matten,
Der entfloh der Menſchen Spur.
Einſamkeit! in Deiner Stille
Da genießt er ſich, in Fülle
Seiner göttlichen Natur.
In die Laute kann er ſchlagen
Und den freien Lüften klagen
Seine Ungenügſamkeit.
Kann hier weinen ungeſehen,
Seinen Durſt ſich ſelbſt geſtehen
Brennend nach Unſterblichkeit.

Götter! kann ich mich nicht finden,
O, ſo laßt mich doch erblinden,
Denn ich ſehe Schatten nur.
Sagt, wo werd' ich einſt mich ſchauen?
Bangend ſchweif' ich durch die Auen,
Nimmer find' ich meine Spur.
Mich nur will ich, mich alleine! —
Alſo ruft er: — »Mich alleine?«
Klingt es durch das Thal entlang;
»Mich alleine, — mich alleine?«
Schallt es flüſternd durch die Haine,
Bis es fernhin ſtill verklang.

Staunend ſchweigt er, um zu lauſchen;
Durch die Büſche hört er's rauſchen:
Eine Nymphe tritt vor ihn.

Liebend naht sie voll Verlangen,
Aber Scham durchglüht die Wangen,
Und schon will sie wieder flieh'n.
Suchst Du mich, mein gutes Mädchen?
Liebe spinnt zu dünne Fädchen;
Wonach, sag', verlanget Dich?
»Dich!« seufzt jene, »Dich!« erröthend,
Scham ist ihren Worten tödtend,
Doch es klang süß inniglich.

Und es war, als ob die Wälder
Scheu und heimlich, Flug und Felder
Wiedertönten ihren Laut.
Und sie schlug die Augen nieder,
Hob sie aber liebend wieder,
Als wenn sie ihm längst vertraut.
»Liebe kann ich Dir nicht reichen,
Müßtest ja mir selber gleichen,
Und Du bist so scheu, so stumm.
Wer im Lieben so bescheiden,
Dem erblühen wenig Freuden« —
Und schon wendet er sich um.

»Mich beseelt der Götter Schimmer,
Liebe wohl' vergiß mich immer« —
Und schon will er [illegible] geh'n.
»[illegible]« ruft sie weinend,
Liebend sich mit ihm vereinend,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Lebe wohl! ich muß nun eilen.
Könnt' ich lieben, länger weilen
Wollt' ich gern an Deiner Bruſt.
Laß mich meinem Fluchgeſchicke!
Deines Auges wärmſte Blicke
Zünden nimmer Liebesluſt,
»Nimmer Liebesluſt, ach, nimmer!«
So der Jungfrau bang' Gewimmer,
Und ſie flieht Berg auf, Berg ab,
Nachts und Tags, in tiefen Schlünden
Will allein ſie Ruhe finden,
Und ſie baut ſich ſtill ihr Grab.

Wo des Lebens Lärmgetoſe
Selten hindringt, ſanft im Schooße
Friedlich ſtiller Einſamkeit;
Wo verſteckte Quellen rieſeln,
Mit des Ufers hellen Kieſeln
Sich die Welle ſpielend freut:
Dorten ſchlummern die Gebeine,
Nur die Stimme wacht alleine
Auf vom Schlummer, rufſt Du ſie.
Wie die Flamme zehrt an Kerzen,
So verzehrten Gram und Schmerzen
Ihren Leib, die Seele nie!

Lag're Dich an ſtillen Orten
Unter waldumkränzten Pforten,
Und Du fühlſt ſie freundlich nah.
Sprich von Deines Herzens Freuden,
Sprich von Gram und dunklen Leiden
Liebreich tröſtend iſt ſie da,
Möchte gern die Wunden heilen,
Schmerz und Kummer mit Dir theilen

Dir nachrufend, ſprichſt Du ihn,
Und es wird Dich ſtill verſöhnen,
Hörſt Du ſo in ſanften Tönen
All' Dein Leid fernhin entflieh'n. —

Doch Narciſſus ſchweifet flüchtig —
Erdenfreuden ſind ihm nichtig —
Stürmend über Berg und Thal.
Nimmer kann er Ruh' ereilen,
Darf nie raſten, nirgend weilen,
Denn er ſchafft nur Leid und Qual.
Tief in Thälern, hoch auf Bergen
Muß er heimlich ſich verbergen,
Und ſein Spiel wird Krieg und Jagd.
Und er tobt durch Wald und Klüfte,
Tödtlich dringt ſelbſt in die Lüfte
Seines Pfeiles blutige Macht.

Sich und dem Geſchicke fluchend,
Daß er einſam, ewig ſuchend,
Troſtlos ſo unſterblich ſei:
Kehrt er müd' und matt vom Jagen
Einſt zurück, und ſeiner Plagen
Endziel wünſcht er laut herbei.
Dicht verſchlungen, ſteil und enge
Wird der Pfad, durch Laubgedränge
Bahnt er trotzig ſich den Weg.
Heimlich ſtiller wird die Gegend:
Lautlos horcht er, ſcheu ſich regend;
Nirgends ſieht er Pfad noch Steg.

Eine Göttin muß hier wohnen,
Denkt Narciß, und nimmer lohnen

Wird ſie's dem, der hier nicht eilt!
Und er wendet ſich von hinnen, —
Plötzlich ſieht er ſilbern rinnen
Eine Quelle, — und er weilt
Um die Lippe nur zu netzen,
Tritt er, um ſich ſchnell zu ſetzen,
An des Baches kühlen Rand;
Unbetreten ſcheint die Stätte,
Unberührt das heilige Bette
Dieſes Stroms von Menſchenhand.

Auf den grün umwölbten Matten
Ruhen ſchaurig düſtre Schatten;
Nur der Fluß iſt ſanft und klar.
Auf den ungetrübten Fluthen
Spiegelt er des Himmels Gluthen
Freundlich wieder, treu und wahr.
Hin fühlt ſich Narciß gezogen
Zu des Baches blauen Wogen,
Der ſo hell wie keiner quillt;
An dem mooſigen Ufer kniet er,
Blickt hinüber — ha, was ſieht er?
Welch' ein göttergleiches Bild!

Biſt Du's, Göttin, heilig-ſtille,
Die Du in der Schönheit Fülle
Aus den Wellen zu mir blickſt?
Wohnſt Du in der kühlen Tiefe?
O, daß ich dort mit Dir ſchliefe, —
Wunderbild, wie Du entzückſt —
Stört' ich dich aus Deinem Schlummer?
Schau' mich an in meinem Kummer;
Steig' heraus und tröſte mich. —
Wie Du mit den Augen blinkeſt! —
Liebſt Du mich? — Du lächelſt, winkeſt:
Komm, o komm, ich faſſe Dich!

Und er greift hinein. Zertheilend
Wogt des Baches Spiegel: eilend
Schwand auch ſchon das theure Bild.
Weh mir, Götter! kaum gefunden,
Iſt es raſtlos mir entſchwunden!
Wird die Sehnſucht nie geſtillt?
Weinend ſinkt der Jüngling nieder;
Horch! da tönt's am Felſen wieder:
»Sehnſucht — Sehnſucht — nie gefühlt!«
Mutter, ruft er, iſt das Liebe?
Sind das nun des Herzens Triebe,
Wird die Gluth ſo tief gefühlt?

»Herzenstriebe — tiefgefühlte,
Liebesgluthen — nie gekühlte!«
Alſo tönt's durch Wald und Flur.
Ha! wer biſt Du, der verhöhnend
Meine Worte ſo nachtönend,
Mir gefolgt auf dieſer Spur?
»Herzenstriebe — tiefgefühlte, —
Liebesgluthen — nie gekühlte —
Folgen Dir auf jeder Spur!«
Weh' mir, ruft Narciſſus bebend,
Sprach der Tod das, oder lebend
Eine Nymphe dieſer Flur!

O, was weckte Dich vom Schlummer?
»Mich vom Schlummer? — Kummer, Kummer!«
Nymphe, und Du kenneſt mich?
»Kenne Dich, wie Du mich kenneſt!«
Ob Du Dich gar Echo nenneſt.
»Echo!« tönt es weinerlich.
Weh, die Nymphe, die mich liebte,
Und an der ich Frevel übte,

Denn ich ſtieß ſie kalt zurück.
Und nun fühl' ich gleiche Qualen,
Trinke voll aus gleichen Schaalen;
Todestrank wär' ſüßes Glück!

Hier, hier liegt es in der Welle.
Ha! der Bach iſt ſpiegelhelle —
Und Du nah'ſt mir, heilig Bild!
O, ich möchte mit ihm rechten,
Daß es ſo mit Zaubermächten
Himmliſch ſüß die Seele füllt.
Horch, o horch! die Lippe regt ſich —
Still, o ſtill! die Fluth bewegt ſich:
Daß es nur nicht wieder ſinkt!
Werd' ich, ach! Dich je umarmen?
Zarte Gottheit, hab' Erbarmen,
Daß mein Leid Dein Herz durchdringt!

Streckſt auch Du nach mir die Hände?
O, ſo nimm mich denn und wende
Liebesſchmerz in Liebesluſt.
Und ſich ſelber ſo umſchlingend,
Nach der eignen Schönheit ringend
Sinkt er an die eigne Bruſt.
Echo, lebe wohl! und nieder
Taucht er in die Fluth und wieder
Tönet rings ein Klagelaut.
Findet er ſich in den Fluthen?
Ach, er kühlt die Liebesgluthen:
Kühler Tod iſt ſeine Braut.

»Lebe wohl!« rief Echo weinend,
»Lebe wohl!« wie gern verneinend

Nähme ſie zurück den Laut!
Doch ſie kann nur wiederholen;
Einſam trauernd und verſtohlen,
Wird ihr Schmerz von ſelbſt nie laut.
Lebend ſo in Wiedertönen
Kann ſie tröſten und verſöhnen
Und erſtirbt im Wiederhall.
Doch an jenes Baches Wellen
Sah man ſtolze Blumen ſchwellen*),
Zeugen von des Jünglings Fall.

---

## Mater dolorosa.

---

Bei ihrem kranken Töchterlein
Die Mutter ſaß und ſpann,
Und netzte wohl den Faden fein
Mit ihren Thränen an.
„Mein Mütterchen, was thut Dir leid?
Lieb' Mutter, biſt Du krank?
Wo bleibt der liebe Vater heut'?
Mir iſt nach ihm ſo bang'?“

Der Mutter zuckt das Angeſicht,
Sie wendet ſtumm ſich ab;
Das kranke Kind darf's wiſſen nicht,
Der Vater liegt im Grab.

---

*) So erzählt Ovid den fabelhaften Urſprung der Narciſſen.

Und Mitternacht ſchlägt es vom Dom —
»Horch, Mütterchen, es klopft!?«
»»Mein Kind, es iſt der Regenſtrom,
Der von den Dächern tropft.««

»Mein Mütterchen, ſiehſt Du nicht dort
Den lieben Vater ſteh'n?
Er nickt und winkt mir immerfort,
O laſſ' mich zu ihm geh'n!«
»»Du irrſt, mein Kind, lieg' ſtill zur Ruh'— ««
»Ach nein, ich ſeh' ſo klar,
Er deutet auf den Himmel zu,
Und reicht die Hand mir dar.«

»»Sei ſtill, mein Kind! o weh, wie heiß,
Das Fieber martert Dich!««
»Jetzt, Mutter, küßte er mich leiſ' —«
»»Mein Kind, das war ja ich!««
»Und weißt Du, was er mir verſprach?
Daß ich Dich wieder' ſeh'!
Lieb Mütterchen, o komm' bald nach,
Lieb Mütterchen, ade! —«

Da iſt zerriſſen das Geſpinn,
Der Faden ſprang entzwei.
Die Mutter ſchlug zur Erde hin
Mit einem gellen Schrei.
Daß Gott im Himmel ſich erbarm',
Die geſtern noch ſo reich,
Iſt heute eine Wittib arm,
An Mann und Kind zugleich.

Robert Urban.

# Flatternde Gedanken.

## Ein fliegendes Feuilleton

von

Feodor Wehl.

---

Denke Dir, lieber Leſer, oder Du, theure Leſerin, denke Dir, Du ſäßeſt eines ſchönen Sonntagmorgens, nachdem Du behaglich Deinen Kaffee geſchlürft, läſſig zurückgelehnt in einem Schaukelſtuhle und dämmerteſt in ſtillen Gedanken leiſe vor Dich hin. Die Straßen draußen ſind ruhig, die Kirchenglocken läuten, dann und wann rollt ein Wagen vorüber, zu Zeiten bellt ein Hund — Du aber wiegeſt Dich und hängſt Gedanken nach, von denen Du ſelbſt nicht weißt, woher ſie Dir kommen.

Es iſt ſeltſam, was einem ſinnenden Menſchen Alles durch den Kopf gehen kann! Erinnerungen an verſchollene Tage, an begrabene Perſonen, an verlorenes Glück, an ein geleſenes Buch oder ein vergeſſenes Lied in einer Mondnacht beim Rauſchen der Waſſer, beim Wehen der Bäume von ſchönen Mädchenlippen in die lauſchige Nacht hinaus geſungen.

Jener unglückliche Dichter, Gerard de Nerval, den man vor ungefähr einem Jahre in Paris eines nebligen Morgens erhängt fand, hat das ſehr anmuthig in einem franzöſiſchen Gedichte ausgeprägt, das wir hier in einer Uebertragung mittheilen wollen. Es lautet:

Es giebt ein Lied, für das ich gebe
Die ſchönſten Lieder in der Welt,
Es iſt ein Lied, bei dem ich bebe,
Ein Lied, das mir die Seele ſchwellt.

Hör' ich's ertönen, ſeh' ich ragen
Ein Schloß in Lüften ſtolz und frei,
Die Wellen eines Fluſſes klagen
An ſeinem Fuße ſanft vorbei.

Die Scheiben in dem Abendſcheine
Erglänzen mir in Purpurgluth:
Und über Wald und Feld und Haine
Der Fittich lauer Nacht ſchon ruht.

Und auf des Schloſſes Söller ſtehet
Ein Frauenbild gar lieb und traut:
Ihr Aug' erſtrahlt, die Locke wehet —
Wo hab' ich dieſes Weib erſchaut? —

Es giebt in der That Melodieen, an denen das Gedächtniß an gewiſſe Leute oder gewiſſe Verhältniſſe unabwendbar gefeſſelt bleibt. Aber nicht nur Melodieen, auch bei einer beſonderen Art von Geruch kann man feſtſtehend an beſtimmte Dinge erinnert werden. Wir kannten eine Dame, die jedes Mal erbleichte, wenn Reſedaduft zu ihr drang, und zwar deswegen, weil ſie dann immer eines unglücklichen jungen Mannes gedenken mußte, der ihre erſte Liebe geweſen war und ſeinen Tod bei einem großen Brande fand, zu dem er mit Anderen zur Hülfe herbeigeeilt war. Ein paar Stunden vor ſeinem Ende hatte er ihr friſche Reſeda gebracht, und die Reſeda war es denn, die jedes Mal den Schmerz um ſeinen Verluſt in ihr erneuerte.

Liebend naht ſie voll Verlangen,
Aber Scham durchglüht die Wangen,
Und ſchon will ſie wieder flieh'n.
Suchſt Du mich, mein gutes Mädchen?
Liebe ſpinnt zu dünne Fädchen;
Wonach, ſag', verlanget Dich?
»Dich!« ſeufzt jene, »Dich!« erröthend,
Scham iſt ihren Worten tödtend,
Doch es klang ſüß inniglich.

Und es war, als ob die Wälder
Scheu und heimlich, Flug und Felder
Wiedertönten ihren Laut.
Und ſie ſchlug die Augen nieder,
Hob ſie aber liebend wieder,
Als wenn ſie ihm längſt vertraut.
»Liebe kann ich Dir nicht reichen,
Müßteſt ja mir ſelber gleichen,
Und Du biſt ſo ſcheu, ſo ſtumm.
Wer im Lieben ſo beſcheiden,
Dem erblühen wenig Freuden« —
Und ſchon wendet er ſich um.

»Mich beſeelt der Götter Schimmer,
Lebe wohl! vergiß mich immer« —
Und ſchon will er eilig geh'n.
»Nimmer, nimmer!« ruft ſie weinend,
Liebend ſich mit ihm vereinend,
Zwingt ſie ſchmeichelnd ihn zu ſteh'n.
Und ſie ſchließt mit heißen Armen
An ihr Herz ihn, um Erbarmen
Fleht ihr thränenfeuchter Blick.
Ob der Wangen ſtill erblühte
Roſe wie die Sonne glühte: —
Dennoch ſtieß er ſie zurück.

Lebe wohl! ich muß nun eilen.
Könnt' ich lieben, länger weilen
Wollt' ich gern an Deiner Bruſt.
Laß mich meinem Fluchgeſchicke!
Deines Auges wärmſte Blicke
Zünden nimmer Liebesluſt,
»Nimmer Liebesluſt, ach, nimmer!«
So der Jungfrau bang' Gewimmer,
Und ſie flieht Berg auf, Berg ab,
Nachts und Tags, in tiefen Schlünden
Will allein ſie Ruhe finden,
Und ſie baut ſich ſtill ihr Grab.

Wo des Lebens Lärmgetoſe
Selten hindringt, ſanft im Schooße
Friedlich ſtiller Einſamkeit;
Wo verſteckte Quellen rieſeln,
Mit des Ufers hellen Kieſeln
Sich die Welle ſpielend freut:
Dorten ſchlummern die Gebeine,
Nur die Stimme wacht alleine
Auf vom Schlummer, rufſt Du ſie.
Wie die Flamme zehrt an Kerzen,
So verzehrten Gram und Schmerzen
Ihren Leib, die Seele nie!

Lag're Dich an ſtillen Orten
Unter waldumkränzten Pforten,
Und Du fühlſt ſie freundlich nah.
Sprich von Deines Herzens Freuden,
Sprich von Gram und dunklen Leiden
Liebreich tröſtend iſt ſie da,
Möchte gern die Wunden heilen,
Schmerz und Kummer mit Dir theilen

Dir nachrufend, ſprichſt Du ihn,
Und es wird Dich ſtill verſöhnen,
Hörſt Du ſo in ſanften Tönen
All' Dein Leid fernhin entflieh'n. —

Doch Narciſſus ſchweifet flüchtig —
Erdenfreuden ſind ihm nichtig —
Stürmend über Berg und Thal.
Nimmer kann er Ruh' ereilen,
Darf nie raſten, nirgend weilen,
Denn er ſchafft nur Leid und Qual.
Tief in Thälern, hoch auf Bergen
Muß er heimlich ſich verbergen,
Und ſein Spiel wird Krieg und Jagd.
Und er tobt durch Wald und Klüfte,
Tödtlich dringt ſelbſt in die Lüfte
Seines Pfeiles blutige Macht.

Sich und dem Geſchicke fluchend,
Daß er einſam, ewig ſuchend,
Troſtlos ſo unſterblich ſei:
Kehrt er müd' und matt vom Jagen
Einſt zurück, und ſeiner Plagen
Endziel wünſcht er laut herbei.
Dicht verſchlungen, ſteil und enge
Wird der Pfad, durch Laubgedränge
Bahnt er trotzig ſich den Weg.
Heimlich ſtiller wird die Gegend:
Lautlos horcht er, ſcheu ſich regend;
Nirgends ſieht er Pfad noch Steg.

Eine Göttin muß hier wohnen,
Denkt Narciß, und nimmer lohnen

Wird ſie's dem, der hier nicht eilt!
Und er wendet ſich von hinnen, —
Plötzlich ſieht er ſilbern rinnen
Eine Quelle, — und er weilt
Um die Lippe nur zu netzen,
Tritt er, um ſich ſchnell zu ſetzen,
An des Baches kühlen Rand;
Unbetreten ſcheint die Stätte,
Unberührt das heilige Bette
Dieſes Stroms von Menſchenhand.

Auf den grün umwölbten Matten
Ruhen ſchaurig düſtre Schatten;
Nur der Fluß iſt ſanft und klar.
Auf den ungetrübten Fluthen
Spiegelt er des Himmels Gluthen
Freundlich wieder, treu und wahr.
Hin fühlt ſich Narciß gezogen
Zu des Baches blauen Wogen,
Der ſo hell wie keiner quillt;
An dem mooſigen Ufer kniet er,
Blickt hinüber — ha, was ſieht er?
Welch' ein göttergleiches Bild!

Biſt Du's, Göttin, heilig-ſtille,
Die Du in der Schönheit Fülle
Aus den Wellen zu mir blickſt?
Wohnſt Du in der kühlen Tiefe?
O, daß ich dort mit Dir ſchliefe, —
Wunderbild, wie Du entzückſt —
Stört' ich dich aus Deinem Schlummer?
Schau' mich an in meinem Kummer;
Steig' heraus und tröſte mich. —
Wie Du mit den Augen blinkeſt! —
Liebſt Du mich? — Du lächelſt, winkeſt:
Komm, o komm, ich faſſe Dich!

Und er greift hinein. Zertheilend
Wogt des Baches Spiegel: eilend
Schwand auch schon das theure Bild.
Weh mir, Götter! kaum gefunden,
Ist es rastlos mir entschwunden!
Wird die Sehnsucht nie gestillt?
Weinend sinkt der Jüngling nieder;
Horch! da tönt's am Felsen wieder:
»Sehnsucht — Sehnsucht — nie gekühlt!«
Mutter, ruft er, ist das Liebe?
Sind das nun des Herzens Triebe,
Wird die Gluth so tief gefühlt?

»Herzenstriebe — tiefgefühlte,
Liebesgluthen — nie gekühlte!«
Also tönt's durch Wald und Flur.
Ha! wer bist Du, der verhöhnend
Meine Worte so nachtönend,
Mir gefolgt auf dieser Spur?
»Herzenstriebe — tiefgefühlte, —
Liebesgluthen — nie gekühlte —
Folgen Dir auf jeder Spur!«
Weh' mir, ruft Narcissus bebend,
Sprach der Tod das, oder lebend
Eine Nymphe dieser Flur!

O, was weckte Dich vom Schlummer?
»Mich vom Schlummer? — Kummer, Kummer!«
Nymphe, und Du kennest mich?
»Kenne Dich, wie Du mich kennest!«
Ob Du Dich gar Echo nennest.
»Echo!« tönt es weinerlich.
Weh, die Nymphe, die mich liebte,
Und an der ich Frevel übte,

Denn ich ſtieß ſie kalt zurück.
Und nun fühl' ich gleiche Qualen,
Trinke voll aus gleichen Schaalen;
Todestrank wär' ſüßes Glück!

Hier, hier liegt es in der Welle.
Ha! der Bach iſt ſpiegelhelle —
Und Du nah'ſt mir, heilig Bild!
O, ich möchte mit ihm rechten,
Daß es ſo mit Zaubermächten
Himmliſch ſüß die Seele füllt.
Horch, o horch! die Lippe regt ſich —
Still, o ſtill! die Fluth bewegt ſich:
Daß es nur nicht wieder ſinkt!
Werd' ich, ach! Dich je umarmen?
Zarte Gottheit, hab' Erbarmen,
Daß mein Leid Dein Herz durchdringt!

Streckſt auch Du nach mir die Hände?
O, ſo nimm mich denn und wende
Liebesſchmerz in Liebesluſt.
Und ſich ſelber ſo umſchlingend,
Nach der eignen Schönheit ringend
Sinkt er an die eigne Bruſt.
Echo, lebe wohl! und nieder
Taucht er in die Fluth und wieder
Tönet rings ein Klagelaut.
Findet er ſich in den Fluthen?
Ach, er kühlt die Liebesgluthen:
Kühler Tod iſt ſeine Braut.

»Lebe wohl!« rief Echo weinend,
»Lebe wohl!« wie gern verneinend

Nähme ſie zurück den Laut!
Doch ſie kann nur wiederholen;
Einſam trauernd und verſtohlen,
Wird ihr Schmerz von ſelbſt nie laut.
Lebend ſo in Wiedertönen
Kann ſie tröſten und verſöhnen
Und erſtirbt im Wiederhall.
Doch an jenes Baches Wellen
Sah man ſtolze Blumen ſchwellen*),
Zeugen von des Jünglings Fall.

---

## Mater dolorosa.

---

Bei ihrem kranken Töchterlein
Die Mutter ſaß und ſpann,
Und netzte wohl den Faden fein
Mit ihren Thränen an.
»Mein Mütterchen, was thut Dir leid?
Lieb' Mutter, biſt Du krank?
Wo bleibt der liebe Vater heut'?
Mir iſt nach ihm ſo bang'?«

Der Mutter zuckt das Angeſicht,
Sie wendet ſtumm ſich ab;
Das kranke Kind darf's wiſſen nicht,
Der Vater liegt im Grab.

---

*) So erzählt Ovid den fabelhaften Urſprung der Narciſſen.

Und Mitternacht ſchlägt es vom Dom —
»Horch, Mütterchen, es klopft!?«
»»Mein Kind, es iſt der Regenſtrom,
Der von den Dächern tropft.««

»Mein Mütterchen, ſiehſt Du nicht dort
Den lieben Vater ſteh'n?
Er nickt und winkt mir immerfort,
O laſſ' mich zu ihm geh'n!«
»»Du irrſt, mein Kind, lieg' ſtill zur Ruh'—««
»Ach nein, ich ſeh' ſo klar,
Er deutet auf den Himmel zu,
Und reicht die Hand mir dar.«

»»Sei ſtill, mein Kind! o weh, wie heiß,
Das Fieber martert Dich!««
»Jetzt, Mutter, küßte er mich leiſ' —«
»»Mein Kind, das war ja ich!««
»Und weißt Du, was er mir verſprach?
Daß ich Dich wieder' ſeh'!
Lieb Mütterchen, o komm' bald nach,
Lieb Mütterchen, ade! —«

Da iſt zerriſſen das Geſpinn,
Der Faden ſprang entzwei.
Die Mutter ſchlug zur Erde hin
Mit einem gellen Schrei.
Daß Gott im Himmel ſich erbarm',
Die geſtern noch ſo reich,
Iſt heute eine Wittib arm,
An Mann und Kind zugleich.

Robert Urban.

# Flatternde Gedanken

[illegible]

von

[illegible]

---

Denke Dir, lieber Leser, oder Du, theure Leserin, denke Dir, Du wärest eines schönen Sonntagmorgens, nachdem Du behaglich Deinen Kaffee getrunken, Dich zurückgelehnt in einem Lehnstuhle und dämmerest in allen Gedanken leise vor Dich hin. Die Straßen draußen sind ruhig, die Kirchenglocken läuten, dann und wann rollt ein Wagen vorüber, zu Zeiten hell an's Ohr — Du aber wiegst Dich und hängst Gedanken nach, von denen Du selbst nicht weißt, woher sie Dir kommen.

Es ist seltsam, was einem sinnenden Menschen Alles durch den Kopf gehen kann. Erinnerungen an verschollene Tage, an begrabene Personen, an verlorenes Glück, an ein gelesenes Buch oder ein vergessenes Lied in einer Mondnacht beim Rauschen der Wasser, beim Weben der Bäume von schönen Mädchenlippen in die laubichte Nacht hinaus gesungen.

Jener unglückliche Dichter, Gerard de Nerval, den man vor ungefähr einem Jahre in Paris eines nebligen Morgens erhängt fand, hat das sehr anmuthig in einem französischen Gedichte ausgeprägt, das wir hier in einer Uebertragung mittheilen wollen. Es lautet:

Es giebt ein Lied, für das ich gebe
Die ſchönſten Lieder in der Welt,
Es iſt ein Lied, bei dem ich bebe,
Ein Lied, das mir die Seele ſchwellt.

Hör' ich's ertönen, ſeh' ich ragen
Ein Schloß in Lüften ſtolz und frei,
Die Wellen eines Fluſſes klagen
An ſeinem Fuße ſanft vorbei.

Die Scheiben in dem Abendſcheine
Erglänzen mir in Purpurgluth:
Und über Wald und Feld und Haine
Der Fittich lauer Nacht ſchon ruht.

Und auf des Schloſſes Söller ſtehet
Ein Frauenbild gar lieb und traut:
Ihr Aug' erſtrahlt, die Locke wehet —
Wo hab' ich dieſes Weib erſchaut? —

Es giebt in der That Melodieen, an denen das Gedächtniß an gewiſſe Leute oder gewiſſe Verhältniſſe unabwendbar gefeſſelt bleibt. Aber nicht nur Melodieen, auch bei einer beſonderen Art von Geruch kann man feſtſtehend an beſtimmte Dinge erinnert werden. Wir kannten eine Dame, die jedes Mal erbleichte, wenn Reſedaduft zu ihr drang, und zwar deswegen, weil ſie dann immer eines unglücklichen jungen Mannes gedenken mußte, der ihre erſte Liebe geweſen war und ſeinen Tod bei einem großen Brande fand, zu dem er mit Anderen zur Hülfe herbeigeeilt war. Ein paar Stunden vor ſeinem Ende hatte er ihr friſche Reſeda gebracht, und die Reſeda war es denn, die jedes Mal den Schmerz um ſeinen Verluſt in ihr erneuerte.

Es ist überhaupt merkwürdig, was Alles auf den Menschen und wie es auf ihn einwirkt. Das Seltsamste ist uns immer gewesen, daß Schiller sich durch den Geruch fauler Aepfel begeistern ließ, von denen er immer einige, wie seine Biographen melden, in seiner Schreibtischschublade aufbewahrte. Faule Aepfel als den Nektar und das Ambrosia eines Dichters erkennen zu müssen, ist gewiß höchst sonderbar, so sonderbar beinahe, als daß Crebillon der Sohn, einer der frivolsten Schriftsteller, die Frankreich aufzuweisen hat, fast zu derselben Zeit eine ganz junge keusche Engländerin zur Frau erhielt, als der tugendhafte Jean Jaques Rousseau zur Gefährtin seines Lebens nur ein ordinäres Waschweib bekommen konnte.

Dante schildert in seinem unsterblichen Meisterwerke einmal einen Kampf zwischen einem Menschen und einer Schlange, und da dieser Kampf in phantastischem Dunkel und Nebel vor sich geht, so sieht er zum Schluß den Menschen in die Schlange und die Schlange in den Menschen verwandelt; eine Allegorie, die ihr Treffendes hat. Es geschieht tausend Mal, daß während des Kampfes, den das Gute ewig mit dem Bösen bestehen muß, das Böse gut und das Gute böse wird. Eines übt auf das Andere einen wahrhaft dämonischen Einfluß und eine Anziehungskraft aus, die geheimnißvoll und räthselhaft wie sie ist, dennoch sich täglich beinahe wahrnehmen läßt.

Die Unschuld des Jünglings fällt gewöhnlich der raffinirten Kokette zum Opfer und diese selbst wieder, wie oft geht sie nicht an der ersten reinen Empfindung ihres besudelten Herzens zu Grunde! Die Contraste und Widersprüche ziehen sich an und haben sich von jeher angezogen. Cicero, der ernste große Redner, vor dessen donnernder Zornrede das ganze Alterthum erbebte, war ein großer Lacher; und als der sinnige, zarte, fein-

fühlige Plato geſtorben war, fand man die Luſtſpiele des Ariſtophanes bei ihm im Bett.

Solcher Beiſpiele giebt es viele, und zwar ließen ſich dieſelben leicht bis in die neueſte Zeit verfolgen, die an Widerſprüchen wahrhaftig keinen Mangel hat. Aber wir wollen uns hier nicht in die dunklen Schattenſeiten des Lebens allzuſehr vertiefen, ſondern mehr dem Lichte nachgehen, von dem Schelling geſagt hat, daß es im Metall mit dem Klang zuſammen zu einer feſten Maſſe geronnen ſei. Das Gold, das Silber iſt alſo eine Maſſe von Klang und Licht, und daher mag es denn auch wohl kommen, daß klingende, blinkende Münze einen ſo großen Reiz auf die Menſchen ausübt und gewiſſermaßen der Rattenfänger von Hameln geworden iſt, dem die ganze Welt nachläuft: Greiſe und Kinder, Männer und Frauen.

Es exiſtirt ein alter Holzſchnitt, der einen Hanswurſt abgebildet zeigt, welcher, einen großen Käfig mit Affen anſtaunend und die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagend, ausruft: Was der Menſch nicht Alles fürs Geld thut!

An dieſen alten Holzſchnitt, von welchem die »Fliegenden Blätter«, wenn wir nicht irren, jüngſt eine neue Aufwärmung brachten, finden wir uns immer erinnert, wenn wir die neuen franzöſiſchen Stücke ſehen, in denen ſich Alles ums Geld dreht. Das Geld! Das Geld! Ja, das iſt das goldene Kalb, der Baal, um den die Kinder der Welt heut zu Tage mehr denn je wieder tanzen, wenn ſie auch nicht alle Pepita de Oliva oder Lydia Thompſon ſind.

Wir wiſſen nicht, ob es nur an uns liegt, daß wir die Welt im Argen ſehen, aber in der That: ſo erſcheint ſie uns. Nie, däucht uns, haben wir ſo viel von Mordthaten, Räubereien und betrüglichem Weſen gehört, als jetzt. Alle Zeitungen ſind voll

davon und Dinge, die wir sonst nur mit sträubendem Haare gelesen haben würden, lesen wir heut beim Frühstück, ohne uns auch nur einen Moment den Appetit vergehen zu lassen. Die Zeit ist so schwanger von Graus, daß schon das Aergste keinen Eindruck mehr auf uns hervorbringt.

Wenn der Weltgeist vorarbeitend verfährt, so steht zu erwarten, daß fürchterliche Tage folgen werden, und daß Alles, was er jetzt geschehen und sich ereignen läßt, gewissermaßen nur eine Vorschule ist, durch welche er die Menschheit hindurchgehen macht, um sie gegen alle Schrecken einer blutigen Zukunft abzuhärten. Der Materialismus, der heut in Glorie steht und die Werkthätigkeit der Menschen und ihre Industrieen Wunder verrichten läßt, verweichlicht die Körper wie es scheint in eben dem Grade, als er die Geister verwildert, weil er sie von den heiligen Idealen abzieht, die sonst noch die einzigen Götter waren, die glanzschimmernd über die Erde dahingezogen kamen.

Wie bedrängt, wie in Noth diese Götter sind, beweist nichts mehr, als daß Carl Gutzkow, dieser Autor, der von der Geistesrichtung seines Jahrhunderts immer eine äußerst genaue Witterung gehabt hat, in der ersten Nummer des jetzigen Jahrganges seiner »Unterhaltungen am häuslichen Heerde« die Autoren und Künstler auffordert: der Standarte der Idealität treu zu bleiben. Der Dampf der Schlote, sagt er ungefähr, umwirbelt die Ideen und verhüllt sie in Rauch. Fast schon scheinen sie verschwunden. Dichter, Künstler, schöne Seelen, schaart Euch zusammen und verliert den Muth nicht, gegen die herrschenden Mächte in die Schranken zu treten. Als der morgenländische Prophet mit seinem treuesten Anhänger einsam in einer Höhle saß und dieser jammernd ausrief: Ihrer sind vierzig und wir

nur zwei, entgegnete Jener: nein, wir ſind drei, denn mit uns iſt Allah! — So iſt auch mit uns ein Geiſtergefolge!

Dieſes Geiſtergefolge, auf das ſich Gutzkow hier beruft, möge es immer mit uns ſein und uns begeiſtern! »Alles, was von ſchweren oder kleinen Anfängen,« ſagt ein moderner Philoſoph, »zu großer Macht und höher herangewachſen, iſt durch Begeiſterung groß geworden. So Reiche, Staaten, Künſte und Wiſſenſchaften.« Laſſen wir uns von den Stoffmenſchen und dem Materialismus nicht entgeiſtern, ſondern halten wir vielmehr feſt an den Genien der Schönheit und der Humanität, damit das heilige Feuer der Kunſt nicht verlöſche und niemals aufhöre mit ſeiner Flamme Herzen und Seelen zu läutern!

---

# An der Quelle.

---

Wie ſo unſtät, liebe Quelle,
Säumig bald, bald ſchnell?
Hierher jetzt und dorthin wieder
Dehneſt Du die weichen Glieder;
Doch ſtets biſt Du hell.

Ach, ſo treibt wohl auch das Leben
Ohne Raſt und Ruh':
Willig ließ' ich mich auch treiben,
Könnt' ich nur ſo klar auch bleiben,
Quelle, ſo wie Du!

Baron Franz Schlechta.

---

# Charfreitag.

Nach Golgatha laßt uns im Geiſte wallen,
Laßt um den Sohn, den göttlichen, den reinen,
Uns mit der ſchmerzenreichen Mutter weinen,
Und mit dem Jünger, den er liebt' vor allen!

Die Erde bebt, der Felſen Häupter fallen;
Denn auch Natur will ſich dem Schmerze einen,
Es will die Sonne ſolchem Tag' nicht ſcheinen,
Der Vorhang ſelbſt reißt in des Tempels Hallen. —

Doch allgemach wird's ſtill und ſtiller immer, —
Es ſchweigt der Menge wildempörtes Toben,
Das Kreuz des Herrn umfließt ein milder Schimmer.

Er hat ſein Haupt geneigt und iſt verſchieden.
Zur Herrlichkeit des Vaters nun erhoben,
Ließ er der Welt ſein Reich und ſeinen Frieden.

Robert Köhler.

# Weißes Haar.

Weit mehr als goldne Orden,
Als prunkender Talar,
Als ſammtne Purpurborden
Schmückt ehrenweißes Haar.

O Haupt, vom Weiß umfangen!
Wohl iſt die Lebensgluth
Dir winterlich vergangen,
Doch auch der Sinne Fluth.

Du biſt nun gleich der Höhe,
Die, treulich eingehägt
Vom ſonnbeglänzten Schnee,
Lenzkeime innen trägt.

Du haſt fürs letzte Bette
Den Schmuck ſchon angethan,
Von Friedhofs Schlummerſtätte
Flog Dir ein Hauch ſchon an.

Schmeil.

---

# Der Mond.

---

Wenn ſtill der Mond am Himmel ſteht,
Und ſeinen Pfad des Lichts
Treu wie ein Bote Gottes geht,
Dann denk' und fühl' ich nichts
Als: Gott der Herr iſt hehr und mächtig,
Und ſeine Welt iſt groß und prächtig.

Ludwig Pape.

---

# Flatternde Gedanken.

## Ein fliegendes Feuilleton

von

Feodor Wehl.

---

Denke Dir, lieber Leſer, oder Du, theure Leſerin, denke Dir, Du ſäßeſt eines ſchönen Sonntagmorgens, nachdem Du behaglich Deinen Kaffee geſchlürft, läſſig zurückgelehnt in einem Schaukelſtuhle und dämmerteſt in ſtillen Gedanken leiſe vor Dich hin. Die Straßen draußen ſind ruhig, die Kirchenglocken läuten, dann und wann rollt ein Wagen vorüber, zu Zeiten bellt ein Hund — Du aber wiegeſt Dich und hängſt Gedanken nach, von denen Du ſelbſt nicht weißt, woher ſie Dir kommen.

Es iſt ſeltſam, was einem ſinnenden Menſchen Alles durch den Kopf gehen kann! Erinnerungen an verſchollene Tage, an begrabene Perſonen, an verlorenes Glück, an ein geleſenes Buch oder ein vergeſſenes Lied in einer Mondnacht beim Rauſchen der Waſſer, beim Wehen der Bäume von ſchönen Mädchenlippen in die lauſchige Nacht hinaus geſungen.

Jener unglückliche Dichter, Gerard de Nerval, den man vor ungefähr einem Jahre in Paris eines nebligen Morgens erhängt fand, hat das ſehr anmuthig in einem franzöſiſchen Gedichte ausgeprägt, das wir hier in einer Uebertragung mittheilen wollen. Es lautet:

Es giebt ein Lied, für das ich gebe
Die ſchönſten Lieder in der Welt,
Es iſt ein Lied, bei dem ich bebe,
Ein Lied, das mir die Seele ſchwellt.

Hör' ich's ertönen, ſeh' ich ragen
Ein Schloß in Lüften ſtolz und frei,
Die Wellen eines Fluſſes klagen
An ſeinem Fuße ſanft vorbei.

Die Scheiben in dem Abendſcheine
Erglänzen mir in Purpurgluth:
Und über Wald und Feld und Haine
Der Fittich lauer Nacht ſchon ruht.

Und auf des Schloſſes Söller ſtehet
Ein Frauenbild gar lieb und traut:
Ihr Aug' erſtrahlt, die Locke wehet —
Wo hab' ich dieſes Weib erſchaut? —

Es giebt in der That Melodieen, an denen das Gedächtniß an gewiſſe Leute oder gewiſſe Verhältniſſe unabwendbar gefeſſelt bleibt. Aber nicht nur Melodieen, auch bei einer beſonderen Art von Geruch kann man feſtſtehend an beſtimmte Dinge erinnert werden. Wir kannten eine Dame, die jedes Mal erbleichte, wenn Reſedaduft zu ihr drang, und zwar deswegen, weil ſie dann immer eines unglücklichen jungen Mannes gedenken mußte, der ihre erſte Liebe geweſen war und ſeinen Tod bei einem großen Brande fand, zu dem er mit Anderen zur Hülfe herbeigeeilt war. Ein paar Stunden vor ſeinem Ende hatte er ihr friſche Reſeda gebracht, und die Reſeda war es denn, die jedes Mal den Schmerz um ſeinen Verluſt in ihr erneuerte.

Es ist überhaupt merkwürdig, was Alles auf den Menschen und wie es auf ihn einwirkt. Das Seltsamste ist uns immer gewesen, daß Schiller sich durch den Geruch fauler Aepfel begeistern ließ, von denen er immer einige, wie seine Biographen melden, in seiner Schreibtischschublade aufbewahrte. Faule Aepfel als den Nektar und das Ambrosia eines Dichters erkennen zu müssen, ist gewiß höchst sonderbar, so sonderbar beinahe, als daß Crebillon der Sohn, einer der frivolsten Schriftsteller, die Frankreich aufzuweisen hat, fast zu derselben Zeit eine ganz junge keusche Engländerin zur Frau erhielt, als der tugendhafte Jean Jaques Rousseau zur Gefährtin seines Lebens nur ein ordinäres Waschweib bekommen konnte.

Dante schildert in seinem unsterblichen Meisterwerke einmal einen Kampf zwischen einem Menschen und einer Schlange, und da dieser Kampf in phantastischem Dunkel und Nebel vor sich geht, so sieht er zum Schluß den Menschen in die Schlange und die Schlange in den Menschen verwandelt; eine Allegorie, die ihr Treffendes hat. Es geschieht tausend Mal, daß während des Kampfes, den das Gute ewig mit dem Bösen bestehen muß, das Böse gut und das Gute böse wird. Eines übt auf das Andere einen wahrhaft dämonischen Einfluß und eine Anziehungskraft aus, die geheimnißvoll und räthselhaft wie sie ist, dennoch sich täglich beinahe wahrnehmen läßt.

Die Unschuld des Jünglings fällt gewöhnlich der raffinirten Kokette zum Opfer und diese selbst wieder, wie oft geht sie nicht an der ersten reinen Empfindung ihres besudelten Herzens zu Grunde! Die Contraste und Widersprüche ziehen sich an und haben sich von jeher angezogen. Cicero, der ernste große Redner, vor dessen donnernder Zornrede das ganze Alterthum erbebte, war ein großer Lacher; und als der sinnige, zarte, fein-

fühlige Plato geſtorben war, fand man die Luſtſpiele des Ariſtophanes bei ihm im Bett.

Solcher Beiſpiele giebt es viele, und zwar ließen ſich dieſelben leicht bis in die neueſte Zeit verfolgen, die an Widerſprüchen wahrhaftig keinen Mangel hat. Aber wir wollen uns hier nicht in die dunklen Schattenſeiten des Lebens allzuſehr vertiefen, ſondern mehr dem Lichte nachgehen, von dem Schelling geſagt hat, daß es im Metall mit dem Klang zuſammen zu einer feſten Maſſe geronnen ſei. Das Gold, das Silber iſt alſo eine Maſſe von Klang und Licht, und daher mag es denn auch wohl kommen, daß klingende, blinkende Münze einen ſo großen Reiz auf die Menſchen ausübt und gewiſſermaßen der Rattenfänger von Hameln geworden iſt, dem die ganze Welt nachläuft: Greiſe und Kinder, Männer und Frauen.

Es exiſtirt ein alter Holzſchnitt, der einen Hanswurſt abgebildet zeigt, welcher, einen großen Käfig mit Affen anſtaunend und die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagend, ausruft: Was der Menſch nicht Alles fürs Geld thut!

An dieſen alten Holzſchnitt, von welchem die »Fliegenden Blätter«, wenn wir nicht irren, jüngſt eine neue Aufwärmung brachten, finden wir uns immer erinnert, wenn wir die neuen franzöſiſchen Stücke ſehen, in denen ſich Alles ums Geld dreht. Das Geld! Das Geld! Ja, das iſt das goldene Kalb, der Baal, um den die Kinder der Welt heut zu Tage mehr denn je wieder tanzen, wenn ſie auch nicht alle Pepita de Oliva oder Lydia Thompſon ſind.

Wir wiſſen nicht, ob es nur an uns liegt, daß wir die Welt im Argen ſehen, aber in der That: ſo erſcheint ſie uns. Nie, däucht uns, haben wir ſo viel von Mordthaten, Räubereien und betrüglichem Weſen gehört, als jetzt. Alle Zeitungen ſind voll

davon und Dinge, die wir ſonſt nur mit ſträubendem Haare geleſen haben würden, leſen wir heut beim Frühſtück, ohne uns auch nur einen Moment den Appetit vergehen zu laſſen. Die Zeit iſt ſo ſchwanger von Graus, daß ſchon das Aergſte keinen Eindruck mehr auf uns hervorbringt.

Wenn der Weltgeiſt vorarbeitend verfährt, ſo ſteht zu erwarten, daß fürchterliche Tage folgen werden, und daß Alles, was er jetzt geſchehen und ſich ereignen läßt, gewiſſermaßen nur eine Vorſchule iſt, durch welche er die Menſchheit hindurchgehen macht, um ſie gegen alle Schrecken einer blutigen Zukunft abzuhärten. Der Materialismus, der heut in Glorie ſteht und die Werkthätigkeit der Menſchen und ihre Induſtrieen Wunder verrichten läßt, verweichlicht die Körper wie es ſcheint in eben dem Grade, als er die Geiſter verwildert, weil er ſie von den heiligen Idealen abzieht, die ſonſt noch die einzigen Götter waren, die glanzſchimmernd über die Erde dahingezogen kamen.

Wie bedrängt, wie in Noth dieſe Götter ſind, beweiſt nichts mehr, als daß Carl Gutzkow, dieſer Autor, der von der Geiſtesrichtung ſeines Jahrhunderts immer eine äußerſt genaue Witterung gehabt hat, in der erſten Nummer des jetzigen Jahrganges ſeiner »Unterhaltungen am häuslichen Heerde« die Autoren und Künſtler auffordert: der Standarte der Idealität treu zu bleiben. Der Dampf der Schlote, ſagt er ungefähr, umwirbelt die Ideen und verhüllt ſie in Rauch. Faſt ſchon ſcheinen ſie verſchwunden. Dichter, Künſtler, ſchöne Seelen, ſchaart Euch zuſammen und verliert den Muth nicht, gegen die herrſchenden Mächte in die Schranken zu treten. Als der morgenländiſche Prophet mit ſeinem treueſten Anhänger einſam in einer Höhle ſaß und dieſer jammernd ausrief: Ihrer ſind vierzig und wir

nur zwei, entgegnete Jener: nein, wir ſind drei, denn mit uns iſt Allah! — So iſt auch mit uns ein Geiſtergefolge!

Dieſes Geiſtergefolge, auf das ſich Gutzkow hier beruft, möge es immer mit uns ſein und uns begeiſtern! »Alles, was von ſchweren oder kleinen Anfängen,« ſagt ein moderner Philoſoph, »zu großer Macht und höher herangewachſen, iſt durch Begeiſterung groß geworden. So Reiche, Staaten, Künſte und Wiſſenſchaften.« Laſſen wir uns von den Stoffmenſchen und dem Materialismus nicht entgeiſtern, ſondern halten wir vielmehr feſt an den Genien der Schönheit und der Humanität, damit das heilige Feuer der Kunſt nicht verlöſche und niemals aufhöre mit ſeiner Flamme Herzen und Seelen zu läutern!

---

# An der Quelle.

---

Wie ſo unſtät, liebe Quelle,
Säumig bald, bald ſchnell?
Hierher jetzt und dorthin wieder
Dehneſt Du die weichen Glieder;
Doch ſtets biſt Du hell.

Ach, ſo treibt wohl auch das Leben
Ohne Raſt und Ruh':
Willig ließ' ich mich auch treiben,
Könnt' ich nur ſo klar auch bleiben,
Quelle, ſo wie Du!

Baron Franz Schlechta.

---

# Charfreitag.

Nach Golgatha laßt uns im Geiſte wallen,
Laßt um den Sohn, den göttlichen, den reinen,
Uns mit der ſchmerzenreichen Mutter weinen,
Und mit dem Jünger, den er liebt' vor allen!

Die Erde bebt, der Felſen Häupter fallen;
Denn auch Natur will ſich dem Schmerze einen,
Es will die Sonne ſolchem Tag' nicht ſcheinen,
Der Vorhang ſelbſt reißt in des Tempels Hallen. —

Doch allgemach wird's ſtill und ſtiller immer, —
Es ſchweigt der Menge wildempörtes Toben,
Das Kreuz des Herrn umfließt ein milder Schimmer.

Er hat ſein Haupt geneigt und iſt verſchieden.
Zur Herrlichkeit des Vaters nun erhoben,
Ließ er der Welt ſein Reich und ſeinen Frieden.

Robert Köhler.

# Weißes Haar.

Weit mehr als goldne Orden,
Als prunkender Talar,
Als ſammtne Purpurborden
Schmückt ehrenweißes Haar.

O Haupt, vom Weiß umfangen!
Wohl iſt die Lebensgluth
Dir winterlich vergangen,
Doch auch der Sinne Fluth.

Du biſt nun gleich der Höhe,
Die, treulich eingehägt
Vom ſonnbeglänzten Schnee,
Lenzkeime innen trägt.

Du haſt fürs letzte Bette
Den Schmuck ſchon angethan,
Von Friedhofs Schlummerſtätte
Flog Dir ein Hauch ſchon an.

Schmeil.

---

# Der Mond.

---

Wenn ſtill der Mond am Himmel ſteht,
Und ſeinen Pfad des Lichts
Treu wie ein Bote Gottes geht,
Dann denk' und fühl' ich nichts
Als: Gott der Herr iſt hehr und mächtig,
Und ſeine Welt iſt groß und prächtig.

Ludwig Pape.

---

# Das ſterbende Mädchen.

Und wenn ich wirklich ſterben muß,
Im Frühling möcht' ich ſterben,
Bei milder Sonne warmem Kuß,
Wenn Blumen mich beerben:
Ein Veilchen meines Auges Licht,
Die Roſen von dem Angeſicht
Soll eine Roſe erben!

In Lenzesnacht, bei Mondenſchein,
Wenn Nachtigallen klagen,
Sollt ihr den Leib ſo bleich und rein
Zu ſeinem Grabe tragen.
Doch gebt nur ja mir mit ins Grab
Die ſtumme Liebe, die ich hab',
Will ſie nach Jenſeit tragen.

Wo's Vöglein ſingt im grünen Hag,
Sollt ihr die Gruft mir graben;
Ich will ein ruhig Schlafgemach
Im Blumenthale haben;
Wo rothe Nelk', Maasliebchen blüh'n,
Die kränzend wohl mein Grab umzieh'n,
Da ſollt ihr mich begraben.

Arthur Richter.

# Der Greis.

Ich war ein Knab' und wünſchte
Ein Jüngling bald zu ſein, —
Und eh' ich's dachte, ſtellte
Die Jünglingszeit ſich ein.

Und als ich war ein Jüngling,
Wünſcht' ich: ach, wär' ich Mann!
Und eh' ich's dachte, rückte
Die Manneszeit heran.

Und eh' ich's dachte, bleichten
Sich meine Haare weiß,
Und eh' ich's dachte, war ich
Ein alter, armer Greis.

Und eh' ich's denke, lieg' ich
Schon ruhig unterm Stein!
O Herr, ſo laß mich ſelig
Am Ziel der Wünſche ſein.

Robert Teufel.

# Friedhoferde.

Ich ſuchte jüngſt am Allerſeelentag
Die Gräber meiner längſt verblichnen Lieben.
Die Erde war vom thaubethränten Grab
An meinem Fuße kleben mir geblieben.

Die Mutter, die in Schmerzen mich gebar,
Lag in dem Grab, gebettet nun zur Ruhe:
Ich trug ein Stück des Menſchen, der ich war,
Der Welt, die ich einſt werde, an dem Schuhe.

Aimé von Wouwermans.

# Nah und fern.

Wenn ich Dich denke, ſtehſt Du fern,
Gleich einem Punkte, wie ein Stern
Auf unerſtieg'ner Höhe:
Doch wenn Dein Wort zum Herzen ſpricht,
So ſteh' ich, wie im Sonnenlicht,
Und fühle Deine Nähe.

Ludwig Pape.

# Im September 1856.

Es bleicht das Laub, das Du noch grün geſehen,
Und ſinkt in Herbſtnachtſchauer zu dem Grunde.
Wie ſollte mir es anders denn geſchehen,
Seitdem das Wort verſtummt iſt Deinem Munde
Und, d'raus ich Licht und Leben einſt getrunken,
Dein ſonnig Aug' in ew'gen Schlaf geſunken?

Tübingen. Adelbert von Keller.

# Nacheiferung.

So wie die junge Aehre
Empor zum Himmel fleht,
Dann, von des Segens Schwere
Gebeugt zur Erde ſteht:
So laßt auch uns erheben
Zum Himmel Hand und Mund,
Und dann der Erde geben
Das uns vertraute Pfund.

Schregel.

# In's Herz!

Die Frucht, die auf dem Baum gereift,
Wird leicht vom Stengel abgestreift,
Und wohl verwahrt von Hand zu Hand
Getragen bis ins fernste Land.
Doch neue Frucht auf and'rer Flur
Erwächset aus dem Kerne nur,
Wenn Ihr an's Herz der Erd' ihn legt,
Und liebend seinen Sprößling pflegt.

Das laßt Euch von den Lehren sagen,
Die wir von Mund zu Munde tragen.

Ludwig Pape.

# Trau're nicht!

Aus finst'rer Nacht wird heit'res Licht geboren,
Die Wintererde ist des Lenzes Schooß;
Der Kummer zieht Dir süße Freude groß,
Und Leid und Liebe ewig sind verschworen.

Drum trau're nicht, wenn Theures Dir verloren,
Deckt auch Dein Liebstes schon des Hügels Moos,
Es ist der Tod des Lebens großes Loos,
Der Schlüssel zu des ew'gen Glückes Thoren.

Es wird Dein Schmerz, das Ird'sche zu verlaſſen,
Dort vor dem Glanz des Himmliſchen erblaſſen,
Sobald die Pforte dazu aufgethan;

Und ob ſie vorher dunkel Dir erſchienen,
Als Eingang zu dem Lichte mußte dienen,
Jetzt ſcheint ſie hell Dir auf der Sonnenbahn.

Julie von Großmann,
geb. Menzel.

---

## Gnome.

---

Der Menſch fürwahr hat keine weite Wahl
In dieſes Lebens ſchrecklichem Gedränge:
Hier einer Hochzeit bunt beſetztes Mahl, —
Dort eines Sarges feierlich Gepränge;
Und zwiſchen dieſen großen Wendepunkten
Steigt hier der Eine, fällt der And're dort;
Doch Alle, die da darbten oder prunkten,
Umfängt zuletzt ein kleiner, ſtiller Ort.

Roman Weißmann.

---

## Venus und Madonna.

---

Ich habe einen Freund, vielleicht hatte ich ihn auch nur, der ſich umhertrieb im Leben, wie ein menſchenverlaſſenes Wrack auf der hohen See. Vor mir tauchte ſein liebes und düſteres

Geſicht je zuweilen auf, um bald wieder zu verſinken. Er pflegte mir bei ſolchen Begegnungen ein Gedicht, irgend ein Erlebniß zu erzählen. In ſeinem Kopfe und in ſeinem Herzen galten Wirklichkeit und Dichtung nur für gleichberechtigte Erſcheinungsformen der geiſtigen Wahrheit. Was ich zuletzt von ihm hörte, will ich weiter erzählen.

Meine Mutter, ſagte er, hat mir zum letzten Male die Bruſt gereicht, als die Zugvögel heimwärts reiſten. Darum habe ich mich nie gegen die Sehnſucht nach der fremden Ferne geſträubt. Es war mir immer, als läge hinter dem Walde und hinter dem Gebirge, das mein Geſichtsfeld begrenzte, die rechte Heimath. Und wenn ich auch wirklich im Winter ein nahrhaftes Amt überkam, und wenn ich auch wirklich einen heißen Sommer hindurch arbeitete und mein Brot verdiente: ſobald die Ziehzeit für meine Schickſalsgenoſſen kam, ſo mußte ich fortwandern über Berge und über Seen ſchiffen; — und wenn ich es nicht mußte, ſo wollte und konnte ich es doch. Der Einzelne iſt, Gottlob und leider! frei zum Leben und zum Sterben, ich meine nicht das Individuum, ſondern den Hageſtolz.

So zog ich denn auch nach Italien, ſaß auf den Trümmern der alten Roma, weinend über die neue. Der Leib kann nur den Ort im Raume ändern, der Geiſt wandert unaufgehalten von Jahrhundert zu Jahrhundert rückwärts und vorwärts.

Ein engliſcher Lord ließ ſich das Coloſſeum mit Fackeln beleuchten und fand einen Menſchen, der ſich auf einem zerbrochenen Mauerſtück in den Schlaf geträumt hatte. Der Menſch war ich. Der Lord hielt mich für eine phantaſtiſche Rarität und nahm mich mit nach Sicilien. Die Engländer ſind auch Wandervögel, aber proſaiſche. Wir Menſchen denken von dem Engländer, wie der Knabe von dem Birnbaum, deſſen harten

Stamm er vergeblich ſchüttelt und dem er deshalb auch keine ſüße Frucht zutraut.

In Siragoſſa beſuchte ich mit meinem Herrn ein Muſeum, und da trennte ich mich von ihm; das ging ſo zu: Man hatte eben eine wunderſchöne Venusſtatue ausgegraben, der Haupt und Hals fehlte; man wollte ſie hier aufſtellen. Du weißt es, daß ich dieſe Rumpelkammern haſſe, die man Muſeen oder ſonſt ähnlich nennt. Die Alten meißelten ihre Bilder, damit ihre Häuſer zu ſchmücken; jetzt baut man Häuſer für die ſteinernen Fragmente.

Der Engländer nahm eine dicke Taſche von Juchtenleder heraus und aus ihr eine Banknote, und legte ſie auf das Marmorſtück und dann noch eine und ſo fort, bis es genug war, und der Verkäufer das Bild einzupacken befahl.

Dann beſchrieb der Lord mit der Hand an der Stelle, wo der Kopf abgebrochen war, ein Oval und bot mir die ganze Taſche von Juchtenleder dar und nickte ein paarmal und ſagte: „Yes!“ — Ich ſchüttelte aber den Kopf und ſagte auch „Yes!“, und damit ging ich meines Weges, aus dem Muſeum fort, wieder in die weite Welt hinein; denn ich hatte ſehr wohl verſtanden, was der Mann ſagen wollte, daß der Kopf nämlich das eigentlich Unbezahlbare ſei. Vielleicht hat der Bildhauer ſelbſt ſein Werk verſtümmelt, weil er an der Möglichkeit der Vollendung zweifelte. Mir war, wie dem Gebrandmarkten das Kainszeichen auf die Stirn, das Bild unauslöſchlich in das Gedächtniß gebrannt, und der Geiſt zermarterte ſich, das Fehlende zu ergänzen. — Freund, ich weiß, daß Du von der ſogenannten Geographie nichts verſtehſt; darum ſage ich Dir nicht, wo ich mir die Köpfe der Weiber beſah, ob nicht der eine oder der andere oder der hundertſte zu meinem Ideal paſſe. Man nennt

das in der Pſychologie eine fixe Idee, und man iſt, glaube ich, in dieſem Falle etwas verrückt.

So wanderte ich allmälig wieder dem geſegneten Vaterlande zu und gerieth, die große Heerſtraße der Reiſenden und die Belrues vermeidend, in fabelhaftes Sandſteingebirge mit überhängenden Blöcken und ſeltſam bekränzten Wänden. Die Gegend iſt bitterlich arm; die Noth entſchleiert die Geſtalten, oft bedeckten kaum Lumpen die Scham; aber auch da findeſt Du Jugend, Schönheit und Glück.

Ich hatte in einem Dörfchen genächtigt und wanderte am frühen Morgen in die Berge hinaus, zwiſchen denen auf- und abſteigende Nebel ſich rankten und ſchlängelten. Die Felskuppen ragten wie wüſte Inſeln aus dem grauen Meer. Ich wollte bei guter Zeit noch eine Wallfahrtscapelle erreichen, bei der ſich am heutigen Heiligentag die Bewohner der Umgegend zahlreich zu verſammeln pflegten. Man hatte mir Wunderbares von dem Marienbilde da oben erzählt, und ich dachte im Stillen bei der Madonna an meine Venus.

Das Mettenglöcklein ſcholl heller und heller zu mir her. Die Sonne warf, friſch erwachend, die Nebeldecke zurück; ich kam von meinem Wildpfade auf eine wohlgebahnte Straße, vor und neben mir zogen buntgeputzte Mädchen und Frauen dem nahen Heiligthum zu. Ernſthafte Männer in dunkeln Jacken und Röcken wanderten paarweiſe unter ihnen und ſprachen von wichtigen Dingen. In der Morgenfrühe klang das »Gelobt ſei Jeſus Chriſt« ſo feierlich, und die Antwort »In Ewigkeit« kam wie ein Echo aus dem Herzen. Wir wendeten um eine waldige Anhöhe und ſahen die kleine Capelle vor uns auf einem wunderſchönen Hügel wie ein Allerheiligſtes auf dem geſchmückten Altar. Mit der wehenden Kreuzesfahne und mit ſummen-

dem Geſange zog eine Proceſſion den Hügel hinan. Die Capelle läutete fort und von dunkelbebuſchten Anhöhen umgeben ſchaute ſie fromm in den Thalweg, den wir daherzogen. Es war mir, als müſſe ich dort von dem quälenden Heidenthum erlöſt werden, das mich von Land zu Land getrieben hatte.

Oben kniete drinnen und draußen die Schaar der Büßer. Ich ging leiſe durch das Portal. Geſang und Orgelſpiel ſchwamm durch die Weihrauchwolken, wie verglimmende Sterne ſchimmerten die Lichter vom Hauptaltar, um den ſich die Gläubigen drängten. Ich trat in eine einſame Seitenniſche. Ein heiliger Sebaſtian verblutete auf dem vortrefflich gemalten Altarbilde unter den Pfeilen wilder Heiden.

Als ich ſo ſtill beſchauend vor ihm ſtand, hörte ich eine Stimme neben mir ſagen: „Ora pro nobis, Sancte Sebastiane!“ — Ich ſah mich um, und ein junger Mönch vom Barfüßerorden hatte die Worte geſprochen. In ſeinen Augen, in allen Zügen ſeines begeiſterten Geſichtes loderten die Gluthen des Scheiterhaufens. Das Martyrium wäre ſeine Luſt, ein Autodafee kein Greuel für ihn geweſen.

„Pro me ne ora!“ ſagte ich, halb zu ihm und halb zu dem Heiligen gewendet.

Der Mönch ſprach in ſeinem italieniſch prononcirten Latein fort und ſagte: »Wie, ich flehe den Heiligen um ſeine Fürbitte an für uns Beide, und Du verſchmähſt ſie? Weißt Du es auch, daß dies Wort an dieſem Orte geſprochen und von anderen Ohren gehört als den meinigen, Dir das Leben koſten könnte?«

»Ich bin ein Proteſtant,« erwiederte ich ihm, »und meinſt Du denn, daß ein ſolcher weniger bereit wäre, als der Mann dort im Bilde, für ſeinen Glauben zu ſterben? — Aber wohlan!

warum rufst Du nicht jene Beter auf, um ihnen zu sagen, weß Geistes Kind ich sei?«

Der Mönch schwieg eine Weile und sagte dann ernst: »Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre von seinem Wesen.«

Wir gingen langsam neben einander aus der Kirche ins Freie. »Wo Gott sein Haus baut,« sagt Luther, »da baut der Teufel seinen Stall nebenan.« — Auch hier stand und zwar ein recht stattliches Gasthaus wenig Schritte tiefer als die Capelle am Abhang. Wir nahmen Platz in der rebenumhangenen Laube des Gärtchens, ein hübsches Mädchen deckte vor uns den Tisch mit Gebirgslinnen, setzte Fastenspeisen darauf und Tokaier perlte in unseren Gläsern.

Mein Gast kam aus Rom als Sendbote an ein deutsches Kloster gleicher Regel; ich hatte seit Wochen hier im Gebirge mich planlos umhergetrieben und nur mit Hirten und armen Webern verkehrt, denen die Noth das Menschsein verkümmerte. Darum war unsere Unterhaltung, so seltsam sie war, spannend und fesselnd für mich. Wir sprachen immer lebhafter, je weniger wir uns verstanden, je mehr wir uns lieb gewannen.

Die Sonne stand in Mittag, als der Mönch sich erhob. »Ich muß,« sagte er, »heute noch ein fernes Ziel erreichen. Hab' Dank und leb' wohl! Du hast mich freundlich aufgenommen, möchten meine Worte nicht ungehört in Dir verklingen, ich werde für Dich beten, und da — Gold und Silber führen wir nicht bei uns, aber ein Gastgeschenk will ich Dir geben, es soll Dir zum Heile gereichen.« — Er reichte mir einen einfachen Rosenkranz von hölzernen Perlen, mit bleiernem Crucifix und ein bedrucktes Papier. »Der heilige Vater,« sagte er dabei,

»hat ihn ſelber geweiht; dem wird viel vergeben, der andächtig betet!«

Er ging damit ſchnell den Weg nach Oſten nieder in ein enges, lang an einem Gebirgswaſſer ſich hinſchlängelndes Thal. Ich ſah ihm nach, bis die Geſtalt mit der ſchwarzen Kutte und der weißen Kapuze bei den Häuſern verſchwand, welche ganz im Hintergrunde das Thal zu ſchließen ſchienen.

Mein Weg führte mich weſtwärts über das Gebirge; die hübſche Wirthstochter beſchrieb mir den Weg nach einer einſamen Baude, in der ich bei einem Ziegenhirten übernachten könne. Dabei füllte ſie mir, auf meinen Wunſch, die Reiſetaſche mit einigem Vorrath, und wir ſchieden wie alte Freunde. Sie mochte mich nach dem langen, fremdklingenden Geſpräch mit dem Mönche ſchwerlich für einen Ketzer halten.

Ich mußte erſt abwärts, dann wieder eine ziemlich ſteile Felspartie aufwärts wandern. Ein Waldbach murmelte bald näher, bald ferner mir zur Seite, oft glaubte ich ihn zu erreichen, aber dann beugte mein Fußpfad wieder nach der andern Seite um. Es war ganz einſam ringsum, kaum raſchelte hier und da ein Vogel im Gebüſch, die Ausſicht öffnete ſich ſelten und nur für einige Schritte nach einer Seite. Es fing an zu dunkeln: die Berge vor mir verdeckten die langſam ſinkende Sonne. Nun war die Höhe erreicht, ich bog um einen hochaufgerichteten Felsblock und die reizendſte Abendlandſchaft lag vor mir.

Die fernen Berge ſchimmerten roth und golden, im Thale unter mir dunkelte es ſchon. Man ſah die Kirche nicht mehr, deren Abendgeläute zwiſchen die Felſen empordrang. Und dicht vor mir, ganz hell und roſig umglänzt, kniete ein ſchönes Mädchen in ſchmucker Gebirgstracht vor einem halb verfallenen ſtei-

nernen Heiligenbilde. Die frommen Augen hatte ſie geſenkt, die rothen Lippen bewegten ſich eifrig im ſtillen Gebet und zwiſchen den zierlichen Fingern glitten die Kugeln des Roſenkranzes einzeln hindurch. Sie hatte ein liebliches Opfer, einen bunten Kranz von Gebirgsblumen, auf die zerbrochenen Stufen gelegt. — Ich blieb ſtehen, um ihre Andacht nicht zu ſtören: nun bekreuzte ſie die reine Stirn und die jugendliche Bruſt, neigte ſich tief vor dem ſteinernen Heiligen und ſtand auf. Alsbald fiel ihr Auge auf mich. Ich trat ihr mit frommem Gruße und freundlichem Worte näher und fragte nach der Baude, und ob man mir da wohl ein Nachtlager geben würde.

»Es ſind nur wenig Schritte dahin,« ſagte das Mädchen, »mein Vater wird Euch gern aufnehmen, und ich werde Euch friſches Kraut zum Schlafe zurechtlegen.«

Der alte Mann ſaß vor der Hütte und grüßte mich gaſtfreundlich. »Wir bekommen hier ſelten einen Fremden zu ſehen!« ſagte er.

Marie brachte Milch und Käſe, ich packte mein Mitgebrachtes aus; wir hielten ein feſtliches Mahl. Der gute Wein erfreute des Alten Herz. Er ſprach von ſeiner Jugend und den Seinigen, die ihm Alle vorangegangen waren, bis auf dieſe einzige Tochter. — Es war ſpäter Abend, als ich auf meinem dürftigen Bette Ruhe ſuchte.

Als ich am andern Morgen Abſchied nehmen wollte, zog ich den Roſenkranz des Mönchs hervor und den päpſtlichen Zettel, und gab Beides dem freundlichen Mädchen. Sie erkannten den heiligen Werth des Geſchenkes, und der Alte war auf eine Gegengabe bedacht. Er öffnete eine lange Lade, auf welcher er geſchlafen hatte, und neſtelte lange darin umher, bis er endlich ein kleines Kreuz von Bergkryſtall, in geſchwärztes Silber ge-

faßt, hervorzog und mir reichte. Ich nahm es ſinnend in die Hand und fühlte mich wunderſam befriedigt. Die Seele vergaß der geſpenſtiſchen Sehnſucht nach dem Haupte der heidniſchen Göttin vor der heiligen Einfalt, welche hier aus vier Stückchen gemeinen Geſteins ein herrlich ſymmetriſches Ganze geformt hatte. Wie Spukgeſtalten entfloh all' mein wüſtes Wünſchen, mein thörichtes Suchen. Ich habe viel tauſend Kreuze geſehen, mein Blick glitt unbedacht darüber hin. Hier erſt ging es mir auf, das Geheimniß, das ſich nicht in Worten und Werken, nur im unausſprechlichen Dunkel des tiefinnerſten Herzens offenbart. Welches Menſchen Sinn und Kunſt will es in Zahlen und Buchſtaben ausdrücken, warum eben dieſes Verhältniß der Theile ſo wohlthuend wirke, wie ſelten würde es ſelbſt demſelben Künſtler gelingen, zweimal genau dieſelbe Harmonie hervorzuzaubern. Wie muß ſelbſt das, was ich Dir erzähle, dem Uneingeweihten ſo unverſtändig vorkommen, weil es ihm unverſtändlich bleibt.

Ich küßte unwillkürlich das Kreuzchen und gab es dann dem Alten zurück. »Nein, alter Vater!« ſagte ich, »das wäre ein Frevel, das Kleinod mitzunehmen; aber glaubt mir: ein Segen war es für mich und ein böſer Unhold iſt davor von mir gewichen, der mich lange und übel geplagt hat. Gott lohn' es Euch und geſegne mit ſeinem heiligen Geiſte das Kreuz für Jeden, der es trägt, und für Jeden, der es anſieht.«

Damit nahm ich ſchnell meine Wandertaſche und den Stab und ſprang von Fels zu Fels den Abhang hinab und dem breiten Wege zu, der an der gegenüberſtehenden Wand ſich hinſchlängelte. Noch ferne winkte mir das Tuch des Mädchens Gruß und Dank.

Und nun, leb' wohl!

Albrecht Pancritius.

# Wiegenlied.

Herbſtliche Blume
Neiget das Haupt,
Vögelein flattert
Des Obdachs beraubt;
Im Schooße der Mutter
Süß ſchlafe, mein Kind,
In Sturm und Wetter
Wiegt er Dich lind. —

Herbſtlicher Schauer
Brauſet herab,
Blätter ſie weben
Ueber das Grab,
Im Schooße der Erde
Iſt ſüßere Ruh',
Ein leuchtender Engel,
Mein Knabe, biſt Du!

Karl Kochy.

# Unbewußtes Glück.

Zwei Kinder ſpielten am Fuße
Des Hügels, auf dem ich ſaß,
Den Schooß voll bunter Blumen
Vom glitzernden Thau noch naß.

Sie lachten und warfen die Blumen
Sich in das friſche Geſicht,
Sie waren ſo überglücklich
Und kannten ihr Glück doch nicht.

Und ich — in meiner Erkenntniß, —
Saß droben mit Seherblick;
Ich ſah ihrer Lebenstage
So wechſelvolles Geſchick:

Ich ſah zwei Menſchenleben
Voll Arbeit, Müh' und Noth,
Darinnen ein wenig Liebe,
Und endlich den ſtillen Tod!

Breslau. Karoline Stenzel.

---

# Aus Italien.

---

Wohl grünet im Süden
Der Lorbeerhain,
Er ladet den Müden
Zur Ruhe ein,
Er ſpendet die Krone,
Mit Blättern belaubt,
Dem Muſenſohne
Fürs würdige Haupt!

Wohl ſeh' ich golden
Orangen glüh'n,
Verſteckt im holden,
Im ſaftigen Grün!

Wohl ſeh' ich ſproſſen
Auf ſchwindelnder Höh',
Vom Gießbach umfloſſen
Die Aloe!

Doch eine Blume
Vermiſſ' ich nur
Im Heiligthume
Der grünenden Flur,
Die bei uns im Norden
Zum Herzen ſpricht
Mit mahnenden Worten:
Vergißmeinnicht.

Oswald von Uechtritz.

---

## Der tiefſte Grund.

---

Droben auf des Berges Zinne,
Wo der Abgrund finſter graut,
Schwanden mir beinah' die Sinne,
Da ich jüngſt hinab geſchaut.
Nicht für eine Königskrone
Wagt' ich mich in dieſen Schlund,
Denn ſo tief iſt zweifelsohne
Auf der Welt kein zweiter Grund.

Doch, mein Freund, der Philoſophe,
Sprach gelehrt: dies ſei nur Schein,
Schein ſei Nichtſein und, bei Jove!
Nur das Sein ſei wirklich Sein.

Alſo ſprach er wohl ein Stündchen —
Bis ich ſchaudernd ihm geſtund,
Tiefer ſei ſein kleinſtes Gründchen
Als der tiefſte Höllenſchlund.

Plötzlich kam mein Lieb' geſprungen
Luſtig aus dem Buſch herfür.
Ach, von ihrem Arm umſchlungen,
Schwanden ganz die Sinne mir!
Mit unſtreitigen Beweiſen
Lehrte küſſend mich ihr Mund,
Daß kein Grund ſei aufzuweiſen
Tiefer, als der Herzensgrund.

Robert Urban.

---

# Der Friedhof bei Aspern im Marchfeld.

(Bruchſtück.)

---

Werden Sie, verehrter Freund, einem ſo unbedeutenden Bruchſtücke Platz gönnen wollen? Zweige und Gerümpel bedecken wohl bei weitem mehr den Boden, als ſtattliche Stämme, doch ſind es Zweige, womit wir das ſchönſte Feſt der Chriſtenheit, Leid wie Freud' bezeichnen!

Es war in der erſten Hälfte der letztverfloſſenen dreißiger Jahre; man reiſte nicht mit Blitzesſchnelle wie jetzt auf Eiſenbahnen, durch den größeren Theil von Europa, doch wimmelte es von Fremden, die ihr Verweilen nach Maßgabe deſſen, was der Ort eben darbot, nur um ſo mehr verlängerten, in allen bedeutenderen Städten.

Wien namentlich bildete damals einen von den Engländern in eben dem Verhältniſſe geſuchten Vereinigungspunkt, als ſie ihn jetzt zu meiden ſcheinen. Gar viele Umſtände lagen da zu Grunde. War doch aus Deutſchlands Fluren das alte heilige römiſche Kaiſerreich wie mit einem Schlage entſchwunden, um, ein Phönix aus ſeiner Aſche, in neuer Geſtalt verjüngt an den Ufern der Donau zu erſtehen. Dort ſah man daſſelbe in erbittertem Kampfe mit dem mächtigſten und zugleich glücklichſten Gegner der Zeit, nach jedem Feldzuge blühende Königreiche verlierend, doch immer unerſchüttert zu neuem Waffengange bereit ſtehen, bis zur endlichen Bewältigung des fürchterlichen Feindes.

Es lohnte wohl der Mühe, das Land, die Monarchie näher kennen zu lernen, wo ſo Außerordentliches war geleiſtet worden, und wo jetzt, in der Ruhe des Friedens, alles der umfaſſendſten inneren Entwickelung entgegenging.

Für Engländer vollends war da doppelter Reiz! Hatte doch die öſterreichiſche Monarchie, als Englands treueſter Bundesgenoſſe, ſo manchen dieſer ſchweren Kämpfe rein im engliſchen Intereſſe durchgefochten, Ströme Blutes ſeiner tapferen Krieger vergoſſen, ſich eine drückende Nationalſchuld aufgeladen, und England hatte noch nicht, auf den unerklärlichen Abweg des achtundvierziger Jahres verleitet, ſo viel edler Aufopferung mit ſo ausgeſprochenem Undank gelohnt; es brauchte Wien nicht zu haſſen, wie man wirklich den immer am gründlichſten haßt, dem man das empfindlichſte Unrecht angethan.

Alſo es war im Beginn der dreißiger Jahre, und der Verkehr mit den in Wien zahlreichen Engländern hatte beſondere Reize: Die ausgeprägte Männlichkeit dieſes Volkes, dieſe Verläßlichkeit bis herab zu den kleinſten Dingen, dieſe Rüſtigkeit zu jedem Unternehmen, dieſen ſich ſelbſt beherrſchenden freien

Scherz, dieſen ungetrübten Blick, als Ergebniß der Vertrautheit mit den Eigenthümlichkeiten ſo vieler fremder Länder, dieſe Unverbrüchlichkeit des Worts, das feſte Aushalten beim Freunde — (woher denn eben doch in letzteren Jahren ſo manche Maßnahme gegen den immer bewährt gefundenen alten Bundesgenoſſen?).

In ſeinem ganzen Verhalten das Bild einer bis zur Zierlichkeit geſteigerten Ordnung, innerhalb dieſer Schranken aber von einer anmuthigen Unbefangenheit, die er gegenſeitig ehrt und anſpricht, iſt der Engländer ein unendlich ſchätzbarer Gefährte — und ſo war es Major M.' R—, eine ausgezeichnete Erſcheinung, mit dem feinen Lächeln, das ihm um den Mund ſpielte, und eben ſo den klugen Schotten als den Mann zeigte, dem näheres Anſchließen an den Freund Bedürfniß iſt.

Schwer verwundet als junger Officier unter Wellington in der Schlacht von Toulouſe, reiſte M.' R— nach überſtandenem langen Krankenlager; zahlreiche, mit eben ſo viel Geiſt gewählte als mit großer Sicherheit ausgeführte Landſchaftzeichnungen, zeugten von einem eben ſo zarten als richtigen Sinn.

»Könnte es Ihnen angenehm ſein, daß wir zuſammen das Schlachtfeld von Aspern und Wagram abgingen? Ich habe die ausführlichen Pläne dieſer Schlachten in der Kupferſtichgallerie des Erzherzogs mit großer Genauigkeit durchgearbeitet, und kann Ihnen einſtehen für einen gut unterrichteten Führer.«

Mit Freude nahm ich die Aufforderung an; hatte ich doch, ein geborener Oeſterreicher und Oeſterreicher mit Leib und Seele, überdies ſeit Jahrzehenden in Wien, dieſe merkwürdigen Gefilde noch nicht betreten. Nicht recht. Da bluteten ſo viele Tauſende im Kampfe für die Ehre und das Wohl des Landes, da fiel der väterliche Freund meiner frühen Jugend, der Cuiraſſieroberſt Motzen, der mit Befehlen aus dem Hauptquartier ange-

kommen, und bestimmt, sogleich dahin zurückzukehren, es sich ausgebeten hatte, an dem ersten Angriff Theil zu nehmen, und der der Erste war, den eine Kanonenkugel vom Pferde riß. Es ist Bürgerpflicht, die Eindrücke, wie sie solche Oertlichkeiten im Gemüthe aufregen, hervorzurufen, zu pflegen. Man glaubt das thun zu können, wenn man die Schlachtlinien auf dem Papiere verfolgt, und ich war bis dahin ein treuer Sohn des in so Vielem papiernen Jahrhunderts gewesen.

Was ist doch ein Schlachtfeld, im Betracht zu der Größe und Ausdehnung der Reiche, deren Schicksale da entschieden werden, für ein winziger Raum! Aber wie mühselig wird es, wenn es gilt, alle die Felder, Wiesen, Gräben, Hecken, Dörfer und Weiler auf stundenweite Ausdehnung abzuschreiten! Und an dem Schlachttage waren da überall Tod und Wunden, und Brand und Zerstörung, und Massen Fußvolks und Reiterei und Batterien stürmten rasselnd nach allen Seiten hin! So viele zwanzig Jahre waren seit jenen heißen Tagen vergangen, und noch konnte das kriegerisch geübte Auge meines Freundes mir überall die deutlichen Spuren und Merkmale der Bewegungen, des Kampfes nachweisen, und wie Vieles davon wird wohl selbst jetzt noch nachweisbar sein!

Wir begannen mit dem äußeren Umfang des Schlachtfeldes, durch alle die Ortschaften bekannten Klanges. Ach, wie milde, wie belebend waren die Lüfte, wie stolz wogten die Getreidefelder — auch damals war es so, aber es galt nur die eisernen Würfel des Kampfes zu rütteln!

Hier war es ein Haus, bei dem die Feldherren verweilt und Befehle ertheilt hatten; da eine Gruppe Bäume, wo eine Batterie mit besonderer Wirkung ihr verheerendes Spiel getrieben hatte; dort eine andere das Auge bestechende Fernsicht, was mei-

nen Freund feſſelte und bald als lebensvolle Skizze ein Blatt in ſeinem Zeichenbuche füllte; aber darüber vergingen Stunden, und der Tag neigte zu Ende, als wir zu dem Donauarm gelangten, der hier das Marchfeld begrenzt, und uns auf den Brennpunkt, wenngleich nicht des Handgemenges, ſo doch des ganzen Kampfes, die Inſel Lobau, das Hauptquartier Napoleon's, überſetzen ließen.

Das war eine andere Welt! Eine Einſamkeit, wie ſie kaum noch das Thal des Miſſiſſippi bieten mag; ein unüberſehbarer Grasboden, darauf einige Hundert Hirſche, die eigentlichen Bewohner, einzeln und in größeren Haufen weidend; das einfache Jägerhaus in der Mitte, und rund um die Inſel der mächtige Strom, die unermeßliche Waſſermaſſe vorwärts treibend, aber offenbar ſich ſeiner Kraft nicht bewußt, ſonſt müßte er, ſo ſcheint es, das ganze wenig erhobene Erdreich ſchon längſt fortgeſchwemmt haben.

Jetzt war hier lautloſe Stille, aber damals, an den heißen Entſcheidungstagen, welch' ein Getümmel! welch' ein dumpfes Gebrauſe! Der Kaiſer, die Marſchälle, die Garden, die ganze Armee!

Noch ſtanden in einem Gehölze, vollkommen gedeckt durch die hohen Bäume, erhalten wie am erſten Tage ihrer Vollendung, zwei mächtige Batterien aus hohem Erdaufwurf, beſtimmt, erbarmungslos die öſterreichiſchen Colonnen niederzuſchmettern im Falle des Verſuchs einer Landung und Angriffs. Noch war ſie vollkommen erhalten, die breite, wohlgeſchotterte, mit Laternpfählen an beiden Seiten ausgeſtattete Heerſtraße, auf welcher damals die franzöſiſchen Truppen und Kanonen, quer durch die Inſel, ſich zu der gewählten Stelle des Uebergangs nach dem Marchfeld bewegten! Man zeigte uns den Platz, wo Hunderte

der vom Schlachtfelde herübergebrachten Verwundeten den tödtlichen Verletzungen unterlagen und begraben worden waren; jetzt war das ein üppiges Gesträuch von Haselnußstauden, aus denen mein Freund, zum bleibenden ernsten Andenken, für Jeden von uns einen starken Stab wählte und zuschnitt.

Mittlerweile war es später Abend, ja angehende Nacht geworden, aber der Vollmond verbreitete Tageshelle, warf hier einen tiefen scharfen Schatten, hob dort im glänzendsten Lichte eine andere Stelle hervor, als wir, von der Lobau zurückgelangt, die Richtung des damaligen Marsches der französischen Truppen gegen Aspern verfolgten.

»Himmel, was ist es an diesem Flecke heiß hergegangen,« rief plötzlich der Major, als wir, noch in ziemlicher Entfernung vom Orte selbst, zuerst des kleinen dazu gehörigen Friedhofs ansichtig wurden. »Sie denken wohl nicht, mein lieber Freund, was so eine, noch so niedere Brustwehr, wie die Einfassungsmauer des Friedhofs hier, für eine mächtige Waffe wird in offener Feldschlacht?«

»Sehen Sie doch, sehen Sie hier,« mich bei der Hand ergreifend, »wie die stürmende Heeressäule des Feindes nach jedem Deckmittel griff, um sich gegen die mörderischen Kugeln des Kleingewehrfeuers zu schützen,« womit mich der Major feurig vor eine jener offenen Capellen führte, wie sie an unseren Landwegen stehen und hier in der Nähe des Gottesackers stand, ein breiter Wandpfeiler mit einem schmalen Vordache, und auf der Mauerfläche und dem Kalkgrunde gemalt eine Vorstellung der heiligen Mutter Gottes oder anderer Heiligen.

[illegible]her Nähe bei der Mauer des Gottesackers, wie das war, konnten die heranstürzenden Soldaten dahinge Athemzüge Ruhe schöpfen, um dann um so

rascher an den im Kirchhofe selbst aufgestellten Feind zu gelangen.

»Sehen Sie, wie man sich beeilte, die Kommenden zu begrüßen?« und damit machte mich mein Begleiter auf die zahlreichen Spuren der Gewehrkugeln aufmerksam, wie sie rings in den breiten Wandpfeiler der Capelle eingeschlagen, und in strahlenförmig ausgezackter Rundung den Kalkanwurf herausgebrochen hatten. Man konnte genau die Zahl der Schüsse bestimmen, die sich hierher verirrt hatten.

Hastig schritten wir vorwärts gegen den Friedhof, als müßten wir da noch so viel Spuren mehr des mörderischen Kampfes finden, und traten ein durch das halbverwitterte, hölzerne, wie überall auf dem Lande nicht versperrte Gitter des Thorwegs in den, im Verhältnisse zu den umliegenden weit gestreckten Feldern nur wenig ausgedehnten, der ewigen Brache gewidmeten Raum.

Tiefes Schweigen, Grabhügel ohne Ordnung ringsum, daran hervorstehende nach allen Richtungen sich schief beugende, kleine Erinnerungskreuze. — Tausende aller Völkerschaften Europas, aller Bekenntnisse haben hier geblutet! die verstümmelten Leichen wurden in gemeinschaftliche Gräber geworfen; nicht das leiseste Andenken weiter an die erschütternden Augenblicke entfesselter Wuth und Erbitterung, kühner, selbstaufopfernder Entschlossenheit, des Mordens, des Schmerzes, — verhallt wie der damals übertäubende Donner der Geschütze, — entschwunden, — wie nie da gewesen.

Aber während wir uns so augenblicklich den Betrachtungen überließen, fielen unsere Blicke auf die Mitte des kleinen Gottesackers, wo sonst immer das hohe hölzerne Kreuz steht mit dem Bilde des für die Erlösung des Menschengeschlechtes gekreu-

zigten Heilands. Nichts davon war hier zu sehen: statt dessen, überzogen von den hellsten Strahlen des Mondes, blendend weiß, war es die stehende Gestalt des Heilands, in colossaler Größe aus Stein gebildet, die uns von nicht sehr hohem Untergestelle wie entgegen trat, das Haupt milde gebeugt zu Allen den hier im Herrn Ruhenden, und durch die Haltung der Hände sie gleichsam freundlich zu sich heranziehend.

Der Anblick war überwältigend, wir standen in andachtsvoller Hingebung.

War das Gebilde neu gesetzt? war es zum Denkmal an die Ereignisse hier bestimmt? Fast schien es so. Von dem Untergestelle schien Schrift zu winken; wir stürzten darauf. Ich bin die Auferstehung und das Leben. Evang. Johannis XI. 25. lautete es da, und keine Erwähnung weiter von all' dem menschlichen Getriebe hienieden, wie nach starken Gewittern, die erst nach schweren Wolken sich nur schwarz am äußersten Horizonte lagern, oder das erst noch im Sturme aufgeregte Meer nur einzelne lange Wellen leise den Strand hinangleiten läßt.

---

Es herrschte eine Klarheit in der Luft, wie bei Tageshelle; der Major konnte die Hauptumrisse der Umgebung in ihren gegenseitigen Verhältnissen seinem Zeichen- und Tagebuche eintragen. Nach wenigen Tagen sah ich die vollendete Zeichnung. Der kleine Kirchhof mit seinen unordentlichen Grabhügelreihen, mit der niederen Umfassungsmauer bildete gleichsam den Stamm des Bildes; darüber hinaus war die weite Ebene, unterbrochen durch Waldgruppen und auftauchende Ortschaften; im fernen Hintergrunde der Kranz des Kahlengebirgs, zu dessen Füßen der

Thurm der Kathedrale das Daſein der öſterreichiſchen Hauptſtadt andeutete. Alles beherrſchend aber in der Mitte die coloſſale Geſtalt des Heilands, deren milde geſenktes Haupt, wie der Künſtler ſeine Stellung gewählt hatte, über die Höhen des Gebirgszuges gebietend hinüberragte, wie das Auge der Gottheit in hoher Weisheit und gütig über den Ereigniſſen hienieden wacht.

Grätz, 12. Januar 1857.

v. Steinbüchel-Rheinwall.

---

## Ein Traum.

Ging ich einſt zum Walde hin,
Dachte da in meinem Sinn:
Wenn ich doch ein Vöglein wär',
Möchte fliegen hin und her!

Flöge hin zum Blätterſchloß,
Schneller als das ſchnellſte Roß,
Jubelte dann frank und frei
Meines Liedes Melodei.

Kaum hatt' ich es ausgedacht,
Da erwuchſen — welche Pracht! —
Mir zwei bunte Flügelein,
War ich nun ein Vögelein!

Ei, da ging es huſch, huſch, huſch
Luſtig fort von Buſch zu Buſch,
Schmetternd zog mein Vogelſang
Durch die Lüfte frei und frank.

Ach, da kam ein Jägersmann
Mit Gewehr und Hunden an,
Zielt' auf mich im Tannenhaus...
Puff! Mein schöner Traum war aus.

Rudolph Berner.

---

## Abendhauch.

Was knistert im dürren Laube?
Was flüstert im stillen Hain?
Das sind die freundlichen Elfen,
Versammelt im Mondenschein.

Sie pflücken sich blaue Veilchen,
Sie schmücken ihr blondes Haar,
Es schlingt sich zum lieblichen Reigen
Die springende, singende Schaar.

Und munter ins murmelnde Bächlein
Hinunter springen sie all',
Und holen herauf vom Grunde
Gar manchen schönen Krystall.

Sie schmiegen sich an einander,
Sie fliegen fort im Wind,
Und bringen ihre Schätze
Dem träumenden Menschenkind.

Wien. Robert Teufel.

---

# An den Mond.

Ich eile durch die Straße,
Befrackt und ſchön friſirt,
In eine Theegeſellſchaft
Bin heut' ich invitirt.

Da ſchau'ſt Du, Mond, hernieder,
Geh'ſt auch wohl zum Souper?
Ja, ja, ich hab's errathen,
Zur Sternen-Aſſemblée.

Du wirſt Epoche machen,
Du haſt ein bleich' Geſicht,
Und iſt's auch nur vom Schwiemeln,
Man überſieht Dich nicht.

Mit Deinen Sternen-Damen
Da ſchwelgſt Du jede Nacht,
Das hat Dein volles Antlitz
So bleich und blaß gemacht.

Nun, geh' zu Deinen Damen! —
Ich ſtehe vor der Thür,
Ich wünſche viel Vergnügen
Uns Beiden: Dir, wie mir!

Friedrich Grauer.

# Welch' ein Auftritt!

## Luſtſpiel in einem Acte

von

Alexander Graf X.

---

### Perſonen:

Doctor Eiſenbart, praktiſcher Arzt in Berlin.
Clementine, ſeine zweite Frau.
Philippine, ſeine Tochter erſter Ehe.
Leopold Baum, Gutspächter.
Ein Soldat.

Scene: Vorzimmer beim Doctor mit drei Thüren in der Hinterwand. Die eine führt nach Clementinens, die andere nach Philippinens Gemach. Die mittlere bildet den allgemeinen Aus- und Eingang. Im Vorderflügel d. S. links ein Fenſter.

### Erſter Auftritt.

Der Doctor. Clementine.
(Aus der Letzteren Zimmer kommend.)

Clementine. Bleib' auch nicht zu lange aus, liebes Männchen!

Doctor. Nicht eine Secunde länger, als meine Patienten mich in Anſpruch nehmen. Dafür bürge Dir meine Eiferſucht.

Clementine. Du könnteſt wirklich derlei unnütze Beſorgniſſe hegen?

Doctor. Ich bin eiferſüchtig, wie ſieben Türken auf einmal. Ein Mann in meinen Jahren —

Clementine. Noch nicht fünfzig —

Doctor. Zum Zweitenmale verheirathet mit einer jungen, ſchönen Frau —

Clementine. Die ihn anbetet —

Doctor. Muß eiferſüchtig ſein! Ich bitte Dich, Clementine, bleib' in Deinem Zimmer; tritt nicht an dies Fenſter, bis ich zum Eſſen heimkehre.

Clementine. Wie Du wünſcheſt.

Doctor. Leb' wohl! (drängt ſie in ihre Stube.) Denke mein! Geh' hinein!

Clementine (im Abgehen). Wandle auf Roſen!

Doctor. Und vergiß mein nicht! (Er zieht den Schlüſſel von der Mittelthür ab.) Für alle Fälle! (Er geht; man hört ihn von außen die Thüre ſchließen.)

## Zweiter Auftritt.

Leopold. Philippine.

(Aus der Letzteren Zimmer kommend.)

Philippine. Mein Vater wird niemals einwilligen, wenn Sie nicht durch ſeine Frau auf ihn zu wirken vermögen. Dieſe müſſen Sie für ſich gewinnen; ihr kann er nichts verweigern.

Leopold. Aber was hat Er gegen mich?

Philippine. Daß Sie kein Gelehrter ſind! Seine fixe Idee: ich ſoll Frau Profeſſorin heißen.

Leopold. Können denn alle Mädchen Profeſſoren heirathen? Giebt es denn ſo viele Gelehrte? Wenn nun jeder Vater

kommen, und bestimmt, sogleich dahin zurückzukehren, es sich ausgebeten hatte, an dem ersten Angriff Theil zu nehmen, und der der Erste war, den eine Kanonenkugel vom Pferde riß. Es ist Bürgerpflicht, die Eindrücke, wie sie solche Oertlichkeiten im Gemüthe aufregen, hervorzurufen, zu pflegen. Man glaubt das thun zu können, wenn man die Schlachtlinien auf dem Papiere verfolgt, und ich war bis dahin ein treuer Sohn des in so Vielem papiernen Jahrhunderts gewesen.

Was ist doch ein Schlachtfeld, im Betracht zu der Größe und Ausdehnung der Reiche, deren Schicksale da entschieden werden, für ein winziger Raum! Aber wie mühselig wird es, wenn es gilt, alle die Felder, Wiesen, Gräben, Hecken, Dörfer und Weiler auf stundenweite Ausdehnung abzuschreiten! Und an dem Schlachttage waren da überall Tod und Wunden, und Brand und Zerstörung, und Massen Fußvolks und Reiterei und Batterien stürmten rasselnd nach allen Seiten hin! So viele zwanzig Jahre waren seit jenen heißen Tagen vergangen, und noch konnte das kriegerisch geübte Auge meines Freundes mir überall die deutlichen Spuren und Merkmale der Bewegungen, des Kampfes nachweisen, und wie Vieles davon wird wohl selbst jetzt noch nachweisbar sein!

Wir begannen mit dem äußeren Umfang des Schlachtfeldes, durch alle die Ortschaften bekannten Klanges. Ach, wie milde, wie belebend waren die Lüfte, wie stolz wogten die Getreidefelder — auch damals war es so, aber es galt nur die eisernen Würfel des Kampfes zu rütteln!

Hier war es ein Haus, bei dem die Feldherren verweilt und Befehle ertheilt hatten; da eine Gruppe Bäume, wo eine Batterie mit besonderer Wirkung ihr verheerendes Spiel getrieben hatte; dort eine andere das Auge bestechende Fernsicht, was mei-

nen Freund feſſelte und bald als lebensvolle Skizze ein Blatt in ſeinem Zeichenbuche füllte; aber darüber vergingen Stunden, und der Tag neigte zu Ende, als wir zu dem Donauarm gelangten, der hier das Marchfeld begrenzt, und uns auf den Brennpunkt, wenngleich nicht des Handgemenges, ſo doch des ganzen Kampfes, die Inſel Lobau, das Hauptquartier Napoleon's, überſetzen ließen.

Das war eine andere Welt! Eine Einſamkeit, wie ſie kaum noch das Thal des Miſſiſſippi bieten mag; ein unüberſehbarer Grasboden, darauf einige Hundert Hirſche, die eigentlichen Bewohner, einzeln und in größeren Haufen weidend; das einfache Jägerhaus in der Mitte, und rund um die Inſel der mächtige Strom, die unermeßliche Waſſermaſſe vorwärts treibend, aber offenbar ſich ſeiner Kraft nicht bewußt, ſonſt müßte er, ſo ſcheint es, das ganze wenig erhobene Erdreich ſchon längſt fortgeſchwemmt haben.

Jetzt war hier lautloſe Stille, aber damals, an den heißen Entſcheidungstagen, welch' ein Getümmel! welch' ein dumpfes Gebrauſe! Der Kaiſer, die Marſchälle, die Garden, die ganze Armee!

Noch ſtanden in einem Gehölze, vollkommen gedeckt durch die hohen Bäume, erhalten wie am erſten Tage ihrer Vollendung, zwei mächtige Batterien aus hohem Erdaufwurf, beſtimmt, erbarmungslos die öſterreichiſchen Colonnen niederzuſchmettern im Falle des Verſuchs einer Landung und Angriffs. Noch war ſie vollkommen erhalten, die breite, wohlgeſchotterte, mit Laternpfählen an beiden Seiten ausgeſtattete Heerſtraße, auf welcher damals die franzöſiſchen Truppen und Kanonen, quer durch die Inſel, ſich zu der gewählten Stelle des Uebergangs nach dem Marchfeld bewegten! Man zeigte uns den Platz, wo Hunderte

der vom Schlachtfelde herübergebrachten Verwundeten den tödtlichen Verletzungen unterlagen und begraben worden waren; jetzt war das ein üppiges Gesträuch von Haselnußstauden, aus denen mein Freund, zum bleibenden ernsten Andenken, für Jeden von uns einen starken Stab wählte und zuschnitt.

Mittlerweile war es später Abend, ja angehende Nacht geworden, aber der Vollmond verbreitete Tageshelle, warf hier einen tiefen scharfen Schatten, hob dort im glänzendsten Lichte eine andere Stelle hervor, als wir, von der Lobau zurückgelangt, die Richtung des damaligen Marsches der französischen Truppen gegen Aspern verfolgten.

»Himmel, was ist es an diesem Flecke heiß hergegangen,« rief plötzlich der Major, als wir, noch in ziemlicher Entfernung vom Orte selbst, zuerst des kleinen dazu gehörigen Friedhofs ansichtig wurden. »Sie denken wohl nicht, mein lieber Freund, was so eine, noch so niedere Brustwehr, wie die Einfassungsmauer des Friedhofs hier, für eine mächtige Waffe wird in offener Feldschlacht?«

»Sehen Sie doch, sehen Sie hier,« mich bei der Hand ergreifend, »wie die stürmende Heeressäule des Feindes nach jedem Deckmittel griff, um sich gegen die mörderischen Kugeln des Kleingewehrfeuers zu schützen,« womit mich der Major feurig vor eine jener offenen Capellen führte, wie sie an unseren Landwegen stehen und hier in der Nähe des Gottesackers stand, ein breiter Wandpfeiler mit einem schmalen Vordache, und auf der Mauerfläche und dem Kalkgrunde gemalt eine Vorstellung der heiligen Mutter Gottes oder anderer Heiligen.

In solcher Nähe bei der Mauer des Gottesackers, wie das hier der Fall war, konnten die heranstürzenden Soldaten dahinter durch einige Athemzüge Ruhe schöpfen, um dann um so

raſcher an den im Kirchhofe ſelbſt aufgeſtellten Feind zu gelangen.

»Sehen Sie, wie man ſich beeilte, die Kommenden zu begrüßen?« und damit machte mich mein Begleiter auf die zahlreichen Spuren der Gewehrkugeln aufmerkſam, wie ſie rings in den breiten Wandpfeiler der Capelle eingeſchlagen, und in ſtrahlenförmig ausgezackter Rundung den Kalkanwurf herausgebrochen hatten. Man konnte genau die Zahl der Schüſſe beſtimmen, die ſich hierher verirrt hatten.

Haſtig ſchritten wir vorwärts gegen den Friedhof, als müßten wir da noch ſo viel Spuren mehr des mörderiſchen Kampfes finden, und traten ein durch das halbverwitterte, hölzerne, wie überall auf dem Lande nicht verſperrte Gitter des Thorwegs in den, im Verhältniſſe zu den umliegenden weit geſtreckten Feldern nur wenig ausgedehnten, der ewigen Brache gewidmeten Raum.

Tiefes Schweigen, Grabhügel ohne Ordnung ringsum, daran hervorſtehende nach allen Richtungen ſich ſchief beugende, kleine Erinnerungskreuze. — Tauſende aller Völkerſchaften Europas, aller Bekenntniſſe haben hier geblutet! die verſtümmelten Leichen wurden in gemeinſchaftliche Gräber geworfen; nicht das leiſeſte Andenken weiter an die erſchütternden Augenblicke entfeſſelter Wuth und Erbitterung, kühner, ſelbſtaufopfernder Entſchloſſenheit, des Mordens, des Schmerzes, — verhallt wie der damals übertäubende Donner der Geſchütze, — entſchwunden, — wie nie da geweſen.

Aber während wir uns ſo augenblicklich den Betrachtungen überließen, fielen unſere Blicke auf die Mitte des kleinen Gottesackers, wo ſonſt immer das hohe hölzerne Kreuz ſteht mit dem Bilde des für die Erlöſung des Menſchengeſchlechtes gekreu-

zigten Heilands. Nichts davon war hier zu sehen; statt dessen, übergossen von den hellsten Strahlen des Mondes, blendend weiß, war es die stehende Gestalt des Heilands, in colossaler Größe aus Stein gebildet, die uns von nicht sehr hohem Untergestelle wie entgegen trat, das Haupt milde gebeugt zu Allen den hier im Herrn Ruhenden, und durch die Haltung der Hände sie gleichsam freundlich zu sich heranziehend.

Der Anblick war überwältigend, wir standen in andachtsvoller Hingebung.

War das Gebilde neu gesetzt? war es zum Denkmal an die Ereignisse hier bestimmt? Fast schien es so. Von dem Untergestelle schien Schrift zu winken; wir stürzten darauf. Ich bin die Auferstehung und das Leben. Evang. Johannis XI. 25. lautete es da, und keine Erwähnung weiter von all' dem menschlichen Getriebe hienieden, wie nach starken Gewittern, die erst nach schweren Wolken sich nur schwarz am äußersten Horizonte lagern, oder das erst noch im Sturme aufgeregte Meer nur einzelne lange Wellen leise den Strand hinangleiten läßt.

---

Es herrschte eine Klarheit in der Luft, wie bei Tageshelle; der Major konnte die Hauptumrisse der Umgebung in ihren gegenseitigen Verhältnissen seinem Zeichen- und Tagebuche eintragen. Nach wenigen Tagen sah ich die vollendete Zeichnung. Der kleine Kirchhof mit seinen unordentlichen Grabhügelreihen, mit der niederen Umfassungsmauer bildete gleichsam den Stamm des Bildes; darüber hinaus war die weite Ebene, unterbrochen durch Waldgruppen und auftauchende Ortschaften; im fernen Hintergrunde der Kranz des Kahlengebirgs, zu dessen Füßen der

Thurm der Kathedrale das Daſein der öſterreichiſchen Hauptſtadt andeutete. Alles beherrſchend aber in der Mitte die coloſſale Geſtalt des Heilands, deren milde geſenktes Haupt, wie der Künſtler ſeine Stellung gewählt hatte, über die Höhen des Gebirgszuges gebietend hinüberragte, wie das Auge der Gottheit in hoher Weisheit und gütig über den Ereigniſſen hienieden wacht.

Grätz, 12. Januar 1857.

v. Steinbüchel-Rheinwall.

---

## Ein Traum.

Ging ich einſt zum Walde hin,
Dachte da in meinem Sinn:
Wenn ich doch ein Vöglein wär',
Möchte fliegen hin und her!

Flöge hin zum Blätterſchloß,
Schneller als das ſchnellſte Roß,
Jubelte dann frank und frei
Meines Liedes Melodei.

Kaum hatt' ich es ausgedacht,
Da erwuchſen — welche Pracht! —
Mir zwei bunte Flügelein,
War ich nun ein Vögelein!

Ei, da ging es huſch, huſch, huſch
Luſtig fort von Buſch zu Buſch,
Schmetternd zog mein Vogelſang
Durch die Lüfte frei und frank.

Ach, da kam ein Jägersmann
Mit Gewehr und Hunden an,
Zielt' auf mich im Tannenhaus...
Puff! Mein schöner Traum war aus.

Rudolph Berner.

---

## Abendhauch.

---

Was kniſtert im dürren Laube?
Was flüſtert im ſtillen Hain?
Das ſind die freundlichen Elfen,
Verſammelt im Mondenſchein.

Sie pflücken ſich blaue Veilchen,
Sie ſchmücken ihr blondes Haar,
Es ſchlingt ſich zum lieblichen Reigen
Die ſpringende, ſingende Schaar.

Und munter ins murmelnde Bächlein
Hinunter ſpringen ſie all',
Und holen herauf vom Grunde
Gar manchen ſchönen Kryſtall.

Sie ſchmiegen ſich an einander,
Sie fliegen fort im Wind,
Und bringen ihre Schätze
Dem träumenden Menſchenkind.

Wien. Robert Teufel.

---

# An den Mond.

Ich eile durch die Straße,
Befrackt und ſchön friſirt,
In eine Theegeſellſchaft
Bin heut' ich invitirt.

Da ſchau'ſt Du, Mond, hernieder,
Geh'ſt auch wohl zum Souper?
Ja, ja, ich hab's errathen,
Zur Sternen-Aſſemblée.

Du wirſt Epoche machen,
Du haſt ein bleich' Geſicht,
Und iſt's auch nur vom Schwiemeln,
Man überſieht Dich nicht.

Mit Deinen Sternen-Damen
Da ſchwelgſt Du jede Nacht,
Das hat Dein volles Antlitz
So bleich und blaß gemacht.

Nun, geh' zu Deinen Damen! —
Ich ſtehe vor der Thür,
Ich wünſche viel Vergnügen
Uns Beiden: Dir, wie mir!

Friedrich Grauer.

# Welch' ein Auftritt!

## Luſtſpiel in einem Acte

von

Alexander Graf X.

---

### Perſonen:

Doctor Eiſenbart, praktiſcher Arzt in Berlin.
Clementine, ſeine zweite Frau.
Philippine, ſeine Tochter erſter Ehe.
Leopold Baum, Gutspächter.
Ein Soldat.

Scene: Vorzimmer beim Doctor mit drei Thüren in der Hinterwand. Die eine führt nach Clementinens, die andere nach Philippinens Gemach. Die mittlere bildet den allgemeinen Aus- und Eingang. Im Vorderflügel d. S. links ein Fenſter.

### Erſter Auftritt.

Der Doctor. Clementine.
(Aus der Letzteren Zimmer kommend.)

Clementine. Bleib' auch nicht zu lange aus, liebes Männchen!

Doctor. Nicht eine Secunde länger, als meine Patienten mich in Anſpruch nehmen. Dafür bürge Dir meine Eiferſucht.

Clementine. Du könnteſt wirklich derlei unnütze Beſorgniſſe hegen?

Doctor. Ich bin eiferſüchtig, wie ſieben Türken auf einmal. Ein Mann in meinen Jahren —

Clementine. Noch nicht fünfzig —

Doctor. Zum Zweitenmale verheirathet mit einer jungen, ſchönen Frau —

Clementine. Die ihn anbetet —

Doctor. Muß eiferſüchtig ſein! Ich bitte Dich, Clementine, bleib' in Deinem Zimmer; tritt nicht an dies Fenſter, bis ich zum Eſſen heimkehre.

Clementine. Wie Du wünſcheſt.

Doctor. Leb' wohl! (drängt ſie in ihre Stube.) Denke mein! Geh' hinein!

Clementine (im Abgehen). Wandle auf Roſen!

Doctor. Und vergiß mein nicht! (Er zieht den Schlüſſel von der Mittelthür ab.) Für alle Fälle! (Er geht; man hört ihn von außen die Thüre ſchließen.)

## Zweiter Auftritt.

Leopold. Philippine.
(Aus der Letzteren Zimmer kommend.)

Philippine. Mein Vater wird niemals einwilligen, wenn Sie nicht durch ſeine Frau auf ihn zu wirken vermögen. Dieſe müſſen Sie für ſich gewinnen; ihr kann er nichts verweigern.

Leopold. Aber was hat Er gegen mich?

Philippine. Daß Sie kein Gelehrter ſind! Seine fixe Idee: ich ſoll Frau Profeſſorin heißen.

Leopold. Können denn alle Mädchen Profeſſoren heirathen? Giebt es denn ſo viele Gelehrte? Wenn nun jeder Vater

ſolche eigenſinnige Forderungen machte?! Das iſt ja eine Narrheit.

Philippine. Dafür iſt es eben eine fixe Idee.

Leopold. Der Nährſtand iſt auch nicht zu verachten.

Philippine. Mir brauchen Sie das nicht zu ſagen. Meiner Stiefmutter müſſen Sie's begreiflich machen, und durch dieſe meinem Vater.

Leopold. Ich fürchte mich vor dieſer Dame: ſie reißt immer die Augen ſo weit auf.

Philippine. Sie hat doch ein gutes Herz, wird leicht gerührt. Ich bitte Sie, Leopold, rühren Sie meine Stiefmutter, bringen Sie die großen Augen zum Weinen, dann haben wir gewonnen. Nur Muth! Dort klopfen Sie an. (Ab, in ihr Zimmer.)

## Dritter Auftritt.

Leopold (allein). Lieber wollt' ich ... nein, ich klopfe nicht an! Reden mit ihr kann ich nicht. Es fehlt mir an Worten. Beſſer, ich ſchreib' ihr. O, man kann auch durch Briefe rühren! Es iſt auch ſchon über Briefe geweint worden. Ich gehe, ſetze mich an den Schreibtiſch... (Will hinaus.) Na, das iſt merkwürdig, die Thür verſchloſſen! (Geht ans Fenſter.) Glücklicherweiſe Niemand in der Nähe. Das Parterre iſt zwar hoch — (blickt hinaus) — doch da unten ſteht eine Bank. Bin ich vorhin vom Garten durchs Fenſter hereingeſtiegen, kann ich jetzt auf die Straße durchs Fenſter auch hinaus. Einen kühnen Schwung, — erſt das rechte Bein ...

## Vierter Auftritt.

Leopold. Clementine.

Clementine. Wer ſtiefelt denn hier umher? Ah — ein Menſch, der auf dem Fenſterbrette reitet! Herr, woher kommen Sie?

Leopold. Ich komme nicht, ich wollte gehen. Doch nun, da ich ſo glücklich bin, Sie zu ſehen, Madame, — (Für ſich.) Gott erbarm' ſich, wie ſie die Augen aufreißt!

Clementine (für ſich). So hat mein Mann dennoch richtig geſehen! Dieſer Unglückliche liebt mich.

Leopold. Zu Ihren Füßen . . .

Clementine. Stehen Sie auf! Wie können Sie wagen, vor einer honetten Frau auf die Knie zu fallen?

Leopold. Hören Sie mich an —

Clementine. Nicht eine Silbe!

Leopold. Mein Glück — mein Leben — mein Schickſal — mein Herz — ich bin kein Bettler . . .

Clementine (am Fenſter). Rutſchen Sie nicht hinter mir her. Es iſt unſchicklich. Man kniet nicht, man rutſcht nicht! Stehen Sie auf! Verlaſſen Sie mich, oder ich rufe Hülfe!

Leopold (für ſich). Ich bringe keine Erklärung zu Stande. Sie ſieht mir die Gedanken vom Munde weg. Ich muß ſchreiben. — (Aufſtehend, laut.) Ich werde Ihnen ſchreiben, Madame.

Clementine. Unterſtehen Sie ſich! Mein Mann würde mich vergiften. Gehen Sie! Hinaus! Da iſt die Thür!

Leopold. Ich kenne ſie ſchon, dieſe Thür; ſie iſt verſchloſſen. Wär' ich denn ſonſt auf die Idee gerathen, durchs Fenſter . . .? Kein Schlüſſel zu erblicken!

Clementine. Er hat die Thür abgeſchloſſen!? Eine Gewaltthat! Ha, der Unverſchämte!! (Stürzt ans Fenſter.) Beiſtand — Rettung — Soldat — he da, guter Soldat, retten Sie mich! — Wie? — Ja, ja, hierher!

Stimme (von außen). Brennt's da drinnen?

Leopold. Was beginnen Sie?

Clementine. Das Aeußerſte! Ihre Frechheit hat mich zur Verzweiflung getrieben.

## Fünfter Auftritt.

### Vorige. Der Soldat.

Soldat (zum Fenſter herein kletternd). Einen coup de main, ſchönes Weibchen, und ich bin bei Ihnen. Welche niedliche Hand! Aber ich ſeh' ja kein anderes Feuer, als das Ihrer Augen?

Leopold (für ſich). Ob ſie ſie aufreißt!?

Clementine. Laſſen Sie meine Hand los, Soldat. Dieſer kecke Eindringling . . .

Soldat. Dieſer Menſch befindet ſich wider Ihren Willen hier? Den wollen wir gleich beſeitigen. Laſſen Sie uns allein. Eindringling!

Leopold. Hier herrſchen Mißverſtändniſſe . . .

Soldat. Nicht ſo viele Umſtände! Wer wird ſich aufdrängen, wo man unwillkommen iſt?

Leopold. Packen Sie mich nicht, Dragoner! Sie ſind grob. Sie würgen mich.

Soldat. Sans cérémonie. Ich bin ſtärker als Sie.

Hinaus, an die Luft mit Ihnen! Schauen Sie sich im Thiergarten um; vielleicht hören Sie noch eine Nachtigall flöten vom vorigen Mai? (Wirft ihn durchs Fenster.)

Leopold. Ich schreibe, Madame! (Indem er hinausfliegt.) Ich schreibe Ihnen Alles! (Ab.)

## Sechster Auftritt.

Soldat. Clementine.

Soldat. Der ist besorgt und aufgehoben. Nun zu uns Beiden, anmuthige Gartenstraßen-Bewohnerin!

Clementine. Dragoner, ich danke Ihnen für Ihren Beistand. Hier, nehmen Sie dies Zweithalerstück, und dann . . .

Soldat. Auf Ehre, das ist einzig!

Clementine. Was thun Sie?

Soldat. Ich pflanze mich aufs Kanapee, wie Sie sehen, in der Zuversicht, daß Sie mich nicht allein werden sitzen lassen.

Clementine (leise). Sollte er betrunken sein? (Laut.) Sie haben mir einen Dienst geleistet, ich will Sie dafür bezahlen, nun ist's gut. Vergessen Sie nicht, wo und — wer Sie sind.

Soldat. Himmlisch! Da rennt ein junger Versmacher im Thiergarten umher wie verrückt, und sinnt vergebens auf einen pikanten Stoff zu einem kleinen Lustspiele; ehe er sich's versieht, läuft ihm die fertige Handlung von selbst in die Hände, wie ein lebendiges Wesen. Bitte, Frau Mitarbeiterin, setzen Sie sich zu mir. Ich überlasse Ihnen das ganze Honorar; ich begnüge mich mit der Ehre . . . (Man hört draußen vor der Mittelthür Geräusch und Schlüssel probiren.)

Clementine. Ich bin verloren! Mein Gemahl! — Weh mir, welch ein Auftritt!

Soldat. Nach meinem Ueberſchlage: der ſiebente! »Siebenter Auftritt: Vorige. Der Gemahl.«

## Siebenter Auftritt.

Vorige. Philippine. Der Doctor. Leopold.

Philippine (im Eintreten, aus ihrem Zimmer). Das iſt nicht mehr Leopold's Stimme?

Doctor (eintretend). Menſchen fliegen aus dem Fenſter meines Vorzimmers? Nur herein, verbrecheriſcher Miſſethäter! Folgen Sie mir, oder ich reiße Ihnen den Kragen vom Rocke, noch ehe ich Ihnen den Kopf vom Kragen reiße. Madame, ich verlange Rechenſchaft: wie können Sie ſich unterſtehen, Menſchen aus unſeren Fenſtern ... Hilf Himmel, auf dem Sopha ein Dragoner!?

Philippine. Leopold!?

Leopold. O Philippine!

Clementine. Welch ein Auftritt!

Soldat. Wie ſchon bemerkt: »Siebenter Auftritt: Alle.«

Doctor. Ein junger Dragoner auf meinem alten Kanapee? Ein junger Gutspächter aus dem Fenſter ... und ich ſoll nicht eiferſüchtig ſein?!... Dragoner, wer ſind Sie? Was ſind Sie ſonſt noch, außer Ihrem Dragonerthum?

Soldat. Ich bin ein Freund der Muſen, bin ein Muſenſohn, dilettire mich poetiſch, bin ein Student, der ſein Jahr abdient, mache einer niedlichen Schauſpielerin vom Sommertheater den Hof, für die ich ein Stück ſchreiben ſoll; bewundere aber

auch andere Schönheiten — auch zum Beiſpiel die Ihrige, mein ſoeben aufgetretenes Fräulein. Mit meinem Erdennamen aber heiße ich Alexander Graf Iks.

Clementine. Ein Graf? und ich wollte Ihnen einen Champagnerthaler ſchenken! O, Verzeihung . . .

Doctor. Graf Iks? Der Sohn der Gräfin Iks, die mir als ihrem Hausarzt Vertrauen gönnt, und bisweilen über Ihres Sohnes — Munterkeit klagt?

Leopold. Graf Iks? der Sohn der Gräfin Iks, durch deren Güte ich Iksheim in Pacht habe.

Soldat. Sie ſind meiner Mutter Arzt? — Sie ſind meines Erbgutes Pächter? — Und dieſe ſchöne Frau?

Doctor. Iſt meine zweite Gattin.

Soldat. Und jenes ſchöne Mädchen?

Leopold (dazwiſchentretend). Iſt meine Geliebte, Herr Graf!

Doctor. Oho! Seiner Sache ſo ſicher?

Clementine. Philippinen lieben Sie?

Leopold. Auf deren Hand ich mir keine Rechnung machen darf, ſo lange ihr Vater durchaus einen Gelehrten für ſie haben will; deshalb ſollte ich mir die Vermittelung der Stiefmutter erflehen —

Clementine. Nur Vermittelung?

Leopold. Doch Madame Eiſenbart ließ mich ja nicht zu Worte kommen.

Clementine. Konnt' ich ahnen . . . ?

Leopold. Ließ mich vielmehr zum Fenſter hinauswerfen! Eine Dragonade, wie die Geſchichte nur eine irgend aufzuweiſen hat.

Doctor (ſeine Frau umarmend). Hochherziges, edles Weib! Tugend-Dragoner!

Leopold. Herr Graf, wir müſſen uns ſchießen.

Soldat. Daß ich ein Narr wäre, und Sie dazu! Sollen wir uns ſchießen, ſchöne Philippine?

Philippine. Um keinen Preis!

Soldat. Da hören Sie's. Wenn durchaus geſchoſſen werden muß — Herr Pächter, dann ſchießen Sie mir tauſend Thaler vor. Sie, Doctor, machen Sie Ihren ärztlichen Einfluß auf meine Mutter geltend, daß ſie einen blühenden Cavalier meiner Sorte nicht ſo kurz halte! Und dem jungen Manne geben Sie Ihre Tochter zur Pächterin. Ich verpflichte mich mit meinem Ehrenworte, daß er die Pachtung unter den jetzigen Bedingungen behält, auch nach meiner Volljährigkeit.

Doctor. Was bleibt mir denn bei dieſen extravaganten Vorgängen Anderes übrig? Ich willige ein; doch nur unter einer Condition sine qua: daß heute noch dieſe Parterre-Wohnung dem Hauswirthe aufgekündigt werde. Lieber mitten in der Stadt drei Treppen hoch, als hier im Walde, wo Leute wie Schwalben durchs Fenſter ab und zu fliegen.

Leopold. Theure Philippine!

Philippine. Theurer Leopold!

Soldat. Segnen Sie doch, Doctor, wie ſich's gehört!

Clementine. Welch ein Auftritt!

Soldat. Letzter Auftritt. Der Vorhang fällt. Ende des Luſtſpiels.

# Das Todtenhemd.

Beim Würfelſpiele ſitzen ſpät
Die Söhne des Baſtarden,
Wo neben altem Kriegsgeräth,
Bei Helmen und Hellbarden
Manch welker Kranz die Wände ſchmückt,
Den einſt der Vater ſich gepflückt.

Da kommt, in Trauer angethan,
Das Mütterlein gegangen;
Der Zorn, den ſie nicht meiſtern kann,
Der Zorn färbt ihre Wangen;
Ihr Aug', ſonſt mild wie Mondenſchein,
Schaut heut' wie Wetterleuchten drein.

Sie hält ein Linnen hoch empor,
Ein blutbeflecktes Linnen!
Die Knaben raunen ſich ins Ohr:
»Was will die Frau beginnen?
»Trübt ihren Geiſt des Irrwahns Macht?
»Iſt's bloß ein Traum der Mitternacht?«

Sie ruft: »Als ich in tiefem Gram
»Schlaflos lag auf dem Bette,
»Und mir der Schall zu Ohren kam
»Von Eurem Würfelbrette,
»Da fragt' ich mich, als ich's erwog,
»Ob ich wohl Männer mir erzog?

»Bei Kinderſpiel, bei ſchnödem Tand
»Und müſſigem Beginnen,
»Laßt Ihr, wie einen Bach im Sand,
»Den ſchönen Lenz verrinnen,
»Den Jugendlenz, der, reich und voll,
»Durch Thaten ſich verkünden ſoll.

»Nie trugt Ihr anders als beim Spiel
»Die Panzer und die Speere,
»Nie ranget Ihr nach einem Ziel,
»Das werth des Ringens wäre;
»Es ſchlägt ein Herz Euch unterm Wamms,
»Unwürdig meines alten Stamms.

»Aus Eurer Träume Dämmerſchein
»Soll Euch dies Linnen wecken!
»Hört Ihr nicht zehnfach Rache ſchrei'n
»Die blutigrothen Flecken?
»Denn dieſes Linnen, Euch ſo fremd,
»Iſt Eures Vaters Todtenhemd!

»Er trug's, als ihn bei Nacht und Wind
»Der Bruder fein gemeuchelt,
»Der, einer andern Mutter Kind,
»Ihm Lieb' und Treu' geheuchelt,
»Darauf ihn mit Verrath umzog
»Und um das Erb' Euch ſchnöd' betrog.

»Nun ſchwelget er in Saus und Braus
»Auf mein' und Eure Koſten,
»Derweil in dieſem Wittwenhaus
»Die alten Schwerter roſten.
»Und Keiner lebt, Gott ſei's geklagt,
»Der dieſe Schmach zu tilgen wagt.

»Wohlan, so laßt zu guter Letzt
»Die ſchnöden Würfel fallen,
»Daß ſie wie Todtenknochen jetzt
»Dumpf an einander prallen!...
»Ha, gut getroffen! Dieſer Stoß
»Er ſei des Mörders Todesloos!«

So hebt in ihrem tiefen Schmerz
Die Mutter an zu klagen,
Da fühlen feuriger ihr Herz
Die beiden Knaben ſchlagen!
Begeiſterung hebt ihre Bruſt
Und nie gekannte Thatenluſt.

Sie ſchmettern auf den Eichentiſch
Die Würfel, daß ſie gellen,
Und nach den Waffen greifen friſch
Die trotzigen Geſellen:
»Traut Mütterlein, Geduld, Geduld!
»Wir tilgen heute noch die Schuld.«

Und eh' die Mitternacht vorbei,
Sieht ſie die Alte wandern,
Es hallt der Beiden Racheſchrei
Von einem Haus zum andern,
Sie werben Mannen hier und dort,
Und Freiheit iſt ihr Loſungswort.

Statt des Panieres weht im Wind
Das blut'ge Hemd des Todten,
Und die ringsum geſchaaret ſind,
Die finſtern Unglücksboten,
Wie ſchwingen die in nerv'ger Hand
Das blut'ge Schwert, den Feuerbrand!

Sie werfen ihn ins Mörderſchloß
Aus Schlüften und Gehegen.
Umſonſt ſtemmt ſich des Oheims Troß
Der muth'gen Schaar entgegen:
Der rothe Hahn, der rothe Hahn
Spreizt ſchon die Flügel himmelan.

Der Jüngſte ſchnellt mit wilder Luſt
Den Pfeil vom ſtraffen Bogen,
Er trifft den Mörder in die Bruſt,
Der Schuß war gut erwogen;
Und alle Söldner nah und fern
Sie ſchwören Treu' dem jungen Herrn.

Heim kehren mit der Helden Schaar
Der Wittib wack're Söhne,
Den Siegeskranz im goldnen Haar,
Bei luſt'gem Horngetöne;
Die Mutter hoch vom Thurme ſchaut
Und kaum mehr ihren Augen traut.

Sie leget ab das Leidgewand,
Da heim die Söhne kommen,
Und Freudenfeuer ſind im Land
Auf allen Höh'n entglommen;
Denn die als Knaben zogen aus,
Als Helden kehren ſie nach Haus.

Mühlhauſen im Elſaß. Fr. Otte.

# Blümchen und Bächlein.

## Zwei Gedichte

von

Guſtav Gräve.

---

### Das Blümchen.

Auf ödem und ſandigem Haideland
Verlaſſen ein liebliches Blümchen ſtand,
Verbreitend die ſüßeſten Düfte;
Doch ringsum war's einſam, wüſte und leer,
Und traurig blickte das Blümchen umher,
Und füllte mit Klagen die Lüfte:

Ich Aermſte! hier ſteh' ich ſo ganz allein!
Kein ſummendes Bienchen kehrt bei mir ein,
Kein Schmetterling kommt mich zu küſſen!
Für wen ward mir Farbe, für wen mir Duft?
Bald ſink' ich hinab, umfängt mich die Gruft,
Und Niemand wird dann von mir wiſſen!

Und freundlich die Sonne zum Blümchen ſpricht:
»Getröſte Dich, Holde, und klage nicht,
Ich habe Dich nimmer verlaſſen;
Den Duft und die Farbe — wer gab ſie Dir?
Kam Licht und Wärme nicht einzig von mir?
Und Dich will Verzweiflung erfaſſen?

»Und ſteh'ſt Du auch einſam auf öder Haid',
So birgſt Du ja Samen für künftige Zeit. —
Zwar wird der Sturm Dich verwehen,
Doch ihn wird er tragen mit ſicherer Hand
Auf ſchöner gelegenes, beſſeres Land,
Und tauſendfach wirſt Du erſtehen!

»Ja, tauſendfach wirſt Du einſt duftend blüh'n,
Wirſt in den herrlichſten Farben erglüh'n,
Von ſummenden Bienchen umgeben,
Von koſenden Schmetterlingen geküßt;
Wirſt nimmer vergehen, weil ewig Du biſt:
Es giebt keinen Tod für das Leben!«

## Das Bächlein.

An Bergesabhang allgemach
Floß murmelnd hin ein klarer Bach,
Erquickend Wieſenthal und Flur,
Und Segen folgte ſeiner Spur:

Der Muttererde dunklem Schacht
Entſproßten rings in holder Pracht
Die ſchönſten Blümchen ohne Zahl
Und Balſamduft durchzog das Thal.

Ringsum ergötzte Herz und Ohr
Der Frühlingsſänger munt'rer Chor,
Und ſummend ſchwirrte hin und her
Ein fröhliches Inſektenheer. —

Ein Schäfer trieb zur Mittagsruh'
Dem Bächlein ſeine Heerde zu,
Sie labte ſich an kühler Fluth,
Indeſſ' er froh im Graſe ruht'.

Und ſeines Liedes heller Sang
Durch Thal und Flur hinüber klang,
Wo ihm das Echo Antwort rief.
Das in des Berges Höhle ſchlief.

Da rollte dumpfer Donner ſchwer
Vom hohen Felſengipfel her,
Der in der Sonne heißem Brand
Kahl, einſam und verödet ſtand:

»Hinweg, Du plauderhafter Gaſt!
Der Freude Lärm iſt mir verhaßt.
Mit Deinem Murmeln lockeſt Du
Der Störer immer mehr herzu.

»Drum hemm' ich Dich in Deinem Lauf,
Dann hörſt Du wohl zu murmeln auf!« —
Und krachend ſtürzt ein Felſenſtein
Vom Berge in den Bach hinein.

Das Bächlein kümmert' ſich nicht drum,
Floß ruhig um den Fels herum,
Und bald umkränzten Blümchen fein
Den kahlen, kalten, nackten Stein.

Und Winde rankt' an ihm hinauf,
Schloß ihre Blüthenkelche auf,
Und weichen Mooſes zartes Grün
Umhüllt mit ſammtnem Kleide ihn.

So fließt der Liebe Segensquell
Durchs Erdenleben ſanft und hell:
Wenn ſich der Haß ihr feindlich naht,
Kränzt ſie mit Blumen ſeine That;

Und kein Bemüh'n hemmt ihren Lauf,
Sie hört zu ſegnen nimmer auf,
Sie iſt die ew'ge Gotteskraft,
Die aus dem Böſen Gutes ſchafft.

---

## Ihr Erſcheinen.

### Gedanken in der Kirche.

---

Ich kann von ihr den Blick nicht wenden,
Die Jungfrau ſchau' ich immerdar,
Wie ſie mit hocherhob'nen Händen
Voll Andacht kniet vor dem Altar.

Wie ihre Züge Anmüth ſtrahlen,
Wie ſich ihr Antlitz hoch verklärt; . .
So dieſen Engel mir zu malen
Hat keine Kunſt noch je gelehrt.

Ich habe nie mit ihr geſprochen,
Nur tief ins Auge ihr geblickt,
Und doch fühl' ich ein heftig Pochen
Im Herzen, das mich faſt erſtickt.

Mir iſt's, als ſäh' ich wiederkehren
In ihr ein Bild der Jugendzeit,
Wo ich bei meiner Mutter Lehren
Empfand die reinſte Seligkeit;

Wo ich ſo frohe Tage lebte,
Der Unſchuld ganzes Glück empfand,
Wo noch kein Zweifel mich durchbebte,
Wo ich zu beten noch verſtand!

Ich wußte nichts von jenem Traume,
Der Feuer in die Adern gießt;
Von jenem blüh'nden Freiheitsbaume,
An den ſich Wunſch und Hoffnung ſchließt;

Ich wußte nichts von einem Raube,
Der an der Menſchheit ward verübt;
»Der Menſch iſt frei!« ſo hieß mein Glaube,
Vom Schmerz des Daſeins ungetrübt! —

Geſchwunden ſind die ſchönen Jahre,
Verſunken in der Zeiten Lauf;
Seh' ich die Jungfrau am Altare,
Steh'n ſie als Geiſter wieder auf.

Georg Preuner.

---

## Die Lerche im Gewitter.

---

Bleifarbig entſteigt
Das Gewitter
Den fernen Gebirgen,
Vorausſendend
Den Sturm,
In Wirbeln des Staubes.

Es beugen ſich
Die Kronen des Waldes,
Es woget das Korn,
Die Sträuche ſchwanken.

Schon fallen ſchwere Tropfen,
Erſchüttern die Ranken,
Es ſchlängelt ein Blitz
Durchs Himmelsgewölbe,
Und plötzlich ertönt
Des Donners
Gewaltige Stimme.

Horch!
Wie es ſchallt durchs Gebirge,
Wie es rollet
Und grollt,
Und wieder — und wieder —
Gleich der Stimme des Löwen
Im Schilfe der Wildniß.

Und Alles fliehet und flüchtet
Vor dem Gewaltigen.
Aber weiter und weiter,
Wie ein Schlachtenbewältiger
Dahin zieht
Auf ſeinem Siegeswagen,
So rollet vorüber
Der Donner.

Und wieder ſchlägt der Himmel
Das blaue Auge auf
Und lächelt
Durchs Regengewölke:
Ein Liebesblick
Durch Thränen.

Aber ſchon auch
Entſchwingt ſich die Lerche
Dem bergenden Kornfeld,
Und erhebt ſich,
Freude-zitternd,
Mit dem Balſam
Der Lüfte.

Noch rollet der Donner,
Noch ſchwanken
Die Kronen der Bäume,
Noch birgt ſich die Creatur;...
Die Lerche aber
Erhebt ſich,
Höher und höher,
Und ſchwirret,
Und trillert,
Und flirret,
Und ſchwebet
Von Wonne
Durchbebet
Zum Urquell
Des Licht's.

So auch, meine Seele,
Entraffe Dich
Den Stürmen des Lebens,
Die niedergebeugt
Dein Haupt,
Wie Kronen des Waldes;
Die grimm Dir das Inn're
Zerwühlt,
Wie Halme des Kornes.
Erhebe Dich
Der Lerche gleich,
Und flüchte

Vom Leide;
Und richte,
Von Freude
Umfangen,
Dein Hangen
Zum Urquell
Des Licht's!

Dr. Johann Nepomuk Vogl.

---

# Ein muſikaliſcher Wettſtreit.

Volumier, der Concertmeiſter am Hofe zu Dresden, erfreute ſich durch ſein nicht unbedeutendes Talent der königlichen Gunſt, ſowie in Folge deſſen auch die reichen Bewohner der Stadt denſelben vor allen anderen Muſikern auszuzeichnen ſuchten. Sein fixer Gehalt, ſeine vielen Muſikſtunden nebenbei warfen ihm jährlich ein rundes Sümmchen ab, ſo daß die Damenwelt, welche noch über ihre Hände zu verfügen hatte, ihn mit vielſagenden Blicken beehrte. Dieſe Auszeichnungen wußte der Künſtler wohl in ſeinem Sinne zu galanten Abenteuern auszubeuten, ohne hiedurch den Damen zu genügen, die — im Gegenſatze zu den jetzigen Freiheitsgelüſten — ſehr ſtark nach bleibenden Feſſeln zu ſchmachten ſchienen. Doch verbrennt ſich jeder Schmetterling die Flügel, wenn er dreiſt, durch den Glanz des Lichtes geblendet, demſelben zu nahe kommt, ſo konnte es nicht ausbleiben, daß auch für Volumier die rächende Stunde ſchlug.

Anton Müller, ein wohlhabender Dresdener Bürger, hatte nämlich ein Töchterchen, Namens Horta, das kaum ſechszehn

Sommer zählte, überraſchende Talente im Geſange und in der Muſik zeigte, und nebenbei ſo reich an anſpruchsloſer Naivetät und bezaubernder Schönheit war, daß Papa Clauren, in Wonne ſchwelgend, fünf Seiten mit Ausbrüchen ſeines Entzückens über ſie vollgeſchrieben hätte. Was war natürlicher, als daß Meiſter Volumier der Dresdener Venus Muſikſtunden geben mußte, was er auch bereitwilligſt that, obwohl während dieſer Kunſtübungen manches Wort, das eben nicht die Noten betraf, mitgehen mochte. Kurz, nach einigen Wochen war Horta klar mit den Notenköpfen; in ihrem Köpfchen war aber ein Chaos von »Liebe« und »Triebe«, »Sehnen« und »Thränen«, »Herz« und »Schmerz«. Während der Meiſter das Piano, Forte und Fortiſſimo nur als Dollmetſch ſeiner Gefühle gebrauchte, blieb es gleich zweifelhaft, ob ihn dafür der Bürger Müller ins Haus gerufen und bezahlt habe? Doch die Liebe kennt kein Hinderniß, und Beide, Schülerin wie Lehrer, ſchwelgten in ihrem ſtillen Glück, und ſo weit war noch Alles gut. —

In dieſe ſtille Liebe miſchte ſich aber ſchon damals — ſollte man es glauben? — die Politik. Der königliche Organiſt zu Verſailles, Jean Louis Marchand, wurde am 10. März 1717 verbannt, und traf kurze Zeit darnach in Dresden ein, was an ſich wohl noch der Liebe des Concertmeiſters kein Hinderniß in den Weg legte, aber der Dämon »Zufall« wollte es anders. Eines Morgens war kaum die ſchöne Horta mit ihrer Toilette zu Ende, als ſie, ein Liedchen ihres Meiſters trillernd, das Fenſter öffnete, und zu ihrer Verwunderung am Fenſter des gegenüberſtehendes Hauſes einen vollendeten Elegant erblickte, der — ein zweiter Adonis — ihre liebliche Stimme belauſchte, und ſo kühn war, ein lautes »Brava« herüber zu rufen, als ſie am Fenſter ſichtbar wurde. Zu des Mädchens Ehre dürfen wir

ſagen, daß es über und über erröthete, und ſogleich die Vorhänge des Fenſters herabſchlug; aber nicht minder müſſen wir geſtehen, daß Horta zwiſchen den Vorhängen hindurch nach dem Fremden ſpähte, denn er war doch gar zu ſchmuck, fein und zierlich, wie es der Deutſche nie und nimmer zu ſein erlernt.

Nicht lange aber hatte die Kleine ſo geſtanden, als ihre Stubenthür geöffnet wurde. Es war eben Zeit, die Muſikſtunde zu beginnen, und Volumier trat in das Zimmer. Die lauſchende Schülerin ahnte aber nicht ſeine Nähe, ſo daß der ziemlich reizbare Maeſtro mißtrauiſch heran ſchlich, und mit Eins Horta's Schulter ſachte berührte. Ein leiſer Schrei entfuhr den Lippen der Ueberraſchten. Volumier ſchlug die Vorhänge auf, ſah den ſchönen Nachbar, erzürnte ſich heftig, und warf einen ſtrafenden Blick auf ſeine Geliebte, der der Herold einer Kriegserklärung war, welcher alſobald wieder ein Friedensſchluß folgte. Als nun die Verſöhnten ſich ans Piano ſetzten, da erſcholl vom bewußten Fenſter herüber eine prachtvolle Muſik. Die Schülerin war entzückt und lauſchte; der Lehrer lauſchte zwar auch, aber ein Gefühl der Unruhe beſchlich ihn, denn er wußte nicht, wer der Fremde ſei? und die Kunſt ſchien derſelbe bei Weitem beſſer zu kennen, als der bisherige Orpheus Dresdens. Bald ſollte der Schleier über das erlangte neue vis-à-vis gelüftet werden! Der Fremde hatte »die Kunſt, ſich berühmt zu machen«, faſt noch beſſer inne, als die Muſik ſelbſt, und deshalb wurde ſein Lob ſo erfolgreich ausposaunt, als es nur denkbar iſt. Deshalb auch wußte bald Dresden, daß Jean Louis Marchand, geboren zu Lyon 1669, der erſte Organiſt und Clavierlehrer der Welt ſei; daß zu Paris jede Perſon von Bildung und Geſchmack in der Muſik ſeinen Unterricht genießen müſſen; daß ein Louisd'or der Preis einer Stunde ſei, und daß er zwanzig Logis gemie-

thet habe, um in jedem Viertel der Stadt nach und nach dort Wohnende zu lehren. Kurz, alle Hyperbeln wurden erzählt, und das Facit war, das liebe Deutschland möge sich selig dünken, diesen Franzosen zu besitzen, und, wie der deutsche Michel es noch heut' zu Tage gewohnt ist, sich bestreben, die Franzosen in Anbetung Marchand's zu übertreffen. Von nun an war Volumier gesunken, und zu seinem besonderen Kummer entdeckte er beim ersten Hofconcert in seinem Nebenbuhler in der Musik auch seinen Nebenbuhler bei Horta, denn schon sprach sie davon, dessen Unterricht genießen zu wollen. Da war Volumier's Ruhe zu Ende, doch ließ er sich nicht entmuthigen. Horta mußte sein werden, und um die drohende Gefahr abzuwenden, galt es eine List zu ersinnen. Lange sann der Eifersüchtige vergebens, endlich aber lächelte er entzückt, hatte seinen Plan entworfen und begab sich zum Könige.

Bei Sr. Majestät hatte aber der frühere Günstling nicht mehr so leichtes Spiel, als er hoffte; denn Marchand war bereits sehr hoch in der königlichen Gnade gestiegen, und in einem Streit über den Franzosen äußerte der König geradezu, daß kein Deutscher diesen Fremden erreiche, und dergleichen mehr.

Volumier war in seinem Inneren entrüstet über solche Zurücksetzung deutscher Kunst, und erbat sich vom Könige die Erlaubniß, beim Hofconcert, das in wenigen Tagen stattfinden sollte, den Kühnen in die Schranken fordern zu lassen, oder selbst zu fordern. Der König lächelte etwas ironisch, gab die Erlaubniß sehr gern, und Volumier eilte freudig nach Hause. Er hatte erreicht, wonach er strebte, und der Hof ahnte wohl nicht, daß dieser musikalische Zweikampf dazu dienen sollte, den Liebenden von seinen Liebeszweifeln zu befreien!

Die wenigen Tage bis zum Concert verrannen schnell. Nie-

mand wußte etwas von dem Wettſtreit, der König hatte nichts mehr davon erwähnt, und es war inzwiſchen nichts geſchehen, als daß Volumier einen Brief nach Weimar geſandt hatte, in Folge deſſen ein ſchlichtes beſcheidenes Männchen von dort nach Dresden reiſte, in Volumier's Arme ſank und des erſehnten Tages mit Ungeduld harrte. Die Lichter waren angezündet, ein Kranz reizender Damen, umſchwärmt von Diplomaten und Vornehmen, durchſchwebte den Concertſaal, und endlich trat der Hof ſelbſt ein, worauf Marchand, in ſeiner intriguanten Weiſe nach allen Seiten hin kokettirend, ſich ans Piano ſetzte. Zu ſeiner Seite ſtand der etwas unruhige Volumier, den der Freund aus Weimar nicht verließ. Alles richtete die Gläſer ſogleich auf den beſcheidenen Fremden, der vor dem Concert dem Könige, welchen dieſer Wettſtreit ſehr intereſſirte, allein vorgeſtellt worden war. Natürlich fehlte es nicht an Witzen ohne Stachel, welche über den ſchlichten Unbekannten gemacht wurden, der, ſtill und ernſt, aber mit Zeichen der Genialität in ſeinem Aeußeren, hinter Marchand's Seſſel ſtand, bald beifällig lächelte, bald aber wieder unzufrieden mit einem Kopfſchütteln verneinte. Endlich hatte Marchand ſeine Variationen über ein franzöſiſches Liedchen beendet, und wurde wegen der angebrachten Künſte und netten feurigen Ausführung applaudirt. Da das Liedchen ſelbſt ſo einfach war, ſo zweifelte man, es könnte noch anders und ſchöner variirt werden, und der für Marchand wohlgeſinnte König lud den Fremden mit einer Handbewegung ein, daſſelbe Thema zur Grundlage einer Variation zu wählen. Volumier's Herz pochte bei dieſer ſchwierigen Aufgabe. Der Freund nahm aber vollkommen ruhig Marchand's Platz ein, präludirte kurz, doch mit Meiſtergriffen, und ging dann zu dem von ſeinem Vorgänger variirten Liedchen über. Man horchte... ſtaunte... war ent-

zückt, begeiſtert, denn Marchand's Spiel verhielt ſich zu dieſem, wie der Schaum des Waſſers zu echtem Champagner! — Hier waren Geiſt, Gefühl, Technik vereint... hier waltete Genie ... wie es Marchand nie beſeſſen, und ein donnernder Beifall folgte dem Spiel. Volumier tanzte beinahe vor Wonne, während Marchand blaß vor Aufregung wurde. Er ſah ſich beſiegt. Wie ſtaunte man aber, als das unbekannte Männchen abermals daſſelbe Thema, und ſo fort zwölf Mal daſſelbe Liedchen variirte?! ... Der Unbekannte blieb Sieger, ließ es aber dabei nicht bewenden, ſondern ſchrieb vor Aller Augen ein improviſirtes Thema auf ein Blättchen Papier, überreichte es dem ſtolzen Franzoſen und lud ihn damit zu einem freundſchaftlichen Wettſtreit auf der Orgel ein, indem er ſich zugleich ein anderes Thema von ihm ausbat.

Marchand nahm, obwohl mit zitternder Hand, dieſes Papier, ſchützte einen aus der Luft gegriffenen Grund vor, um ſich aus dem Salon zu entfernen — und kam nicht mehr zurück. Nach langem, fruchtloſem Harren wollte man den franzöſiſchen Künſtler aufſuchen, Marchand war aber durch das, was er gehört, ſchon hinreichend von der Ueberlegenheit ſeines Gegners überzeugt, ſehnte ſich nach keiner zweiten Niederlage, verließ Dresden mit Extrapoſt, um nimmer daſelbſt zu erſcheinen. Der ſchlaue Volumier zügelte nur mühſam ſein Entzücken, denn er war befreit von ſeinem gefährlichen Nebenbuhler, durch einen Freund, der für deutſche Kunſt hier einen unſterblichen Sieg errungen hatte. Und dieſer Freund hieß — Johann Sebaſtian Bach.

Bach war am 21. März 1683 zu Eiſenach geboren, verlor im zehnten Jahre ſeine Eltern, ſtudirte zu Lüneburg, erlitt Noth und Mangel, beſuchte trotzdem oft in Hamburg den be-

rühmten Organisten Reinke. Im Jahre 1703 wurde er zum Hofmusikus zu Weimar, und 1704 zum Organisten zu Arnstadt ernannt, von wo er zwei Jahre später nach Lübeck und Mühlhausen wanderte, bis ihm die Hoforganistenstelle zu Weimar übertragen ward, in welcher Zeit er Volumier von Marchand's Intriguen befreite. Seinem ruhmvollen Leben machte eine mißlungene Augenoperation ein frühes Ende, und er starb am 28. Juli 1750.

Unsterblich aber blieb sein Ruhm; denn hat jemals ein Tonkünstler die verborgensten Geheimnisse der Harmonie ergründet und rein angewendet, so war es Sebastian Bach!

Seinen Sieg über den intriguanten Franzosen verdankt die deutsche Kunst nur der Eifersucht Volumier's und dessen Liebe. Da sage man noch einmal, »die Liebe führe zu nichts Gutem.«

Friedrich Steinebach.

---

# Westminsterabtei.

Ernst und geheimnißvoll wölbt sich empor
Pfeilergetragen der gothische Bau;
Eng' wird der Athem, ersterbend der Laut.
Größ'res vereinet wohl nirgend die Welt? —
Krone und Lorbeer gediegenen Gold's,
Beides umschließt die Westminsterabtei.

Shakspeare, der Erste von Allen bist Du,
Der Du geschaffen die Welt in der Welt,
Göttlicher Geist in der menschlichen Form!

Stuart, Elisabeth, feindliches Paar —
Friedlich umgiebt Euch ein einziger Sarg.

Friedlich versöhnend hallt Sphärengesang:
Händel, der Meister, er leitet den Chor.

Heinrich — und Eduard, Könige — und
Garrick, den Mimen, den England geehrt,
Dich auch Newton, der Wissenschaft Stolz,
Der die Gesetze der Schwere erforscht,
Milton und Goldsmith — und Watt, der bezwang
Dampfes Gewalten — nahm auf die Abtei.

Als unsr'er Erde die Götter enteilt,
Ließen sie, sagt man, vergessen zurück
Liebe nur? — Doch die Westminsterabtei
Rühmt eines hohen Vermächtnisses sich:
Strahlende, ewige Funken erglüh'n,
Aus lischt sie nicht der Jahrhunderte Meer;
Und sie erleuchten den dunkelsten Weg,
Und sie beseelen den forschenden Geist;
Götter wohl ließen die Funken zurück!

Burkh. Jul. Marschall.

---

# Des Gesetzes Erfüllung.

Einst habe ich Einen geliebet —
Mein Herz war lauter wie Gold,
Kein besseres Glück, als das seine
Auf Erden hat es gewollt.

Und hat ihn ſo feiernd erhoben,
So weit allem Niedern entrückt,
Als ſei er ein herrlicher König
Mit leuchtender Krone geſchmückt.

Da kam das Schickſal gezogen,
O ſchreckliches Gottesgericht!
Das ſprach: einen Himmel auf Erden
Den dulde ich ewiglich nicht!

Da mußte die Krone erlöſchen
Dem Könige meiner Wahl;
In Unheil ſah ich verfallen
Mit Thränen mein Ideal.

Und klagte und zagte wehmüthig:
Weſſ' ſoll meine Liebe nun ſein?
Soll ich ſie geizig verſchließen,
Gleich roſtigem Schatze im Schrein?

Noch blüht ſie mir drinnen im Herzen
Wie Blumen im Gartenland;
Gott, laſſ' ſie nicht länger verſchmachten,
So einſam, verloren, verkannt!

Und wie noch die rührende Klage
Von meinen Lippen erklang,
Da tönt', ich weiß nicht von wannen,
Antwortend ein Engelgeſang;

Da rief eine liebliche Stimme
So ſüß und melodiſch geſchwellt:
Die Liebe iſt nicht nur für Einen
Die Liebe gehöret der Welt!

Wohl hab' ich die Stimme verſtanden,
Ihr ſchönes Orakel erfüllt,
Selbſtſüchtig nicht länger mein Fühlen
In düſtere Trauer gehüllt.

Und was ich an Schätzen der Liebe
Anſammelte tief in der Bruſt,
Das ſpende ich willig an Alle
Mit hoher, mit göttlicher Luſt.

Das köſtliche Gold der Treue,
Den Demant Barmherzigkeit,
Und was ich ſonſt noch beſitze
An Perlen und echtem Geſchmeid,

Das geb' ich dem Bettler in Lumpen,
Dem Armen, ſo flehend geneigt,
Ich gebe es zwiefach dem Kinde,
Das hungert und weinet und ſchweigt.

Und ſeh' ich zwei Wangen erblaſſen,
Zwei Augen ſich füllen in Schmerz,
Da möchte ich winken und rufen:
Komm', flüchte Dich her an mein Herz!

Komm', möchte ich ſagen; zum Troſte
Will reichen ich gerne die Hand;
Denn wiſſe, mit allen Betrübten
Iſt meine Seele verwandt.

„Die Liebe iſt nicht nur für Einen!“ —
O Wahrheit, von Segen gekrönt,
Du haſt das Herz mir beruhigt
Und das Gemüth mir verſöhnt!

Weimar. Helene Robert.

# Itel Reding.

Als ſchon des Abends Zwielicht den Erdkreis dicht umwob,
Da durch Gewitterſchwüle die Windsbraut ſich erhob;
Sie treibet ſchwere Wolken im Brauſen vor ſich her,
Als zög' am Firmamente herauf das wilde Heer.

Hoch fliegen Staub und Blätter in Wirbelkreiſen auf,
Es ächzen bang' die Föhren, es kreiſcht der Möven Hauf',
Durch ſchwarze Wetterwolken flammt hell des Blitzes Strahl,
Und von dem mächt'gen Donner erdröhnen Berg und Thal.

Ein Jeder ſucht die Stätte, die Schutz und Obdach beut,
Sieht dann und hört behaglich der Elemente Streit,
Freut ſich der ſichern Stille am flackernden Kamin,
Und läßt die Donner grollen und läßt die Wetter zieh'n.

Nur Einer hat nicht Ruhe, nicht Frieden und nicht Raſt,
Schwer drückt in letzter Stunde ihn des Gewiſſens Laſt.
Von Meuchlerhand gefallen, liegt er auf ſeinem Pfühl,
Des Wahnſinns Schrecken treiben mit ihm ihr böſes Spiel.

Es iſt der Itel Reding, der kühne Schweizerheld,
Dem blutig Ende worden, wie Andern er's beſtellt:
Bei Näniken da fanden, auf ſeines Zorns Gebot,
An ſechszig wack're Männer durch Henkershand den Tod.

Am Schmerzenslager ſtehet ein Jüngling, gramerfüllt,
Die ſchönen bleichen Züge von Locken halb verhüllt;
Er überwacht beſorglich des Kranken Athemzug,
Kühlt ihm die heißen Wunden, die tief der Mörder ſchlug.

Und durch die nächt'ge Stille brauſt noch der grimme Nord,
Gießt noch der Regen nieder, dröhnt noch der Donner fort.
Von Nahem hallt, wie klagend, der Kloſterglocke Klang,
Dazwiſchen dann der Mönche erſchütternder Geſang:

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla,
Teste Petro cum Sibylla.

Da ſpringt Herr Itel plötzlich, erregt von Fiebergluth,
Schnell auf und packet heftig den Sohn in ſeiner Wuth,
Und herrſcht ihm, ſtieren Auges, mit lauter Stimme zu:
»Fort, Henker, weich' von hinnen und laſſ' mich jetzt in Ruh'!

»Doch nein, bleib' hier: wir haben viel abzumachen heut';
Die Frevler hart zu zücht'gen ſei meines Winks bereit,
Denn alle ſollen büßen, die ſich der That erfrecht,
Des Bundes Eid zu höhnen ganz wider Fug und Recht.

»Rings ſteht das Volk gerüſtet, ſchau', Peter, Dich nur um! —
Was ſtarrſt Du in die Ferne? was macht Dich bleich und ſtumm? —
Hu, wie mich bangt und ſchauert! Entſetzensvoller Blick! —
Der Wildhans iſt's, der greiſe! Erbarmen, weicht zurück!

»Auch Ulrich, Du, dem früher die Hand ich oft gereicht,
Starrſt aus den hohlen Augen von blut'ger Thräne feucht? —
Und dann der Ott — Hans Eſchen — der Sax — der Liebenſtein! —
Schickt denn das Grab die Todten mir alle her zur Pein?

»Ja, ja, ſie nahen alle, im Arm das blut'ge Haupt;
O gönnet mir Erbarmen, mein Ende naht ſich, glaubt!
Hört ihr die Geiſterſtimmen? Den ſchauerlichen Klang?
Das iſt mein Grabgeläute, das iſt mein Grabgeſang.« —

Ingemisco tanquam reus,
Culpa rubet vultus meus:
Supplicanti parce Deus!

„O hör', mein Sohn, o höre; das dringt zum Herzen ein!
Komm', bete für den Vater: Gott mag ihm gnädig sein.“ —
Und tief erseufzt der Kranke, drückt beide Händ' ans Herz.
Es künden seine Mienen der Reue tiefsten Schmerz.

Er lauscht, er sinket leise und betend auf die Knie',
Die Augen glänzen heiter, doch bald erlöschen sie;
Sein Antlitz strahlet Milde, Verklärung, Seelenruh',
Wie wenn der Geist entfesselt dem Himmel schwebet zu.

Als nun in langem Schweigen so knieend er verharrt,
Beugt sich der Jüngling nieder und findet ihn — erstarrt.
Von tiefem Weh' ergriffen, kaum seiner selbst bewußt,
Sinkt stumm er und vernichtet an todten Vaters Brust.

Doch als der Thränen Quelle ihm Lind'rung aufgethan,
Erhebt er sich und schauet den stillen Beter an;
Blickt freudig dann nach oben zum hellen Sternenlicht,
Und rufet kindlich-gläubig in frommer Zuversicht:

Es ist, o Gott, geschieden mein Vater, sanft und leicht!
Gewiß, sein letztes Flehen, den Himmel hat's erreicht:
Denn aufwärts ist sein Auge empor zu Dir gewandt,
Die sanften Züge sagen, daß er doch Gnade fand.

Und als es ruhig worden in Itel Reding's Haus,
Verstummet auch der Donner, des wilden Sturms Gebraus,
Und durch die Stille zittert wie Aeolsharfenklang
Von frommer Mönche Lippen des Hymnus Schlußgesang:

Consors ut beatitatis,
Vivam cum justificatis
In aeram aeternitatis!
Amen.

Dresden. Ernſt Auguſt Kreiß.

---

# Die Muſikantenbande.

Sie rückt heran mit Kling und Klang
Die Muſikantenbande;
Beſtaubte Geſellen, hübſche Leut',
Weit aus dem Böhmerlande:
Die Kehle durſtig, den Magen leer,
Den Beutel leicht und den Kopf nicht ſchwer,
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der Eine ſchlägt das Tambourin,
D'rin ſchwirren luſtige Schellen,
Das tönet ſo wild, — da blitzet heiß
Das Auge des Geſellen:
»Du böſe, feurige Liebesgluth,
So laſſ' doch in Ruh' mein gutes Blut!«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der andern Zwei Poſaunenſpiel
Erfüllt das Herz mit Beben:
Das alte Mährchen vom jüngſten Tag
Fängt an neu aufzuleben:

»Hörſt Du auch, wie die Poſaune ruft?
Hörſt Du ſie, Lieb', in der kühlen Gruft?«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Des Vierten Clarinettenſang
Flicht bunte Liederkränze,
Bald wimmert's wie ein gebroch'nes Herz,
Bald jauchzt es luſt'ge Tänze;
Doch durch die Weiſen, die bunten, geht
Eine Weiſe, die nur der Spielmann verſteht; --
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der Fünfte bringt im Lautenſchlag
Des Frühlings ſchönſte Spenden,
Ein Garten grün in Maienpracht
Sprießt unter ſeinen Händen:
»Die Blüthen kommen, die Blüthen geh'n,
Wird auch der Gärtner die Früchte ſeh'n?«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der Jüngſte bläſt das Jägerhorn,
Er ſchmettert in die Höhe
Ein Lied ſo froh, ein Lied ſo bang,
Voll Luſt und auch voll Wehe:
»Im Walde, auf ſchattigem grünen Platz,
Saß bei mir mein allerliebſter Schatz!« —
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

»Ein luſtig Lied, ein traurig Lied,
Jetzt hat ſie einen Andern,
Jetzt ſei die weite Welt meine Braut,
Ich will die Welt durchwandern!

Die Roſenwangen der Maid vergeh'n,
Die Welt, meine Braut, bleibt ewig ſchön!«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Dem Spielmann wird das Auge naß,
Er trocknet's mit der Rechten,
Er ſpielt, daß Einem das Herze bebt,
Dann — geht er muthig fechten.
Die Jahre kommen, die Jahre geh'n,
Wann werd' ich wieder die Spielleut' ſeh'n?
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Breslau. Siegfried Eiſenhardt.

---

# Ein Bildchen aus der Virtuoſenwelt.

Skizzirt von ...ker.

---

Familienzimmer. — Schlechte Möbel. — Bewohnt von einem penſionirten Regimentstrompeter, deſſen Frau und ihren zwei Wunderkindern. Die Sachen liegen bunt durch einander: auf dem Claviere treiben ſich zerfetzte Notenhefte unter leeren Tellern, ausgegeſſenen Schüſſeln und ungewaſchenen Taſſen umher. Hummel's A-moll-Concert ſeufzt unter dem Waſchbecken, Beethoven's Sonate pathetique verbirgt ſich, darob verſchämt erröthend, unter dem nebenliegenden naſſen Handtuche von auffallend dunklem Teint. Auf dem Platze des Clavierleuchters liegt

ein Tellerſcherben mit Stiefelwichſe nebſt Bürſten. Die Claviatur zwiſchen den Obertaſten ſo voll Staub, daß Unkraut darin zu blühen beabſichtiget; — auf dem Fußboden könnte man, mit günſtigem Erfolge für beſcheidene Ernte-Ausſichten, Kartoffeln anbauen. Statt deren aber liegen daſelbſt einzelne, wehmüthige Käſerinden friedlich neben Cigarrenſtummeln, Kernhäuschen verzehrter Bratäpfel zwiſchen alten Pantoffeln, Nachtmützen und den Fragmenten des Rhode'ſchen Violin-Concerts in A. Draußen pfeift der Wind und kniſtert der Schnee. Es iſt Februar und das Zimmer ſeit Michaelis nicht gelüftet. In der Ofenröhre ziſcht die überkochende aufgewärmte Suppe. Es iſt ſo heiß, daß Citronen und Pomeranzen aus freier Phantaſie zu den Wänden herauswachſen könnten, wäre die Luft nicht ſo undurchdringlich dick. Die Wunderkinder-Mama ſitzt am Ofen und läßt die Höschen ihrer Töchter aus; innerlich voll Zorn, weil die Bälge, trotzdem, daß ſie ſo gar nicht gezogen werden, doch immerfort wachſen; weil ſie bald nicht mehr Kinder heißen können und weil ſie dadurch den Einnahmen Schaden zufügen. Der Wunderkind-Papa ſitzt beim Finale des Frühſtücks, gerade den Schlußaccord, einen wohlzugemeſſenen Schnaps, mit geübtem Applomb beſeitigend. Im tiefſten Negligée, mit zerzauſetem Haar voll Bettdaunen und in zerriſſenen Strümpfen hockt auf einem wüſten Notenhaufen, Geige und Bogen auf dem Schooße, das Wunderkind Nummer I, Toni, ſiebenzehnjährig, ein koloſſales Butterbrot in der ungewaſchenen Rechten, ein Zeitungsblatt in der dito Linken, und ſo à Tempo abbeißend, und die Recenſion über das vorgeſtern gegebene ſehr beſuchte Concert leſend.

Wie ſie eben ſtill buchſtabirend einen wahren Haifiſchbiß durch die dicke Rinde gethan hat, ruft ſie wüthend mit zorn-

erſtickter Stimme: »Ah, der infame Kerl reißt mich herab wie eine Bierfiedlerin!«

Peppi, das Wunderkind Nummer II (Zwillingsſchweſter von Nummer I), barfuß, im durchlöcherten Unterrock, einen Kreppſhawl über ihre Büſte geworfen, ſitzt übend am Claviere, und überhört der Schweſter Ausruf vor ihrem eigenen: »Sakriſche Paſſaſch! i weiſſ nit, was d' Componiſten für a Freid hab'n, d' Leit' zu plag'n? Der Chopin is vollends gar a grauslicher Kampl mit ſeiner faden Berceuſe. Ueberhaupt, was ſoll denn das vorſtellen, Berceuſe?«

Es muß wohl eine Art Battaille vorſtellen ſollen, weil ſolche Morddiſſonanzen drin vorkommen! meint der Papa; in der Schlacht hab i d' Verwundeten grad jammern gehört, wie die Accorde in derſelbigen Berceuſe.

Als Peppi das Notenheft zornig zur Erde wirft, giebt ihr Papa eine Ohrfeige: Teixelsmadl, biſt d'nit geſcheidt? Jetzt ſitz Dich hin und ſpiel' Triller zur Strafen, bis d' Suppen auf den Tiſch kommt!

Während Peppi raſend trillert, wirft Toni das Zeitungsblatt weg und trampelt mit den Füßen darauf herum.

Biſt auch verruckt geworden, fragt der Vater; ſeid ihr denn beſeſſen? Was giebt's denn heut'?

Toni hebt das getretene Journal wieder auf und legt es ihrer Zwillingsſchweſter auf die trillernden Hände. Peppi beginnt laut zu leſen, wobei ſie nach und nach aus Schluchzen in Geheul übergeht: »Geſtern Abend fand das Concert der beiden Damen Schneizhuber ſtatt. Ich ſage abſichtlich Damen, denn eben ſo wenig wie der Koloß zu Rhodus eine Puppe, ſind dieſe Kinder Kinder, als welche ſie angekündigt wurden; und zwar obendrein als Wunderkinder! Unter dieſem Titel machten die

# Itel Reding.

Als ſchon des Abends Zwielicht den Erdkreis dicht umwob,
Da durch Gewitterſchwüle die Windsbraut ſich erhob;
Sie treibet ſchwere Wolken im Brauſen vor ſich her,
Als zög' am Firmamente herauf das wilde Heer.

Hoch fliegen Staub und Blätter in Wirbelkreiſen auf,
Es ächzen bang' die Föhren, es kreiſcht der Möven Hauf',
Durch ſchwarze Wetterwolken flammt hell des Blitzes Strahl,
Und von dem mächt'gen Donner erdröhnen Berg und Thal.

Ein Jeder ſucht die Stätte, die Schutz und Obdach beut,
Sieht dann und hört behaglich der Elemente Streit,
Freut ſich der ſichern Stille am flackernden Kamin,
Und läßt die Donner grollen und läßt die Wetter zieh'n.

Nur Einer hat nicht Ruhe, nicht Frieden und nicht Raſt,
Schwer drückt in letzter Stunde ihn des Gewiſſens Laſt.
Von Meuchlerhand gefallen, liegt er auf ſeinem Pfühl,
Des Wahnſinns Schrecken treiben mit ihm ihr böſes Spiel.

Es iſt der Itel Reding, der kühne Schweizerheld,
Dem blutig Ende worden, wie Andern er's beſtellt:
Bei Näniken da fanden, auf ſeines Zorns Gebot,
An ſechszig wack're Männer durch Henkershand den Tod.

Am Schmerzenslager ſtehet ein Jüngling, gramerfüllt,
Die ſchönen bleichen Züge von Locken halb verhüllt;
Er überwacht beſorglich des Kranken Athemzug,
Kühlt ihm die heißen Wunden, die tief der Mörder ſchlug.

Und durch die nächt'ge Stille brauſt noch der grimme Nord,
Gießt noch der Regen nieder, dröhnt noch der Donner fort.
Von Nahem hallt, wie klagend, der Kloſterglocke Klang,
Dazwiſchen dann der Mönche erſchütternder Geſang:

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla,
Teste Petro cum Sibylla.

Da ſpringt Herr Itel plötzlich, erregt von Fiebergluth,
Schnell auf und packet heftig den Sohn in ſeiner Wuth,
Und herrſcht ihm, ſtieren Auges, mit lauter Stimme zu:
»Fort, Henker, weich' von hinnen und laſſ' mich jetzt in Ruh'!

»Doch nein, bleib' hier: wir haben viel abzumachen heut';
Die Frevler hart zu zücht'gen ſei meines Winks bereit,
Denn alle ſollen büßen, die ſich der That erfrecht,
Des Bundes Eid zu höhnen ganz wider Fug und Recht.

»Rings ſteht das Volk gerüſtet, ſchau', Peter, Dich nur um! —
Was ſtarrſt Du in die Ferne? was macht Dich bleich und ſtumm? —
Hu, wie mich bangt und ſchauert! Entſetzensvoller Blick! —
Der Wildhans iſt's, der greiſe! Erbarmen, weicht zurück!

»Auch Ulrich, Du, dem früher die Hand ich oft gereicht,
Starrſt aus den hohlen Augen von blut'ger Thräne feucht? —
Und dann der Ott — Hans Eſchen — der Sax — der Liebenſtein! —
Schickt denn das Grab die Todten mir alle her zur Pein?

»Ja, ja, ſie nahen alle, im Arm das blut'ge Haupt;
O gönnet mir Erbarmen, mein Ende naht ſich, glaubt!
Hört ihr die Geiſterſtimmen? Den ſchauerlichen Klang?
Das iſt mein Grabgeläute, das iſt mein Grabgeſang.« —

Ingemisco tanquam reus,
Culpa rubet vultus meus:
Supplicanti parce Deus!

»O hör', mein Sohn, o höre; das dringt zum Herzen ein!
Komm', bete für den Vater: Gott mag ihm gnädig sein.« —
Und tief erseufzt der Kranke, drückt beide Händ' ans Herz,
Es künden seine Mienen der Reue tiefsten Schmerz.

Er lauscht, er sinket leise und betend auf die Knie',
Die Augen glänzen heiter, doch bald erlöschen sie;
Sein Antlitz strahlet Milde, Verklärung, Seelenruh',
Wie wenn der Geist entfesselt dem Himmel schwebet zu.

Als nun in langem Schweigen so knieend er verharrt,
Beugt sich der Jüngling nieder und findet ihn — erstarrt.
Von tiefem Weh' ergriffen, kaum seiner selbst bewußt,
Sinkt stumm er und vernichtet an todten Vaters Brust.

Doch als der Thränen Quelle ihm Lind'rung aufgethan,
Erhebt er sich und schauet den stillen Beter an;
Blickt freudig dann nach oben zum hellen Sternenlicht,
Und rufet kindlich-gläubig in frommer Zuversicht:

Es ist, o Gott, geschieden mein Vater, sanft und leicht!
Gewiß, sein letztes Flehen, den Himmel hat's erreicht:
Denn aufwärts ist sein Auge empor zu Dir gewandt,
Die sanften Züge sagen, daß er doch Gnade fand.

Und als es ruhig worden in Itel Reding's Haus,
Verstummet auch der Donner, des wilden Sturms Gebraus,
Und durch die Stille zittert wie Aeolsharfenklang
Von frommer Mönche Lippen des Hymnus Schlußgesang:

Consors ut beatitatis,
Vivam cum justificatis
In aeram aeternitatis!
Amen.

Dresden. Ernſt Auguſt Kreiß.

---

# Die Muſikantenbande.

Sie rückt heran mit Kling und Klang
Die Muſikantenbande;
Beſtaubte Geſellen, hübſche Leut',
Weit aus dem Böhmerlande:
Die Kehle durſtig, den Magen leer,
Den Beutel leicht und den Kopf nicht ſchwer,
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der Eine ſchlägt das Tambourin,
D'rin ſchwirren luſtige Schellen,
Das tönet ſo wild, — da blitzet heiß
Das Auge des Geſellen:
»Du böſe, feurige Liebesgluth,
So laſſ' doch in Ruh' mein gutes Blut!«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der andern Zwei Poſaunenſpiel
Erfüllt das Herz mit Beben:
Das alte Mährchen vom jüngſten Tag
Fängt an neu aufzuleben:

»Hörst Du auch, wie die Posaune ruft?
Hörst Du sie Lieb' in der kühlen Gruft?«
So spielen sie auf und es schallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Das Vierte Clarinettensang
Flicht bunte Liederfränze,
Bald wimmert's wie ein gebroch'nes Herz,
Bald lauchet es lust'ge Tänze;
Doch durch die Weisen, die bunten, geht
Eine Wehr, die nur der Spielmann versteht; —
So spielen sie auf und es schallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der Fünfte bringt im Lautenschlag
Des Frühlings schönste Spenden.
Ein Garten grün in Maienpracht
Sprießt unter seinen Händen:
»Die Blüthen kommen, die Blüthen geh'n,
Wird auch der Gärtner die Früchte seh'n?«
So spielen sie auf und es schallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der Jüngste bläst das Jägerhorn,
Er schmettert in die Höhe
Ein Lied so froh, ein Lied so bang,
Voll Lust und auch voll Wehe:
»Im Walde, auf schattigem grünen Platz,
Saß bei mir mein allerliebster Schatz!« —
So spielen sie auf und es schallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

»Ein lustig Lied, ein traurig Lied,
Jetzt hat sie einen Andern.
Jetzt sei die weite Welt meine Braut,
Ich will die Welt durchwandern!

Die Roſenwangen der Maid vergeh'n,
Die Welt, meine Braut, bleibt ewig ſchön!«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Dem Spielmann wird das Auge naß,
Er trocknet's mit der Rechten,
Er ſpielt, daß Einem das Herze bebt,
Dann — geht er muthig fechten.
Die Jahre kommen, die Jahre geh'n,
Wann werd' ich wieder die Spielleut' ſeh'n?
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Breslau. Siegfried Eiſenhardt.

---

# Ein Bildchen aus der Virtuoſenwelt.

Skizzirt von ...ker.

---

Familienzimmer. — Schlechte Möbel. — Bewohnt von einem penſionirten Regimentstrompeter, deſſen Frau und ihren zwei Wunderkindern. Die Sachen liegen bunt durch einander: auf dem Claviere treiben ſich zerfetzte Notenhefte unter leeren Tellern, ausgegeſſenen Schüſſeln und ungewaſchenen Taſſen umher. Hummel's A-moll-Concert ſeufzt unter dem Waſchbecken, Beethoven's Sonate pathetique verbirgt ſich, darob verſchämt erröthend, unter dem nebenliegenden naſſen Handtuche von auffallend dunklem Teint. Auf dem Platze des Clavierleuchters liegt

ein Tellerſcherben mit Stiefelwichſe nebſt Bürſten. Die Claviatur zwiſchen den Obertaſten ſo voll Staub, daß Unkraut darin zu blühen beabſichtiget; — auf dem Fußboden könnte man, mit günſtigem Erfolge für beſcheidene Ernte-Ausſichten, Kartoffeln anbauen. Statt deren aber liegen daſelbſt einzelne, wehmüthige Käſerinden friedlich neben Cigarrenſtummeln, Kernhäuschen verzehrter Bratäpfel zwiſchen alten Pantoffeln, Nachtmützen und den Fragmenten des Rhode'ſchen Violin-Concerts in A. Draußen pfeift der Wind und kniſtert der Schnee. Es iſt Februar und das Zimmer ſeit Michaelis nicht gelüftet. In der Ofenröhre ziſcht die überkochende aufgewärmte Suppe. Es iſt ſo heiß, daß Citronen und Pomeranzen aus freier Phantaſie zu den Wänden herauswachſen könnten, wäre die Luft nicht ſo undurchdringlich dick. Die Wunderkinder-Mama ſitzt am Ofen und läßt die Höschen ihrer Töchter aus; innerlich voll Zorn, weil die Bälge, trotzdem, daß ſie ſo gar nicht gezogen werden, doch immerfort wachſen; weil ſie bald nicht mehr Kinder heißen können und weil ſie dadurch den Einnahmen Schaden zufügen. Der Wunderkind-Papa ſitzt beim Finale des Frühſtücks, gerade den Schlußaccord, einen wohlzugemeſſenen Schnaps, mit geübtem Applomb beſeitigend. Im tiefſten Negligée, mit zerzauſetem Haar voll Bettdaunen und in zerriſſenen Strümpfen hockt auf einem wüſten Notenhaufen, Geige und Bogen auf dem Schooße, das Wunderkind Nummer I, Toni, ſiebenzehnjährig, ein koloſſales Butterbrot in der ungewaſchenen Rechten, ein Zeitungsblatt in der dito Linken, und ſo à Tempo abbeißend, und die Recenſion über das vorgeſtern gegebene ſehr beſuchte Concert leſend.

Wie ſie eben ſtill buchſtabirend einen wahren Haifiſchbiß durch die dicke Rinde gethan hat, ruft ſie wüthend mit zorn-

erſtickter Stimme: »Ah, der infame Kerl reißt mich herab wie eine Bierſiedlerin!«

Peppi, das Wunderkind Nummer II (Zwillingsſchweſter von Nummer I), barfuß, im durchlöcherten Unterrock, einen Krepp-ſhawl über ihre Büſte geworfen, ſitzt übend am Claviere, und überhört der Schweſter Ausruf vor ihrem eigenen: »Sakriſche Paſſaſch! i weiſſ nit, was d' Componiſten für a Freid hab'n, d' Leit' zu plag'n? Der Chopin is vollends gar a grauslicher Kampl mit ſeiner faden Berceuſe. Ueberhaupt, was ſoll denn das vorſtellen, Berceuſe?«

Es muß wohl eine Art Battaille vorſtellen ſollen, weil ſolche Morddiſſonanzen drin vorkommen! meint der Papa; in der Schlacht hab i d' Verwundeten grad jammern gehört, wie die Accorde in derſelbigen Berceuſe.

Als Peppi das Notenheft zornig zur Erde wirft, giebt ihr Papa eine Ohrfeige: Teixelsmadl, biſt d'nit geſcheidt? Jetzt ſitz Dich hin und ſpiel' Triller zur Strafen, bis d' Suppen auf den Tiſch kommt!

Während Peppi raſend trillert, wirft Toni das Zeitungs-blatt weg und trampelt mit den Füßen darauf herum.

Biſt auch verruckt geworden, fragt der Vater; ſeid ihr denn beſeſſen? Was giebt's denn heut'?

Toni hebt das getretene Journal wieder auf und legt es ihrer Zwillingsſchweſter auf die trillernden Hände. Peppi beginnt laut zu leſen, wobei ſie nach und nach aus Schluchzen in Ge-heul übergeht: »Geſtern Abend fand das Concert der beiden Damen Schneizhuber ſtatt. Ich ſage abſichtlich Damen, denn eben ſo wenig wie der Koloß zu Rhodus eine Puppe, ſind dieſe Kinder Kinder, als welche ſie angekündigt wurden; und zwar obendrein als Wunderkinder! Unter dieſem Titel machten die

beiden bereits heirathsfähigen Damen eine sogenannte Kunstreise durch die Provinz, und nach ihrer Rückkehr in die heimathliche Residenzstadt beglückten sie dieselbe mit einem Concerte, welches noch lange im Gedächtniß unseres Publikums bleiben dürfte. Zuerst trat Fräulein Peppi auf, und zeigte sich — sogar während der Attitüde eines tiefen Knixes, wie solcher gewissen Gesellschaftsregionen eigenthümlich ist — als eine noch immer recht imposante Figur; obschon in jenem Momente ihre naiven Höschen von dem die Erde küssenden hohen Saume des sehr kurzen Röckchens unsichtbar gemacht wurden. Das Publikum sah erwartungsvoll den vielgepriesenen Leistungen des Wunderkindes entgegen. Das Kind Peppi setzte sich ans Clavier, um mit einigen Chopin'schen Mazurka's aus dessen Opus VII zu debütiren. Mit einem höchst komischen genialen Air präludirte es (nämlich das Kind) zu dem ersten Stücke (B-dur) in C-dur. Dabei that es, gen Himmel blickend (als woher sich manche Leute durch Augenverdrehen Begeisterung und Phantasie herab magnetisiren zu können vermeinen), wie wenn das Präludium lauter augenblickliche göttliche Eingebung wäre. Jedoch war's nichts anderes, als ein Stückchen aus der kleinen Cramer'schen Clavierschule, überschrieben: Vorspiel in C-dur. Allerdings ein Stück für Kinder, doch für Kinder ohne Wunderhöschen! — Nun begann die Mazurka. Wer sah je auf grüner Weide Kälber hopsen? — so wie Kälber hopsen, spielte dies Kind diese Mazurka, das heißt: vollendet in seiner Art, was tolpatschige Grazie betrifft. Zum Todtlachen! Doch dies gilt nur dem Rhythmus; in der Musik, was beim Menschen die Bewegung. Die Accente aber machten den Eindruck, wie wenn Einer unversehens gekitzelt wird; — also eigentlich auch zum Todtlachen! Und was die Reinheit anbelangt, so hätte es nach Beendigung

der Pièce einer großen Ohrenwäsche bei allen Anwesenden bedurft, wenn anders unreinliche Musik am Trommelfelle haften bliebe. Das Wunderkind greift fast immer in die nächste Nachbarschaft der von Chopin gemeinten Tasten, was oft recht überraschend wirkt. Nachdem die F-moll und As-dur Mazurken desselben Heftes in derselben Weise abgefertiget waren, stand das Kind auf und hüpfte (nach Art und Weise obenerwähnter, weidender Naturwesen) davon, während des Publikums sprachloses Erstaunen noch sprachloser wurde durch den Applaus, den mehrere höchst unconcertlich aussehende Leute spendeten, wahrscheinlich als befreibillettirte gute Bekannte.«

Hier wird die Leserin durch berserkerwüthige Familienausbrüche unterbrochen. Diesem Recensenten schlag' ich die Knochen im Leib' zusammen! ruft Papa, und ballt eine Faust, zu welcher man sich allerdings »der That versehen könnte«, wie Justizpersonen zu sagen pflegen. — Sogar auf den Herrn Göd und seine Gesell'n spielt er an: und ist ihm doch auch noch Geld schuldig, für Stiefeln, äußert Mama, entreißt der heulenden Peppi das Journal, wischt die Brillengläser mit den Wunderhöschen ab und liefet weiter:

»Nach einer Zwischennummer, welche eine hochgeschätzte Dilettantin mit dem Vortrage des Liedes »Liebend gedenk' ich Dein« ausfüllte, kam das Kind Toni hervorgetrippelt, unterm Arme die Geige. Auch Toni's Knix war eigenthümlich, wie Giulio Romano bei Oehlenschläger von Antonio Allegri's Bilde sagt: »Eigen, — eigen, aber schön.« Das Kind Toni knixte, als wollte es sich auf einer Fußbank zum Sitzen niederlassen. Aber es saß nicht, es stand und präludirte äußerst naturwüchsig mit einem mehrmaligen Hin- und Herstreichen des Bogens über die leeren Saiten; wahrscheinlich um dadurch anzudeuten, es

# Itel Reding.

Als ſchon des Abends Zwielicht den Erdkreis dicht umwob,
Da durch Gewitterſchwüle die Windsbraut ſich erhob;
Sie treibet ſchwere Wolken im Brauſen vor ſich her,
Als zög' am Firmamente herauf das wilde Heer.

Hoch fliegen Staub und Blätter in Wirbelkreiſen auf,
Es ächzen bang' die Föhren, es kreiſcht der Möven Hauf',
Durch ſchwarze Wetterwolken flammt hell des Blitzes Strahl,
Und von dem mächt'gen Donner erdröhnen Berg und Thal.

Ein Jeder ſucht die Stätte, die Schutz und Obdach beut,
Sieht dann und hört behaglich der Elemente Streit,
Freut ſich der ſichern Stille am flackernden Kamin,
Und läßt die Donner grollen und läßt die Wetter zieh'n.

Nur Einer hat nicht Ruhe, nicht Frieden und nicht Raſt,
Schwer drückt in letzter Stunde ihn des Gewiſſens Laſt.
Von Meuchlerhand gefallen, liegt er auf ſeinem Pfühl,
Des Wahnſinns Schrecken treiben mit ihm ihr böſes Spiel.

Es iſt der Itel Reding, der kühne Schweizerheld,
Dem blutig Ende worden, wie Andern er's beſtellt:
Bei Näniken da fanden, auf ſeines Zorns Gebot,
An ſechszig wack're Männer durch Henkershand den Tod.

Am Schmerzenslager ſtehet ein Jüngling, gramerfüllt,
Die ſchönen bleichen Züge von Locken halb verhüllt;
Er überwacht beſorglich des Kranken Athemzug,
Kühlt ihm die heißen Wunden, die tief der Mörder ſchlug.

Und durch die nächt'ge Stille brauſt noch der grimme Nord,
Gießt noch der Regen nieder, dröhnt noch der Donner fort.
Von Nahem hallt, wie klagend, der Kloſterglocke Klang,
Dazwiſchen dann der Mönche erſchütternder Geſang:

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla,
Teste Petro cum Sibylla.

Da ſpringt Herr Itel plötzlich, erregt von Fiebergluth,
Schnell auf und packet heftig den Sohn in ſeiner Wuth,
Und herrſcht ihm, ſtieren Auges, mit lauter Stimme zu:
»Fort, Henker, weich' von hinnen und laſſ' mich jetzt in Ruh'!

»Doch nein, bleib' hier: wir haben viel abzumachen heut';
Die Frevler hart zu zücht'gen ſei meines Winks bereit,
Denn alle ſollen büßen, die ſich der That erfrecht,
Des Bundes Eid zu höhnen ganz wider Fug und Recht.

»Rings ſteht das Volk gerüſtet, ſchau', Peter, Dich nur um! —
Was ſtarrſt Du in die Ferne? was macht Dich bleich und ſtumm? —
Hu, wie mich bangt und ſchauert! Entſetzensvoller Blick! —
Der Wildhans iſt's, der greiſe! Erbarmen, weicht zurück!

»Auch Ulrich, Du, dem früher die Hand ich oft gereicht,
Starrſt aus den hohlen Augen von blut'ger Thräne feucht? —
Und dann der Ott — Hans Eſchen — der Sax — der Liebenſtein! —
Schickt denn das Grab die Todten mir alle her zur Pein?

»Ja, ja, ſie nahen alle, im Arm das blut'ge Haupt;
O gönnet mir Erbarmen, mein Ende naht ſich, glaubt!
Hört ihr die Geiſterſtimmen? Den ſchauerlichen Klang?
Das iſt mein Grabgeläute, das iſt mein Grabgeſang.« —

Ingemisco tanquam reus,
Culpa rubet vultus meus:
Supplicanti parce Deus!

»O hör', mein Sohn, o höre; das dringt zum Herzen ein!
Komm', bete für den Vater: Gott mag ihm gnädig sein.« —
Und tief erseufzt der Kranke, drückt beide Händ' ans Herz.
Es künden seine Mienen der Reue tiefsten Schmerz.

Er lauscht, er sinket leise und betend auf die Knie',
Die Augen glänzen heiter, doch bald erlöschen sie;
Sein Antlitz strahlet Milde, Verklärung, Seelenruh',
Wie wenn der Geist entfesselt dem Himmel schwebet zu.

Als nun in langem Schweigen so knieend er verharrt,
Beugt sich der Jüngling nieder und findet ihn — erstarrt.
Von tiefem Weh' ergriffen, kaum seiner selbst bewußt,
Sinkt stumm er und vernichtet an todten Vaters Brust.

Doch als der Thränen Quelle ihm Lind'rung aufgethan,
Erhebt er sich und schauet den stillen Beter an;
Blickt freudig dann nach oben zum hellen Sternenlicht,
Und rufet kindlich-gläubig in frommer Zuversicht:

Es ist, o Gott, geschieden mein Vater, sanft und leicht!
Gewiß, sein letztes Flehen, den Himmel hat's erreicht:
Denn aufwärts ist sein Auge empor zu Dir gewandt,
Die sanften Züge sagen, daß er doch Gnade fand.

Und als es ruhig worden in Itel Reding's Haus,
Verstummet auch der Donner, des wilden Sturms Gebraus,
Und durch die Stille zittert wie Aeolsharfenklang
Von frommer Mönche Lippen des Hymnus Schlußgesang:

Consors ut beatitatis,
Vivam cum justificatis
In aeram aeternitatis!
Amen.

Dresden. Ernſt Auguſt Kreiß.

---

# Die Muſikantenbande.

Sie rückt heran mit Kling und Klang
Die Muſikantenbande;
Beſtaubte Geſellen, hübſche Leut',
Weit aus dem Böhmerlande:
Die Kehle durſtig, den Magen leer,
Den Beutel leicht und den Kopf nicht ſchwer,
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der Eine ſchlägt das Tambourin,
D'rin ſchwirren luſtige Schellen,
Das tönet ſo wild, — da blitzet heiß
Das Auge des Geſellen:
»Du böſe, feurige Liebesgluth,
So laſſ' doch in Ruh' mein gutes Blut!«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der andern Zwei Poſaunenſpiel
Erfüllt das Herz mit Beben:
Das alte Mährchen vom jüngſten Tag
Fängt an neu aufzuleben:

»Hörſt Du auch, wie die Poſaune ruft?
Hörſt Du ſie, Lieb', in der kühlen Gruft?«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Des Vierten Clarinettenſang
Flicht bunte Liederkränze,
Bald wimmert's wie ein gebroch'nes Herz,
Bald jauchzt es luſt'ge Tänze;
Doch durch die Weiſen, die bunten, geht
Eine Weiſe, die nur der Spielmann verſteht; —
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der Fünfte bringt im Lautenſchlag
Des Frühlings ſchönſte Spenden,
Ein Garten grün in Maienpracht
Sprießt unter ſeinen Händen:
»Die Blüthen kommen, die Blüthen geh'n,
Wird auch der Gärtner die Früchte ſeh'n?«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der Jüngſte bläſt das Jägerhorn,
Er ſchmettert in die Höhe
Ein Lied ſo froh, ein Lied ſo bang,
Voll Luſt und auch voll Wehe:
»Im Walde, auf ſchattigem grünen Platz,
Saß bei mir mein allerliebſter Schatz!« —
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

»Ein luſtig Lied, ein traurig Lied,
Jetzt hat ſie einen Andern,
Jetzt ſei die weite Welt meine Braut,
Ich will die Welt durchwandern!

Die Roſenwangen der Maid vergeh'n,
Die Welt, meine Braut, bleibt ewig ſchön!«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Dem Spielmann wird das Auge naß,
Er trocknet's mit der Rechten,
Er ſpielt, daß Einem das Herze bebt,
Dann — geht er muthig fechten.
Die Jahre kommen, die Jahre geh'n,
Wann werd' ich wieder die Spielleut' ſeh'n?
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Breslau. Siegfried Eiſenhardt.

---

# Ein Bildchen aus der Virtuoſenwelt.

Skizzirt von ...ker.

---

Familienzimmer. — Schlechte Möbel. — Bewohnt von einem penſionirten Regimentstrompeter, deſſen Frau und ihren zwei Wunderkindern. Die Sachen liegen bunt durch einander: auf dem Claviere treiben ſich zerfetzte Notenhefte unter leeren Tellern, ausgegeſſenen Schüſſeln und ungewaſchenen Taſſen umher. Hummel's A-moll-Concert ſeufzt unter dem Waſchbecken, Beethoven's Sonate pathetique verbirgt ſich, darob verſchämt erröthend, unter dem nebenliegenden naſſen Handtuche von auffallend dunklem Teint. Auf dem Platze des Clavierleuchters liegt

ein Tellerſcherben mit Stiefelwichſe nebſt Bürſten. Die Clavia-tur zwiſchen den Obertaſten ſo voll Staub, daß Unkraut darin zu blühen beabſichtiget; — auf dem Fußboden könnte man, mit günſtigem Erfolge für beſcheidene Ernte-Ausſichten, Kartoffeln anbauen. Statt deren aber liegen daſelbſt einzelne, wehmüthige Käſerinden friedlich neben Cigarrenſtummeln, Kernhäuschen ver-zehrter Bratäpfel zwiſchen alten Pantoffeln, Nachtmützen und den Fragmenten des Rhode'ſchen Violin-Concerts in A. Drau-ßen pfeift der Wind und kniſtert der Schnee. Es iſt Februar und das Zimmer ſeit Michaelis nicht gelüftet. In der Ofen-röhre ziſcht die überkochende aufgewärmte Suppe. Es iſt ſo heiß, daß Citronen und Pomeranzen aus freier Phantaſie zu den Wänden herauswachſen könnten, wäre die Luft nicht ſo un-durchdringlich dick. Die Wunderkinder-Mama ſitzt am Ofen und läßt die Höschen ihrer Töchter aus; innerlich voll Zorn, weil die Bälge, trotzdem, daß ſie ſo gar nicht gezogen werden, doch immerfort wachſen; weil ſie bald nicht mehr Kinder heißen können und weil ſie dadurch den Einnahmen Schaden zufügen. Der Wunderkind-Papa ſitzt beim Finale des Frühſtücks, gerade den Schlußaccord, einen wohlzugemeſſenen Schnaps, mit geüb-tem Applomb beſeitigend. Im tiefſten Negligée, mit zerzauſe-tem Haar voll Bettdaunen und in zerriſſenen Strümpfen hockt auf einem wüſten Notenhaufen, Geige und Bogen auf dem Schooße, das Wunderkind Nummer I, Toni, ſiebenzehnjährig, ein koloſ-ſales Butterbrot in der ungewaſchenen Rechten, ein Zeitungs-blatt in der dito Linken, und ſo à Tempo abbeißend, und die Recenſion über das vorgeſtern gegebene ſehr beſuchte Concert leſend.

Wie ſie eben ſtill buchſtabirend einen wahren Haifiſchbiß durch die dicke Rinde gethan hat, ruft ſie wüthend mit zorn-

erſtickter Stimme: »Ah, der infame Kerl reißt mich herab wie eine Bierfiedlerin!«

Peppi, das Wunderkind Nummer II (Zwillingsſchweſter von Nummer I), barfuß, im durchlöcherten Unterrock, einen Krepp-ſhawl über ihre Büſte geworfen, ſitzt übend am Claviere, und überhört der Schweſter Ausruf vor ihrem eigenen: »Sakriſche Paſſaſch! i weiß nit, was d' Componiſten für a Freid hab'n, d' Leit' zu plag'n? Der Chopin is vollends gar a grauslicher Kampl mit ſeiner faden Berceuſe. Ueberhaupt, was ſoll denn das vorſtellen, Berceuſe?«

Es muß wohl eine Art Battaille vorſtellen ſollen, weil ſolche Morddiſſonanzen drin vorkommen! meint der Papa; in der Schlacht hab i d' Verwundeten grad jammern gehört, wie die Accorde in derſelbigen Berceuſe.

Als Peppi das Notenheft zornig zur Erde wirft, giebt ihr Papa eine Ohrfeige: Teixelsmadl, biſt d'nit geſcheidt? Jetzt ſitz Dich hin und ſpiel' Triller zur Strafen, bis d' Suppen auf den Tiſch kommt!

Während Peppi raſend trillert, wirft Toni das Zeitungs-blatt weg und trampelt mit den Füßen darauf herum.

Biſt auch verruckt geworden, fragt der Vater; ſeid ihr denn beſeſſen? Was giebt's denn heut'?

Toni hebt das getretene Journal wieder auf und legt es ihrer Zwillingsſchweſter auf die trillernden Hände. Peppi beginnt laut zu leſen, wobei ſie nach und nach aus Schluchzen in Ge-heul übergeht: »Geſtern Abend fand das Concert der beiden Damen Schneizhuber ſtatt. Ich ſage abſichtlich Damen, denn eben ſo wenig wie der Koloß zu Rhodus eine Puppe, ſind dieſe Kinder Kinder, als welche ſie angekündigt wurden; und zwar obendrein als Wunderkinder! Unter dieſem Titel machten die

beiden bereits heirathsfähigen Damen eine sogenannte Kunstreise durch die Provinz, und nach ihrer Rückkehr in die heimathliche Residenzstadt beglückten sie dieselbe mit einem Concerte, welches noch lange im Gedächtniß unseres Publikums bleiben dürfte. Zuerst trat Fräulein Peppi auf, und zeigte sich — sogar während der Attitüde eines tiefen Knixes, wie solcher gewissen Gesellschaftsregionen eigenthümlich ist — als eine noch immer recht imposante Figur; obschon in jenem Momente ihre naiven Höschen von dem die Erde küssenden hohen Saume des sehr kurzen Röckchens unsichtbar gemacht wurden. Das Publikum sah erwartungsvoll den vielgepriesenen Leistungen des Wunderkindes entgegen. Das Kind Peppi setzte sich ans Clavier, um mit einigen Chopin'schen Mazurka's aus dessen Opus VII zu debütiren. Mit einem höchst komischen genialen Air präludirte es (nämlich das Kind) zu dem ersten Stücke (B-dur) in C-dur. Dabei that es, gen Himmel blickend (als woher sich manche Leute durch Augenverdrehen Begeisterung und Phantasie herab magnetisiren zu können vermeinen), wie wenn das Präludium lauter augenblickliche göttliche Eingebung wäre. Jedoch war's nichts anderes, als ein Stückchen aus der kleinen Cramer'schen Clavierschule, überschrieben: Vorspiel in C-dur. Allerdings ein Stück für Kinder, doch für Kinder ohne Wunderhöschen! — Nun begann die Mazurka. Wer sah je auf grüner Weide Kälber hopsen? — so wie Kälber hopsen, spielte dies Kind diese Mazurka, das heißt: vollendet in seiner Art, was tolpatschige Grazie betrifft. Zum Todtlachen! Doch dies gilt nur dem Rhythmus; in der Musik, was beim Menschen die Bewegung. Die Accente aber machten den Eindruck, wie wenn Einer unversehens gekitzelt wird; — also eigentlich auch zum Todtlachen! Und was die Reinheit anbelangt, so hätte es nach Beendigung

der Pièce einer großen Ohrenwäſche bei allen Anweſenden bedurft, wenn anders unreinliche Muſik am Trommelfelle haften bliebe. Das Wunderkind greift faſt immer in die nächſte Nachbarſchaft der von Chopin gemeinten Taſten, was oft recht überraſchend wirkt. Nachdem die F-moll und As-dur Mazurken deſſelben Heftes in derſelben Weiſe abgefertiget waren, ſtand das Kind auf und hüpfte (nach Art und Weiſe obenerwähnter, weidender Naturweſen) davon, während des Publikums ſprachloſes Erſtaunen noch ſprachloſer wurde durch den Applaus, den mehrere höchſt unconcertlich ausſehende Leute ſpendeten, wahrſcheinlich als befreibillettirte gute Bekannte.«

Hier wird die Leſerin durch berſerkerwüthige Familienausbrüche unterbrochen. Dieſem Recenſenten ſchlag' ich die Knochen im Leib' zuſammen! ruft Papa, und ballt eine Fauſt, zu welcher man ſich allerdings »der That verſehen könnte«, wie Juſtizperſonen zu ſagen pflegen. — Sogar auf den Herrn Göd und ſeine Geſell'n ſpielt er an: und iſt ihm doch auch noch Geld ſchuldig, für Stiefeln, äußert Mama, entreißt der heulenden Peppi das Journal, wiſcht die Brillengläſer mit den Wunderhöschen ab und lieſet weiter:

»Nach einer Zwiſchennummer, welche eine hochgeſchätzte Dilettantin mit dem Vortrage des Liedes »Liebend gedenk' ich Dein« ausfüllte, kam das Kind Toni hervorgetrippelt, unterm Arme die Geige. Auch Toni's Knix war eigenthümlich, wie Giulio Romano bei Oehlenſchläger von Antonio Allegri's Bilde ſagt: »Eigen, — eigen, aber ſchön.« Das Kind Toni knixte, als wollte es ſich auf einer Fußbank zum Sitzen niederlaſſen. Aber es ſaß nicht, es ſtand und präludirte äußerſt naturwüchſig mit einem mehrmaligen Hin- und Herſtreichen des Bogens über die leeren Saiten; wahrſcheinlich um dadurch anzudeuten, es

werde möglicherweiſe aus G, D oder A ſpielen? Moll oder Dur? blieb fürs erſte diplomatiſches Geheimniß. Indeſſen erwies dies Manoeuvre ſich als zarte Schäkerei, wie ſie bei Kindern bräuchlich. Denn Toni ſpielte weder in G oder D oder A, auch weder in Moll noch in Dur, nicht einmal in Moll-Dur, ſondern ſie ſpielte in gar keiner Tonart, und zwar ein Stück von Beriot, in welchem man hin und wieder Anklänge von gewiſſen Variationen dieſes Meiſters hören zu glauben ſich einbilden konnte! Leider verdarb das aus »geſchätzten Dilettanten« beſtehende, accompagnirende Streichquartett die Fährte, auf welche uns einzelne reine Töne leiten wollten. Denn ach, nur hin und wieder kamen reine Töne vor, was vom Aufdrücken platter Finger auf die Saiten herrühren mochte. In der That, Toni wußte merkwürdig gewandt die Applicatur des Contrabaſſes auf die Geige zu übertragen. Auch der Bogenſtrich deutete darauf hin, daß er mehr mähend, wie eine wohlconditionirte Senſe geführt werde. Beim Staccato meinte man Zicklein meckern zu hören. Die Flageolet-Töne machten Jedem lange Zähne, der noch welche hatte. Vermuthlich wollte Toni, ſtatt abgeleierter Herzensgefühle, einmal phyſiſche Schmerzgefühle tonmalend abſchildern, was ihr denn zum Entſetzen gut gelang. Ihr Stück ſchien mit Zahnweh als Introduction zu beginnen, von dem aus die ſinnreiche Einleitung zu Kopfkrämpfen als eigentliches Thema belobt werden muß. Die erſte Variation zeigte durch ihre Einwirkung auf die Hörer, daß bereits heftiges Ohrenſauſen eingetreten ſei; doch war dann das unlogiſche Abſpringen in der nächſten Variation zu (freilich ſehr genial verſinnlichten) Leibſchmerzen, aus höherem künſtleriſchem Standpunkte betrachtet, tadelnswerth. Die dritte Variation faßte Toni als Darſtellung herannahender Cholera-Symptome auf, und ließ letzteren im

vollen Harpeggiengewühle der vierten bedenkliche Steigerung angedeihen.« . . .

Hörst auf, schrie Papa Schneizhuber, hörst auf mit Lesen? der Viechkerl bringt Einem ja mit seinem Gift auf die Letzt' noch die Pest über den Hals. Wart', Haupthallunke, Dich woll'n wir derwischen. Mit solchen verhungerten bissigen Rezensenten werd' ich nit viel Umstände machen. Papier her, Madeln, Feder, Tinte, — was halt zum Schreiben g'hört, Sakkrement!

Er setzte sich an den Tisch und dictirte sich nachstehende Reclame selbst in die Feder:

»In der letzten numer Von dieser Ceidung stet eine Sehr Schändtliche Rehzensiohn iber dem Regimenzdrumbeter Schneizhuber seine 2 Wunderkinder, was di mit Recht sint, denn alß Unbarteiischer muß Mann daß gewiß Sagen, wer Sie spülen gehert hat. Die beide Wirrduhosinnen haben aber Auch so Einen fahder komm il soh. Er hat Seine wunderkinder nämlich Eigenhändig ausgebildet, wass ihn zur Aehre gereucht. So wie Mann überall geschrieben hat. Nur bloß allein hier nicht in diesen Schurnal« — ... Peppi, nimm die Feder, ich kann nit weiter, ich zürn' mich zu viel.

Peppi schreibt weiter:

»und so ein gemeuner Mensch wil über die Fräulein Pepi uhrdeilen und versteht nix von Kunst und Musich! Sie hat ihre Leistung meisterlich gemacht, Alles wie's in Rodenbuche gedruckt sted. Und sten da falsche Griffe, frag' ich Als unpardeischer Rehverend?« Toni, jetzt kommst Du dran.

Toni schreibt:

»Was den Gnicks von Fräulein Toni anbedrifft, der war

so, wie er von ein jeden Madel das anständig Gebildt ist allemal zu sein hat. Alles übrige versteht sich bei solchen anerkannten Zähläbridäden schon von selbst, daß sie werden gut spielen und sol es der boshafte Mensch besser machen, wenn er es besser gelernt hat? Aber keine Spur!«

Bon, ruft der Papa. Nun setz noch drunter: »Einer für Viele!« oder auch: »Mehrere Kenner.« Das klingt noch besser. Und wenn's gedruckt ist glauben's die Leut'! die Mutter tragt's in die Expedition; gebt's ihr ein Geld her, für die Insertionsgebühren. Denn gratis nimmt's der Faktor nicht auf; die Streich' kennt man schon. —

Seit jenem Tage üben die Wunderkinder nichts anhaltender und ausdauernder, als Knixe, bedrohen jedoch fürder nur noch Provinzstädtchen dritten Ranges, weil Hauptstädte und deren eigensinnige Journalisten an unheilbarer Wunderkinderblasirtheit laboriren.

---

# Der greise Künstler.

---

Man führt im Schauspielhause
Den Lear von Shakspeare auf.
— Erwartungsvolle Pause — —
Der Vorhang rauscht herauf,
Und freudig, hunderttönig
Macht sich Geflüster Bahn:
»Ah, dort erscheint als König
»Ein tücht'ger Veteran!«

Da ſteht er auf der Scene!
Vom Purpur ſtolz umwallt
Bewegt ſich eine ſchöne
Athletiſche Geſtalt.
Und in antiker Weiſe
Entfaltet ſich ſein Spiel —
Sein Wort tönt laut wie leiſe
Voll Nachdruck und Gefühl.

»Das iſt ein Künſtler!« hallt es
Begeiſtert durch das Haus;
Durch alle Herzen wallt es,
Und brauſt in Beifall aus.
Da ſchaut in tiefem Sinnen
Der Künſtler ſelbſt zurück —
Sein Treiben und Beginnen
Durchſtreift ſein inn'rer Blick.

Von früh'ſter Jugend lebte
Er für die Kunſt allein;
Sein Gluthverlangen ſtrebte,
Ihr Jünger einſt zu ſein.
Dem Vorurtheil, dem Zwange
Bot er das Antlitz dar,
Bis ſeinem bittern Drange
Die Bahn geöffnet war.

So ſtrebt' er unermüdlich,
Von Hoffnung ſtets verklärt,
Und — iſt nun endlich friedlich
Im Hafen eingekehrt.
Zwar Greis, jedoch vom Tranke
Aus Lethe nie erſchlafft,
Durchglüht ihn der Gedanke
In junger Adlerkraft.

Wer das ſo malen könnte,
Wie's ſeinem Geiſt erſchien!
Er — ſieht nur im Momente
Dies Bild vorüberflieh'n —
Nach oben blickt er heiter,
Und lächelt ſelig ſtill —
Dann — wirkt er ſicher weiter,
Wie König Lear es will.

Verwandlung auf Verwandlung!
— Schon ſchleppt in Raſerei
Der Greis am Schluß der Handlung
Die Tochter todt herbei,
Entrollt gebrochen, traurig
Des Vaters Wahnſinnsſchmerz,.
Und Wehmuth, todesſchaurig,
Faßt jedes Hörers Herz.

Des Kindes ſüße Hülle
Umarmt der tolle Lear —
Er lallt in Jammers Fülle:
»Die Lippen — o ſeht hier —
»Seht — ah!« — Er ſtürzt zuſammen. —
Das Haus — verehrt erſt ſtumm —
Dann aber! Welche Flammen
Durchſprüh'n das Publikum?

Die Blicke rings begegnen
Sich wie ein Looſungsgruß,
Und — Kränz' und Lieder regnen
Hin zu des Greiſes Fuß,
Fanfaren ſchmetternd loben
Dies Thun im gleichen Nu —
Das Haus hat ſich erhoben,
Jauchzt ſeinem Liebling zu!

Jetzt denket des Hellenen,
Den Todesnacht umwob,
Als Hellas, ihn zu krönen,
Olympia's Kranz erhob!
Die Sage kann nicht lügen —
Schaut dieſer Augen Licht,
Wie aus des Künſtlers Zügen
Ein eig'nes Leben ſpricht!

O wunderlich Begehren!
Was jauchzt der Schwarm ihm vor!
Die Harmonie der Sphären
Fällt reiner in ſein Ohr.
Es wächſt des Beifalls Toſen
Der Meereswoge gleich —
Er — ſchlummert unter Roſen,
Den rothen, ſchneeig bleich.

Als alle endlich ſchweigen,
Da — röchelt's fürchterlich;
Des Sterbens Qualen zeigen
Als grauſe Wahrheit ſich.
Ja, als im Vordergrunde
Ein Freund die Hand ihm bot,
Entklingt des Mimen Munde
Der Aufſchrei: »wirklich todt!«

»Todt? Todt? Er ging hinüber?«
Durchbrauſt's das Schauſpielhaus —
Im Volke brechen drüber
Viel heiße Thränen aus.
Der Schauplatz wird geſchloſſen —
Hinweg Thaliens Spiel!
Es nah'n als Leidgenoſſen
Der edeln Freunde viel!

Wie in des Domes Halle
Gebeugte Beter knie'n,
So ernſt umringen alle
In Ehrerbietung ihn.
Doch Niemand aus dem Kreiſe
Giebt ſeinem Schmerz ein Wort —
Man küßt das Haupt dem Greiſe
Und wandelt weinend fort.

Doch horch! nach wenig Tagen
Verkündet Glockenton:
Zur Ruhe wird getragen
Der Muſen treu'ſter Sohn!
Da eilt es im Gedränge
Und wogt von nah' und weit,
Der Freunde ſtumme Menge
Giebt ihm das Grabgeleit.

Und an der Ruheſtätte
Spricht eines Freundes Mund:
»Dir wird zum Ehrenbette
»Des Grabes kühler Grund,
»Es ward ja Deinem Streben
»Das Ziel, das Du gewählt.
»Ein ſo benutztes Leben
»War wahrlich! nicht verfehlt.

»Wie Manches, was wir ſä'ten,
»Verdient's des Eifers Brunſt?
»Du aber warſt getreten
»Ins Heiligthum der Kunſt,
»Die hoch aus ſel'gen Landen
»Ein Zauberhauch umweht —
»Von Wenigen verſtanden,
»Von Vielen frech geſchmäht.

»Mit äuß'rem Glanz vereinigt
»Wird Achtung ihr gegönnt;
»Doch roher Dünkel peinigt
»Das ſchüchterne Talent.
»Man lacht der untern Sphären —
»Da fragt der Genius kühn:
»Wer wagt's, dem Geiſt zu wehren,
»Für dieſe Kunſt zu glüh'n,

»Die Euch durch Scherz erheitert,
»Durch Ernſt den Geiſt erhebt,
»Des Tages Ford'rung läutert,
»Vergang'nes hold belebt?
»Wohl bleiben der Erhab'nen
»Der Jünger viele fern —
»Dir aber, dem Begrab'nen,
»Dir lächelte ihr Stern!

»So ſei der Schooß der Erde
»Der Künſtlerhülle leicht!
»Dem Ahnungsdurſte werde
»Erfüllungsborn gereicht!
»Und tilgt des Nordwinds Flügel
»Der Roſ' und Lilie Glanz,
»Dann bleibe Deinem Hügel
»Der Immortellenkranz!«

Ernſt Roth.

# An die Menge!

Ein hoher Geiſt geht ordnend durch die Welt;
Zwar ſieh'ſt Du nicht ſein ewiges Geſtalten,
Doch wohin immer auch Dein Auge fällt,
Fühlſt Du ihn nah und ſchau'ſt ſein göttlich Walten.

Der Menſch ſteht mit der Menſchheit ſtets im Krieg,
Zerſtörend nur; da tritt in ihre Mitte
Schützend der hohe Geiſt und giebt den Sieg
Der Mannheit, Kraft, dem Rechte und der Sitte.

Der Weiſe nur iſt würdig frei zu ſein,
Nur Kraft verſteht die Freiheit zu erſtreben,
Im Rechte und mit Recht währt ſie allein,
Und ſanfte Sitte muß das Maß ihr geben.

Wer Recht und Sitte ſchon für Feſſeln hält,
Gleich Dir, — iſt für die Freiheit nicht geboren.
Weil Jeder wähnt: er ſei der Herr der Welt,
Geht auch die Welt für Jeden meiſt verloren.

Erſt werde weiſe, ſittig und gerecht,
Dann kommt die Freiheit auch, um Dich zu retten: —
Sonſt aber bleibſt Du ſtets Dein eig'ner Knecht
Und ſchmiedeſt ſelbſt Dir Deiner Knechtſchaft Ketten.

Graez. Hiacinth von Schulheim.

# Königin Ilſe.

Es ging ein Jäger im Mondenſchein
Vorüber am Ilſenſtein.

Da trat aus grauem Felſenſpalt
Einer Jungfrau Lichtgeſtalt.

Sie trug eine Krone wunderbar
Im feuchten Lockenhaar.

Sie bot dem ſchönen Jägersmann
Eine rothe Roſe an.

»Ich wohne ſo einſam und allein
»Im tiefen Ilſenſtein.

»Und kannſt Du faſſen ein Herz zu mir,
»So theil' ich mein Reich mit Dir.

»Und trinkſt Du von meinem Zauberwein,
»Iſt ewige Jugend Dein.

»Ich harre ſchon viel hundert Jahr',
»Doch fruchtlos immerdar.

»In Dir trifft Zeichen für Zeichen zu,
»O ſei mein Erlöſer Du!«

Sie ſpricht's und der heiße Hauch der Luſt
Umweht ihre volle Bruſt.

werde möglicherweiſe aus G, D oder A ſpielen? Moll oder Dur? blieb fürs erſte diplomatiſches Geheimniß. Indeſſen erwies dies Manoeuvre ſich als zarte Schäkerei, wie ſie bei Kindern bräuchlich. Denn Toni ſpielte weder in G oder D oder A, auch weder in Moll noch in Dur, nicht einmal in Moll-Dur, ſondern ſie ſpielte in gar keiner Tonart, und zwar ein Stück von Beriot, in welchem man hin und wieder Anklänge von gewiſſen Variationen dieſes Meiſters hören zu glauben ſich einbilden konnte! Leider verdarb das aus »geſchätzten Dilettanten« beſtehende, accompagnirende Streichquartett die Fährte, auf welche uns einzelne reine Töne leiten wollten. Denn ach, nur hin und wieder kamen reine Töne vor, was vom Aufdrücken platter Finger auf die Saiten herrühren mochte. In der That, Toni wußte merkwürdig gewandt die Applicatur des Contrabaſſes auf die Geige zu übertragen. Auch der Bogenſtrich deutete darauf hin, daß er mehr mähend, wie eine wohlconditionirte Senſe geführt werde. Beim Staccato meinte man Zicklein meckern zu hören. Die Flageolet-Töne machten Jedem lange Zähne, der noch welche hatte. Vermuthlich wollte Toni, ſtatt abgeleierter Herzensgefühle, einmal phyſiſche Schmerzgefühle tonmalend abſchildern, was ihr denn zum Entſetzen gut gelang. Ihr Stück ſchien mit Zahnweh als Introduction zu beginnen, von dem aus die ſinnreiche Einleitung zu Kopfkrämpfen als eigentliches Thema belobt werden muß. Die erſte Variation zeigte durch ihre Einwirkung auf die Hörer, daß bereits heftiges Ohrenſauſen eingetreten ſei; doch war dann das unlogiſche Abſpringen in der nächſten Variation zu (freilich ſehr genial verſinnlichten) Leibſchmerzen, aus höherem künſtleriſchem Standpunkte betrachtet, tadelnswerth. Die dritte Variation faßte Toni als Darſtellung herannahender Cholera-Symptome auf, und ließ letzteren im

vollen Harveggiengewühle der vierten bedenkliche Steigerung angedeihen.« . . .

Hörst auf, schrie Papa Schneizhuber, hörst auf mit Lesen? der Viechkerl bringt Einem ja mit seinem Gift auf die Letzt' noch die Pest über den Hals. Wart', Haupthallunke, Dich woll'n wir derwischen. Mit solchen verhungerten bissigen Rezensenten werd' ich nit viel Umstände machen. Papier her, Madeln, Feder, Tinte, — was halt zum Schreiben g'hört, Sakkrement!

Er setzte sich an den Tisch und dictirte sich nachstehende Reclame selbst in die Feder:

»In der letzten numer Von dieser Ceidung stet eine Sehr Schändtliche Rehzensiohn iber dem Regimenzdrumbeter Schneizhuber seine 2 Wunderkinder, was di mit Recht sint, denn alß Unbarteiischer muß Mann daß gewiß Sagen, wer Sie spülen gehert hat. Die beide Wirrduhosinnen haben aber Auch so Einen fahder komm il soh. Er hat Seine wunderkinder nämlich Eigenhändig ausgebildet, wass ihn zur Aehre gereucht. So wie Mann überall geschrieben hat. Nur bloß allein hier nicht in diesen Schurnal« — ... Peppi, nimm die Feder, ich kann nit weiter, ich zürn' mich zu viel.

Peppi schreibt weiter:

»und so ein gemeuner Mensch wil über die Fräulein Pepi uhrdeilen und versteht nix von Kunst und Musich! Sie hat ihre Leistung meisterlich gemacht, Alles wie's in Rodenbuche gedruckt sted. Und sten da falsche Griffe, frag' ich Als unpardeischer Rehverend?« Toni, jetzt kommst Du dran.

Toni schreibt:

»Was den Gnicks von Fräulein Toni anbedrifft, der war

so, wie er von ein jeden Madel das anständig Gebildt ist allemal zu sein hat. Alles übrige versteht sich bei solchen anerkannten Zähläbridäden schon von selbst, daß sie werden gut spielen und sol es der boshafte Mensch besser machen, wenn er es besser gelernt hat? Aber keine Spur!«

Bon, ruft der Papa. Nun setz noch drunter: »Einer für Viele!« oder auch: »Mehrere Kenner.« Das klingt noch besser. Und wenn's gedruckt ist glauben's die Leut'! die Mutter tragt's in die Expedition; gebt's ihr ein Geld her, für die Insertionsgebühren. Denn gratis nimmt's der Faktor nicht auf; die Streich' kennt man schon. —

Seit jenem Tage üben die Wunderkinder nichts anhaltender und ausdauernder, als Knixe, bedrohen jedoch fürder nur noch Provinzstädtchen dritten Ranges, weil Hauptstädte und deren eigensinnige Journalisten an unheilbarer Wunderkinderblasirtheit laboriren.

---

# Der greise Künstler.

---

Man führt im Schauspielhause
Den Lear von Shakspeare auf.
— Erwartungsvolle Pause — —
Der Vorhang rauscht herauf,
Und freudig, hunderttönig
Macht sich Geflüster Bahn:
»Ah, dort erscheint als König
»Ein tücht'ger Veteran!«

Da ſteht er auf der Scene!
Vom Purpur ſtolz umwallt
Bewegt ſich eine ſchöne
Athletiſche Geſtalt.
Und in antiker Weiſe
Entfaltet ſich ſein Spiel —
Sein Wort tönt laut wie leiſe
Voll Nachdruck und Gefühl.

»Das iſt ein Künſtler!« hallt es
Begeiſtert durch das Haus;
Durch alle Herzen wallt es,
Und brauſt in Beifall aus.
Da ſchaut in tiefem Sinnen
Der Künſtler ſelbſt zurück —
Sein Treiben und Beginnen
Durchſtreift ſein inn'rer Blick.

Von früh'ſter Jugend lebte
Er für die Kunſt allein;
Sein Gluthverlangen ſtrebte,
Ihr Jünger einſt zu ſein.
Dem Vorurtheil, dem Zwange
Bot er das Antlitz dar,
Bis ſeinem bittern Drange
Die Bahn geöffnet war.

So ſtrebt' er unermüdlich,
Von Hoffnung ſtets verklärt,
Und — iſt nun endlich friedlich
Im Hafen eingekehrt.
Zwar Greis, jedoch vom Tranke
Aus Lethe nie erſchlafft,
Durchglüht ihn der Gedanke
In junger Adlerkraft.

»Hörſt Du auch, wie die Poſaune ruft?
Hörſt Du ſie, Lieb', in der kühlen Gruft?«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Des Vierten Clarinettenſang
Flicht bunte Liederkränze,
Bald wimmert's wie ein gebroch'nes Herz,
Bald jauchzt es luſt'ge Tänze;
Doch durch die Weiſen, die bunten, geht
Eine Weiſe, die nur der Spielmann verſteht; —
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der Fünfte bringt im Lautenſchlag
Des Frühlings ſchönſte Spenden,
Ein Garten grün in Maienpracht
Sprießt unter ſeinen Händen:
»Die Blüthen kommen, die Blüthen geh'n,
Wird auch der Gärtner die Früchte ſeh'n?«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Der Jüngſte bläſt das Jägerhorn,
Er ſchmettert in die Höhe
Ein Lied ſo froh, ein Lied ſo bang,
Voll Luſt und auch voll Wehe:
»Im Walde, auf ſchattigem grünen Platz,
Saß bei mir mein allerliebſter Schatz!« —
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

»Ein luſtig Lied, ein traurig Lied,
Jetzt hat ſie einen Andern,
Jetzt ſei die weite Welt meine Braut,
Ich will die Welt durchwandern!

Die Roſenwangen der Maid vergeh'n,
Die Welt, meine Braut, bleibt ewig ſchön!«
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Dem Spielmann wird das Auge naß,
Er trocknet's mit der Rechten,
Er ſpielt, daß Einem das Herze bebt,
Dann — geht er muthig fechten.
Die Jahre kommen, die Jahre geh'n,
Wann werd' ich wieder die Spielleut' ſeh'n?
So ſpielen ſie auf und es ſchallen
Die Klänge durch Straßen und Hallen.

Breslau. Siegfried Eiſenhardt.

---

# Ein Bildchen aus der Virtuoſenwelt.

Skizzirt von ...ker.

---

Familienzimmer. — Schlechte Möbel. — Bewohnt von einem penſionirten Regimentstrompeter, deſſen Frau und ihren zwei Wunderkindern. Die Sachen liegen bunt durch einander: auf dem Claviere treiben ſich zerfetzte Notenhefte unter leeren Tellern, ausgegeſſenen Schüſſeln und ungewaſchenen Taſſen umher. Hummel's A-moll-Concert ſeufzt unter dem Waſchbecken, Beethoven's Sonate pathetique verbirgt ſich, darob verſchämt erröthend, unter dem nebenliegenden naſſen Handtuche von auffallend dunklem Teint. Auf dem Platze des Clavierleuchters liegt

ein Tellerſcherben mit Stiefelwichſe nebſt Bürſten. Die Claviatur zwiſchen den Obertaſten ſo voll Staub, daß Unkraut darin zu blühen beabſichtiget; — auf dem Fußboden könnte man, mit günſtigem Erfolge für beſcheidene Ernte-Ausſichten, Kartoffeln anbauen. Statt deren aber liegen daſelbſt einzelne, wehmüthige Käſerinden friedlich neben Cigarrenſtummeln, Kernhäuschen verzehrter Bratäpfel zwiſchen alten Pantoffeln, Nachtmützen und den Fragmenten des Rhode'ſchen Violin-Concerts in A. Draußen pfeift der Wind und kniſtert der Schnee. Es iſt Februar und das Zimmer ſeit Michaelis nicht gelüftet. In der Ofenröhre ziſcht die überkochende aufgewärmte Suppe. Es iſt ſo heiß, daß Citronen und Pomeranzen aus freier Phantaſie zu den Wänden herauswachſen könnten, wäre die Luft nicht ſo undurchdringlich dick. Die Wunderkinder-Mama ſitzt am Ofen und läßt die Höschen ihrer Töchter aus; innerlich voll Zorn, weil die Bälge, trotzdem, daß ſie ſo gar nicht gezogen werden, doch immerfort wachſen; weil ſie bald nicht mehr Kinder heißen können und weil ſie dadurch den Einnahmen Schaden zufügen. Der Wunderkind-Papa ſitzt beim Finale des Frühſtücks, gerade den Schlußaccord, einen wohlzugemeſſenen Schnaps, mit geübtem Applomb beſeitigend. Im tiefſten Negligée, mit zerzauſetem Haar voll Bettdaunen und in zerriſſenen Strümpfen hockt auf einem wüſten Notenhaufen, Geige und Bogen auf dem Schooße, das Wunderkind Nummer I, Toni, ſiebenzehnjährig, ein koloſſales Butterbrot in der ungewaſchenen Rechten, ein Zeitungsblatt in der dito Linken, und ſo à Tempo abbeißend, und die Recenſion über das vorgeſtern gegebene ſehr beſuchte Concert leſend.

Wie ſie eben ſtill buchſtabirend einen wahren Haifiſchbiß durch die dicke Rinde gethan hat, ruft ſie wüthend mit zorn-

erſtickter Stimme: »Ah, der infame Kerl reißt mich herab wie eine Bierfiedlerin!«

Peppi, das Wunderkind Nummer II (Zwillingsſchweſter von Nummer I), barfuß, im durchlöcherten Unterrock, einen Krepp-ſhawl über ihre Büſte geworfen, ſitzt übend am Claviere, und überhört der Schweſter Ausruf vor ihrem eigenen: »Sakriſche Paſſaſch! i weiſſ nit, was d' Componiſten für a Freid hab'n, d' Leit' zu plag'n? Der Chopin is vollends gar a grauslicher Kampl mit ſeiner faden Berceuſe. Ueberhaupt, was ſoll denn das vorſtellen, Berceuſe?«

Es muß wohl eine Art Battaille vorſtellen ſollen, weil ſolche Morddiſſonanzen drin vorkommen! meint der Papa; in der Schlacht hab i d' Verwundeten grad jammern gehört, wie die Accorde in derſelbigen Berceuſe.

Als Peppi das Notenheft zornig zur Erde wirft, giebt ihr Papa eine Ohrfeige: Teixelsmadl, biſt d'nit geſcheidt? Jetzt ſitz Dich hin und ſpiel' Triller zur Strafen, bis d' Suppen auf den Tiſch kommt!

Während Peppi raſend trillert, wirft Toni das Zeitungs-blatt weg und trampelt mit den Füßen darauf herum.

Biſt auch verruckt geworden, fragt der Vater; ſeid ihr denn beſeſſen? Was giebt's denn heut'?

Toni hebt das getretene Journal wieder auf und legt es ihrer Zwillingsſchweſter auf die trillernden Hände. Peppi beginnt laut zu leſen, wobei ſie nach und nach aus Schluchzen in Ge-heul übergeht: »Geſtern Abend fand das Concert der beiden Damen Schneizhuber ſtatt. Ich ſage abſichtlich Damen, denn eben ſo wenig wie der Koloß zu Rhodus eine Puppe, ſind dieſe Kinder Kinder, als welche ſie angekündigt wurden; und zwar obendrein als Wunderkinder! Unter dieſem Titel machten die

beiden bereits heirathsfähigen Damen eine sogenannte Kunstreise durch die Provinz, und nach ihrer Rückkehr in die heimathliche Residenzstadt beglückten sie dieselbe mit einem Concerte, welches noch lange im Gedächtniß unseres Publikums bleiben dürfte. Zuerst trat Fräulein Peppi auf, und zeigte sich — sogar während der Attitüde eines tiefen Knixes, wie solcher gewissen Gesellschaftsregionen eigenthümlich ist — als eine noch immer recht imposante Figur; obschon in jenem Momente ihre naiven Höschen von dem die Erde küssenden hohen Saume des sehr kurzen Röckchens unsichtbar gemacht wurden. Das Publikum sah erwartungsvoll den vielgepriesenen Leistungen des Wunderkindes entgegen. Das Kind Peppi setzte sich ans Clavier, um mit einigen Chopin'schen Mazurka's aus dessen Opus VII zu debütiren. Mit einem höchst komischen genialen Air präludirte es (nämlich das Kind) zu dem ersten Stücke (B-dur) in C-dur. Dabei that es, gen Himmel blickend (als woher sich manche Leute durch Augenverdrehen Begeisterung und Phantasie herab magnetisiren zu können vermeinen), wie wenn das Präludium lauter augenblickliche göttliche Eingebung wäre. Jedoch war's nichts anderes, als ein Stückchen aus der kleinen Cramer'schen Clavierschule, überschrieben: Vorspiel in C-dur. Allerdings ein Stück für Kinder, doch für Kinder ohne Wunderhöschen! — Nun begann die Mazurka. Wer sah je auf grüner Weide Kälber hopsen? — so wie Kälber hopsen, spielte dies Kind diese Mazurka, das heißt: vollendet in seiner Art, was tolpatschige Grazie betrifft. Zum Todtlachen! Doch dies gilt nur dem Rhythmus; in der Musik, was beim Menschen die Bewegung. Die Accente aber machten den Eindruck, wie wenn Einer unversehens gekitzelt wird; — also eigentlich auch zum Todtlachen! Und was die Reinheit anbelangt, so hätte es nach Beendigung

der Pièce einer großen Ohrenwäſche bei allen Anweſenden bedurft, wenn anders unreinliche Muſik am Trommelfelle haften bliebe. Das Wunderkind greift faſt immer in die nächſte Nachbarſchaft der von Chopin gemeinten Taſten, was oft recht überraſchend wirkt. Nachdem die F-moll und As-dur Mazurken deſſelben Heftes in derſelben Weiſe abgefertiget waren, ſtand das Kind auf und hüpfte (nach Art und Weiſe obenerwähnter, weidender Naturweſen) davon, während des Publikums ſprachloſes Erſtaunen noch ſprachloſer wurde durch den Applaus, den mehrere höchſt unconcertlich ausſehende Leute ſpendeten, wahrſcheinlich als befreibillettirte gute Bekannte.«

Hier wird die Leſerin durch berſerkerwüthige Familienausbrüche unterbrochen. Dieſem Recenſenten ſchlag' ich die Knochen im Leib' zuſammen! ruft Papa, und ballt eine Fauſt, zu welcher man ſich allerdings »der That verſehen könnte«, wie Juſtizperſonen zu ſagen pflegen. — Sogar auf den Herrn Göd und ſeine Geſell'n ſpielt er an: und iſt ihm doch auch noch Geld ſchuldig, für Stiefeln, äußert Mama, entreißt der heulenden Peppi das Journal, wiſcht die Brillengläſer mit den Wunderhöschen ab und lieſet weiter:

»Nach einer Zwiſchennummer, welche eine hochgeſchätzte Dilettantin mit dem Vortrage des Liedes »Liebend gedenk' ich Dein« ausfüllte, kam das Kind Toni hervorgetrippelt, unterm Arme die Geige. Auch Toni's Knix war eigenthümlich, wie Giulio Romano bei Oehlenſchläger von Antonio Allegri's Bilde ſagt: »Eigen, — eigen, aber ſchön.« Das Kind Toni knixte, als wollte es ſich auf einer Fußbank zum Sitzen niederlaſſen. Aber es ſaß nicht, es ſtand und präludirte äußerſt naturwüchſig mit einem mehrmaligen Hin- und Herſtreichen des Bogens über die leeren Saiten; wahrſcheinlich um dadurch anzudeuten, es

werde möglicherweiſe aus G, D oder A ſpielen? Moll oder Dur? blieb fürs erſte diplomatiſches Geheimniß. Indeſſen erwies dies Manoeuvre ſich als zarte Schäkerei, wie ſie bei Kindern bräuchlich. Denn Toni ſpielte weder in G oder D oder A, auch weder in Moll noch in Dur, nicht einmal in Moll-Dur, ſondern ſie ſpielte in gar keiner Tonart, und zwar ein Stück von Beriot, in welchem man hin und wieder Anklänge von gewiſſen Variationen dieſes Meiſters hören zu glauben ſich einbilden konnte! Leider verdarb das aus »geſchätzten Dilettanten« beſtehende, accompagnirende Streichquartett die Fährte, auf welche uns einzelne reine Töne leiten wollten. Denn ach, nur hin und wieder kamen reine Töne vor, was vom Aufdrücken platter Finger auf die Saiten herrühren mochte. In der That, Toni wußte merkwürdig gewandt die Applicatur des Contrabaſſes auf die Geige zu übertragen. Auch der Bogenſtrich deutete darauf hin, daß er mehr mähend, wie eine wohlconditionirte Senſe geführt werde. Beim Staccato meinte man Zicklein meckern zu hören. Die Flageolet-Töne machten Jedem lange Zähne, der noch welche hatte. Vermuthlich wollte Toni, ſtatt abgeleierter Herzensgefühle, einmal phyſiſche Schmerzgefühle tonmalend abſchildern, was ihr denn zum Entſetzen gut gelang. Ihr Stück ſchien mit Zahnweh als Introduction zu beginnen, von dem aus die ſinnreiche Einleitung zu Kopfkrämpfen als eigentliches Thema belobt werden muß. Die erſte Variation zeigte durch ihre Einwirkung auf die Hörer, daß bereits heftiges Ohrenſauſen eingetreten ſei; doch war dann das unlogiſche Abſpringen in der nächſten Variation zu (freilich ſehr genial verſinnlichten) Leibſchmerzen, aus höherem künſtleriſchem Standpunkte betrachtet, tadelnswerth. Die dritte Variation faßte Toni als Darſtellung herannahender Cholera-Symptome auf, und ließ letzteren im

vollen Harpeggiengewühle der vierten bedenkliche Steigerung angedeihen.« . . .

Hörst auf, schrie Papa Schneizhuber, hörst auf mit Lesen? der Viechkerl bringt Einem ja mit seinem Gift auf die Letzt' noch die Pest über den Hals. Wart', Haupthallunke, Dich woll'n wir derwischen. Mit solchen verhungerten bissigen Rezensenten werd' ich nit viel Umstände machen. Papier her, Madeln, Feder, Tinte, — was halt zum Schreiben g'hört, Sakkrement!

Er setzte sich an den Tisch und dictirte sich nachstehende Reclame selbst in die Feder:

»In der letzten numer Von dieser Ceidung stet eine Sehr Schändtliche Rehzensiohn iber dem Regimenzdrumbeter Schneizhuber seine 2 Wunderkinder, was di mit Recht sint, denn alß Unbarteiischer muß Mann daß gewiß Sagen, wer Sie spülen gehert hat. Die beide Wirrduhosinnen haben aber Auch so Einen fahder komm il soh. Er hat Seine wunderkinder nämlich Eigenhändig ausgebildet, wass ihn zur Aehre gereucht. So wie Mann überall geschrieben hat. Nur bloß allein hier nicht in diesen Schurnal« — ... Peppi, nimm die Feder, ich kann nit weiter, ich zürn' mich zu viel.

Peppi schreibt weiter:

»und so ein gemeuner Mensch wil über die Fräulein Pepi uhrdeilen und versteht nix von Kunst und Musich! Sie hat ihre Leistung meisterlich gemacht, Alles wie's in Rodenbuche gedruckt sted. Und sten da falsche Griffe, frag' ich Als unpardeischer Rehverend?« Toni, jetzt kommst Du dran.

Toni schreibt:

»Was den Gnicks von Fräulein Toni anbedrifft, der war

so, wie er von ein jeden Madel das anständig Gebildt iſt allemal zu ſein hat. Alles übrige verſteht ſich bei ſolchen anerkannten Zähläbridäden ſchon von ſelbſt, daß ſie werden gut ſpielen und ſol es der boshafte Menſch beſſer machen, wenn er es beſſer gelernt hat? Aber keine Spur!«

Bon, ruft der Papa. Nun ſetz noch drunter: »Einer für Viele!« oder auch: »Mehrere Kenner.« Das klingt noch beſſer. Und wenn's gedruckt iſt glauben's die Leut'! die Mutter tragt's in die Expedition; gebt's ihr ein Geld her, für die Inſertionsgebühren. Denn gratis nimmt's der Faktor nicht auf; die Streich' kennt man ſchon. —

Seit jenem Tage üben die Wunderkinder nichts anhaltender und ausdauernder, als Knixe, bedrohen jedoch fürder nur noch Provinzſtädtchen dritten Ranges, weil Hauptſtädte und deren eigenſinnige Journaliſten an unheilbarer Wunderkinderblaſirtheit laboriren.

---

## Der greiſe Künſtler.

---

Man führt im Schauſpielhauſe
Den Lear von Shakſpeare auf.
— Erwartungsvolle Pauſe — —
Der Vorhang rauſcht herauf,
Und freudig, hunderttönig
Macht ſich Geflüſter Bahn:
»Ah, dort erſcheint als König
»Ein tücht'ger Veteran!«

Da ſteht er auf der Scene!
Vom Purpur ſtolz umwallt
Bewegt ſich eine ſchöne
Athletiſche Geſtalt.
Und in antiker Weiſe
Entfaltet ſich ſein Spiel —
Sein Wort tönt laut wie leiſe
Voll Nachdruck und Gefühl.

»Das iſt ein Künſtler!« hallt es
Begeiſtert durch das Haus;
Durch alle Herzen wallt es,
Und brauſt in Beifall aus.
Da ſchaut in tiefem Sinnen
Der Künſtler ſelbſt zurück —
Sein Treiben und Beginnen
Durchſtreift ſein inn'rer Blick.

Von früh'ſter Jugend lebte
Er für die Kunſt allein;
Sein Gluthverlangen ſtrebte,
Ihr Jünger einſt zu ſein.
Dem Vorurtheil, dem Zwange
Bot er das Antlitz dar,
Bis ſeinem bittern Drange
Die Bahn geöffnet war.

So ſtrebt' er unermüdlich,
Von Hoffnung ſtets verklärt,
Und — iſt nun endlich friedlich
Im Hafen eingekehrt.
Zwar Greis, jedoch vom Tranke
Aus Lethe nie erſchlafft,
Durchglüht ihn der Gedanke
In junger Adlerkraft.

Wer das ſo malen könnte,
Wie's ſeinem Geiſt erſchien!
Er — ſieht nur im Momente
Dies Bild vorüberflieh'n —
Nach oben blickt er heiter,
Und lächelt ſelig ſtill —
Dann — wirkt er ſicher weiter,
Wie König Lear es will.

Verwandlung auf Verwandlung!
— Schon ſchleppt in Raſerei
Der Greis am Schluß der Handlung
Die Tochter todt herbei,
Entrollt gebrochen, traurig
Des Vaters Wahnſinnsſchmerz,.
Und Wehmuth, todesſchaurig,
Faßt jedes Hörers Herz.

Des Kindes ſüße Hülle
Umarmt der tolle Lear —
Er lallt in Jammers Fülle:
»Die Lippen — o ſeht hier —
»Seht — ah!« — Er ſtürzt zuſammen. —
Das Haus — verehrt erſt ſtumm —
Dann aber! Welche Flammen
Durchſprüh'n das Publikum?

Die Blicke rings begegnen
Sich wie ein Looſungsgruß,
Und — Kränz' und Lieder regnen
Hin zu des Greiſes Fuß,
Fanfaren ſchmetternd loben
Dies Thun im gleichen Nu —
Das Haus hat ſich erhoben,
Jauchzt ſeinem Liebling zu!

Jetzt denket des Hellenen,
Den Todesnacht umwob,
Als Hellas, ihn zu krönen,
Olympia's Kranz erhob!
Die Sage kann nicht lügen —
Schaut dieser Augen Licht,
Wie aus des Künstlers Zügen
Ein eig'nes Leben spricht!

O wunderlich Begehren!
Was jauchzt der Schwarm ihm vor!
Die Harmonie der Sphären
Fällt reiner in sein Ohr.
Es wächst des Beifalls Tosen
Der Meereswoge gleich —
Er — schlummert unter Rosen,
Den rothen, schneeig bleich.

Als alle endlich schweigen,
Da — röchelt's fürchterlich;
Des Sterbens Qualen zeigen
Als grause Wahrheit sich.
Ja, als im Vordergrunde
Ein Freund die Hand ihm bot,
Entklingt des Mimen Munde
Der Aufschrei: »wirklich todt!«

»Todt? Todt? Er ging hinüber?«
Durchbraust's das Schauspielhaus —
Im Volke brechen drüber
Viel heiße Thränen aus.
Der Schauplatz wird geschlossen —
Hinweg Thaliens Spiel!
Es nah'n als Leidgenossen
Der edeln Freunde viel!

Wie in des Domes Halle
Gebeugte Beter knie'n,
So ernſt umringen alle
In Ehrerbietung ihn.
Doch Niemand aus dem Kreiſe
Giebt ſeinem Schmerz ein Wort —
Man küßt das Haupt dem Greiſe
Und wandelt weinend fort.

Doch horch! nach wenig Tagen
Verkündet Glockenton:
Zur Ruhe wird getragen
Der Muſen treu'ſter Sohn!
Da eilt es im Gedränge
Und wogt von nah' und weit,
Der Freunde ſtumme Menge
Giebt ihm das Grabgeleit.

Und an der Ruheſtätte
Spricht eines Freundes Mund:
»Dir wird zum Ehrenbette
»Des Grabes kühler Grund,
»Es ward ja Deinem Streben
»Das Ziel, das Du gewählt.
»Ein ſo benutztes Leben
»War wahrlich! nicht verfehlt.

»Wie Manches, was wir ſä'ten,
»Verdient's des Eifers Brunſt?
»Du aber warſt getreten
»Ins Heiligthum der Kunſt,
»Die hoch aus ſel'gen Landen
»Ein Zauberhauch umweht —
»Von Wenigen verſtanden,
»Von Vielen frech geſchmäht.

»Mit äuß'rem Glanz vereinigt
»Wird Achtung ihr gegönnt;
»Doch roher Dünkel peinigt
»Das ſchüchterne Talent.
»Man lacht der untern Sphären —
»Da fragt der Genius kühn:
»Wer wagt's, dem Geiſt zu wehren,
»Für dieſe Kunſt zu glüh'n,

»Die Euch durch Scherz erheitert,
»Durch Ernſt den Geiſt erhebt,
»Des Tages Ford'rung läutert,
»Vergang'nes hold belebt?
»Wohl bleiben der Erhab'nen
»Der Jünger viele fern —
»Dir aber, dem Begrab'nen,
»Dir lächelte ihr Stern!

»So ſei der Schooß der Erde
»Der Künſtlerhülle leicht!
»Dem Ahnungsdurſte werde
»Erfüllungsborn gereicht!
»Und tilgt des Nordwinds Flügel
»Der Roſ' und Lilie Glanz,
»Dann bleibe Deinem Hügel
»Der Immortellenkranz!«

Ernſt Roth.

beiden bereits heirathsfähigen Damen eine sogenannte Kunstreise durch die Provinz, und nach ihrer Rückkehr in die heimathliche Residenzstadt beglückten sie dieselbe mit einem Concerte, welches noch lange im Gedächtniß unseres Publikums bleiben dürfte. Zuerst trat Fräulein Peppi auf, und zeigte sich — sogar während der Attitüde eines tiefen Knixes, wie solcher gewissen Gesellschaftsregionen eigenthümlich ist — als eine noch immer recht imposante Figur; obschon in jenem Momente ihre naiven Höschen von dem die Erde küssenden hohen Saume des sehr kurzen Röckchens unsichtbar gemacht wurden. Das Publikum sah erwartungsvoll den vielgepriesenen Leistungen des Wunderkindes entgegen. Das Kind Peppi setzte sich ans Clavier, um mit einigen Chopin'schen Mazurka's aus dessen Opus VII zu debütiren. Mit einem höchst komischen genialen Air präludirte es (nämlich das Kind) zu dem ersten Stücke (B-dur) in C-dur. Dabei that es, gen Himmel blickend (als woher sich manche Leute durch Augenverdrehen Begeisterung und Phantasie herab magnetisiren zu können vermeinen), wie wenn das Präludium lauter augenblickliche göttliche Eingebung wäre. Jedoch war's nichts anderes, als ein Stückchen aus der kleinen Cramer'schen Clavierschule, überschrieben: Vorspiel in C-dur. Allerdings ein Stück für Kinder, doch für Kinder ohne Wunderhöschen! — Nun begann die Mazurka. Wer sah je auf grüner Weide Kälber hopsen? — so wie Kälber hopsen, spielte dies Kind diese Mazurka, das heißt: vollendet in seiner Art, was tolpatschige Grazie betrifft. Zum Todtlachen! Doch dies gilt nur dem Rhythmus; in der Musik, was beim Menschen die Bewegung. Die Accente aber machten den Eindruck, wie wenn Einer unversehens gekitzelt wird; — also eigentlich auch zum Todtlachen! Und was die Reinheit anbelangt, so hätte es nach Beendigung

der Pièce einer großen Ohrenwäsche bei allen Anwesenden bedurft, wenn anders unreinliche Musik am Trommelfelle haften bliebe. Das Wunderkind greift fast immer in die nächste Nachbarschaft der von Chopin gemeinten Tasten, was oft recht überraschend wirkt. Nachdem die F-moll und As-dur Mazurken desselben Heftes in derselben Weise abgefertiget waren, stand das Kind auf und hüpfte (nach Art und Weise obenerwähnter, weidender Naturwesen) davon, während des Publikums sprachloses Erstaunen noch sprachloser wurde durch den Applaus, den mehrere höchst u n concertlich aussehende Leute spendeten, wahrscheinlich als befreibillettirte gute Bekannte.«

Hier wird die Leserin durch berserkerwüthige Familienausbrüche u n t e r brochen. Diesem Recensenten schlag' ich die Knochen im Leib' zusammen! ruft Papa, und ballt eine Faust, zu welcher man sich allerdings »der That versehen könnte«, wie Justizpersonen zu sagen pflegen. — Sogar auf den Herrn Göd und seine Gesell'n spielt er an: und ist ihm doch auch noch Geld schuldig, für Stiefeln, äußert Mama, entreißt der heulenden Peppi das Journal, wischt die Brillengläser mit den Wunderhöschen ab und liefet weiter:

»Nach einer Zwischennummer, welche eine hochgeschätzte Dilettantin mit dem Vortrage des Liedes »Liebend gedenk' ich Dein« ausfüllte, kam das Kind T o n i hervorgetrippelt, unterm Arme die Geige. Auch Toni's Knix war eigenthümlich, wie Giulio Romano bei Oehlenschläger von Antonio Allegri's Bilde sagt: »Eigen, — eigen, aber schön.« Das Kind Toni knixte, als wollte es sich auf einer Fußbank zum Sitzen niederlassen. Aber es saß nicht, es stand und präludirte äußerst naturwüchsig mit einem mehrmaligen Hin- und Herstreichen des Bogens über die leeren Saiten; wahrscheinlich um dadurch anzudeuten, es

werde möglicherweiſe aus G, D oder A ſpielen? Moll oder Dur? blieb fürs erſte diplomatiſches Geheimniß. Indeſſen erwies dies Manoeuvre ſich als zarte Schäkerei, wie ſie bei Kindern bräuchlich. Denn Toni ſpielte weder in G oder D oder A, auch weder in Moll noch in Dur, nicht einmal in Moll-Dur, ſondern ſie ſpielte in gar keiner Tonart, und zwar ein Stück von Beriot, in welchem man hin und wieder Anklänge von gewiſſen Variationen dieſes Meiſters hören zu glauben ſich einbilden konnte! Leider verdarb das aus »geſchätzten Dilettanten« beſtehende, accompagnirende Streichquartett die Fährte, auf welche uns einzelne reine Töne leiten wollten. Denn ach, nur hin und wieder kamen reine Töne vor, was vom Aufdrücken platter Finger auf die Saiten herrühren mochte. In der That, Toni wußte merkwürdig gewandt die Applicatur des Contrabaſſes auf die Geige zu übertragen. Auch der Bogenſtrich deutete darauf hin, daß er mehr mähend, wie eine wohlconditionirte Senſe geführt werde. Beim Staccato meinte man Zicklein meckern zu hören. Die Flageolet-Töne machten Jedem lange Zähne, der noch welche hatte. Vermuthlich wollte Toni, ſtatt abgeleierter Herzensgefühle, einmal phyſiſche Schmerzgefühle tonmalend abſchildern, was ihr denn zum Entſetzen gut gelang. Ihr Stück ſchien mit Zahnweh als Introduction zu beginnen, von dem aus die ſinnreiche Einleitung zu Kopfkrämpfen als eigentliches Thema belobt werden muß. Die erſte Variation zeigte durch ihre Einwirkung auf die Hörer, daß bereits heftiges Ohrenſauſen eingetreten ſei; doch war dann das unlogiſche Abſpringen in der nächſten Variation zu (freilich ſehr genial verſinnlichten) Leibſchmerzen, aus höherem künſtleriſchem Standpunkte betrachtet, tadelnswerth. Die dritte Variation faßte Toni als Darſtellung herannahender Cholera-Symptome auf, und ließ letzteren im

vollen Harpeggiengewühle der vierten bedenkliche Steigerung angedeihen.« . . .

Hörst auf, schrie Papa Schneizhuber, hörst auf mit Lesen? der Viechkerl bringt Einem ja mit seinem Gift auf die Letzt' noch die Pest über den Hals. Wart', Haupthallunke, Dich woll'n wir derwischen. Mit solchen verhungerten bissigen Rezensenten werd' ich nit viel Umstände machen. Papier her, Madeln, Feder, Tinte, — was halt zum Schreiben g'hört, Sakkrement!

Er setzte sich an den Tisch und dictirte sich nachstehende Reclame selbst in die Feder:

»In der letzten numer Von dieser Ceidung stet eine Sehr Schändtliche Rehzensiohn iber dem Regimenzdrumbeter Schneizhuber seine 2 Wunderkinder, was di mit Recht sint, denn alß Unbarteiischer muß Mann daß gewiß Sagen, wer Sie spülen gehert hat. Die beide Wirrduhosinnen haben aber Auch so Einen fahder komm il soh. Er hat Seine wunderkinder nämlich Eigenhändig ausgebildet, wass ihn zur Aehre gereucht. So wie Mann überall geschrieben hat. Nur bloß allein hier nicht in diesen Schurnal« — ... Peppi, nimm die Feder, ich kann nit weiter, ich zürn' mich zu viel.

Peppi schreibt weiter:

»und so ein gemeuner Mensch wil über die Fräulein Pepi uhrdeilen und versteht nix von Kunst und Musich! Sie hat ihre Leistung meisterlich gemacht, Alles wie's in Rodenbuche gedruckt sted. Und sten da falsche Griffe, frag' ich Als unpardeischer Rehverend?« Toni, jetzt kommst Du dran.

Toni schreibt:

»Was den Gnicks von Fräulein Toni anbedrifft, der war

ſo, wie er von ein jeden Madel das anſtändig Gebildt iſt allemal zu ſein hat. Alles übrige verſteht ſich bei ſolchen anerkannten Zähläbridäden ſchon von ſelbſt, daß ſie werden gut ſpielen und ſol es der boshafte Menſch beſſer machen, wenn er es beſſer gelernt hat? Aber keine Spur!«

Bon, ruft der Papa. Nun ſetz noch drunter: »Einer für Viele!« oder auch: »Mehrere Kenner.« Das klingt noch beſſer. Und wenn's gedruckt iſt glauben's die Leut'! die Mutter tragt's in die Expedition; gebt's ihr ein Geld her, für die Inſertionsgebühren. Denn gratis nimmt's der Faktor nicht auf; die Streich' kennt man ſchon. —

Seit jenem Tage üben die Wunderkinder nichts anhaltender und ausdauernder, als Knixe, bedrohen jedoch fürder nur noch Provinzſtädtchen dritten Ranges, weil Hauptſtädte und deren eigenſinnige Journaliſten an unheilbarer Wunderkinderblaſirtheit laboriren.

---

## Der greiſe Künſtler.

---

Man führt im Schauſpielhauſe
Den Lear von Shakſpeare auf.
— Erwartungsvolle Pauſe — —
Der Vorhang rauſcht herauf,
Und freudig, hunderttönig
Macht ſich Geflüſter Bahn:
»Ah, dort erſcheint als König
»Ein tücht'ger Veteran!«

Da ſteht er auf der Scene!
Vom Purpur ſtolz umwallt
Bewegt ſich eine ſchöne
Athletiſche Geſtalt.
Und in antiker Weiſe
Entfaltet ſich ſein Spiel —
Sein Wort tönt laut wie leiſe
Voll Nachdruck und Gefühl.

»Das iſt ein Künſtler!« hallt es
Begeiſtert durch das Haus;
Durch alle Herzen wallt es,
Und brauſt in Beifall aus.
Da ſchaut in tiefem Sinnen
Der Künſtler ſelbſt zurück —
Sein Treiben und Beginnen
Durchſtreift ſein inn'rer Blick.

Von früh'ſter Jugend lebte
Er für die Kunſt allein;
Sein Gluthverlangen ſtrebte,
Ihr Jünger einſt zu ſein.
Dem Vorurtheil, dem Zwange
Bot er das Antlitz dar,
Bis ſeinem bittern Drange
Die Bahn geöffnet war.

So ſtrebt' er unermüdlich,
Von Hoffnung ſtets verklärt,
Und — iſt nun endlich friedlich
Im Hafen eingekehrt.
Zwar Greis, jedoch vom Tranke
Aus Lethe nie erſchlafft,
Durchglüht ihn der Gedanke
In junger Adlerkraft.

Wer das ſo malen könnte,
Wie's ſeinem Geiſt erſchien!
Er — ſieht nur im Momente
Dies Bild vorüberflieh'n —
Nach oben blickt er heiter,
Und lächelt ſelig ſtill —
Dann — wirkt er ſicher weiter,
Wie König Lear es will.

Verwandlung auf Verwandlung!
— Schon ſchleppt in Raſerei
Der Greis am Schluß der Handlung
Die Tochter todt herbei,
Entrollt gebrochen, traurig
Des Vaters Wahnſinnsſchmerz,.
Und Wehmuth, todesſchaurig,
Faßt jedes Hörers Herz.

Des Kindes ſüße Hülle
Umarmt der tolle Lear —
Er lallt in Jammers Fülle:
»Die Lippen — o ſeht hier —
»Seht — ah!« — Er ſtürzt zuſammen. —
Das Haus — verehrt erſt ſtumm —
Dann aber! Welche Flammen
Durchſprüh'n das Publikum?

Die Blicke rings begegnen
Sich wie ein Looſungsgruß,
Und — Kränz' und Lieder regnen
Hin zu des Greiſes Fuß,
Fanfaren ſchmetternd loben
Dies Thun im gleichen Nu —
Das Haus hat ſich erhoben,
Jauchzt ſeinem Liebling zu!

Jetzt denket des Hellenen,
Den Todesnacht umwob,
Als Hellas, ihn zu krönen,
Olympia's Kranz erhob!
Die Sage kann nicht lügen —
Schaut dieſer Augen Licht,
Wie aus des Künſtlers Zügen
Ein eig'nes Leben ſpricht!

O wunderlich Begehren!
Was jauchzt der Schwarm ihm vor!
Die Harmonie der Sphären
Fällt reiner in ſein Ohr.
Es wächſt des Beifalls Toſen
Der Meereswoge gleich —
Er — ſchlummert unter Roſen,
Den rothen, ſchneeig bleich.

Als alle endlich ſchweigen,
Da — röchelt's fürchterlich;
Des Sterbens Qualen zeigen
Als grauſe Wahrheit ſich.
Ja, als im Vordergrunde
Ein Freund die Hand ihm bot,
Entklingt des Mimen Munde
Der Aufſchrei: »wirklich todt!«

»Todt? Todt? Er ging hinüber?«
Durchbrauſt's das Schauſpielhaus —
Im Volke brechen drüber
Viel heiße Thränen aus.
Der Schauplatz wird geſchloſſen —
Hinweg Thaliens Spiel!
Es nah'n als Leidgenoſſen
Der edeln Freunde viel!

Wie in des Domes Halle
Gebeugte Beter knie'n,
So ernſt umringen alle
In Ehrerbietung ihn.
Doch Niemand aus dem Kreiſe
Giebt ſeinem Schmerz ein Wort —
Man küßt das Haupt dem Greiſe
Und wandelt weinend fort.

Doch horch! nach wenig Tagen
Verkündet Glockenton:
Zur Ruhe wird getragen
Der Muſen treu'ſter Sohn!
Da eilt es im Gedränge
Und wogt von nah' und weit,
Der Freunde ſtumme Menge
Giebt ihm das Grabgeleit.

Und an der Ruheſtätte
Spricht eines Freundes Mund:
»Dir wird zum Ehrenbette
»Des Grabes kühler Grund,
»Es ward ja Deinem Streben
»Das Ziel, das Du gewählt.
»Ein ſo benutztes Leben
»War wahrlich! nicht verfehlt.

»Wie Manches, was wir ſä'ten,
»Verdient's des Eifers Brunſt?
»Du aber warſt getreten
»Ins Heiligthum der Kunſt,
»Die hoch aus ſel'gen Landen
»Ein Zauberhauch umweht —
»Von Wenigen verſtanden,
»Von Vielen frech geſchmäht.

»Mit äuß'rem Glanz vereinigt
»Wird Achtung ihr gegönnt;
»Doch roher Dünkel peinigt
»Das ſchüchterne Talent.
»Man lacht der untern Sphären —
»Da fragt der Genius kühn:
»Wer wagt's, dem Geiſt zu wehren,
»Für dieſe Kunſt zu glüh'n,

»Die Euch durch Scherz erheitert,
»Durch Ernſt den Geiſt erhebt,
»Des Tages Ford'rung läutert,
»Vergang'nes hold belebt?
»Wohl bleiben der Erhab'nen
»Der Jünger viele fern —
»Dir aber, dem Begrab'nen,
»Dir lächelte ihr Stern!

»So ſei der Schooß der Erde
»Der Künſtlerhülle leicht!
»Dem Ahnungsdurſte werde
»Erfüllungsborn gereicht!
»Und tilgt des Nordwinds Flügel
»Der Roſ' und Lilie Glanz,
»Dann bleibe Deinem Hügel
»Der Immortellenkranz!«

Ernſt Roth.

# An die Menge!

Ein hoher Geiſt geht ordnend durch die Welt;
Zwar ſieh'ſt Du nicht ſein ewiges Geſtalten,
Doch wohin immer auch Dein Auge fällt,
Fühlſt Du ihn nah und ſchau'ſt ſein göttlich Walten.

Der Menſch ſteht mit der Menſchheit ſtets im Krieg,
Zerſtörend nur; da tritt in ihre Mitte
Schützend der hohe Geiſt und giebt den Sieg
Der Mannheit, Kraft, dem Rechte und der Sitte.

Der Weiſe nur iſt würdig frei zu ſein,
Nur Kraft verſteht die Freiheit zu erſtreben,
Im Rechte und mit Recht währt ſie allein,
Und ſanfte Sitte muß das Maß ihr geben.

Wer Recht und Sitte ſchon für Feſſeln hält,
Gleich Dir, — iſt für die Freiheit nicht geboren.
Weil Jeder wähnt: er ſei der Herr der Welt,
Geht auch die Welt für Jeden meiſt verloren.

Erſt werde weiſe, ſittig und gerecht,
Dann kommt die Freiheit auch, um Dich zu retten: —
Sonſt aber bleibſt Du ſtets Dein eig'ner Knecht
Und ſchmiedeſt ſelbſt Dir Deiner Knechtſchaft Ketten.

Graez. Hiacinth von Schulheim.

# Königin Ilſe.

Es ging ein Jäger im Mondenſchein
Vorüber am Ilſenſtein.

Da trat aus grauem Felſenſpalt
Einer Jungfrau Lichtgeſtalt.

Sie trug eine Krone wunderbar
Im feuchten Lockenhaar.

Sie bot dem ſchönen Jägersmann
Eine rothe Roſe an.

»Ich wohne ſo einſam und allein
»Im tiefen Ilſenſtein.

»Und kannſt Du faſſen ein Herz zu mir,
»So theil' ich mein Reich mit Dir.

»Und trinkſt Du von meinem Zauberwein,
»Iſt ewige Jugend Dein.

»Ich harre ſchon viel hundert Jahr',
»Doch fruchtlos immerdar.

»In Dir trifft Zeichen für Zeichen zu,
»O ſei mein Erlöſer Du!«

Sie ſpricht's und der heiße Hauch der Luſt
Umweht ihre volle Bruſt.

Der Jäger ſchließet berauſcht und warm
Die Nixe in ſeinen Arm.

Da trägt ihm ans Ohr der Wiederhall
Einer weichen Stimme Schall.

Es iſt die Stimme, ſo ſüß und laut,
Von ſeiner holden Braut.

Da reißt er vom Buſen der Fee ſich los
Und ſinket erſchöpft ins Moos.

Die Uhr hebt im Capellenhaus
Zu ernſtem Schlage aus.

Die Nixe zerfließt in Nebelduft,
Und Seufzer durchweh'n die Luft.

Der Jäger wankt im Morgenſtrahl
Ins heimathliche Thal.

Die Ilſe wohnet im Ilſenſtein
Zur Stunde noch allein.

Ludwig Bowitſch.

# Zwei Gedichte

von

C. F. Flemming.

---

## 1. Umſonſt.

Er ſtürzt hervor aus ſeiner Wiege,
Er eilt, ein junger Held, zum Siege,
Der Waldbach aus der Felſen Kluft:
Er müht ſich, Fels auf Fels zu thürmen,
Der Wolken Veſte möcht' er ſtürmen,
Die ihn erzeugt, den Sohn der Luft.

Schon ſteigen muthig ſeine Wellen,
Schon ſpringen kühn die blinkend hellen
Kryſtall'nen Tropfen himmelauf! —
Umſonſt; es ſiegt die Wucht der Schwere,
Es ſinkt die Fluth und ab zum Meere
Unwiderruflich fällt ihr Lauf.

So mußt auch Du, mein Geiſt, Dich fügen!
Du möchteſt wohl die Welt durchfliegen
Und nach den Sternen greift Dein Wahn.
Doch all Dein Dichten, Denken, Träumen
Iſt nur ein machtlos Sprüh'n und Schäumen
Und auf der Erd' iſt Deine Bahn.

---

## 2. Spätſommer.

Der Arbeit frei, der Pflicht entbunden
Durchwandl' ich nun das ſtille Land
In dieſen frühen Abendſtunden,
Die ſchon der Herbſt dem Tag entwand.
Mich täuſcht der Lüfte lindes Wühlen,
Indeß ich ſinnend weiter geh';
Den Frühling wähn' ich noch zu fühlen
Und ahne nicht des Winters Näh'.

Auch Du, mein freundlicher Begleiter,
O liebes Mondenangeſicht!
Bald birgſt Du Dich, bald blicket heiter
Auf meinen Pfad Dein Silberlicht.
Wie wenn der Tag mit Dämm'rung ſtreitet,
In holdem Zweifel irrt mein Fuß,
Und von dem Lufthauch lau umbreitet,
Verſink' ich träumend in Genuß;

Und denke, wie auch meinen Tagen,
Ob ſchon der Herbſt ſich d'rüber neigt,
Die Götter nicht ſolch Glück verſagen,
Das dem entſchwund'nen Sommer gleicht:
Wie ſich ein Hauch genoſſ'ner Zeiten
Noch warm und lieblich an mich drängt,
Und durchs Gewölk aus blauen Weiten
Sich oft ein Lichtblick auf mich ſenkt.

Schwerin.

# Die Sterne.

O wie viel tauſend Sterne
Seh'n aus der blauen Ferne
Auf meinen Pilgerpfad!
Ob ich denn einſam weine,
Bleib' ich doch nicht alleine,
Nicht ohne Hülf' und Rath.

Ob ſie von mir nicht wiſſen
Und meinen Kümmerniſſen,
Sie hellen doch die Nacht.
Und der ſie heißet ſcheinen,
Der hat auch an mein Weinen
Und meinen Troſt gedacht.

Mag ich die Zahl nicht nennen,
Nicht Weg und Weſen kennen,
Noch wägen ihr Gewicht;
Bleibt's doch ein Gottesſegen,
Der meinen dunklen Wegen
Zufließt aus ihrem Licht.

Gott ſieht gewiß noch milder,
Als dieſe Himmelsbilder,
Auf jedes Menſchenkind,
Das, wenn es aufwärts ſchauet,
Den ſtillen Zeugen trauet,
Die ſeine Boten ſind.

Und dieſe Gottesboten,
Sie leuchten wohl den Todten
Noch in der dunklen Gruft,
Wie ſie ja droben ſtehen,
Wenn wir ſie Tag's nicht ſehen,
Als nur aus tiefer Kluft.

Ihr Himmels Lichtgedanken,
Ihr kennet unſ're Schranken
Und unſ're Schrecken nicht.
O leuchtet in die Seelen,
Daß ſie des Lichts nicht fehlen,
Das durch die Nächte bricht!

Ludwig Pape.

---

## Die Erde ein Leichenfeld.

Wer, der im weitſchauenden Blicke die mit Luſt und Leben erfüllte Oberfläche unſeres Planeten betrachtet, möchte es glauben, daß den unzählbaren Pulsſchlägen eben ſo viele Todesſeufzer entſprechen? Mahnt uns nicht jedes fallende Blüthenblatt an die Hinfälligkeit des irdiſchen Seins, ſo thut es die Gebrechlichkeit des Alters, das nie fehlende Ziel der Lebenswanderung. Wie die Erde als ein unerſchöpflicher Born des geſtaltungsſüchtigen, individualiſirenden Lebens erſcheint, iſt ſie zugleich der Ocean, der die Myriaden Blutäderchen wieder in ſeine alles verſchlingende Tiefe aufnimmt, nichts übrig laſſend, als den Gedanken — die Seele des Lebenden. Ein unerbittliches Naturgeſetz treibt alles Leben zur Heimkehr, oder viel-

mehr zur Rückgabe deſſen, was es von der Natur entlehnte. Leicht und friedlich theilen ſich die Elemente in dieſen Tribut, und was nach dem Tode von dem Körper übrig bleibt, iſt bald in die vier Winde verweht. Doch zuweilen geht es anders; als wollte uns der Schöpfer Gelegenheit verſchaffen, einen Blick in ſein unermeßliches Todtenbuch zu thun.

Betrachtet und erforſcht man die verſchiedenen Geſteinsſchichten, womit die Erde wie mit einer Rinde ihr Inneres ſorgfältig unſerm Auge verborgen hat, ſo ſind dies nur zum Theile ſolche Bildungen, die aus der Zerſtörung des Kernes hervorgingen, faſt eben ſo häufig Reſte, welche das organiſche Leben in ſeinem geſetzmäßigen Gange wieder an die Erde zurückgab. Viele der kalkigen, kieſeligen und kohligen Ablagerungen und Schichten zeigen ſich ganz und gar aus den Exuvien der mannigfaltigen Thier- und Pflanzengeſchlechter zuſammengeſetzt.

Wer hat nicht von Muſchel- und Korallenbänken, von Kreide- und Feuerſteinſchichten und ihren organiſchen Reſten gehört? Wer weiß es nicht, daß alle Stein- und Braunkohlen untergegangenen Wäldern und anderen Pflanzenbildungsſtätten ihr Daſein verdanken? Wenn ein Kubikzoll Pariſerkalk 58,000 Thierreſte, ein eben ſo großes Stück Kreide mehr als eine Million enthalten, wenn das Geſtein, woraus die ägyptiſchen Pyramiden und der Stephansdom in Wien erbaut ſind, mehr Thier- und Pflanzenſubſtanz als anorganiſche Beſtandtheile enthalten, wenn dieſe und andere Geſteine in vielen hundert Quadratmeilen als größere und kleinere Gebirge die Erde bedecken, ſo verſchwinden die menſchlichen Gräberſtätten ganz und gar gegen die Mächtigkeit jener Katakomben. Wer wird mir in dieſem Anbetrachte widerſprechen wollen, wenn ich die Erde ein Leichenfeld nenne?

Aber so wie dieses große Leichenfeld nur ein Grabstein deckt, — ein Grabstein, worauf der Schöpfer die Geschichte seines Werkes schrieb, so möge jeder Grabstein, der die Ruhestätte des menschlichen Pilgers bedeckt, nur eine schöne Episode jener Geschichte bezeichnen, werth der Erinnerung und der ewigen Fortdauer.

Wien, am 11. Januar 1857.

F. Unger.

---

## Schlummerlied an die Erde.

Nun kam Dir Deine Hülle,
Du mütterliches Land!
Ruh' aus noch sanft und stille
In Deinem Schneegewand!

Im herbstlichen Geflüster
Fiel Dir das Auge zu,
Du legtest müd' und düster
Dich hin zur Schlafesruh'.

Doch konntest Du nicht wiegen
Dich ein in süßen Traum,
Es wollte sich nicht schmiegen
Um Dich der Decke Flaum.

Schon reckten Deine Kinder
Die Köpfchen aus dem Haus,
Und schauten nach dem Winter
Vorwitzig ringsum aus;

Es hatte ſie getrieben
Vom Bettchen in die Höh',
Sie meinten, ausgeblieben
Sei diesmal Froſt und Schnee?

Doch Gott will ja verwalten
Sein Reich zu aller Zeit;
Drum hat bereit gehalten
Er auch Dein Winterkleid,

Das ſelbſt er ſeiner Erden
Mit Vaterhand gewebt.
Drin ſoll noch Ruh Dir werden,
Bis Dich der Lenz durchbebt.

So ruhe denn in Frieden,
Zum Frieden zugedeckt,
Und hüte Deine Blüthen,
Bis ſie der Morgen weckt.

Dann laß im Zephyrwehen,
Gegrüßt vom Sonnenſtrahl,
Zu Spiel und Tanz ſie gehen
Auf Höhen und im Thal;

Dann tritt im Feſtgeſchmeide
Aus Deinem Kämmerlein
Und laß der Kinder Freude,
Dein Morgenopfer ſein!

Freiberg i. S.

Hermann Barth.

---

# Chr. Oeser's letztes Lied.

(März 1850.)

Wenn der Lenz erſteht, der liebe,
Weint die Rebe. Was iſt das?
»'s iſt das heftige Getriebe,
Drängt hinaus ohn' Unterlaß,«

Spricht der Winzer, der Geſcheidte.
Doch ich Zweifler glaub' ihm 's nicht;
Wie ich mir die Thräne deute,
Sie von inner'n Schmerzen ſpricht.

Stand vor einer alten Rebe,
Die ſchon manchen Lenz begrüßt:
»Daß ich's einmal noch erlebe,
Doch ein wahres Wunder iſt!«

So ſprach ſie, die alte Rebe,
Und ich habe mitgeweint:
Daß ichs einmal noch erlebe,
Mir wohl auch ein Wunder ſcheint.

Preßburg.

# Die letzte Nonne

## zu St. Martin in Erfurt.

---

Wer in zitternder Erregung
Jemals das Gefühl gekannt,
Wenn das Herz in Gluthbewegung
Freude oder Schmerz empfand;

Der begreift den Kampf der Seele,
Den ein solcher Sturm erweckt,
Weiß, daß ihm ein Schild oft fehle,
Welcher seine Schwäche deckt.

Auch der Geist im Kampfgewühle
Unterliegt der Leidenschaft,
Sei's im Rausch der Hochgefühle,
Sei's im Schmerz gebrochner Kraft.

Doch es giebt so sel'ge Weisen,
Wie das Herz dem Sturm erliegt,
Daß es willig sich den leisen
Wünschen seiner Schwäche fügt.

Horch, es klingt wie Sphärenklänge! —
Die Musik im Orgelchor
Hebt die andachtsvolle Menge
Höher noch zu Gott empor.

Und es fühlt das Herz ein Beben,
Selig, wie zuvor noch nie;
Engel scheinen aufzuschweben
Mit dem Schluß der Harmonie.

Durch die Kirche geht Geflüſter,
Von dem Eindruck tief bewegt:
»Das war nicht der alte Küſter,
»Der wie ſonſt zu ſpielen pflegt?

»Doch, wer iſt der hohe Meiſter
»Jener Himmelsmelodie,
»Der den Stimmen ſel'ger Geiſter
»Durch die Töne Ausdruck lieh?« —

Noch im Blicke Himmelswonne,
Saß im Chor ein Mütterlein,
Das im Kloſter einſt als Nonne
Spielte jene Melodei'n.

Und in gnädiger Gewährung
Vorempfund'ner Seligkeit,
Rief zu ewiger Verklärung
Sie der Herr aus dieſer Zeit.

B. von Hoffmann.

---

# Das Blumenſchloß.

## Ein Mährchen.

---

Im Garten blühten Tulpen und duftender Hollunder, und alle die Blumen des Frühlings. Dazwiſchen wandelte Philipp, einen großen Korb am Arme. Sorgfältig ſuchte er die ſchönſten Blüthen und Zweige heraus und ſammelte ſie in den Korb. Da riefen auch ſchon die Schweſtern von der Laube her:

»Philipp, bring' Blumen, bring' Blumen!« Der Bruder ließ nicht lange auf ſich warten und brachte neuen Stoff zu dem Kranze, den ſie wanden.

Ein freundliches Geſichtchen blickte durch die grünen Ranken, die das Hüttchen umſchloſſen. Die Schweſtern hörten es rauſchen und wurden die Lauſcherin gewahr. »Ei was, Helene?« riefen beide, wie aus einem Munde. »Wie biſt Du denn in den Garten gekommen? So komm' doch vollends herein.« »»Ihr habt Geheimniſſe, die unſereins nicht wiſſen ſoll,«« ſcherzte Helene; »»aber ich bin doch da, trotz Eurer verſchloſſenen Thür.«« »Theil' uns Dein Geheimniß mit, dann ſollſt Du das unſrige erfahren,« ſchlug Anna vor. »»Unter der Bedingung, daß Ihr das Eurige zuerſt erzählt,«« ſagte Helene. »Warum nicht,« meinten die Schweſtern; »morgen hat der kleine Johannes ſeinen Geburtstag.« »»Morgen iſt Lockenköpfchens Wiegenfeſt? Ei, recht ſchön; da muß ich auch etwas zurecht machen. Adieu, Anna, Lieschen! adieu.«« Dabei ſprang ſie ſchon den Gang entlang. »Aber Dein Geheimniß?« riefen die Mädchen nach. — Philipp öffnete die Gartenpforte. Huſch! war der Vogel entflogen. »Aha, Philipp iſt der Wundermann,« dachten jene und wanden wieder Kränze.

---

Johannes, ein lieber, ſinniger Knabe von ſieben Jahren, hatte ebenfalls den Garten verſchloſſen gefunden. »O,« dachte er, »da draußen blühen ja auch Blumen,« — und munteren Sinnes ſprang er nach einer Wieſe, die an einen mit Erlen und Eichen eingefaßten Bach grenzte. Dort jagte er gleich den Schmetterlingen von Blüthe zu Blüthe, und jubelte und ſang

dabei harmlos und heiter nach guter Kinder Sitte. Er liebte die Einſamkeit, und die Aeltern ließen ihn gern gewähren.

Die Frühlingsluft hatte das muntere Kind recht müde gemacht. Die Sonne neigte ſich ſchon dem Untergange zu. Johannes ſaß in ſich verſunken bei ſeinen Blumen.

Es war ſtill umher.

Er legte ſein Köpfchen ins weiche Gras. Siehe, da legten auch die Blumen ihre Köpfchen nieder und ſchlummerten bei ihm. Sie alle kamen ihm wie Brüder und Schweſtern vor.

Die ganze Natur ruhte.

Nun drang ein Lichtſchimmer durch die Nacht. Der Morgen graute. Die Köpfchen wendeten ſich im Schlafe, — wie ſüß mochten ſie träumen! Ein rother Schein hob ſich langſam am Himmel empor. Im Morgenroth kündete der Tag ſich an. Aber ein Tagesanbruch war das und ein Morgenroth, als ob die Welt heute einen Feſttag feiern wollte!

Johannes blickte um ſich, die Köpfchen thaten desgleichen. Sie hoben ſich empor, die Blumen, und traten auf ihre Füßchen. Ja, Füßchen hatten ſie, auf denen ſie umher gingen, und Flügel, und flatterten und ſprangen um ihre Königin her, um die rothe Roſe.

»Willſt Du nicht auch mit uns hüpfen, Brüderchen?« rief dem kleinen Knaben ein Schneeglöckchen zu; — denn Schneeglöckchen, Aſtern und Roſen, die Blumen des ganzen Jahres waren beiſammen. Er war aber traurig, daß er ihnen nicht gleichſah, und ſchämte ſich ordentlich, mit ihnen zu ſpielen.

Doch, o Wunder! als die anderen auf ihn zuflogen, wurde es ihm ſo leicht, er hob ſich empor und ſchwang ſich mit ihnen in die Lüfte. Nun ſah er den Blumen ganz ähnlich.

Sie hatten ſchon lange zuſammen geſcherzt, als Johannes

fragte: »Aber wie geht es zu, daß ich Euch noch nie in solcher Gestalt gesehen habe?«

»Das kommt daher,« erklärte die Butterblume, »weil wir gewöhnlich tief unten, im Schooße der Erde verborgen, in unserm Blumenschlosse wohnen. Erscheint der Frühling, so bringen wir den Pflanzen Nahrung. Aber erst wenn die Knospen hervorbrechen, steigen wir selbst durch die Wurzeln empor zu ihnen, öffnen ihre Kelche und erquicken uns an dem herrlichen Sonnenlichte. Haben wir die Sonne gesehen, so kehren wir bald wieder zurück in unser Schloß, und kommt der Winter über Garten und Wiese, dann schlafen wir alle da unten.«

»Wenn wir auch hier oben sind, so sieht uns doch kein Mensch,« bemerkte das klugäugige Vergißmeinnicht. »Nur einzelnen Kindern, die wir lieb haben, erscheinen wir einmal.«

»Unser Schloß aber solltest Du erst anschauen,« rühmte die Narzisse, die eben hinzugetreten war, und klatschte mit den Händen. »Nächstens gehe ich wieder hinunter.«

»»Ja, wenn Ihr mich mitnehmen wollet!«« sprach Johannes voll Sehnsucht.

»Das geht freilich nicht so leicht an,« erwiederte die Narzisse. »Nur ein Kind, das nie den Blumen Leid zugefügt, darf in unserm Palaste erscheinen.«

»»Ich habe Euch gewiß nie etwas zu Leide gethan,«« sprach Johannes.

»Auch nie ein Blümchen zerpflückt?« fragte der ernste Ritterſporn.

»»Gewiß nie,«« antwortete der Knabe. »»Ich fühlte immer Mitleid, wenn ich Euch so bald verwelken sah.««

Alle Blumen stimmten ihm bei: »Du hast keine von uns abgebrochen.«

»»Ich weiß freilich nicht,«« fiel dem Kinde ein, »»ob ich nicht manch kleines Blümchen, das im Graſe verborgen ſtand, zertreten habe, wo ich umher im Grünen ſprang.««

Das Gänſeblümchen und das Veilchen klopften dem lockigen Knaben auf die Schulter und ſagten: »Wir haben uns wieder aufgerichtet, wenn Du auf uns trateſt; wir haben Dich ſo lieb, wie die Anderen.«

»So magſt Du mitgehen,« ſprach die Königin Roſe, und trug ihn in ihren weichen Armen unter einen von aufblühenden Roſenknoſpen gezierten Strauch.

---

Sie ſtiegen in langen Gängen hinab, in denen der Saft hell und kühl und ſüß und ſiebenfarbig gemalt wie der Regenbogen, zu den Blüthen und Blättern aufſtieg. Als ſie bis zu den Wurzeln gelangt waren, wurde es finſter umher. Durch Erde und Geſtein führte ein verborgener Weg hinunter nach der ſchönen Wohnung. Es wurde nach und nach hell und ein tauſendfacher Duft verbreitete, eine herrliche Gegend öffnete ſich. Da ſah man Blumen ringsum wandeln, umgeben von Glanz, der den ganzen Raum erfüllte. Johannes erkannte alle ſeine Freundinnen von der Oberwelt wieder, und doch ſah jede wie ein freundlicher Engel aus. Am Rande ſah man allerhand Bäume beiſammen ſtehen, die unterhielten ſich von ihren Jugendtagen. Einige erzählten, daß ſie ſchon den Großvater und Urgroßvater in eben dieſem Alter wie Johannes gekannt hätten. Eine alte Eiche hatte ſogar die Großältern der älteſten Bäume, die im Kreiſe waren, geſehen. Die Obſtbäume beriethen auch den Segen, den ſie in dieſem Jahre ausſtreuen wollten.

»Ei,« bat das Kind, »bringt ja recht ſchöne Früchte mit.

Vergeßt meines Vaters Garten nicht, kehrt aber ganz beſonders reichlich in Pfarrers Garten ein, daß die gute Helene Freude habe. Und meinem kleinen Pfirſichbaume ſchenkt auch ein paar rothbackige, ſaftige Früchte.«

Sie gingen weiter durch die Heidel- und Preißelbeer-, Erd- und Himbeerſträucher. Auch Johannis- und Stachelbeeren begegneten ihnen. Endlich gelangten ſie zu den Blumen. Das war eine Luſt, ſie anzuſehen. Sie tanzten und ſcherzten, wie fröhliche Kinder. Eine klare Quelle rieſelte durch friſches Gras. An dem klaren Waſſer und an dem Glanze, der die Luft erfüllte, labten ſie ſich.

»Willſt Du einmal Euren Garten ſehen?« fragte die Roſe. Sie zeigte ihm ein Spiegelein, darin erblickte Johannes den bekannten Garten mit dem rindebedeckten Luſthäuschen auf der Anhöhe, dem blühenden Geſträuch umher, und — o Freude! — Anna, Lieschen und Philipp darin. Sie banden Blumen zu einem Kranze. Nur Helene, ſeine Freundin, ſuchte er vergebens.

»Ei, ei,« ſchalt die Roſe, »unſere Blumengeiſter haben ſich nicht lange im Sonnenlichte freuen können. Denn wenn ihre Blüthen gebrochen werden, ſo müſſen ſie ſchnell hierher zurückkehren, ſonſt würden ſie da oben verſchmachten. Die Blumen aber verwelken, wenn ſie von uns nicht mehr mit Saft unterſtützt werden.«

Eine Feuerlilie kam heran. »Willſt Du uns tanzen ſehen?« fragte ſie und führte das Kind nach dem Schloſſe. Da waren die ſchönſten Lilien verſammelt. Alle trugen weiße Kleider mit zarten goldenen Krönchen. Das waren die Mädchen. Darauf kam eine Schaar kräftiger Knaben in feuerrothen Röcken mit ſchwarzen Federn auf dem Hute. Es waren die Feuerlilien. Der Türkenbund ſpazierte zwiſchen ihnen und war der Tanz-

meiſter. Da kam ein klingendes Chor von Schneeglöckchen, die hell wie Silber läuteten, und Maiglöckchen, wie Harfentöne, und andere Glocken. Eine große Malve blies auf der Trompete, die Kreſſe ſpielte auf ihrem kleinen Hörnchen; auch Violinen und Flöten hörte man dazwiſchen. Die Lilien tanzten ſo lieblich, daß es eine Luſt war, ihnen zuzuſehen.

»Die haben heute Hochzeit,« lispelte ein Plaudermäulchen, die Aſter, dem Knaben zu.

Der Tanz war zu Ende.

»Nun kannſt Du auch unſere Ritter und Herren ſehen,« raunte wieder eine Blume dem Knaben zu.

Eine Schaar von Eiſenhüten kam anmarſchirt, die klirrten mit ihren Säbeln. Die Ritterſporne folgten hinterher. Noch viele andere Herrſchaften zu Fuß und zu Pferde kamen gleichfalls durch das große Thor hereingeſchritten und getrabt. Zuletzt erſchien, umgeben von weißen und gelben und rothen Roſen und Röschen, die hundertblätterige Roſe, und ihr ſüßer Geruch erfüllte die Halle. Die Decke wurde weiter und breiter und lachte ſo blau, wie der Himmel; auch Lerchen hörte man ſingen und Bienen ſummen, die ſogen den köſtlichen Duft.

»Hier möchte ich bleiben! Bei Euch iſt es ſchön!« rief der gelockte Knabe freudenvoll aus und wollte auf die Roſe zufliegen. Da . . .

---

»Steh' auf, Johannes! Steh' auf!«

Das war eine bekannte Stimme.

»Steh' auf, mein Sohn!«

Die Mutter ruft, dachte Johannes. Er fühlte um ſich, — ihm war kühl. Er öffnete die Augen. Ja, er hatte geſchlafen

auf dem Rasen. Es schüttelte ihn. Die Nachtluft lag noch auf der Erde und es begann der Morgen zu grauen.

»Wir haben Dich mit Schmerzen gesucht,« sagte die angsterfüllte Mutter. »Komm nun mit nach Hause. Die kühle Nacht wird Dir geschadet haben.«

»»Aber wo sind denn die Blumenengel?«« fragte das Kind, ««und das schöne Schloß?««

»Du hast geträumt,« erwiderte die Mutter, »gewiß recht schön geträumt. Aber komm jetzt, mein Kind.«

Sie nahm den Knaben auf ihre Arme und ging nach Hause.

---

Aeltern und Geschwister standen besorgt an seinem Lager; denn der gute Johannes war sehr krank. Heiter wie immer, guckte Helene zur Stube herein, einen blühenden Rosenstock im Arme.

»Schläft Johannes noch?« fragte sie.

Ach, nun sie trat näher und entdeckte die Thränen in der Geschwister Augen und den Arzt am Bette. Anna erzählte ihr, was vorgegangen, und beide weinten, und die Thränen fielen auf die Blumen, die den Bruder zum heutigen Geburtstage erfreuen sollten. Helene, das sonst so lebensfrohe Gemüth, war am trostlosesten.

»Ach Gott, wenn der gute Johannes nur nicht stürbe!« seufzte sie.

»»Er wird sich schon wieder erholen,«« tröstete Lieschen. ««Und wenn er dann ganz gesund ist, feiern wir sein Wiegenfest im Garten und laden alle seine Freunde und Freundinnen dazu ein.««

So leiſe ſie auch geſprochen, Johannes hatte doch Helenens liebe Stimme vernommen.

»Königin Roſe iſt da!« rief er hocherfreut aus. »Tragt mich hin zu ihr. Ach, nehmt mich aus dem finſtern Bette herauf.«

Helenen's und Anna's Bitten vereinigten ſich mit den ſeinen, der Arzt willigte ein, und die Mutter hob ihn auf ihren Arm. Da fiel des Knaben Blick auf die Geſchenke, welche ſeinem Jahrestage galten. Einen herrlichen, bunten Kranz brachten die Schweſtern getragen und legten ihn um ſeinen Hals. Nein, er ſah, wie die Blumen ſelbſt einen Kreis um ihn ſchloſſen, wie ſie ihre ſinkenden Köpfchen noch einmal aufrichteten, ihre ſchwankenden Füßchen noch einmal erhoben und um ihn her tanzten. Dabei ſangen ſie leiſe, ſo leiſe, daß er's kaum vernahm:

»Wir ſpielen gern im Sonnenſchein
Und tanzen und ſpringen,
Wenn die Vögelein ſingen,
Im Thal die munteren Vögelein.

»Wir baden uns in milder Luft,
Uns zu erletzen,
Euch zu ergötzen
Mit bunter Pracht und würzigem Duft.

»Das frohe Leben iſt dahin;
Wir ſollen ſcheiden
Und müſſen's leiden;
Wir folgen Dir, freundliche Königin.«

Dann waren ſie verſchwunden und nur um ſeinen Hals hing noch der verwelkende Kranz. Der liebe Johannes war ſelbſt eine verwelkende Blume geworden; er legte ſein Haupt

an der Mutter Wange und bat ſeine ſcheidenden Blumenbrüder: »Nehmt mich mit Euch, Ihr Guten, nehmt mich mit!«

Auf des Tiſches Mitte ſtand Helenens Roſenſtock. Des Kindes erſterbendes Auge fiel auf die herrliche Blüthe. Siehe, da hob ſich aus dem Schooße der rothen Blätter leiſe und für die anderen unbemerkt die Blumenkönigin. Das Kind breitete ſeine Arme ihr entgegen, ſie nahm ſeine Seele auf und trug ſie ſanft hinab in ihr Blumenſchloß. Der Kelch der Roſe ſchloß ſich, — es rauſchte wie Engelsflug, — — der zarte Knabe war geſtorben.

Julius Beeger.

## Aus dem Leben.

Sie haben verkauft den Garten, das Haus,
Und fremder Hand überlaſſen,
Sie zogen mit trübem Schweigen aus,
Und wußten ſich kaum zu faſſen.

Der Vater wendet das Angeſicht
Von der altgewohnten Stätte,
Er weinet nicht, er klaget nicht,
Weil er's gern verſchwiegen hätte.

Dem Sohne trübt der wilde Schmerz
Mit Thränen die finſtern Blicke,
Er preßt die Hand ans pochende Herz,
Meint, daß er den Schmerz erdrücke.

Die Tochter nur — ein blühend Kind —
Kann nicht gefaßt erſcheinen,
Sie zeigt, was ihre Leiden ſind,
Muß bitter, bitter weinen.

Die Mutter zog ſchon früher aus,
Als ſie noch glücklich waren;
Die haben ſie in Gottes Haus
Begraben ſchon vor Jahren.

Nun riſſen die andern die Mauern ein,
Und hoben Sims und Giebel,
Es ſollte das Haus ein neues ſein,
Bis zu dem kleinſten Stübel.

Sie fällten im Garten manch' alten Baum,
Und pflanzten kleinliche Hecken,
Verjagten manchen heiligen Traum,
Ein neues Leben zu wecken.

Sie ahnten nicht, daß mit frecher Hand
Eine Welt zerſtört ſie haben,
Die hier in Gottes Frieden ſtand! —
Begraben iſt begraben.

Ludwig Hall.

# Selbſtprüfung.

Ob ich beſſer bin geworden
Auf des Lebens hoher Schule;
Ob ich in der Tugend Orden
Mich genaht dem Meiſterſtuhle;
Ob ich näher bin dem hellen Licht? —
Ja, ich hoffe, doch ich weiß es nicht!

Wer hat je den Weg gefunden
Zu der Menſchheit höchſtem Ziele?
Unſ're Kräfte ſind gebunden
Durch das Schwanken der Gefühle,
Durch den regen Sinn für Schmerz und Luſt,
Durch den Widerſpruch in unſ'rer Bruſt.

Prüfend will ich weiter ſchreiten!
Feſter Muth und guter Wille
Sollen meine Schritte leiten
Bis zur ernſten Grabesſtille. —
Komm' ich jenſeits wohl zum hellen Licht? —
Ja, ich hoffe, doch ich weiß es nicht!

Hermann Freiherr von Printz.

# Die Schwanengänse.

## Eine Fabel für alte Kinder.

»Gack! gack! gigack!« rief die alte Gans und beschaute mit Wohlgefallen das eben aus dem Ei gekrochene kleine Wullegänschen. Es war aber auch gar wunderschön citronengelb, ein Zeichen, daß es einmal, wenn es hübsch groß geworden, ein schneeweißes Gewand tragen werde; und das freute die alte gar sehr, zumal es das einzige Kindlein war, welches sie aus den vielen Eiern, die ihr die Bäuerin untergelegt, ausgebrütet hatte. Deshalb beschloß sie auch, ihr liebes Töchterlein zu hegen und zu pflegen, und so zu erziehen, daß es einst die Krone der Dorfgänse werden solle. Sie verließ es daher keinen Augenblick und führte es nur auf die schönsten Weideplätze, wo das beste und weichste Gras wucherte, und späterhin nur auf die klarsten Stellen des Dorfwassers; hütete es auch, so viel als möglich, vor der Berührung mit den anderen Gänsen, die ihr jetzt gegen ihr Töchterlein gar gemein vorkamen. Gern hätte sie es zu den stolzen vornehm schnarchenden Schwänen auf dem großen Teiche des Schloßgartens geführt, allein diese duldeten zu der Zeit noch keine Gänse auf ihrem Wasser, oder sie mußten von einer ganz besonderen Sorte aus fernen Gegenden herstammen und durch ihre Künste oder ihr wunderliches Geschrei Unterhaltung gewähren. Als das Gänschen älter geworden und bereits das schneeweiße Kleid angelegt hatte, zeigte ihm die alte in dem Wasserspiegel sein schönes Bild und gackerte ihm täglich

vor, wie groß und wunderſchön es ſei, wie ihm keine aus der ganzen Dorfheerde gleiche und wie ganz gewiß noch die jungen Schwäne, wenn ſie einmal von ſeiner wunderbaren Schönheit gehört, in das Dorf kommen und um ſeine Gunſt buhlen würden. Das ſtieg dann dem guten Gänschen gewaltig in den Kopf, und zuletzt war ihm das fette Gras der Dorfweide zu gemein, denn die übrigen Gänſe fraßen ja auch davon. Es wackelte daher täglich mit ſeiner Mutter auf den Weizenacker des Schulzen und beide fanden es in ihrem Hochmuthe durchaus nicht in der Ordnung, als ſie von dem Flurknecht davon gejagt wurden, und er ihnen auch noch drohte, ſie das nächſte Mal nicht ungerupft durchkommen laſſen zu wollen. Ihre Hoffarth und Dreiſtigkeit nahm indeſſen täglich zu, und da ſich immer noch kein junger Schwan bei ihnen eingefunden, ſo meinte die Alte, man müßte dieſen doch auch etwas Gelegenheit geben, ihr Töchterlein ſehen zu können und es kennen zu lernen. Es wurde alſo beſchloſſen, daß das junge Gänschen nach dem Schloßgarten ſich begeben und ſich dort in der Nähe des Teichs im Gebüſche ſo lange verſtecken ſolle, bis es den Schwänen die vornehmen Manieren abgelauſcht hätte und ſich ihnen dann als hochgebildete Gans zeigen könne; ja, beider Hoffnung ging ſo weit, daß ſie ſich ihnen vielleicht endlich geradezu als Schwan vorſtellen könne. Als nun das Gänschen nach dem Rathe der Mutter im Dickicht die ſtolzen vornehmen Vögel beobachtete, geſchah es einſt, daß ein junger Schwan gerade an der Stelle ans Land ſtieg, wo ſich unſer Wullegänschen auf die Lauer geſtellt hatte. Es zitterte vor Angſt und Freude, wollte fliehen und bleiben, bis es zu ſpät war, der junge Schwan es erblickte und geradezu auf daſſelbe losging. Er ſchnarchte und gurgelte erſt gewaltig vornehm, wurde aber immer freundlicher und zutraulicher, und

nannte es einmal über das anderemal ſein liebes wunderſchönes Gänschen, ſagte ihm noch gar viele ſüße Worte, und fragte es aus über dies und das. Unſer Gänschen aber war über die Herablaſſung und Freundlichkeit des jungen vornehmen Vogels ſo erfreut und überraſcht, daß es vor Verlegenheit und aus Angſt, etwas Dummes zu ſagen, kein Wörtchen herausbringen konnte; es ſchloß daher die Augen, hielt nach Gänſemanier den Kopf auf die Seite und träumte von ſeinem zukünftigen Glücke. Da rief plötzlich die alte Schwanenmutter, der junge Schwan erſchrak, ſagte noch ein ſchnarchendes Abſchiedswort, ſtürzte ſich in den Teich, und ſegelte mit weit zurückgebogenem Halſe auf die alte los. Auch das Gänschen war bei dem Rufe der alten aus ſeinem Himmelstraume erwacht. Es ſah dem jungen Schwan eine Zeitlang nach und wackelte dann recht traurig nach Hauſe; denn jetzt erſt war ihm beigefallen, wie häßlich feuerroth ihm die Natur Schnabel und Füße gefärbt habe, wogegen beides bei den Schwänen gar vornehm ſchwarz ſei, und daß es nun wohl mit ſeinem Auftreten als Schwan auf dem Schloßteiche nichts werden könne. Dies ärgerte und bekümmerte das Gänschen gar gewaltig. Im erſten Schmerze wollte es ſeiner Mutter alles entdecken, änderte aber ſodann ſeinen Vorſatz. Die alte merkte gleichwohl, daß etwas vorgefallen ſein müſſe, ſchwieg aber auch. Doch als beide ſchlafen gegangen waren, träumte das junge Gänschen ſo lebendig und laut von dem Vorfall, daß es plauderte. Die alte konnte vor Freude über die neue Bekanntſchaft ihres Töchterleins nicht mehr ſchlafen und ſann die ganze Nacht darüber, wie ſie der ihrer Meinung nach nunmehr ſchon vornehmen Tochter Schnabel und Füße recht ſchön ſchwarz färben könne, und fand auch gegen Morgen einen glücklichen Gedanken. Gack! gack! gigack! gi! gi! gi! rief die Alte

vor Freude, als ihr Töchterlein mit einem tiefen Seufzer erwachte und ihre Mutter erstaunt angackerte. »Sei nur ruhig,« sprach die alte, »ich weiß alles, Dir soll geholfen werden; aber komm nur erst mit zum Bade, dann will ich dir meinen Plan mittheilen.« Als sie dort ankamen und die übrigen Dorfgänse den seltenen Gästen schreiend und schnatternd auswichen, bildeten sie sich vornehm ein, das geschehe schon aus Neid und Respect vor ihrer glänzenden Zukunft; und die alte berief laut ihre Tochter wegen ihrer stolzen, von den Schwänen genau abgelernten Bewegungen im Wasser. Als aber die Tochter vollends auf Schwanenart zu schnarchen und zu gurgeln anfing, wußte die alte ihrer Freude und Bewunderung kein Ende; ja, sie steckte ihren Kopf vor innerer Lust bis tief auf den Grund des Dorfwassers, daß sie sich überschlug. Als endlich die Gänsemaid mit der großen Birkenruthe erschien, um die Heerde auf die Weide zu treiben, verließ auch unser Pärchen das Wasser, aber nicht, um mit dem übrigen gemeinen Haufen sich austreiben zu lassen. Es eilte vielmehr schnell durch eine Seitengasse nach einer anderen Richtung hin und kümmerte sich wenig um das schallende Hohngelächter der übrigen. »Gott Dank!« sagte die alte nach einer Weile, »daß wir jetzt wieder allein sind! Und nun höre meinen Plan. Sieh, als ich noch die Gesellschaft unserer gemeinen Nachbarn besuchte, befand ich mich einmal bei des Schulmeisters Gänsen, die mich zu einem Kohlschmause eingeladen hatten. Es war gerade Jahrmarkt im Städtchen, und Du weißt, daß der Schulmeister da nie zu fehlen pflegt. Ich stand dicht an der Küchenthür, und sah, wie er aus einer Ecke einen alten Napf hervorzog und sich mit einer schwarzen Farbe die beschmutzten Füße erst anstrich und dann mit einer Bürste spiegelglatt polirte. Wenn nun der Schulmeister in der Schule ist, so schleichen wir

in die Küche; Du steckst Schnabel und Füße in den Napf und ich polire sie Dir mit meinem Flügel so schön, daß Dich selbst die Schwäne darum beneiden sollen.« Als nun das Gänschen durch ein »Gi! gi! gack! gack!« seine freudige Zustimmung gegeben, thaten sie, wie die alte gerathen. Die Freude über das Gelingen ihres Unternehmens war groß und die Mutter führte ihr Töchterlein nun erst an den Spiegel des Dorfwassers, damit es sich gehörig beschauen könne, und dann zogen sie selbander absichtlich über den Gänserasen an der scheu und erstaunt über die plötzliche Umwandlung des Gänschens zurückweichenden Heerde vorbei, nach dem Thore des Schloßgartens; denn hier wollte die alte, um ihr Töchterlein nicht zu verathen, dessen Zurückkunft erwarten. Als dieses in die Nähe des Teichs gekommen, stand es zaudernd stille, denn das Herz klopfte ihm gewaltig; doch ein Blick auf sein schneeweißes Gewand und die glänzend schwarzen Füße gab ihm wieder Muth, vorwärts zu gehen. Es warf sich in die Brust und trat keck auf die Schwäne zu, die eben mit einem Schwarme fremdländischer Gänse und Enten ans Land gestiegen waren und bei der neuen Erscheinung lange Hälse machten. Die eingetretene Stille brachte unser Gänschen aufs neue in Verlegenheit, besonders aber, als die alte Schwanenmutter von Unanständigkeit und Zudringlichkeit vor sich hin schnarchte. Das Gänschen wurde immer verwirrter, machte einen Knix über den andern und stotterte vor Angst einige abgebrochene Worte heraus. »Auf Ehre!« schnarchte die alte, »täuschte mich nicht die vornehme Farbe des Schnabels und der Füße, so glaubte ich eine jenes gemeinen Dorfpöbels vor mir zu sehen; so jedoch muß ich annehmen, daß unser unangemeldeter Gast dennoch aus guter Familie sei.« Ein bittender Blick eines der jungen Schwäne stimmte die alte Mama

etwas freundlicher. »Nun, wir wollen ſehen,« ſchnarchte ſie wieder vornehm, und lud unſer Gänschen zu einer Spazierfahrt auf das Waſſer ein, wohin dann auch die übrigen folgten. Wer war froher als die Arme, daß die Antrittsſcene zu Ende war, denn auf dem Waſſer glaubte ſie ſchon die vornehmen feinen Manieren, die ſie den Schwänen abgelernt, beſſer an den Tag legen und ihre zärtliche Bekanntſchaft mit dem jungen Schwane wieder fortſetzen zu können. Die alte aber ließ ſie nicht aus dem Auge und ſchnarchte und ſchnaufte gewaltig um ſie herum, denn ſie hatte gleich anfangs bemerkt, daß die Fußſohlen ihres Gaſtes feuerroth waren und daß ſich hinter ihm in dem klaren Waſſer ſeltſame dunkle Wolken zeigten. Unſer Gänschen jedoch ſchwamm ganz ſorglos neben ſeinem alten Bekannten her und buddelte wie dieſer mit dem Kopfe in dem Waſſer herum; aber die ganze Geſellſchaft war durch das auffallende Benehmen der alten aufmerkſam geworden und ſchwamm immer dicht um die Unbekannte herum. Ein unglücklicher Zufall wollte jetzt, daß ſie mit dem naſſen Schnabel an das weiße Kleid eines der Schwäne ſtrich, und wer ſchildert ihr Entſetzen, als ſie gewahrte, daß ſie die künſtliche Schwärze von ihrem Schnabel dorthin übertragen hatte, und dieſer ſich in dem Waſſer wieder feuerroth abſpiegelte. In ihrer Herzensangſt vergaß ſie ganz, wo und in welcher Geſellſchaft ſie ſich befand und ſtieß den ihr angeborenen Nothruf der Gänſe laut aus. Sie war nun vollſtändig entlarvt. Dem anfangs ſtummen Erſtaunen der Geſellſchaft folgte bald ein entſetzliches Lärmen, Schnarchen und Spotten. Vor Schrecken, Angſt und Schaam hätte ſich das verwirrte Gänschen gern auf der Stelle ertränkt; aber das ging nicht. Es wollte nun fliehen, da fiel aber alles über die arme Entlarvte her. Sie rief den jungen Schwan, der ihr ſo viel Liebes

und Schönes gesagt, zu Hülfe; der aber hatte sich vornehm zurückgezogen. Endlich erreichte sie das Ufer und kam nach vielen Mühen mit gebrochenem Flügel und hinkend bei ihrer harrenden Mutter am Ausgange des Parkes wieder an, die bei ihrem Anblicke ein solches herzzerreißendes Geschrei erhub, daß sämmtliche Dorfgänse von der Weide herbeistürzten und sie unter dem schrecklichsten Hohn und Spottgeschrei bis in das Dorf vor ihre Wohnung begleiteten, wo dann das arme Gänschen auch bald vor Gram starb. Die alte aber überlebte ihr Töchterlein nicht lange; denn wo sie sich später im Dorfe zeigte, riefen ihr die übrigen Gänse immer spottend zu: »seht, dort geht die hoffährtige, vornehme Schwanengans!«

Salzungen, Herzogthum Sachsen-Meiningen.

C. L. Wucke.

---

# Aus dem Tagebuche.

Neapel, März 1848.

---

Wo ein Asyl, in das ich hier mich rette
Vor meinem Heimweh? Wo wird Trost mir winken?
Sei Du, Natur, mir eine Zufluchtsstätte,
Laß' Lethe mich an Deinem Busen trinken!

Wohl weil' ich hier an Dir geweihtem Orte,
Wohl kann man hier sich in Vergessen wiegen.
Neapel scheint mir an dem prächt'gen Porte,
Natur, wie Deine Priesterin, zu liegen.

Ihr Kleid die Fluren rings, die ſonnbeglänzten,
Der Strand ein Kranz von Lorbeer und von Myrten,
Und mit der Poeſie des Unbegrenzten
Muß ſie des Meeres leichte Fluth umgürten.

Des Himmels Blau wölbt ſich zu Tempels Hallen,
Das ew'ge Feuer ſchafft ſich ſelber Nahrung,
Vom rieſ'gen Dreifuß des Veſuves wallen
Der Rauch des Opfers und der Offenbarung.

Wie lieb' ich es, im Meer den Blick zu baden,
Den Berg zu ſehn, den rauchenden, den nackten,
Entlang an ſchöngeſchwungenen Geſtaden
Gen Capris Fels zu ſchau'n, den ſcharfgezackten.

Und wenn die Nacht umhüllt mit ihrem Dunkel
Das Land, das Meer mit feierlichem Schweigen,
Dann hängt der Blick am Lavaſtrom-Gefunkel
Und an den Flammen, die dem Berg' entſteigen.

Die lauen Nächte ganz möcht' ich durchwachen,
Wenn durch das Meer, erglüht von rothen Feuern,
Mit ihren Fackeln zieh'n die Fiſchernachen
Wie Sterne, die am nächt'gen Himmel ſteuern.

Und wenn im Sturm ſich hoch die Wellen bäumen,
Wie ſchön im leichten Kahn die Fluth durchſchwanken,
Das ganze Weh der Erde zu verträumen
Im Wogenſchlag des Meer's und der Gedanken!

Ja, hier iſt alles Poeſie, hier ſprechen
Die Lüfte, die in duft'gen Farben zittern,
Die Wellen, die ſich an dem Ufer brechen,
Die Flammen, die aus Bergesgipfeln ſplittern.

Und wie ein Märchen will mir's oft erſcheinen,
Daß die Natur, die Stirn mir zu entdüſtern,
Dem Meer befiehlt, den gluthumſtrahlten Steinen,
Den duft'gen Winden mir ins Ohr zu flüſtern.

Und doch, von dieſem reichen Märchenglücke,
In das der Geiſt ſich willig mag verſenken,
Zieht immer wieder auf des Heimwehs Brücke
Zur Heimath mich mein Sehnen und mein Denken.

Guſt. zu Putlitz.

# Heinrich der Vierte auf Klopp.

Der deutſche Kaiſer Heinrich auf Klopp verborgen weilt,
Sein Stolz war längſt gewichen, ſeit Unglück ihn ereilt.
Er lehnt am Bogenfenſter und ſtarrt mit wirrem Blick;
Vor ſeiner Seele ſchwebet ein Traum: verlor'nes Glück. —

Auf Klopp vor Kaiſer Heinrich der Kölner Biſchof ſteht,
Den Helm auf ſeinem Haupte vom Federbuſch umweht,
Die Glieder rings umſchloſſen von leicht gefügtem Erz,
Darunter pocht viel härter des Biſchofs ſteinern Herz.

»Herr Kaiſer!« rief er höhniſch, »hier haſt Du Dich verſteckt?
Gut, daß das Wild, das ſcheue, der Spürhund bald entdeckt.
Ich bringe neue Kunde von Deinem edlen Sohn,
Der erſt vor wenig Tagen beſtiegen Deutſchlands Thron.

»Du ſtutzeſt, ſtolzer Kaiſer? Es dünkt Dich Spott und Hohn?
Hör' weiter an: Ich hole den Scepter und die Kron',
Ich hol' den Purpurmantel, der Deinen Nacken drückt,
Daß künftig er die Schultern des fünften Heinrich ſchmückt!« —

Der Biſchof ſprach's; der Kaiſer tritt einen Schritt zurück,
Er kann nicht Worte finden, läßt ſprechen nur den Blick,
Den Blick, ſo trüb', ſo finſter, ſo vorwurfsvoll, ſo wild.
Der Kirchenfürſt erbleichet von jähem Schreck erfüllt.

Doch nur für Augenblicke. Dann mit entſchloſſ'ner That,
Zu der er ſeine Seele längſt vorbereitet hat,
Greift ſchnell er nach der Krone — es ſchwankt des Herrſchers Haupt,
Im nächſten Augenblicke iſt es des Schmucks beraubt.

Da ruft Herr Heinrich ſchmerzlich in wehmuthsvollem Ton:
Fahr' hin, Du gold'ne Krone, zu ſchwer mir Fürſtenſohn'!
Entſink', entſinke, Scepter, des greiſen Königs Hand,
Die Dich mit weiſer Strenge zu führen nicht verſtand!« —

D'rauf wird es ſtill im Saale, wohl ſtiller als im Grab';
Von Heinrich's Schulter rauſchet das Purpurkleid herab.
Der Biſchof hat's ergriffen, fort eilt er mit dem Raub';
Der Kaiſer bleibt zurücke, die Eiche ohne Laub. —

Oels in Schleſien. Wilhelm Fiſcher.

# Daſeins-Kampf.

Stets im Kampf mit dem Geſchicke
Lebt der Menſch die Tage hin;
Kummervoll ſind oft die Blicke,
Kummervoll iſt oft der Sinn.

Eine Wahl nur zwiſchen Schaffen
Bleibt ihm, oder Qual und Noth.
Selbſt die letzte Kraft aufraffen
Muß der Menſch ums liebe Brot!

Daß es einſtmals beſſer werde!
Denkt er bei der Arbeit oft.
Und ſo geht's, bis er zur Erde
Wieder wird, eh' er's gehofft.

Max Kruſe.

# Geiſt und Herz.

Frei zieht der Geiſt mit Schwert und Lanze,
Ein Held, in weite Fernen aus;
Er ſtürmet raſtlos Schanz' um Schanze
Im Wahrheitskampf und Meinungsſtrauß.

Das Herz ruht gern in ſüßen Banden,
Beſchränkend ſich durch eig'ne Wahl;
Sein Schifflein will im Hafen landen,
Es ankert ſtets, in Luſt und Qual.

Es muß der Geiſt die Einheit trennen,
Im Gegenſatz den Zwieſpalt ſä'n,
Verzehrend muß ſein Feuer brennen.
Und fegen ſeines Sturmes Weh'n.

Doch das Getrennte mild vereinen,
Ein Friedenskuß bei Waffenklang,
In Liebe Eins, — ob Zwei im Meinen:
Das iſt des Herzens ſtiller Drang.

Es will der Geiſt die Welt bezwingen,
An ihrem Buſen glühend ruh'n,
D'rum muß ſein Arm ſie kühn umſchlingen
Im ſchöpferiſchen Erdenthun.

Das Herz — ob auch beglückt hienieden,
Vergißt der ew'gen Heimath nie,
Und pflanzt des Himmels Bild und Frieden
In Erdenluſt und Erdenmüh'.

Oft irrt der Geiſt, vom Licht geblendet,
Oft irrt das Herz, vom Wahn bethört,
Wenn von einander abgewendet
Ihr Blick dem Leben zu ſich kehrt.

Doch wo vereint im freien Bunde
Ihr Strahl den ird'ſchen Stoff durchquillt:
Da weht ein Hauch aus Gottes Munde,
Erſteht der Menſch — Sein Ebenbild.

G. Steinacker.

# Daseins-Kampf.

Stets im Kampf mit dem Geschicke
Lebt der Mensch die Tage hin;
Kummervoll sind oft die Blicke,
Kummervoll ist oft der Sinn.

Eine Wahl nur zwischen Schaffen
Bleibt ihm, oder Qual und Noth.
Selbst die letzte Kraft aufraffen
Muß der Mensch ums liebe Brot!

Daß es einstmals besser werde!
Denkt er bei der Arbeit oft.
Und so geht's, bis er zur Erde
Wieder wird, eh' er's gehofft.

Max Kruse.

# Geist und Herz.

Frei zieht [illegible]
[illegible]

Das Herz ruht gern in süßen Banden,
Beschränkend sich durch eig'ne Wahl;
Sein Schifflein will im Hafen landen,
Es ankert stets, in Lust und Qual.

Es muß der Geist die Einheit trennen,
Im Gegensatz den Zwiespalt sä'n,
Verzehrend muß sein Feuer brennen,
Und segen seines Sturmes Weh'n.

Doch das Getrennte mild vereinen,
Ein Friedenskuß bei Waffenklang,
In Liebe Eins, — ob Zwei im Meinen:
Das ist des Herzens stiller Drang.

Es will der Geist die Welt bezwingen,
An ihrem Busen glühend ruh'n,
D'rum muß sein Arm sie kühn umschlingen
Im schöpferischen Erdenthun.

Das Herz — ob auch beglückt hienieden,
Vergißt der ew'gen Heimath nie,
Und pflanzt des Himmels Bild und Frieden
In Erdenlust und Erdenmüh'.

Oft irrt d[illegible]ist, vom Licht geblendet,
D[illegible] Herz, v[illegible] bethört,
[illegible]
[illegible]t.

D[illegible]
[illegible] durchquillt:
[illegible]s Munde,
[illegible] Ebenbild.

G. Steinacker.

geſegneten Boden betritt, glaubt den Traum eines ewigen Frühlings verwirklicht, und ruht in ſeligem Behagen aus, als kehrte er heim von einer »Grönlandsfahrt«.

Von all' den lieblichen Bildern, welche ſich dort unvergeßlich in mein Gedächtniß geprägt haben, erſteht keines immer wieder mit ſo zauberiſchen Farben, als das durch ſeine Orangengärten ſeit länger denn einem Jahrhunderte berühmte Hyères. An einem der Höhenzüge gelegen, welche ſich am Fuß der Alpen längs der Küſte des mittelländiſchen Meeres zwiſchen Toulon und Nizza hinziehen, ſteigt es amphitheatraliſch an einem Hügel empor. Die Ruinen eines, der Sage nach von Ludwig dem Heiligen erbauten Schloſſes krönen deſſen felſigen Gipfel. Eine weite, blühende Campagna breitet ſich zu ſeinen Füßen aus und erſtreckt ſich weſtlich nach dem zwei Meilen entfernten Toulon. Waldige Bergesrücken ſchützen ſie gegen die von Süden her wehende Seeluft. Nach Oſten neigt ſie ſich, einen maleriſchen Bogen bildend, ſanft dem Meere zu. Von Norden her umgiebt ſie die hohe Bergkette der Maures. Ein ſteil abfallendes Vorgebirge läuft von ihr weit in das Meer hinaus, und ſchützt, durch ein kleines Fort, welches ſich auf ſeiner Spitze erhebt, unterſtützt, den Eingang zu der Rhede von Hyères. Sie wird durch die Hyèriſchen, von den Alten Stöchaden genannten Inſeln Titan, Porquerolles und Port Cros, von der offenen See getrennt und bildet eine ſchöne, große Bucht, die zum Stationsorte eines Theils der Flotte von Toulon benutzt wird.

Die Gleichmäßigkeit wie die Milde des Klimas haben dieſe Gegend in den Ruf eines für Bruſtleidende heilſamen Aufenthalts gebracht, der ſich trotz aller hier gemachten Erfahrungen erhalten zu haben ſcheint, denn noch immer ſtrömen Kranke, Linderung hoffend, zu Anfang des Winters hier zuſammen.

Nur die Engländer, vielleicht beſſer unterrichtet durch ihre Verbindungen mit fremden Ländern, erſchienen auf kurze Zeit als Zugvögel. Wenn der Sirocco leiſe und heimtückiſch über das Meer ſchleicht und ſtatt erfriſchender Kühle die Gluth der Wüſte an dieſe Ufer haucht, brechen Menſchen und Thiere kraftlos zuſammen. Wenn der Miſtral, ein trockner Nordoſtwind, ſich bei völlig heiterm Himmel erhebt und, über das Land fegend, den feinen Kalkſtaub in dichten Wolken aufwirbelt, dann kann die Verderblichkeit dieſer Atmoſphäre nur denen verborgen bleiben, die, bei der glücklichen Eigenthümlichkeit der Schwindſucht, jede Verſchlimmerung ihres Zuſtandes als ein Stadium zur Beſſerung betrachten. In der Nacht raubt das Heulen des Orkans, der das feſteſte Fundament erzittern macht, dem armen Kranken die koſtbaren Augenblicke der Ruhe, und bei Tage iſt es ihm außerhalb des Bettes nicht möglich, einen Platz zu finden, wo er vor der Zugluft geſchützt wäre. Die Fenſter ſchließen nicht, unter den ſchwellenloſen Thüren bläſt der Wind ins Zimmer und hebt den Teppich oft hoch vom ſteinernen Boden empor, und am Kamin wirbelt ihm der durch den Schornſtein ſauſende böſe Feind den Rauch oder die Aſche in das Geſicht. Auch für Geſunde waren ſolche Tage, die ſie an das Haus feſſelten, unerträglich; aber ſie waren vergeſſen, ſobald mildere Lüfte den Genuß der Natur von neuem erlaubten. Ebenſo ſchädlich erſchien mir die außerordentliche Ungleichheit der Temperatur im Schatten und in der Sonne. Der Thermometer, an eine weiße Wand gehängt, zeigte Mittags in der Sonne bereits Anfangs Februar 25 bis 30 Grad Reaumur, und dennoch fühlte man ſich oft von eiſiger Kälte durchſchauert, wenn der Weg durch den Schatten unvermeidlich war. Wer achtlos gegen die Eigenthümlichkeiten des Klimas blieb, und es unnöthig fand, wärmere

Kleidung anzulegen als er zu Hause bei ähnlicher Wärme trug, hatte von hartnäckigen Erkältungen, ja entzündlichen Zuständen zu leiden. Wenige Stunden nach Sonnenuntergang war der Thermometer bereits auf 6 bis 7 Grad gesunken und Kaminfeuer, wie erwärmte Betten eine Nothwendigkeit. Die Saison dauert in Hyères vom November bis zum April, und erreicht Mitte Februar ihre Höhe. Ende März war von den Kranken, welche ich im Winter von 1851 zu 1852 dort gesehen, Niemand mehr anwesend, als zwei eigentlich nicht zu denselben zu zählende Herren. Die zunehmende Trockenheit der Atmosphäre und die Verschlimmerung ihres Zustandes hatte die Mehrzahl verscheucht. Auch hier schien, wie bei uns, die Blüthezeit der Obstbäume die gefährliche der Nachtfröste zu sein. Ich fand im März noch um die Mittagszeit Eis in einer gegen die Sonne geschützt liegenden Pfütze. Tags darauf schneite es plötzlich aus einer kleinen, schwarzen, von Norden herkommenden Wolke. Wunderbar schimmerten die dichten weißen Flocken gegen die Gluth des purpurn gefärbten Abendhimmels. Ueberhaupt war dieser nachträgliche Gruß des Winters so seltsam und überraschend inmitten der Blüthenpracht eines provencalischen Frühlingstages, daß die ganze Bewohnerschaft des Hotels, unbekümmert um die feuchten Flocken, auf die Straße stürzte, um den Himmel wie in Erwartung eines Phänomens zu betrachten. Die Einheimischen behaupteten zwar, daß die Witterungs-Verhältnisse dieses Jahres regelwidrig seien, allein wer einmal die Provence nicht bloß als Tourist besucht hat, wird gewiß ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie ich. Auch auf die Gesunden übte das Klima seinen Einfluß, wenn auch nur in der Abneigung gegen jede geistige Thätigkeit. Während mir zu Hause jeder Tag wie ein verlorener erscheint, der ohne irgend eine gute Lectüre verflossen, war

es mir nicht möglich mehr denn zwei Zeitungen durchzusehen. Höchstens vermochte sich meine Indolenz zu einer leichten Handarbeit aufzuschwingen. Am liebsten lag ich einsam auf einem der Felsen in der Nähe des alten Schlosses und ließ, in Träumereien versenkt, meine nie zu sättigenden Blicke über die Fülle von Schönheit, die nach allen Seiten hin ausgebreitet lag, wandern. Unwillkürlich kamen mir wohl, wenn ich der fernen, in Schnee gehüllten Heimath gedachte, Platen's Worte in den Sinn:

»— Wohl mir, daß in ferne Regionen
Ich flüchten darf, an einem fernen Strande
Darf athmen unter gütigeren Zonen.«

Die Vegetation und die durch sie bedingte Physiognomie der Ebene ist durchaus südlich und wird, selbst in Italien, nur von der Neapels erreicht, an das sie auch häufig durch die Scenerie in der wundervollen Vereinigung von Ebene, Gebirg, Meer und Inseln erinnert. Freundlich schimmern die weißen Landhäuser im dichten Laub der immergrünen Gärten. Unter dem leichten Gezweig des mit feinen, silbergraugrünen Blättern bedeckten Oelbaums leuchtet weithin die junge Saat. Das kräftigere Grün der Orangen wechselt mit stattlichen Reihen dunkler Cypressen. Dort wiegt auf schlankem Schaft eine einsame Palme ihre Blätterkrone, hier breitet eine alte Pinie ihr Dach dem Wanderer als Schutz gegen die Wintersonne entgegen. Im Februar legt sich ein rosiger Flor über einzelne Stellen der Campagna, es sind die Blüthen der Pfirsichbäume. Lorbeer und Myrthengebüsch wachsen wild an den Wegen, immergrüne Eichen, Mastix, Erdbeerbäume an den Bergen, Aloen auf den Felsen. Wo die Ebene sich gegen das Meer neigt, wechseln Artischockenfelder in blaugrüner Färbung mit reichen Wiesen,

eingegrenzt von riesigem Bambusrohr. Röthlich schimmert die Erde, wo der Pflug den fruchtbaren Boden zu neuer Thätigkeit vorbereitet hat. Der Lauf der Bäche, zu unbedeutend, um von oben herab bemerkbar zu sein, macht sich kenntlich durch den schmalen bräunlichen Streif knospender Bäume, die, aus dem Norden stammend, sich erst jetzt mit Laub zu bekleiden anfangen. Dem alten Schlosse gegenüber erhebt sich einsam auf der letzten Kuppe eines waldigen Bergrückens eine alte, öde Kapelle, die Eremitage. Den Schluß des schönen Bildes geben zur Rechten die majestätisch aufsteigenden Felsen von Toulon, auf deren Stirn sich stolz die Bastionen des Fort Napoleon erheben. In kühn gezackten Linien zeichnen sie sich scharf ab gegen den azurnen Himmel, der, mit zauberhaften Tinten ihre nackten Wände übergießend, den Mangel der Vegetation eher als einen Vorzug erscheinen läßt. Und zur Linken das Meer, dessen Anblick immer neues, nie endendes Entzücken ist, dessen wunderbares Blau unglaublich für den scheint, welcher es nur aus Bildern kennt. Und auf alle diese Herrlichkeit wirft jeden Tag die Sonne der Provence vom ewig unbewölkten Himmel ihre goldnen Strahlen. Wohl ließe sich hier sagen:

»Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.«

Der ältere Theil der kleinen, kaum 6000 Einwohner zählenden Stadt Hyères ist ein Gewirr von engen, steilen und schmutzigen Gassen, nur der untere hat eine anständige Straße, in welcher die keinem noch so kleinen französischen Flecken fehlende Promenade liegt. Den großen, mit ziemlich schlechten Häusern umgebenen Marktplatz ziert die Büste des hier geborenen Kanzelredners Massillon. Die mit Bänken besetzte Promenade

gewährt den seltenen Anblick von vier Dattelpalmen, unter deren Blätterkronen, dicht um den Stamm herum, die Früchte in großen gelben Trauben hängen, doch sollen die hier gewachsenen nicht genießbar sein. Sie treiben jährlich sechs Blätter, die im nächsten Jahre welk werden und endlich abfallen. Es bleiben dann nur noch die Polices genannten Besen übrig, die dem Baum ein unordentliches Ansehen geben. Die Orientalen schneiden die sprossenden Zweige ab und machen den Stamm glatt, aber die Franzosen finden die Mühe unnöthig. Der Koran ergeht sich vielfach im Lobe dieses Baumes, der im Orient von unberechenbarem Nutzen ist, und nennt ihn die Schwester des Menschen. Einige wollen in ihm sogar das Urbild der Säule sehen.

Die Fernsicht von der Promenade zu Hyères ist so schön wie überall, wo Land und Meer offen vor dem Auge des Beschauers liegen. Von 1 bis 3 Uhr ist sie der Sammelplatz von Kindern, invaliden Soldaten und denjenigen Kranken, welche keine Kräfte zu weiteren Ausflügen haben. Zahlreiche Bettler lauern in der Nähe und rufen den Vorübergehenden eindringlich, aber nicht zudringlich an. Ein Auswärtiger besorgte seine Geschäfte sogar zu Wagen, nachdem ihm der eifrige Betrieb seines Handwerks den Ankauf eines Esels erlaubt hatte.

Die Mehrzahl der Fremden zog es vor, außerhalb der Stadt in dem der Mittagssonne ausgesetzten, und an der Straße von Toulon gelegenen Häusern zu wohnen. Die Aussicht war dort uneingeschränkt, und die Atmosphäre von den Einflüssen frei, welche Fremde in französischen Städten zur Verzweiflung bringen. Ein in Deutschland zur Reinlichkeit erzogener Provençale sagte ganz offenherzig, »die Provence würde ein unbewohnbares Land sein, wenn der Mistral nicht zu Zeiten die Luft reinigte.«

# Daſeins-Kampf.

Stets im Kampf mit dem Geſchicke
Lebt der Menſch die Tage hin;
Kummervoll ſind oft die Blicke,
Kummervoll iſt oft der Sinn.

Eine Wahl nur zwiſchen Schaffen
Bleibt ihm, oder Qual und Noth.
Selbſt die letzte Kraft aufraffen
Muß der Menſch ums liebe Brot!

Daß es einſtmals beſſer werde!
Denkt er bei der Arbeit oft.
Und ſo geht's, bis er zur Erde
Wieder wird, eh' er's gehofft.

Max Kruſe.

# Geiſt und Herz.

Frei zieht der Geiſt mit Schwert und Lanze,
Ein Held, in weite Fernen aus;
Er ſtürmet raſtlos Schanz' um Schanze
Im Wahrheitskampf und Meinungsſtrauß.

Das Herz ruht gern in ſüßen Banden,
Beſchränkend ſich durch eig'ne Wahl;
Sein Schifflein will im Hafen landen,
Es ankert ſtets, in Luſt und Qual.

Es muß der Geiſt die Einheit trennen,
Im Gegenſatz den Zwieſpalt ſä'n,
Verzehrend muß ſein Feuer brennen,
Und fegen ſeines Sturmes Weh'n.

Doch das Getrennte mild vereinen,
Ein Friedenskuß bei Waffenklang,
In Liebe Eins, — ob Zwei im Meinen:
Das iſt des Herzens ſtiller Drang.

Es will der Geiſt die Welt bezwingen,
An ihrem Buſen glühend ruh'n,
D'rum muß ſein Arm ſie kühn umſchlingen
Im ſchöpferiſchen Erdenthun.

Das Herz — ob auch beglückt hienieden,
Vergißt der ew'gen Heimath nie,
Und pflanzt des Himmels Bild und Frieden
In Erdenluſt und Erdenmüh'.

Oft irrt der Geiſt, vom Licht geblendet,
Oft irrt das Herz, vom Wahn bethört,
Wenn von einander abgewendet
Ihr Blick dem Leben zu ſich kehrt.

Doch wo vereint im freien Bunde
Ihr Strahl den ird'ſchen Stoff durchquillt:
Da weht ein Hauch aus Gottes Munde,
Erſteht der Menſch — Sein Ebenbild.

G. Steinacker.

# Auf den Alpen.

Wie ruhig liegt die Welt zu meinen Füßen,
Wie sind die stolzen Thürme winzig dort!
Nur hehre Wolken nahen, mich zu grüßen,
Und schweben an, als suchten sie den Port:
Ein Eiland hält im weiten Weltenraume
Die hohe Alpe mich an ihrem Saume.

Die Menschheit wurzelt in den Niederungen
Der treuen Mutter Erde um mich her;
Doch wo sie wipfelt, hält sie fest umschlungen
Mit ihrem Geiste selbst das Sternenmeer;
Ihr Ohr, gewöhnet an der Quelle Rauschen,
Vermißt sich, auf der Sphären Gang zu lauschen.

Die Scholle Land, des Heerdes heil'ge Stätte —
Wie kunstvoll hat der Mensch sie ausgebaut!
Doch treibt ihn fort, als ob er Flügel hätte,
Weit über Land und Meer nach Gold und Kraut
Das Feuerroß, dem Menschenhaupt entsprungen,
Ein Wunderthier, das neu die Welt bezwungen.

Die Sprache selber heftet sich an Blitze,
Geleitet von der zarten Menschenhand;
Die fernsten Völker lenkt vom Herrschersitze
Ein flüchtig Wort, an dünnen Draht gebannt;
Hin über Berg und Thal durch Meeresgraus
Ruft der Secunde Schlag die Botschaft aus.

Doch ob, mit Erz die Völker zu verketten,
Das Dampfroß kühn die Alpen übersteigt,
Ob, statt im Wolkenschooß das Haupt zu betten,
Sich das Gebirg' ins Thal hernieder neigt,
Der Wand'rer sieht nur Staub zu seinen Füßen,
Wenn ihn die Himmel auf der Höhe grüßen.

Wie klein sind ihm und eng der Erde Schranken,
Wie schlägt ihm frei und gotterfüllt die Brust!
Am höhern Jenseits haften die Gedanken,
Die Seele wird Allvaters sich bewußt:
O kommt herauf zur Höhe, Brüder alle,
Wo Gottes Odem weiht die Friedenshalle!

A. Reinhold.

---

# Ein Winter in Hyères.

Wem es einmal vergönnt gewesen, einem nordischen Winter entfliehen zu dürfen, den ergreift beim Eintritt der rauheren Jahreszeit die Sehnsucht nach einem milderen Klima mit fast schmerzlicher Gewalt, um, wie Goethe in seiner italienischen Reise sagt, »sich doch einmal in der Welt zu Hause zu fühlen und nicht wie geborgt oder im Exil.« Gern und oft flüchte ich, wenn der Nordost erstarrend einhersaust und der trübe Himmel bleiern über der schneebedeckten Erde liegt, in Gedanken in die sonnigen Fluren der Provence zurück, wo die Gegenwart des Winters nur von dem empfunden wird, welcher auch den Sommer darin verlebte. Wer in den ersten Monaten des Jahres diesen

geſegneten Boden betritt, glaubt den Traum eines ewigen Frühlings verwirklicht, und ruht in ſeligem Behagen aus, als kehrte er heim von einer »Grönlandsfahrt«.

Von all' den lieblichen Bildern, welche ſich dort unvergeßlich in mein Gedächtniß geprägt haben, erſteht keines immer wieder mit ſo zauberiſchen Farben, als das durch ſeine Orangengärten ſeit länger denn einem Jahrhunderte berühmte Hyères. An einem der Höhenzüge gelegen, welche ſich am Fuß der Alpen längs der Küſte des mittelländiſchen Meeres zwiſchen Toulon und Nizza hinziehen, ſteigt es amphitheatraliſch an einem Hügel empor. Die Ruinen eines, der Sage nach von Ludwig dem Heiligen erbauten Schloſſes krönen deſſen felſigen Gipfel. Eine weite, blühende Campagna breitet ſich zu ſeinen Füßen aus und erſtreckt ſich weſtlich nach dem zwei Meilen entfernten Toulon. Waldige Bergesrücken ſchützen ſie gegen die von Süden her wehende Seeluft. Nach Oſten neigt ſie ſich, einen maleriſchen Bogen bildend, ſanft dem Meere zu. Von Norden her umgiebt ſie die hohe Bergkette der Maures. Ein ſteil abfallendes Vorgebirge läuft von ihr weit in das Meer hinaus, und ſchützt, durch ein kleines Fort, welches ſich auf ſeiner Spitze erhebt, unterſtützt, den Eingang zu der Rhede von Hyères. Sie wird durch die Hyèriſchen, von den Alten Stöchaden genannten Inſeln Titan, Porquerolles und Port Cros, von der offenen See getrennt und bildet eine ſchöne, große Bucht, die zum Stationsorte eines Theils der Flotte von Toulon benutzt wird.

Die Gleichmäßigkeit wie die Milde des Klimas haben dieſe Gegend in den Ruf eines für Bruſtleidende heilſamen Aufenthalts gebracht, der ſich trotz aller hier gemachten Erfahrungen erhalten zu haben ſcheint, denn noch immer ſtrömen Kranke, Linderung hoffend, zu Anfang des Winters hier zuſammen.

Nur die Engländer, vielleicht beſſer unterrichtet durch ihre Verbindungen mit fremden Ländern, erſchienen auf kurze Zeit als Zugvögel. Wenn der Sirocco leiſe und heimtückiſch über das Meer ſchleicht und ſtatt erfriſchender Kühle die Gluth der Wüſte an dieſe Ufer haucht, brechen Menſchen und Thiere kraftlos zuſammen. Wenn der Miſtral, ein trockner Nordoſtwind, ſich bei völlig heiterm Himmel erhebt und, über das Land fegend, den feinen Kalkſtaub in dichten Wolken aufwirbelt, dann kann die Verderblichkeit dieſer Atmoſphäre nur denen verborgen bleiben, die, bei der glücklichen Eigenthümlichkeit der Schwindſucht, jede Verſchlimmerung ihres Zuſtandes als ein Stadium zur Beſſerung betrachten. In der Nacht raubt das Heulen des Orkans, der das feſteſte Fundament erzittern macht, dem armen Kranken die koſtbaren Augenblicke der Ruhe, und bei Tage iſt es ihm außerhalb des Bettes nicht möglich, einen Platz zu finden, wo er vor der Zugluft geſchützt wäre. Die Fenſter ſchließen nicht, unter den ſchwellenloſen Thüren bläſt der Wind ins Zimmer und hebt den Teppich oft hoch vom ſteinernen Boden empor, und am Kamin wirbelt ihm der durch den Schornſtein ſauſende böſe Feind den Rauch oder die Aſche in das Geſicht. Auch für Geſunde waren ſolche Tage, die ſie an das Haus feſſelten, unerträglich; aber ſie waren vergeſſen, ſobald mildere Lüfte den Genuß der Natur von neuem erlaubten. Ebenſo ſchädlich erſchien mir die außerordentliche Ungleichheit der Temperatur im Schatten und in der Sonne. Der Thermometer, an eine weiße Wand gehängt, zeigte Mittags in der Sonne bereits Anfangs Februar 25 bis 30 Grad Reaumur, und dennoch fühlte man ſich oft von eiſiger Kälte durchſchauert, wenn der Weg durch den Schatten unvermeidlich war. Wer achtlos gegen die Eigenthümlichkeiten des Klimas blieb, und es unnöthig fand, wärmere

Kleidung anzulegen als er zu Hause bei ähnlicher Wärme trug, hatte von hartnäckigen Erkältungen, ja entzündlichen Zuständen zu leiden. Wenige Stunden nach Sonnenuntergang war der Thermometer bereits auf 6 bis 7 Grad gesunken und Kaminfeuer, wie erwärmte Betten eine Nothwendigkeit. Die Saison dauert in Hyères vom November bis zum April, und erreicht Mitte Februar ihre Höhe. Ende März war von den Kranken, welche ich im Winter von 1851 zu 1852 dort gesehen, Niemand mehr anwesend, als zwei eigentlich nicht zu denselben zu zählende Herren. Die zunehmende Trockenheit der Atmosphäre und die Verschlimmerung ihres Zustandes hatte die Mehrzahl verscheucht. Auch hier schien, wie bei uns, die Blüthezeit der Obstbäume die gefährliche der Nachtfröste zu sein. Ich fand im März noch um die Mittagszeit Eis in einer gegen die Sonne geschützt liegenden Pfütze. Tags darauf schneite es plötzlich aus einer kleinen, schwarzen, von Norden herkommenden Wolke. Wunderbar schimmerten die dichten weißen Flocken gegen die Gluth des purpurn gefärbten Abendhimmels. Ueberhaupt war dieser nachträgliche Gruß des Winters so seltsam und überraschend inmitten der Blüthenpracht eines provencalischen Frühlingstages, daß die ganze Bewohnerschaft des Hotels, unbekümmert um die feuchten Flocken, auf die Straße stürzte, um den Himmel wie in Erwartung eines Phänomens zu betrachten. Die Einheimischen behaupteten zwar, daß die Witterungs-Verhältnisse dieses Jahres regelwidrig seien, allein wer einmal die Provence nicht bloß als Tourist besucht hat, wird gewiß ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie ich. Auch auf die Gesunden übte das Klima seinen Einfluß, wenn auch nur in der Abneigung gegen jede geistige Thätigkeit. Während mir zu Hause jeder Tag wie ein verlorener erscheint, der ohne irgend eine gute Lectüre verflossen, war

es mir nicht möglich mehr denn zwei Zeitungen durchzusehen. Höchstens vermochte sich meine Indolenz zu einer leichten Handarbeit aufzuschwingen. Am liebsten lag ich einsam auf einem der Felsen in der Nähe des alten Schlosses und ließ, in Träumereien versenkt, meine nie zu sättigenden Blicke über die Fülle von Schönheit, die nach allen Seiten hin ausgebreitet lag, wandern. Unwillkürlich kamen mir wohl, wenn ich der fernen, in Schnee gehüllten Heimath gedachte, Platen's Worte in den Sinn:

»— Wohl mir, daß in ferne Regionen
Ich flüchten darf, an einem fernen Strande
Darf athmen unter gütigeren Zonen.«

Die Vegetation und die durch sie bedingte Physiognomie der Ebene ist durchaus südlich und wird, selbst in Italien, nur von der Neapels erreicht, an das sie auch häufig durch die Scenerie in der wundervollen Vereinigung von Ebene, Gebirg, Meer und Inseln erinnert. Freundlich schimmern die weißen Landhäuser im dichten Laub der immergrünen Gärten. Unter dem leichten Gezweig des mit feinen, silbergraugrünen Blättern bedeckten Oelbaums leuchtet weithin die junge Saat. Das kräftigere Grün der Orangen wechselt mit stattlichen Reihen dunkler Cypressen. Dort wiegt auf schlankem Schaft eine einsame Palme ihre Blätterkrone, hier breitet eine alte Pinie ihr Dach dem Wanderer als Schutz gegen die Wintersonne entgegen. Im Februar legt sich ein rosiger Flor über einzelne Stellen der Campagna, es sind die Blüthen der Pfirsichbäume. Lorbeer und Myrthengebüsch wachsen wild an den Wegen, immergrüne Eichen, Mastix, Erdbeerbäume an den Bergen, Aloen auf den Felsen. Wo die Ebene sich gegen das Meer neigt, wechseln Artischockenfelder in blaugrüner Färbung mit reichen Wiesen,

eingegrenzt von riesigem Bambusrohr. Röthlich schimmert die Erde, wo der Pflug den fruchtbaren Boden zu neuer Thätigkeit vorbereitet hat. Der Lauf der Bäche, zu unbedeutend, um von oben herab bemerkbar zu sein, macht sich kenntlich durch den schmalen bräunlichen Streif knospender Bäume, die, aus dem Norden stammend, sich erst jetzt mit Laub zu bekleiden anfangen. Dem alten Schlosse gegenüber erhebt sich einsam auf der letzten Kuppe eines waldigen Bergrückens eine alte, öde Kapelle, die Eremitage. Den Schluß des schönen Bildes geben zur Rechten die majestätisch aufsteigenden Felsen von Toulon, auf deren Stirn sich stolz die Bastionen des Fort Napoleon erheben. In kühn gezackten Linien zeichnen sie sich scharf ab gegen den azurnen Himmel, der, mit zauberhaften Tinten ihre nackten Wände übergießend, den Mangel der Vegetation eher als einen Vorzug erscheinen läßt. Und zur Linken das Meer, dessen Anblick immer neues, nie endendes Entzücken ist, dessen wunderbares Blau unglaublich für den scheint, welcher es nur aus Bildern kennt. Und auf alle diese Herrlichkeit wirft jeden Tag die Sonne der Provence vom ewig unbewölkten Himmel ihre goldnen Strahlen. Wohl ließe sich hier sagen:

»Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.«

Der ältere Theil der kleinen, kaum 6000 Einwohner zählenden Stadt Hyères ist ein Gewirr von engen, steilen und schmutzigen Gassen, nur der untere hat eine anständige Straße, in welcher die keinem noch so kleinen französischen Flecken fehlende Promenade liegt. Den großen, mit ziemlich schlechten Häusern umgebenen Marktplatz ziert die Büste des hier geborenen Kanzelredners Massillon. Die mit Bänken besetzte Promenade

gewährt den seltenen Anblick von vier Dattelpalmen, unter deren Blätterkronen, dicht um den Stamm herum, die Früchte in großen gelben Trauben hängen, doch sollen die hier gewachsenen nicht genießbar sein. Sie treiben jährlich sechs Blätter, die im nächsten Jahre welk werden und endlich abfallen. Es bleiben dann nur noch die Polices genannten Besen übrig, die dem Baum ein unordentliches Ansehen geben. Die Orientalen schneiden die sprossenden Zweige ab und machen den Stamm glatt, aber die Franzosen finden die Mühe unnöthig. Der Koran ergeht sich vielfach im Lobe dieses Baumes, der im Orient von unberechenbarem Nutzen ist, und nennt ihn die Schwester des Menschen. Einige wollen in ihm sogar das Urbild der Säule sehen.

Die Fernsicht von der Promenade zu Hyères ist so schön wie überall, wo Land und Meer offen vor dem Auge des Beschauers liegen. Von 1 bis 3 Uhr ist sie der Sammelplatz von Kindern, invaliden Soldaten und denjenigen Kranken, welche keine Kräfte zu weiteren Ausflügen haben. Zahlreiche Bettler lauern in der Nähe und rufen den Vorübergehenden eindringlich, aber nicht zudringlich an. Ein Auswärtiger besorgte seine Geschäfte sogar zu Wagen, nachdem ihm der eifrige Betrieb seines Handwerks den Ankauf eines Esels erlaubt hatte.

Die Mehrzahl der Fremden zog es vor, außerhalb der Stadt in dem der Mittagssonne ausgesetzten, und an der Straße von Toulon gelegenen Häusern zu wohnen. Die Aussicht war dort uneingeschränkt, und die Atmosphäre von den Einflüssen frei, welche Fremde in französischen Städten zur Verzweiflung bringen. Ein in Deutschland zur Reinlichkeit erzogener Provençale sagte ganz offenherzig, »die Provence würde ein unbewohnbares Land sein, wenn der Mistral nicht zu Zeiten die Luft reinigte.«

Wir hatten uns in dem ersten Hotel, les îles d'or genannt, in Pension gegeben. Es war ein großes, stattliches Gebäude von palastartigem Ansehen, mit einem hübschen kleinen Garten daneben, über welchem sich dicht am Felsen die unvollendete Colonnade eines Wintergartens erhob, dessen Bau wegen mangelnden Capitals sistirt werden mußte. Ich zahlte für die Kost und Wohnung von zwei Erwachsenen und einem Kinde monatlich 500 Francs. Licht, Bedienung, Heizung, die in dem Budget von Gesunden aber kaum zu rechnen ist, und natürlich Wäsche, wurde besonders bezahlt. Obgleich der Preis durchaus nicht die Ansprüche befriedigte, welche man dafür erheben konnte, ergab man sich bald in Geduld und blieb der guten Gesellschaft zu Liebe, statt ein apartement meublé zu nehmen und sich von einem vortrefflich bedienenden Traiteur versorgen zu lassen. Wir bewohnten zwei kleine bescheiden meublirte Zimmer und einen Alcoven, deren Dimensionen deutschen Begriffen von Räumlichkeit nicht entsprachen. Die Thüren öffneten sich auf eine breite Terrasse, welche an dem ganzen Hotel herumlief und zur Promenade von mindestens hundert Personen dienen konnte. Eine steinerne Balustrade und tiefer liegende Blumenstücke schützten sie gegen den Staub der Straße, auf welche breite Treppen von der Mitte aus herniederführten. Die große Frequenz zwischen Toulon und Hyères bot hier ewige Abwechselung. Der geräumige Speisesaal lag im Erdgeschoß, darüber im ersten Stock der reich ausgestattete Salon, in welchem Abends nach dem Diner ein Billard, ein Flügel und verschiedene Spieltische von der Gesellschaft benutzt wurden. Wer außer dem Hotel wohnende Bekannte hatte, konnte sie ebenfalls hier empfangen.

Wir waren die einzigen Gäste, welche sich Morgens Thee serviren ließen. Die anderen standen so spät auf, daß sie sich

bis um 11 Uhr zum Dejeuner gedulden konnten. Mir wäre es unmöglich geweſen, den Sonnenaufgang, der im Januar ohne große Opfer an Schlaf zu genießen war, im Bett zu verträumen, wenn das Morgenroth feurig über Titan emporflammte und die Campagna in Roſengluthen tauchte. Gewöhnlich war der Speiſeſaal um 8 Uhr noch nicht von den Spuren des letzten Diners gereinigt und der bedienende Kellner in einem Aufzuge, in welchem kein deutſcher Hausknecht ſich den Blicken von Damen Preis gegeben hätte. Wenn ich nicht darauf beſtand, rohe Milch zu bekommen, erhielt ich ſie halb mit Kaffee vermiſcht, denn ſie wurde in einer ungewaſchnen, eben zur Bereitung deſſelben benutzten Kanne gewärmt. Und ich hatte dieſe Kanne außerdem in ſchrecklicher Erinnerung. Als ich mir am erſten Morgen nach meiner Ankunft warmes Waſſer zur Toilette forderte, bekam ich eine bräunliche fettige Flüſſigkeit in einer Kaffeekanne, an deren Rand die zwar getrockneten, aber dennoch erkennbaren Spuren eines Raſirmeſſers klebten. Die ſehr gute Butter war nur genießbar, wenn die Oberfläche zuvor abgeſchabt worden; man ſah deutlich genug, daß die Finger des Kellners mehr als nöthig mit ihr beſchäftigt geweſen. Um 11 Uhr rief die Glocke zum Dejeuner, wo Beefſteaks, Cotelettes, Omelettes, Mayonnaiſe, Ragout, Macaroni, Kartoffeln, geröſtete Fiſche, rohe Artiſchocken in Eſſig und Oel, in Milch gekochter Stockfiſch, ein entſetzliches wie in Leberthran zubereitetes Eſſen, und ein vortreffliches Deſſert ſervirt wurde, beſtehend in Aepfeln, Nüſſen, Mandeln, Feigen, Datteln, Roſinen, Pflaumen und Zuckerwerk.

Nach dem Dejeuner pflegte ſich die zahlreiche Geſellſchaft nach allen Seiten hin in die Umgegend zu zerſtreuen. Zuweilen wurden Expeditionen nach der Flottille gemacht, welche, um dem Belagerungszuſtand im Departement du Var Nachdruck zu geben,

Monate lang auf der Rhede von Hyères ankerte, und durch die jeden Donnerstag ausgeführten Uebungen das Bild eines regelrecht geführten Kampfes gab. Obgleich die Stadt noch dreiviertel Meilen von dem Meere entfernt liegt, sah man deutlich am Aufsprühen des Schaums das Ricochettiren der Bomben auf der Oberfläche des Wassers und oft erscholl ein lautes Bravo, zwar ungehört von den geschickten Kanonieren, wenn ein und dieselbe Kugel häufiger als gewöhnlich aufschlug. Vor hundert Jahren waren diese Gewässer der Schauplatz einer zwischen der englischen und der französisch-spanischen Flotte gelieferten Seeschlacht. Mit großer Bereitwilligkeit wurden an bestimmten Tagen dem Publikum die Besichtigungen der Schiffe gestattet und namentlich das mit fürstlicher Pracht ausgerüstete Admiralschiff, la Ville de Paris, bewundert. Sonntags und Montags war der Besatzung die Fahrt ans Land erlaubt. Ein reges Leben unterbrach dann die Einförmigkeit des Städtchens. Officiere und Soldaten suchten sich für den Zwang der engen Garnison zu entschädigen. Auf dem Place-Royale trieben dann Arlekin und Colombine in Marionettentheatern ihr Wesen, die Estaminets hielten reiche Ernten, fröhliche Dejeuners wurden bei den Restaurants arrangirt und Freunden und Verwandten aus Toulon Rendezvous gegeben. Um 4 Uhr herrschte wieder dieselbe Stille wie zuvor, die sechste Stunde versammelte sie alle wieder an Bord. Die Stadt Hyères hielt es für ihre Pflicht, den Officieren für den häufigen Besuch ihre Dankbarkeit auszudrücken, und arrangirte einen, wie es hieß, glänzend ausgefallenen Ball. Leider war unser Hotel nur für die Füße schwacher Kranken gebaut und nicht im Stande, das Local für ein Vergnügen zu bieten, welches solid gebaute Räume erforderte. Die Befürchtung, daß die schwachen Balkenlagen unter den Schritten

der Tänzer zuſammenbrechen könnten, war ſehr gegründet. Die Balken in der Decke über dem Salon hatten ſich bereits ſo arg gebogen, daß die über demſelben wohnenden Perſonen in Nächten, wo der Miſtral tobte, darauf vorbereitet waren, ſich plötzlich mit ihren Betten unten vereinigt zu finden. Die Zwiſchenwände in dieſem Stocke waren ſo dünn, daß man den Nachbar im Schlaf athmen hören konnte. Ob übrigens der auf dem Ball herrſchende Ton nach unſerm Geſchmack geweſen wäre, will ich dahin geſtellt ſein laſſen. Ein junger Officier, der den nächſten Tag im Hotel dinirte, rühmte ſich, einer Dame ſeine Flaſche Wein aufs Kleid geworfen zu haben, weil es ihm langweilig geworden, ſie bereits zum zweiten Male darin zu ſehen.

Bei Tiſche erhielt Jeder nach der Reihenfolge ſeiner Ankunft einen beſtimmten Platz. Der Zufall wollte es, daß ich in die beſte Geſellſchaft des Hotels gerieth. Das Diner war reichlich und beſtand aus ſechs ziemlich gut zubereiteten Schüſſeln. Hätte man die Phaſen überdenken wollen, welche das Eſſen durchlief, ehe es auf den Teller kam, man hätte vor Ekel verhungern können. Ich ſage auf die Teller, denn zwiſchen dem Augenblick, wo es auf die ſtets kalten Rechauds geſetzt, wieder abgenommen und hinter einem Schirm zerlegt wurde und dann umhergereicht, war es noch beſonderen Gefahren ausgeſetzt. Ein Deutſcher, der einſt neugierig hinter den Schirm guckte, ſah zu ſeinem Entſetzen die linke Hand des Garçon auf der Bruſt eines Puthahns ruhen, während die rechte mit dem Meſſer die Flügel bearbeitete. Die fettigen Finger berührten dann oft ganz freundſchaftlich die Schulter desjenigen, der, im Geſpräch begriffen, nicht bemerkte, daß ihm eine Schüſſel gereicht wurde. Sehr häufig verſchwand die Hälfte der unſichtbar zerſchnittenen Torten, bevor ſie wieder vor unſeren Blicken erſchienen und die Letzten an der Tafel

gingen dann leer aus. Einmal war ſogar das aus Sahnſchaum beſtehende Centrum einer ſüßen Speiſe escamotirt, und trotzdem, daß Jemand zur großen Verlegenheit der Kellner die Rückkehr deſſelben hartnäckig forderte, aus ſehr naheliegenden Gründen dieſelbe nicht zu ermöglichen. Die Bedienung iſt überhaupt eine der größten Schattenſeiten franzöſiſcher Hotels und die Franzoſen rühmen ſelbſt die Vorzüge deutſcher Kellner. Aber was verlangte man auch von denen der îles d'or! Morgens Hausknechte, um Schuhzeug und Kleider zu reinigen, dann Zimmermädchen, dann Kellner beim Dejeuner, dann wieder Küchenmädchen, um das Geſchirr zu waſchen, ohne welches Geſchäft ihre Hände wohl niemals die Bekanntſchaft des Waſſers gemacht haben würden. Um 4 Uhr begegnete man ihnen bereits in großer Toilette auf der Promenade, wenn man einen ſchwarzen Frack mit abgeriſſenen Knöpfen, glänzenden Ellbogen, nebſt weißgeborner Weſte und Cravatte ſo benennen will, auch waren dann erſt die Wohlthaten einer Bürſte auf ihren Haaren bemerklich. Nach Beendigung des Diners fanden ſie noch Zeit, ihrem Vergnügen nachzugehen, kurz, ſie hatten trotz ihres complicirten Dienſtes noch immer weniger zu thun, als der geplagte deutſche Kellner. Ungeachtet ihrer Nachläſſigkeit und einer Art von Freundſchaftlichkeit, welche ſie ſich erlaubten, konnte man ihnen nicht böſe ſein; ſie hatte nichts verletzendes und durchaus nicht den Anſchein, als ſolle der Abſtand der geſelligen Stellung ignorirt werden, ſondern etwas ſo harmlos kindliches, daß ich recht oft an ſüddeutſches Weſen erinnert wurde. Ich mußte laut lachen, als der Garçon, auf deſſen Bedienung ich angewieſen wurde, mich am erſten Morgen, wie er beſchäftigt war mein Bett in Ordnung zu bringen, fragte, ob in meinem Vaterlande im Jahre 1848 auch eine Revolution ſtattgefunden und wie ſich unſer

König dabei benommen hätte? Oft, wenn ich früh am Vormittage meiner Tochter eine Clavierstunde in dem dann noch verödeten Salon gab, kam der den Staub von den Möbeln wischende Garçon heran, und versuchte, indem er sich gemüthlich auf den Flügel stützte, eine Unterhaltung zu beginnen. Ich glaube Jean Jacque's Geist geht noch zuweilen um, und das französische Gesetz, welches nur einen Stand, den des Staatsbürgers, kennt, ist auf die Ausbildung des Selbstgefühls der unteren Volksclassen nicht ohne großen Einfluß gewesen. Wenn ich solchen Gesprächen auswich, geschah es nur, weil es mich augenblicklich hinderte, aufmerksam auf das Spiel zu sein, denn ich erfuhr auf diese Weise mehr aus dem Volke, mehr von localen Verhältnissen, als in meiner Gesellschaft, und freute mich gern an der Leichtigkeit, mit welcher sie den Gedanken in Wörte kleideten, wie an der Lebendigkeit ihrer Auffassung. Jeden Morgen aber empörte es mich von neuem, daß in dem großen, mindestens von zwanzig Parteien bewohnten Hotel kein einziges weibliches Wesen zur Bedienung der Damen angestellt war. Man sage, was man will, ein dem Zartgefühl so widerstrebender Gebrauch würde nie zur allgemeinen Geltung gekommen sein, wenn er seine Begründung nicht in dem Mangel desselben fände. Sitten haben ihren Ursprung immer in nationalen Eigenthümlichkeiten.

Die Gesellschaft im Hotel des îles d'or war bunt zusammengesetzt und bestand größtentheils aus Franzosen. Ein Herzog, dem das Jahr 1848 seinen Thron gekostet hatte, war die vornehmste Persönlichkeit. Er verbrachte seitdem hier jedes Jahr einen Theil des Winters, um in der Scenerie dieser Gegend Reminiscenzen an das verlorene Vaterland zu finden. Ueber seine Eigenschaften als Regent mögen Andere urtheilen, ich weiß

nur, daß er ſich im geſelligen Verkehr als ein liebenswürdiger, anſpruchsloſer Mann zeigte, der ſich längere Zeit geduldig mit dem ſpäter von mir bewohnten Zimmerchen begnügt hatte. Man begegnete ihm niemals auf der Terraſſe, ohne ein freundliches, von Herablaſſung weit entferntes Wort zu hören. Kannte er die Nationalität der Angeredeten, ſo hatte er die Artigkeit, ſich ihrer Mutterſprache zu bedienen. Er aß allein und machte jeden Tag Ausflüge in die Umgegend, deren ſchönſte Punkte ein geſchickter deutſcher Maler für ihn aufnahm. Abends pflegte er in den Salon zu kommen, beanſpruchte aber niemals die Vorſtellung von Neuangekommenen. Nur eins konnte ich von einem Manne nicht begreifen, der niemals ohne Bücher in den Wagen ſtieg — er ſtickte. Ein zierlicher Rahmen, mit einem gut gearbeiteten Pantöffelchen darin, wurde den Damen eines Abends zur Beurtheilung präſentirt.

Nicht unerwähnt kann ich die Liebenswürdigkeit laſſen, mit welcher die tonangebenden Damen die Honneurs gegen die unſcheinbare Fremde machten, als ich zum erſten Mal im Salon erſchien. Sie gaben mir damit bald das Gefühl der Sicherheit auf völlig fremdem Boden, das mir in meiner iſolirten Stellung um ſo wünſchenswerther ſchien, als außer uns nur noch zwei junge, auf kurze Zeit anweſende Deutſche unſere Nation repräſentirten. Die anziehendſte Erſcheinung unter den Damen war eine alte Legitimiſtin, der reinſte Typus ihrer Partei. Die Würde ihrer Geſtalt, die Eleganz der Sprache, die Grazie der Manieren, wie der in ihrer Unterhaltung ſprudelnde Eſprit, erregten meine ſtete Bewunderung und machten den Ausdruck ihres edlen, von ſchneeweißen Locken umgebenen Geſichts anziehender für mich, als Jugend und Schönheit einer anderen anweſenden Frau. Wenn ſie Abends nach dem Diner auf ihrem

Platz am Kamin, wo sie die Huldigungen der kleinen Zahl ihrer Verehrer entgegennahm, sanft entschlummerte, den noch immer zierlichen Fuß auf die Chenets gesetzt, die schönen Hände ruhig über einander gelegt, so überkam mich oft die Frage, ob man am Hofe der Bourbonen vorschriftsmäßig schlafen gelernt habe? Kein Glied nahm eine andere Stellung ein, kein Zug ihres Gesichts veränderte sich, sie erwachte mit demselben milden Lächeln, mit welchem sie eingeschlafen war. Sie konnte sich in die heutige Welt nicht finden, die politische sowohl wie die sociale war ihren Anschauungen fremd geworden. Mit wahrem Kummer erging sie sich über die Verwilderung der jungen Leute, und rühmte anerkennend das feine, respectvolle Wesen meiner Landsleute gegen Frauen. Und doch erfüllten diese Herren nur die Pflichten, denen sich bei uns jeder Gebildete unterwirft. Wenn ich das lärmende Wesen und den Mangel jeder geselligen Rücksicht wahrnahm, welche sich das junge Frankreich bei Tisch und im Salon erlaubte, und auch meiner eigenen Erfahrungen in dieser Beziehung gedachte, mußte ich ihren Worten glauben, daß der Ruhm französischer Höflichkeit bald eine Tradition sein werde. Man fühlte es ihnen an, daß sie verlernt hatten, sich unter Frauen von gutem Ton zu bewegen.

Unbegreiflich war es mir oft, daß die älteren Herren sich nicht vereinigten, die Ruhestörer zur Ordnung zu bringen. — Das würdige Seitenstück dieser Aristokratie vom reinsten Wasser war mein Tischnachbar, ein alter Chevalier. Der Place de la Concorde hatte das Blut seines Vaters getrunken und seine ausgewanderte Mutter sich und ihn kümmerlich in Mainz von Verfertigung künstlicher Blumen ernährt. — Unter diesen aristokratischen Elementen bewegten sich andere aus niedrigeren Sphären der Gesellschaft. Die ehemalige

Primadonna einer umherziehenden Schauspielertruppe, der es gelungen, einen reichen Marchand de Modes zu fesseln, wußte sich für die geringe Beachtung des weiblichen Publikums durch die Eroberung eines Etudiant zu entschädigen. Ihre Grimassen und Gesticulationen erinnerten noch immer an den Boulevard du Temple, und vermehrten die Aufregung ihres Anbeters, dessen glänzende Augen und fieberhaft geröthete Wangen ein ernstliches Leiden errathen ließen. Ihr Mann schien das Original eines geprellten Bourgeois aus den Illustrationen von Gavarni's vortrefflichen misères de la vie humaine. Ich vermuthe, daß ihm die Misère des seinigen sehr bald klar geworden. — Eine geborne Arleserin, schön wie alle Frauen ihrer Heimath, belehrte mich über den Werth, der in Frankreich auf blonde Haare gelegt wird. „Pauvre Louise," rief sie einst seufzend, indem sie mir von ihren Kindern erzählte, „pauvre Louise, elle est brune!" Und dies mit einer so kläglichen, bedauernden Miene, als wenn man bei uns sagen würde: Das arme Kind ist bucklich! Die Erinnerung an die Herzen, welche sich in ihren Locken gefangen, mochte die Zukunft der Tochter, der diese Zierde fehlte, bedenklich scheinen lassen. — Eine wahrhaft unheimliche Gestalt war die eines prêtre mariste, dessen Orden sich vorzugsweise dem Marinecultus widmet. Er hatte zwar eine heisere Stimme, brauchte sein Uebel aber auch zum Vorwand, nicht zu sprechen, desto mehr aber zu hören. Man warnte vor ihm als einem Spion der Regierung, und legte seine Liebenswürdigkeit gegen die Kinder als Mittel aus, sich der Seelen ihrer Mütter zu bemächtigen. — Auf kurze Zeit brachte die Gemahlin eines neapolitanischen Principe große Lebendigkeit in das gesellige Leben des Hotels. Sie war eine geistvolle Frau von unge-

wöhnlichen Kenntniſſen, und hatte ihre Erziehung in Deutſchland, das ſie wie eine zweite Heimath liebte, genoſſen. Die Oberflächlichkeit der franzöſiſchen Bildung ſtieß ſie ab, was ihr natürlich von Männern und Frauen nachgetragen wurde. Sie hatte den Stolz des Märtyrerthums für eine gute Sache, denn ſie war mit ihrem Gemahl, einem guten, liebenswürdigen Mann, ins Exil gewandert, weil ihre Anſichten den Forderungen der Zeit widerſprachen. Nach kurzer Anweſenheit erhielt der Principe unter der Hand die Weiſung, Frankreich zu verlaſſen und begab ſich, da er zugleich Grande von Spanien war, nach Madrid. Im Augenblick ihrer Abreiſe ſcandaliſirte einer meiner Landsleute die ganze Geſellſchaft, indem er als ganz natürliches Zeichen der Verehrung einen Kuß auf die Fingerſpitzen der liebenswürdigen Principeſſa drückte. Ein unterdrückter Schrei der Entrüſtung tönte rechts und links — als ob ein Mann, der täglich Gelegenheit dazu gehabt hätte, wenn es ihm überhaupt eingefallen wäre, die Gegenwart von zwanzig Perſonen und beſonders die des Gemahls der betheiligten Dame, zu einer Liebeserklärung abgewartet haben würde, die ihm noch obenein bei der muthmaßlichen ewigen Trennung nicht einmal die geringſten Chancen gegeben hätte. Das fürſtliche Ehepaar nahm den Kuß für das, was er bedeuten ſollte. Ich bin überzeugt, daß keine der empörten Damen im Ernſt böſe geworden ſein würde, wenn ſie dieſe Huldigung unter vier Augen empfangen hätte; nur die Prüderie gebehrdet ſich ſo albern. So bot das Leben im Hotel ewige Abwechſelung und gab reichen Stoff für den Beobachter. Nur über Politik wurde hartnäckig geſchwiegen, und hätte man keine Zeitungen geleſen, man hätte meinen können, Frankreich lebe im tiefſten Frieden mit ſich ſelbſt, wie mit der ganzen Welt. Und doch beſchäftigten die Conſequenzen des

zweiten Decembers, ein mit England drohender Krieg, die Sequeſtration der Orleansſchen Güter und vor allem die Reduction der Renten alle Gemüther. Nur zuweilen ging in unheimlichem Geflüſter ein „on dit“ durch den Saal, und vorzüglich erkannte man an ſolchen Tagen den Rentier an dem ängſtlichen Geſicht und der großen Verſtimmung, ſo daß mir kein weſentlicher Unterſchied zwiſchen einem franzöſiſchen Fanatiker der Ruhe und einem deutſchen zu ſein ſchien. Zu Anfang des Jahres verſetzte ein trauriges Ereigniß die ganze Geſellſchaft auf mehrere Tage in trübe Stimmung. Leichtſinnige Aerzte hatten einen jungen Polen, ſtatt ihn ruhig in ſeiner Heimath ſterben zu laſſen, im letzten Stadium der Schwindſucht nach Hyères geſchickt. Einer wandelnden Leiche ähnlich, die einſt hohe Geſtalt krumm zuſammengezogen, ſchlich er eines Morgens, nach dem neueſten Modejournal gekleidet, in den Eßſaal. Der Eindruck, erhöht durch die Widerſinnigkeit des Anzugs, war ſo peinigend, daß eine kranke Dame ohnmächtig darüber wurde. Seine Stimme hatte keine menſchlichen Laute mehr, ſie äußerte ſich nur noch durch heiſeres Krächzen. Ob er ſein Ende ahnt? fragte ich mich zuweilen, wenn er in der Mittagsſonne, in Mantel und Decken gehüllt, auf der Terraſſe ſitzend, die müden Augen dann und wann über das blühende Leben vor ſich irren ließ. Wie heiß wünſchte ich ihm Träume von Geneſung, Hoffnungen auf Geſundheit und Glück! Aber die Kirche durfte ihn nicht in den holden Wahn befangen ſterben laſſen. Weihrauch durchduftete den Corridor, das unheimliche Geflüſter ging wieder durch das Haus und der prêtre mariste ſchlich lautlos, aber in ſichtlichem Amtseifer umher. Der Arme hatte ausgerungen! Tags darauf erhielt jeder Gaſt eine ſchriftliche Anzeige des Todesfalls von der Familie des

Verſtorbenen, mit der Aufforderung, der Leiche zu folgen, der natürlich alle, ohne Unterſchied der Confeſſion, nachkamen. Ein zinnener Sarg wurde aus Toulon geholt, ſo ſchmal, ſo flach, daß man nicht begriff, wie eine menſchliche Geſtalt darin Platz finden ſollte. Um 3 Uhr erſchienen vier Männer, anſcheinend Laſtträger, auf der Terraſſe des Hotels. Ungenirt machten ſie, ich errieth nicht aus welchem Grunde, Toilette vor den Augen des zahlreich verſammelten Publikums, indem ſie ſich in lang auf die Füße hängende Blouſen kleideten, welche bei ihrer Geburt weiß geweſen ſein konnten. Schwarze Gürtel und ſchwarze Casquettes vervollſtändigten das Coſtüm. Dann ſetzten ſie den noch mit einem hölzernen umkleideten Sarg auf ein Holzgeſtell, wie man es zum Transport von Möbeln zu gebrauchen pflegt. Keine Decke verbarg die Dürftigkeit dieſer Bahre, keine Blume ſchmückte den Sarg, der ein ſo junges Leben einſchloß. Der Prieſter mit dem Allerheiligſten, aſſiſtirt von zwei Chorknaben, ſchritt dem Zuge voran. Eine Schaar ſchmutziger, zerlumpter Gamins mit brennenden Kerzen, die tiefgebeugte Mutter am Arme ihres nun einzigen Sohnes und die Bewohner des Hotels, nebſt einigen mitleidigen Seelen aus der Stadt, bildeten das Trauergefolge. In ſchnellem Schritt wand ſich der Leichenzug durch die engen, ſteilen und ſchmutzigen Straßen, ſtatt über die breite Promenade und den großen Platz zu gehen, an dem die Kirche liegt, in welcher die letzten Ceremonieen vollzogen werden ſollten. Der Sarg wurde in die Mitte derſelben niedergeſetzt, die brennenden Kerzen der Gamins herumgeſtellt und eine Scene aufgeführt, die meine ohnehin ſchon ſehr getrübte Stimmung zu wahrer Empörung ſteigerte. Die Kirche ſchien ein öffentlicher Platz zu ſein. Mädchen mit ſchreienden Kindern kamen neugierig von der

Straße herein, ungezogene Knaben strömten, die Thür gewaltsam aufreißend und wieder zuwerfend, hinter ihnen her, die Gamins, welche überhaupt gar keinen Begriff von dem zu haben schienen, was sie eigentlich vorstellen sollten, amüsirten sich auf ihre Weise, ja ein Hund umkreiste sogar schnuppernd den Sarg, ohne daß auch nur einer von den zur Kirche gehörenden Männern Miene gemacht hätte, dem Unfug zu steuern. Welchen Eindruck diese Scene auf die arme Mutter machte, konnte ich nicht wahrnehmen, tiefes Dunkel deckte die schon zur Mittagszeit dämmerigen Seitenschiffe der Kirche, wohin wir uns zurückgezogen hatten. Die Sonne sank bereits, als die Leiche eingesegnet war und der Zug im eiligen Geschäftsschritt sich wieder in Bewegung setzte. Auf dem Kirchhofe angekommen, fanden sich die Stricke, mit welchen der Sarg in die Gruft gelassen werden sollte, zu kurz, bei den Bemühungen, es dennoch zu bewerkstelligen, riß eins derselben und polternd stürzte der Sarg hinab. Keiner der anwesenden Franzosen schien das Qualvolle der Situation für die unglückliche Frau zu fühlen, die händeringend an der offenen Gruft stand; nur die Deutschen waren tief erschüttert über das dem Ernst des Augenblicks Hohn sprechende Verfahren. Wenn bei uns langsam und feierlich, mit Blumen bedeckt, die sterbliche Hülle eines geliebten Todten der letzten Ruhestatt entgegengetragen wird, mit gedämpfter Stimme gesungen ein Choral Beruhigung in die zerrissene Seele der Leidtragenden gießt, der Priester ein inbrünstiges Gebet um Trost und Friede gen Himmel schickt, wenn die letzte Hand voll Erde dumpf rollend auf den Sarg gefallen, ist da nicht den religiösen wie den ästhetischen Anforderungen genügt? Aber der überreizte Geschmack, die Lust am Schrecklichen, haben bei den Franzosen das einfache natür-

liche Gefühl getödtet. Im Pantheon feuerte der Concierge über dem Sarcophag des Marſchall Lannes eine Piſtole ab, um die Anweſenden das ſchöne Echo der Gewölbe hören zu laſſen, ohne daß einer über dieſe freche Ruheſtörung in den Wohnungen des Todes ſein Mißfallen geäußert hätte, aber

»Nichts Heiliges iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande frommer Scheu« —

Bei uns hätte ein ähnliches Beginnen gewiß nicht einmal Früchte in den Zeiten der Anarchie getragen. Man hätte den Sacriſtan zur Strafe für ſeine Ruchloſigkeit unbelohnt gelaſſen, während hier willig der Tribut für das Extra-Vergnügen entrichtet wurde.

In wahrer Troſtloſigkeit ſah ich beim Rückweg auf die Welt voll Schönheit, die einen ſo ſchneidenden Contraſt zu der Erbärmlichkeit der Menſchen bot. Der goldig purpurne Abendhimmel, das blaue Meer, die violett ſchimmernden Inſeln und Bergrücken, die bräunlich gefärbte Campagna — überall Friede und Harmonie! Die Stimme eines Landsmannes ſchreckte mich aus meinen Träumereien. Er nahm die Gelegenheit wahr, mir einen italieniſchen Flüchtling vorzuſtellen, der ſich dem Leichenzuge angeſchloſſen hatte. Einſtiger Präſident der proviſoriſchen Regierung in einer großen Stadt ſeines Vaterlandes, aß er hier „le sel de l'exil amer“, und ernährte ſeine Familie kümmerlich, aber zu ſtolz, um Wohlthaten anzunehmen, mit Stundengeben. Ob er noch lebt oder ob die giftige Fieberluft, welche im Sommer von in der Nähe des Meeres befindlichen Sümpfen ausgehaucht wird, und welcher der Wohlhabende zu entfliehen weiß, ihn hingerafft hat? Und dennoch ſchickt man gerade die mit klimatiſchen Fiebern behafteten Soldaten der afrikaniſchen Armee in dieſe Gegend. Ein auf

Porquerolles erbautes, dem Einfluß der kräftigenden Seeluft von allen Seiten ausgesetztes Lazareth nimmt Hunderte der armen Kranken auf, und giebt sie für den Fall, daß sie noch zeitig genug dem tödtlichen Klima entzogen werden konnten, binnen wenigen Monaten dem Dienste wieder. Mit todesbleichen Zügen lagen sie in stumpfer Gleichgültigkeit auf den Transportwagen, welche sie von Toulon herüber brachten und Reconvalescenten mit zurücknahmen. Unter solchen, die ihre Abberufung in Hyères erwarteten, traf ich einmal badische und preußische Flüchtlinge. Sie hörten deutsche Laute und klagten mir ihr Leid und ihre Sehnsucht nach der Heimath. Dienstliche Verpflichtungen hielten sie noch ein Jahr an die Fremdenlegion gebunden, aber sie waren entschlossen, sich dann nach der Heimath durchzubetteln, um sich freiwillig den Gerichten zu übergeben. Lieber in deutschem Kerker, als Soldat der Fremdenlegion in Algier. Möchten die Reuigen milde Richter gefunden haben!

Als die Aushebung der kriegsfähigen Mannschaft, die in die Zeit meiner Anwesenheit fiel, erfolgte, war Hyères während einiger Tage der Schauplatz wüsten Lärmens. Täglich zogen die, welche das Loos getroffen, mit Trommelschlag durch die Straßen, mit einem jauchzenden und tanzenden Fahnenträger voran. Als ich meine Verwunderung über diesen, wie mir schien ganz ungerechtfertigten Jubel zu einem alten Militair aussprach, erwiederte er ganz naiv: „c'est le désespoir". Und ich glaube, er hatte Recht, denn näher besehen war es wirklich, als wollten sie sich betäuben. Man übte, aus Mitleid oder aus Furcht, jede Nachsicht gegen sie. So fielen sie zur Frühstücksstunde zu dreißig Mann in den Speisesaal bei uns ein, und forderten zu essen. Die nichts weniger als freigebige Wirthin tischte ohne

Widerstand auf, was sie entbehren konnte, obgleich die Stunde unseres Dejeuner gänzlich verrückt wurde. Bei einem Gespräch über die Vorzüge des preußischen Landwehrsystems gegen die der Conscription wandte mir ein Officier ein, daß diese Einrichtung, in Frankreich eingeführt, die jungen Leute der höheren Classen zu sehr in ihren Studien unterbrechen würde. Als ob irgendwo auf der Welt mehr studirt würde, als in Deutschland! Vergebens suchte ich einen kleinen Vorfall mit dem, mir freilich nur aus Büchern bekannten, leicht erregbaren, französischen Mitgefühl in Einklang zu bringen. Achtlos ging ich, aus der Campagna zurückkehrend, eines Abends an der Vertiefung eines Thorwegs vorüber, in welcher ein großer Militairmantel ausgebreitet war. Plötzlich sah ich ihn in Bewegung gerathen und einen Soldaten in convulsivischen Bewegungen ringend, ächzend und wimmernd, darunter liegen. Wie ich aus dem neben ihm liegenden Tornister und Gewehr schloß, war er hier zusammengebrochen. Entsetzt lief ich auf einige Frauen zu, welche unbekümmert in der Nähe Wäsche spülten, in der Hoffnung, sie zur Hülfe für den Kranken aufzuregen. „C'est la fièvre," antwortete gleichgültig eine von ihnen und setzte, mir den Rücken kehrend, ruhig ihre Arbeit fort. Waren sie abgestumpft durch den häufigen Anblick dieser Anfälle? Soldaten gingen scherzend und lachend, gefühllos an dem Kameraden vorüber, sie, welche sobald dasselbe Leiden treffen konnte. Ich verlor den Muth, hier Humanität zu begehren und eilte ins Hotel, die Kellner zu bitten, im Hotel Dieu Anzeige zu machen, denn die Nacht brach herein und wer holte ihn in der Dunkelheit? Aber auch hier fand ich keine Barmherzigkeit. Endlich stieß ich in meiner Angst auf den prêtre mariste, der sich natürlich einem christlichen Liebesdienst nicht entziehen durfte. Ob er die richtige Straße ver-

fehlt, ob der Kranke schon früher abgeholt worden war — kurz, es blieb unaufgeklärt, was aus ihm geworden war?

Bei allen Begegnissen mit dem Volke erregte es, dies eine Beispiel ausgenommen, größere Sympathieen in mir, als die höheren Classen der Gesellschaft. Wenn ich, nur von meiner zwölfjährigen Tochter begleitet, nach Norden zu, weit über die Berge fort, in einsame Schluchten und Thäler ging, begegneten wir niemals einem Montagnard oder Vigneron, ohne freundlich angeredet zu werden. Entweder sagten sie uns, wenn wir Veilchen am Rande eines ausgetrockneten Baches suchten, wo sie leichter zu finden seien, oder sie riethen mir einen bequemeren Weg zu nehmen, oder sie baten mich, von den Blumen zu pflücken, die ich vor ihren ärmlichen Hütten bewunderte, und zwar auf eine Art und Weise, der jeder Anspruch auf klingende Erkenntlichkeit fern lag. Als ich einmal, ungewohnt auf solchen Touren Geld bei mir zu führen, ganz unglücklich war, einer armen Frau den Strauß duftender Orangenblüthen nicht bezahlen zu können, den sie mir bot, nachdem sie von fern gesehen, daß ich mein Gesicht beim Vorübergehen in die blüthenschweren Zweige getaucht hatte, suchte sie mich auf die liebenswürdigste Weise mit der Bemerkung zu beruhigen, daß sie erfroren seien und die Gabe ihr keinen Ertrag an Früchten nähme. Und von diesen gutmüthigen Menschen, denen die Treuherzigkeit aus den braunen Augen blickte, erzählten die Journale in den Decembertagen die schauerlichsten Excesse, während wir, die wir in nächster Nähe lebten, durch keinen Gedanken aufgestört wurden. Aber man brauchte freilich Gründe, um die Massacres in Paris und in den Provinzen zu rechtfertigen!

Wie arm sind die Bewohner dieser Berge! Fleisch ist ihnen unbekannte Delicatesse, das ganze Jahr hindurch Brot in

gekochte Tomati getaucht, oder Brot mit einem kleinen Stückchen Speck und einer Zwiebel. Der Wein, den sie bauen, ist nicht für sie, sie trinken nur die Piquette, einen Aufguß von Wasser auf die ausgepreßten und dann noch einmal gegohrenen Weinbeeren, und doch ist der Wein von unglaublicher Billigkeit. Die Flasche Tischwein, welche zum Couvert gehörte und von Jedermann mit Wasser vermischt getrunken wurde, kostete, wie mir der Besitzer großer Weinberge erzählte, im Einkaufe fünf Centimes. Die ungeheure Zerstückelung des Grundeigenthums ist der Ruin des Landmannes, der das Brot, welches ihn nährt, ja, welches fast seine einzige Nahrung ist, von auswärts beziehen muß, denn die große blühende Provence bringt an Getreide nur den Bedarf von vier Monaten hervor. Zu meinem Erstaunen sprachen und verstanden diese Landbewohner mit wenigen Ausnahmen das nordfranzösische Idiom, freilich hingen sie oft eine provençalische Endung an Wörter mit einem stummen e, und sagten z. B. Madamo statt Madame. Das Patois der Provençalen, bald lieblich und weich, bald stolz und ernst klingend, ist durch die Vermeidung zusammengehäufter Consonanten und den Reichthum volltönender Vocale ein überaus wohlklingendes Idiom. Kenner behaupten, es sei ausdrucksvoller als das nordfranzösische. Seitdem die Provence und Ober-Languedoc an Frankreich fielen, hat man, wie in eroberten Ländern, langsam aber sicher darauf hingearbeitet, den volksthümlichen Dialect zu verdrängen. Clerus und Regierung arbeiteten Hand in Hand, und so bedient man sich heut' zu Tage in Schulen und Kirchen wie in officiellen Erlassen nur noch des Nordfranzösischen, ja die Bauern sind in ihrer Beschränktheit bereits so dafür eingenommen, daß sie es dem Herrn Pfarrer übel nehmen, wenn er sie im Patois anredet. Doch sprechen sie

es noch unter ſich. Leider bemühte ich mich vergebens, es zu verſtehen, wenn ich auch Gedrucktes ohne große Schwierigkeit entziffern konnte. Sehr bezeichnend war die Antwort einer jungen Dame, welche ich fragte, ob ſie Franzöſin ſei: „Pardon, Madame, je suis de Marseille.“ Ebenſo hört man auch oft von den Provençalen „vous autres Français“ auf die Bewohner des übrigen Frankreichs angewendet. Nach ſechshundert Jahren hat alſo die Idee der Verſchmelzung dieſer Landestheile mit den anderen Provinzen noch nicht überall Eingang gefunden. In dem Vaterlande der Trouvères, in der Heimath der ſüßeſten Geſänge, habe ich niemals ein provençaliſches Lied gehört, ja nicht einmal einen ganz gewöhnlichen Chanſon. Die Neufranzoſen ſind ein Volk ohne Poeſie, ohne Gemüth; ſie ſingen nicht mehr. Verſchollen wie jene Lieder ſind in der Erinnerung des Volkes die ſchönen Sagen, welche der Blüthezeit provençaliſcher Dichtkunſt entſtammen. Die Geſchichte von der ſchönen Meluſine, der ſchönen Magelone, welche in Norddeutſchland, ſo fern dem Orte ihrer Entſtehung, eine Lieblingslectüre des Volkes bilden, habe ich nirgends feil bieten ſehen. Vielleicht liegt der Grund in der mangelhaften Schulbildung, denn wie wenige ſind im Stande zu leſen. Unter den im Hotel Anweſenden beſchäftigte ſich nur die Principeſſa mit dem Studium altprovençaliſcher Dichter, deren Sprache ſich von dem neuprovençaliſchen vielfach unterſcheidet, und ohne ſie wäre auch niemals die Rede darauf gekommen.

Kein Tag verging, wo mir nicht der ungeheure Unterſchied zwiſchen franzöſiſcher und deutſcher Schulbildung vor Augen trat. Ich fragte mich immer vergebens, womit hier eigentlich die Schuljahre ausgefüllt würden? Kenntniſſe in der Geogra-phie, wie ſie bei uns in den Elementarſchulen erworben werden,

waren dort fremd. Man wußte nicht einmal in seinem eigenen Vaterlande Bescheid.

Die Frauen hatten ohne jede Kenntniß des Klimas von Hyères sich mit winterlicher Garderobe versehen, und trugen Sammethüte, Muffen und mit Pelz besetzte Kleidungsstücke. Wie oft wurden wir um die großen runden Strohhüte beneidet, die uns sowohl Schutz gegen die Sonne, als gegen die blendende Helle der Häuser und Gartenmauern gewährten! Fast scheu ich mich es zu erzählen, weil es das Ansehen einer Uebertreibung hat, und doch ist es buchstäblich wahr, daß ein Directeur de Douanes aus einer nordfranzösischen Hafenstadt mich als von Berlin die Rede war, fragte: „N'est-ce pas c'est du côté de Venise?“ Der Lehrer von der besten Schule von Hyères glaubte, daß der Sund mit dem adriatischen Meer durch eine Straße verbunden sei. La mer baltique und la mer aretique waren immer gleichbedeutend. Von Deutschland kannten sie durchschnittlich dem Namen nach Leipzig von der Völkerschlacht, Nürnberg wegen der Spielsachen, die auch hier ihren Ruf behaupten, Wien, als Vaterstadt von Marie Antoinette und Marie Louise, Köln wegen der Eau de Cologne, und natürlich Baden-Baden. In heilige Entrüstung versetzte mich die Behauptung eines Herrn, der jährlich Ems besuchte, daß Deutschland, les bords du Rhin ausgenommen, ein an Naturschönheiten armes Land sei; wir würden weder reisen noch auswandern, wenn unser Vaterland so schön wäre wie la belle France. Ein Landsmann lachte mich aus und meinte, ich solle Menschen, in deren Kopf die Welt sich so verkehrt darstelle, doch lieber bemitleiden. Den Französinnen will ich es aber nachrühmen, daß sie nicht, wie so manche meiner Landsmänninnen, über Dinge reden, die sie nicht verstehen und Interessen heucheln, die ihrer Eigen-

thümlichkeit fern liegen. Auch fiel es mir angenehm auf, daß sie sich niemals wie die Engländerinnen, welche unbarmherzig die Claviere der Hotels zu bearbeiten pflegen, hören ließen, ohne durch Talent oder Fertigkeit des Spiels berechtigt zu sein. Ihre Verehrung für deutsche Musik war keine leere Redensart; wer überhaupt Noten mit sich führte, hatte Beethoven'sche Sonaten, Mendelssohn'sche Lieder u. s. w. mitgebracht. So setzten sie in mir zu ihrer Enttäuschung auch immer eine Virtuosin voraus: „parce que Madame est Allemande.“ Man thut den Französinnen gewöhnlich Unrecht mit der Behauptung, daß sie die Hände in den Schooß legen. Jede Dame hatte Abends im Salon ihre Handarbeit, und die Fortschritte bewiesen, daß sie nicht zum Schein gebraucht wurde. Die alte Legitimistin stickte die Borte eines Teppichs, das mühsame Werk mehrerer Jahre. Die Frau eines Pariser Börsenkönigs, welche viermal im Laufe des Winters die Tour zwischen Hyères und Paris machte, und jedes Mal für sich allein ein ganzes Coupé der Diligence und des Waggon nahm, stickte Pantalons für ihre Enkelin, welche sie für 10 Francs kaufen konnte. Kurz, es war ihnen selbst im Alter ein Bedürfniß, thätig zu sein. Freilich haben die Frauen der mittleren Stände dort weniger zu thun als bei uns, wo durch größere Wohnungen, größere Anzahl von Dienstboten, Reichthum an Wäsche und eine durch Luxus der Bewirthung viel anspruchsvollere Geselligkeit die Beaufsichtigung des Haushalts der Hausfrau einen großen Theil ihrer Zeit nimmt. Auch habe ich den Ruf von Vernachlässigung mütterlicher Pflichten durchaus nicht bestätigt gefunden. Und sollte ich auf lauter Ausnahmen von sorgsamen Müttern und zärtlichen Großmüttern gestoßen sein? Die schönsten und heiligsten Gefühle des menschlichen Herzens können doch unmöglich als Privilegium von ein-

zelnen Nationen in Anſpruch genommen werden. — Als eine recht häßliche Seite der Franzoſen fiel mir aber der Geiz in Kleinigkeiten auf. Ich war die Einzige, die ſich den Luxus einer eigenen Zeitung geſtattete, die übrige Geſellſchaft legte ſich die Unbequemlichkeit auf, ſie der Reihe nach zu leſen. Und ihr Intereſſe an einem Pariſer Journal mußte doch größer ſein als das meinige. Die Frauen wußten immer ganz genau, wie viel ſie auf der Reiſe in jedem Hotel gezahlt hatten, ſelbſt wenn ſie mit ihren Männern reiſten, während ich einen der großen Vorzüge männlicher Begleitung darin gefunden, mich nie um Rechnungen zu kümmern, überhaupt nie zu wiſſen, was ein Vergnügen, ein Genuß koſte. Es iſt ſo angenehm, ſich möglichſt der Täuſchung hinzugeben, daß die Leute, die uns bedienen, freundlich und gefällig ohne Eigennutz ſind. Aber ich bin eine Deutſche und warum ſollte ich ohne Sentimentalität und Illuſionsfähigkeit ſein? Ebenſo widerlich war mir die Friandiſe der Franzöſinnen, die wie Knickerei immer auf eine mangelhaft ausgebildete Seite des Herzens ſchließen läßt. Die ſich jeden Tag über das Eſſen wiederholenden Bemerkungen, das ſichtliche Vergnügen, mit dem ſie aßen, wurden unerträglich. Byron hat ſicher die Manie, Frauen, welche er liebte, niemals bei Tafel ſehen zu wollen, in Frankreich angenommen. Bei Männern läßt man den Hang für die Genüſſe der Tafel ohne weiteres paſſiren, ſie haben einmal das Recht, die materiellen Seiten des Lebens auszubeuten; aber Frauen ſtellen ſich ſelbſt ein Armuthszeugniß mit ſolchen Neigungen. Wen die Natur mit beſonders fein organiſirten Sinnen bedacht hat, der ſollte wenigſtens den Tact haben, ſeine gaſtronomiſchen Paſſionen im Beiſein derer, die keine Auffaſſung dafür haben, zu zügeln. Welch' einen tiefen Blick in die ſchauerliche Oede eines weiblichen Herzens, das

keinen Erſatz für verlorene Jugend und Schönheit gefunden, läßt das bekannte Wort einer geiſtreichen Pariſerin thun. Verlaſſen von einem ihr naheſtehenden Mann, der zu den genialſten Erſcheinungen ſeiner Zeit gehörte, äußerte ſie mit cyniſcher Gleichgültigkeit: »Ich lebe jetzt nur noch für meinen Magen.«

Mit tiefer Rührung wohnte ich zum erſten Mal dem Gottesdienſte bei, der jeden Freitag von einem auswärtigen Geiſtlichen in der Behauſung eines reichen Bewohners von Hyères gehalten wurde. Das kleine, eigens auf dem Hofe dazu eingerichtete Local, die Verborgenheit des Ortes, die anſcheinende Heimlichkeit der Handlung, der jedesmal fern herkommende Prediger und der ohne Orgelklang ertönende Geſang der kleinen Gemeinde riefen lebhaft jene Zeiten vor meine Seele, wo der Tod »die Kinder Gottes« oft im Gebete überraſchte. Noch immer ſtehen ſich Katholiken und Proteſtanten faſt feindlich gegenüber.

Eine der großartigſten Rundſichten in der Umgebung von Hyères bietet ſich dem Auge von der äußerſten Spitze einer Halbinſel dar, die mit dem feſten Lande durch eine ſchmale, ſandige Landenge zuſammenhängt. Ungehindert ſchweift der Blick der afrikaniſchen Küſte zu, über das unendliche Meer, deſſen Ruhe hin und wieder durch ferne Segel oder einſam ziehende Möven unterbrochen wird, über die Rhede von Toulon, die maleriſch vor der Bucht von Hyères gruppirten Inſeln und Felſeneilande, bis er im Norden durch die terraſſenförmig hinter der Campagna aufſteigenden Bergketten, überragt von den glänzenden Schneehäuptern der Seealpen, aufgehalten wird. Wie ferner Donner rollt es über die See, es iſt das Brauſen der Brandung, welche ſich ſchäumend an Titan und der Halbinſel Giens bricht, und wie ein rieſiger Schleier oft weit hin ſichtbar

emporwallt. Auf einer vorſpringenden Felſenſpitze, neben einem alten Wachtthurm, fanden wir die größte Aloe, die ich jemals geſehen. Eine einzige Pflanze nahm mit ihren zahlloſen, ſpitzigen Blättern einen Raum von 40 Fuß im Umkreis ein, und erhob den Stiel ihrer verwelkten Blüthe 24 Fuß in die Luft. Nur durch zuſammengebundene, aus den benachbarten Hütten geholte Stöcke war die Meſſung zu bewerkſtelligen. Auf der Landenge fanden wir eine reiche Ausbeute reizender Muſcheln, deren Farbe und Zartheit dem feinſten Email gleich kam. Das außerordentlich fiſchreiche Meer wirft hier ein vom Volk ſehr geſuchtes Nahrungsmittel, die Mâtaignes de mer, ans Land. Es ſind die Seeigel, deren zierliche leicht zerbrechliche Schalen mit Hülfe des Zirkels conſtruirt zu ſein ſcheinen.

Der Frühling entfaltete ſich in immer reicherem Glanze und man konnte mit Recht ſagen:

»Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.«

Jeder Morgen hatte neue Blumen in Feld und Wald, auf den Wieſen und am Felſen ans Licht gerufen. In den Bergen erfüllte die zu Manneshöhe aufwachſende, weiß blühende Erica die Luft mit berauſchenden Wohlgerüchen, in den Gärten duftete die Orange. Eine unergründete Krankheit bedrohte ſeit einem Jahr mit gänzlicher Vernichtung dieſen Baum, deſſen Cultur für Hyères eine Quelle der Wohlhabenheit iſt. Von den Wurzeln auf ſtarb er langſam ab und bot mit ſeinen zuſammengerollten, halbvertrockneten Blättern und verſchrumpften Früchten einen traurigen Anblick. Der Beſitzer eines großen Gartens, in welchem alle hier gedeihenden tropiſchen Gewächſe gezogen wurden,

war in ſeinen Revenüen durch dieſe Orangenkrankheit von 20,000 Francs auf 5,000 Francs reducirt worden, und noch immer zeigten ſich auf ſeinem Territorium neue Verheerungen, während, wie bei den Erſcheinungen der Kartoffelkrankheit, das ſeiner Nachbarn verſchont blieb.

Die Umgegend von Hyères bietet dem Botaniker eine reiche Ausbeute. Er findet die Vegetation des Südens in der Ebene und auf den der Mittagsſonne ausgeſetzten Kalkfelſen, die der nördlicheren Himmelsſtriche in den Schluchten und dem Schatten der Berge. Ein Herr erzählte mir, daß er für eine aus 400 officinellen Pflanzen beſtehende Sammlung den Preis von der Marſeiller Gewerbeausſtellung erhalten. Die Zahl ſchien mir etwas hoch und ich glaube faſt, daß eine Eigenſchaft, welche man den Gascognern nachſagt, ſich auch bei dem Provençalen bemerklich machte.

Einen ganz komiſchen Eindruck machten mir die Apotheken von Hyères. Das kleine Städtchen hatte vier derſelben aufzuweiſen. Gewöhnlich verſchwand der Proviſor hinter einer Thür, die ein Vorhang verdeckte, auf welchem eine aus der Schale der Hygiea trinkende Schlange abgebildet war. An dem breiten Schaufenſter ſtanden große bauchige Flaſchen mit gefärbten Flüſſigkeiten, Gläſer mit Saft aus Kalbslunge und Schnecken, verſchiedenartige Büchſen und Phiolen, die eher in Conditor- und Parfümerieläden zu gehören ſchienen. Die an Ueberwachung der Apotheken von Seiten der Regierung gewöhnten Deutſchen, entſchloſſen ſich nur im Nothfall zu dort verabreichten Medicamenten. Der ſeiner »guten Geſinnung« wegen am meiſten begehrte Arzt machte ſo durchaus den Eindruck eines Charlatan, daß man ihn eher für den entlaufenen Komiker des Theatre des Funambules vom Boulevard du Temple halten konnte, als für

den Zögling der Ecole de Médécine von Montpellier. Wenn er die Achseln zuckend, das breite Doppelkinn auf den Knopf seines Stockes gestützt, unter bedenklichen Grimassen, die Augenbrauen in die Höhe ziehend, die starren Blicke auf den geängstigten Kranken richtete, so glaubte man nicht weniger als ein Todesurtheil zu hören, das er denn auch gewöhnlich nur mit sehr verfrühtem Datum, um seine Bemühungen desto wirksamer scheinen zu lassen, aussprach. Der einzige Arzt, an den die Deutschen sich mit Vertrauen wandten, war ein Mann von leichtem jovialen Wesen. Er verlor seine Stelle als Arzt am Krankenhause bei der Wahl für den Präsidenten. Der mit Entgegennahme der Stimmzettel beauftragte Maire escamotirte den seinigen, weil er den Inhalt ahnte. Vor der ganzen Versammlung von dem Arzt darüber zur Rede gestellt und aufgefordert, den darin enthaltenen Namen zu lesen, fand er den des General Cavaignac darin. Eine deutsche Prinzessin, die zu Ende der Saison in den îles d'or eintraf, war vorurtheilsfrei genug, mehr auf Tüchtigkeit im Beruf als auf politische Färbung zu sehen, und vertauschte nach einmaliger Consultation den Quacksalber mit dem Republikaner.

Die Sonne brannte mit jedem Tage glühender und die Vorläufer heißerer Tage, die hier noch nicht tödtenden Scorpione, krochen noch halb erstarrt träge unter dem Holzwerk der Thüren und Fenster, wo sie im Winterschlaf gelegen, hervor. Ohne Wunsch längeren Bleibens in dem mit jedem Tage schöner erblühenden Lande rüstete ich mich zur Abreise. Viele meiner früheren Illusionen über Frankreich waren bereits zerstört, als es mir vergönnt war, seinen Boden und vor Allem Paris zu betreten; aber so arg hatte ich mir die Veränderungen nicht gedacht, welche der Regierungswechsel hervorgerufen. War dies

die Nation, von der Lamartine sich einst zu sagen erlauben durfte: »Quand la Providence veut qu'une idée embrasse le monde, elle l'allume dans l'âme d'un Francais,« dies Paris »le seul point véritablement sonore du continent!« Was ich dort gesehen, gehört, selbst erlebt habe, gehört nicht hierher, der Strom anderer Ereignisse hat das Elend jener Zeit überfluthet; aber ich war müde, Zeugin des Unglücks zu sein, das politische Verfolgungen und persönlicher Haß in tausendfacher Gestalt über unschuldige Familien heraufbeschwor. Mit wundem Herzen über die Noth des Augenblicks sagte ich der Provence Lebewohl und überschritt hoch aufathmend die Grenzen der Schweiz.

Louise Wächter.

---

# Zwei Gedichte

von

P. J. Willatzen.

## 1. Die Linde.

Es steht vor jenem Hause
Ein schöner Lindenbaum,
Den pflanz' ich in mein Wachen,
Sowie in jeden Traum.

Wohl sind sie schlank, die Zweige,
Wohl hebt der Stamm sich kühn,
Und duftreich ist die Blüthe
Und zart das Laub und grün.

Doch nicht nach Laub und Blüthen
Hat dort mein Blick geſucht,
Mir winket hinter den Blättern
Verheißend holde Frucht.

Sei mir gegrüßt, o Linde!
Es glänzt durch Dein Gezweig
Meiner Geliebten Antlitz,
Liebreizend, anmuthreich.

D'rum pflanz' ich in mein Wachen
Dich und in jeden Traum,
Und ſpäh' durch Deine Zweige
Vieltheurer Lindenbaum.

## 2. An E. v. E.

Ach, wie Dein Lied ins Herz mir drang
Und meine Seele rührte!
Es war mir, als wenn Dein Geſang
Mich dieſer Welt entführte.

Mir ward ſo leicht, mir ward ſo licht,
Ich hörte Lebensquellen;
Sie rauſchten hin an mir ſo dicht
In klaren Toneswellen.

Ich flog entzückt, wie der Prophet,
Durch aller Himmel Garten,
Und ſah die Engel im Gebet
Auf hohen Sonnenwarten.

Ich ſah den Herrn und mich ſah Er
Vor Seinem Throne knieen,
Es klang von Seinen Lippen her
In ſeligen Harmonieen.

Und — aber ach, da ſchwiegſt Du ſchon!
Da war Dein Lied verklungen!
Doch unvergeßlich iſt ſein Ton
Mir tief ins Herz gedrungen.

Dort lebt es an dem ſtillſten Ort
Mit leiſem' Wiederhallen,
Wie in der Lenznacht ein Accord
Von fernen Nachtigallen.

---

## Vogelantwort.

Die Sonne leuchtet bläſſer,
Die Blumen wollen verblühn,
Das Vögelein im Buſche
Singt ſchon vom Weiterzieh'n.

Ihr kleinen Wanderburſchen,
Wo habt Ihr nur ſtudirt?
Wer gab Euch Kart' und Kompaß?
Den Paß, von wem viſirt?

Wer lehrt Euch Eure Grenzen?
Habt Ihr auch Zollverband?
Wählt Ihr auch in die Kammern
Fürs gute Vaterland?

Wie heißen Eure Farben?
Schwarzweiß? ſchwarzgelb? ſchwarzgrün?
Wem zahlt Ihr Eure Steuern,
Eh' Ihr dürft weiter zieh'n? —

Mir hat es hell vertrauet
Die Lerch' im Aetherblau,
Mir hat es zugeflüſtert
Die Schwalb' aus ihrem Bau:

Sie wiſſen nur von Freiheit,
Von Sang und Liebesluſt;
Von Kammern, Grenzen, Steuern
Iſt ihnen nichts bewußt.

Was Freiheit wir benennen,
Iſt Alles eitler Duft;
Vöglein, habt wahr geſprochen:
Freiheit wohnt in der Luft.

---

## Gute Nacht!

Vöglein, über'm Walde ſang
Seine kleinen Lieder.
Purpurn über'm Bergeshang
Ging die Sonne nieder.

„Wand'rer, liebteſt meinen Sang?
Freuteſt Dich der Lieder?
Hörſt Du morgen ihren Klang?
Sehen wir uns wieder?“

Brieg. Emil Förſter.

thümlichkeit fern liegen. Auch fiel es mir angenehm auf, daß sie sich niemals wie die Engländerinnen, welche unbarmherzig die Claviere der Hotels zu bearbeiten pflegen, hören ließen, ohne durch Talent oder Fertigkeit des Spiels berechtigt zu sein. Ihre Verehrung für deutsche Musik war keine leere Redensart; wer überhaupt Noten mit sich führte, hatte Beethoven'sche Sonaten, Mendelssohn'sche Lieder u. s. w. mitgebracht. So setzten sie in mir zu ihrer Enttäuschung auch immer eine Virtuosin voraus: „parce que Madame est Allemande." Man thut den Französinnen gewöhnlich Unrecht mit der Behauptung, daß sie die Hände in den Schooß legen. Jede Dame hatte Abends im Salon ihre Handarbeit, und die Fortschritte bewiesen, daß sie nicht zum Schein gebraucht wurde. Die alte Legitimistin stickte die Borte eines Teppichs, das mühsame Werk mehrerer Jahre. Die Frau eines Pariser Börsenkönigs, welche viermal im Laufe des Winters die Tour zwischen Hyères und Paris machte, und jedes Mal für sich allein ein ganzes Coupé der Diligence und des Waggon nahm, stickte Pantalons für ihre Enkelin, welche sie für 10 Francs kaufen konnte. Kurz, es war ihnen selbst im Alter ein Bedürfniß, thätig zu sein. Freilich haben die Frauen der mittleren Stände dort weniger zu thun als bei uns, wo durch größere Wohnungen, größere Anzahl von Dienstboten, Reichthum an Wäsche und eine durch Luxus der Bewirthung viel anspruchsvollere Geselligkeit die Beaufsichtigung des Haushalts der Hausfrau einen großen Theil ihrer Zeit nimmt. Auch habe ich den Ruf von Vernachlässigung mütterlicher Pflichten durchaus nicht bestätigt gefunden. Und sollte ich auf lauter Ausnahmen von sorgsamen Müttern und zärtlichen Großmüttern gestoßen sein? Die schönsten und heiligsten Gefühle des menschlichen Herzens können doch unmöglich als Privilegium von ein-

zelnen Nationen in Anſpruch genommen werden. — Als eine recht häßliche Seite der Franzoſen fiel mir aber der Geiz in Kleinigkeiten auf. Ich war die Einzige, die ſich den Luxus einer eigenen Zeitung geſtattete, die übrige Geſellſchaft legte ſich die Unbequemlichkeit auf, ſie der Reihe nach zu leſen. Und ihr Intereſſe an einem Pariſer Journal mußte doch größer ſein als das meinige. Die Frauen wußten immer ganz genau, wie viel ſie auf der Reiſe in jedem Hotel gezahlt hatten, ſelbſt wenn ſie mit ihren Männern reiſten, während ich einen der großen Vorzüge männlicher Begleitung darin gefunden, mich nie um Rechnungen zu kümmern, überhaupt nie zu wiſſen, was ein Vergnügen, ein Genuß koſte. Es iſt ſo angenehm, ſich möglichſt der Täuſchung hinzugeben, daß die Leute, die uns bedienen, freundlich und gefällig ohne Eigennutz ſind. Aber ich bin eine Deutſche und warum ſollte ich ohne Sentimentalität und Illuſionsfähigkeit ſein? Ebenſo widerlich war mir die Friandiſe der Franzöſinnen, die wie Knickerei immer auf eine mangelhaft ausgebildete Seite des Herzens ſchließen läßt. Die ſich jeden Tag über das Eſſen wiederholenden Bemerkungen, das ſichtliche Vergnügen, mit dem ſie aßen, wurden unerträglich. Byron hat ſicher die Manie, Frauen, welche er liebte, niemals bei Tafel ſehen zu wollen, in Frankreich angenommen. Bei Männern läßt man den Hang für die Genüſſe der Tafel ohne weiteres paſſiren, ſie haben einmal das Recht, die materiellen Seiten des Lebens auszubeuten; aber Frauen ſtellen ſich ſelbſt ein Armuthszeugniß mit ſolchen Neigungen. Wen die Natur mit beſonders fein organiſirten Sinnen bedacht hat, der ſollte wenigſtens den Tact haben, ſeine gaſtronomiſchen Paſſionen im Beiſein derer, die keine Auffaſſung dafür haben, zu zügeln. Welch' einen tiefen Blick in die ſchauerliche Oede eines weiblichen Herzens, das

keinen Erſatz für verlorene Jugend und Schönheit gefunden, läßt das bekannte Wort einer geiſtreichen Pariſerin thun. Verlaſſen von einem ihr naheſtehenden Mann, der zu den genialſten Erſcheinungen ſeiner Zeit gehörte, äußerte ſie mit cyniſcher Gleichgültigkeit: »Ich lebe jetzt nur noch für meinen Magen.«

Mit tiefer Rührung wohnte ich zum erſten Mal dem Gottesdienſte bei, der jeden Freitag von einem auswärtigen Geiſtlichen in der Behauſung eines reichen Bewohners von Hyères gehalten wurde. Das kleine, eigens auf dem Hofe dazu eingerichtete Local, die Verborgenheit des Ortes, die anſcheinende Heimlichkeit der Handlung, der jedesmal fern herkommende Prediger und der ohne Orgelklang ertönende Geſang der kleinen Gemeinde riefen lebhaft jene Zeiten vor meine Seele, wo der Tod »die Kinder Gottes« oft im Gebete überraſchte. Noch immer ſtehen ſich Katholiken und Proteſtanten faſt feindlich gegenüber.

Eine der großartigſten Rundſichten in der Umgebung von Hyères bietet ſich dem Auge von der äußerſten Spitze einer Halbinſel dar, die mit dem feſten Lande durch eine ſchmale, ſandige Landenge zuſammenhängt. Ungehindert ſchweift der Blick der afrikaniſchen Küſte zu, über das unendliche Meer, deſſen Ruhe hin und wieder durch ferne Segel oder einſam ziehende Möven unterbrochen wird, über die Rhede von Toulon, die maleriſch vor der Bucht von Hyères gruppirten Inſeln und Felſeneilande, bis er im Norden durch die terraſſenförmig hinter der Campagna aufſteigenden Bergketten, überragt von den glänzenden Schneehäuptern der Seealpen, aufgehalten wird. Wie ferner Donner rollt es über die See, es iſt das Brauſen der Brandung, welche ſich ſchäumend an Titan und der Halbinſel Giens bricht, und wie ein rieſiger Schleier oft weit hin ſichtbar

emporwallt. Auf einer vorſpringenden Felſenſpitze, neben einem alten Wachtthurm, fanden wir die größte Aloe, die ich jemals geſehen. Eine einzige Pflanze nahm mit ihren zahlloſen, ſpitzigen Blättern einen Raum von 40 Fuß im Umkreis ein, und erhob den Stiel ihrer verwelkten Blüthe 24 Fuß in die Luft. Nur durch zuſammengebundene, aus den benachbarten Hütten geholte Stöcke war die Meſſung zu bewerkſtelligen. Auf der Landenge fanden wir eine reiche Ausbeute reizender Muſcheln, deren Farbe und Zartheit dem feinſten Email gleich kam. Das außerordentlich fiſchreiche Meer wirft hier ein vom Volk ſehr geſuchtes Nahrungsmittel, die Mâtaignes de mer, ans Land. Es ſind die Seeigel, deren zierliche leicht zerbrechliche Schalen mit Hülfe des Zirkels conſtruirt zu ſein ſcheinen.

Der Frühling entfaltete ſich in immer reicherem Glanze und man konnte mit Recht ſagen:

»Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.«

Jeder Morgen hatte neue Blumen in Feld und Wald, auf den Wieſen und am Felſen ans Licht gerufen. In den Bergen erfüllte die zu Manneshöhe aufwachſende, weiß blühende Erica die Luft mit berauſchenden Wohlgerüchen, in den Gärten duftete die Orange. Eine unergründete Krankheit bedrohte ſeit einem Jahr mit gänzlicher Vernichtung dieſen Baum, deſſen Cultur für Hyères eine Quelle der Wohlhabenheit iſt. Von den Wurzeln auf ſtarb er langſam ab und bot mit ſeinen zuſammengerollten, halbvertrockneten Blättern und verſchrumpften Früchten einen traurigen Anblick. Der Beſitzer eines großen Gartens, in welchem alle hier gedeihenden tropiſchen Gewächſe gezogen wurden,

war in seinen Revenüen durch diese Orangenkrankheit von 20,000 Francs auf 5,000 Francs reducirt worden, und noch immer zeigten sich auf seinem Territorium neue Verheerungen während, wie bei den Erscheinungen der Kartoffelkrankheit, das seiner Nachbarn verschont blieb.

Die Umgegend von Hyères bietet dem Botaniker eine reiche Ausbeute. Er findet die Vegetation des Südens in der Ebene und auf den der Mittagssonne ausgesetzten Kalkfelsen, die der nördlicheren Himmelsstriche in den Schluchten und dem Schatten der Berge. Ein Herr erzählte mir, daß er für eine aus 400 officinellen Pflanzen bestehende Sammlung den Preis von der Marseiller Gewerbeausstellung erhalten. Die Zahl schien mir etwas hoch und ich glaube fast, daß eine Eigenschaft, welche man den Gascognern nachsagt, sich auch bei dem Provençalen bemerklich machte.

Einen ganz komischen Eindruck machten mir die Apotheken von Hyères. Das kleine Städtchen hatte vier derselben aufzuweisen. Gewöhnlich verschwand der Provisor hinter einer Thür, die ein Vorhang verdeckte, auf welchem eine aus der Schale der Hygiea trinkende Schlange abgebildet war. An dem breiten Schaufenster standen große bauchige Flaschen mit gefärbten Flüssigkeiten, Gläser mit Saft aus Kalbslunge und Schnecken, verschiedenartige Büchsen und Phiolen, die eher in Conditor- und Parfümerieläden zu gehören schienen. Die an Ueberwachung der Apotheken von Seiten der Regierung gewöhnten Deutschen, entschlossen sich nur im Nothfall zu dort verabreichten Medicamenten. Der seiner »guten Gesinnung« wegen am meisten begehrte Arzt machte so durchaus den Eindruck eines Charlatan, daß man ihn eher für den entlaufenen Komiker des Theatre des Funambules vom Boulevard du Temple halten konnte, als für

den Zögling der Ecole de Médécine von Montpellier. Wenn er die Achseln zuckend, das breite Doppelkinn auf den Knopf seines Stockes gestützt, unter bedenklichen Grimassen, die Augenbrauen in die Höhe ziehend, die starren Blicke auf den geängstigten Kranken richtete, so glaubte man nicht weniger als ein Todesurtheil zu hören, das er denn auch gewöhnlich nur mit sehr verfrühtem Datum, um seine Bemühungen desto wirksamer scheinen zu lassen, aussprach. Der einzige Arzt, an den die Deutschen sich mit Vertrauen wandten, war ein Mann von leichtem jovialen Wesen. Er verlor seine Stelle als Arzt am Krankenhause bei der Wahl für den Präsidenten. Der mit Entgegennahme der Stimmzettel beauftragte Maire escamotirte den seinigen, weil er den Inhalt ahnte. Vor der ganzen Versammlung von dem Arzt darüber zur Rede gestellt und aufgefordert, den darin enthaltenen Namen zu lesen, fand er den des General Cavaignac darin. Eine deutsche Prinzessin, die zu Ende der Saison in den îles d'or eintraf, war vorurtheilsfrei genug, mehr auf Tüchtigkeit im Beruf als auf politische Färbung zu sehen, und vertauschte nach einmaliger Consultation den Quacksalber mit dem Republikaner.

Die Sonne brannte mit jedem Tage glühender und die Vorläufer heißerer Tage, die hier noch nicht tödtenden Scorpione, krochen noch halb erstarrt träge unter dem Holzwerk der Thüren und Fenster, wo sie im Winterschlaf gelegen, hervor. Ohne Wunsch längeren Bleibens in dem mit jedem Tage schöner erblühenden Lande rüstete ich mich zur Abreise. Viele meiner früheren Illusionen über Frankreich waren bereits zerstört, als es mir vergönnt war, seinen Boden und vor Allem Paris zu betreten; aber so arg hatte ich mir die Veränderungen nicht gedacht, welche der Regierungswechsel hervorgerufen. War dies

die Nation, von der Lamartine ſich einſt zu ſagen erlauben durfte: »Quand la Providence veut qu'une idée embrasse le monde, elle l'allume dans l'âme d'un Francais,« dies Paris »le seul point véritablement sonore du continent.« Was ich dort geſehen, gehört, ſelbſt erlebt habe, gehört nicht hierher, der Strom anderer Ereigniſſe hat das Elend jener Zeit überfluthet; aber ich war müde, Zeugin des Unglücks zu ſein, das politiſche Verfolgungen und perſönlicher Haß in tauſendfacher Geſtalt über unſchuldige Familien heraufbeſchwor. Mit wundem Herzen über die Noth des Augenblicks ſagte ich der Provence Lebewohl und überſchritt hoch aufathmend die Grenzen der Schweiz.

Louiſe Wächter.

---

# Zwei Gedichte

von

P. J. Willatzen.

## 1. Die Linde.

Es ſteht vor jenem Hauſe
Ein ſchöner Lindenbaum,
Den pflanz' ich in mein Wachen,
Sowie in jeden Traum.

Wohl ſind ſie ſchlank, die Zweige,
Wohl hebt der Stamm ſich kühn,
Und duftreich iſt die Blüthe
Und zart das Laub und grün.

Doch nicht nach Laub und Blüthen
Hat dort mein Blick geſucht,
Mir winket hinter den Blättern
Verheißend holde Frucht.

Sei mir gegrüßt, o Linde!
Es glänzt durch Dein Gezweig
Meiner Geliebten Antlitz,
Liebreizend, anmuthreich.

D'rum pflanz' ich in mein Wachen
Dich und in jeden Traum,
Und ſpäh' durch Deine Zweige
Vieltheurer Lindenbaum.

## 2. An E. v. C.

Ach, wie Dein Lied ins Herz mir drang
Und meine Seele rührte!
Es war mir, als wenn Dein Geſang
Mich dieſer Welt entführte.

Mir ward ſo leicht, mir ward ſo licht,
Ich hörte Lebensquellen;
Sie rauſchten hin an mir ſo dicht
In klaren Toneswellen.

Ich flog entzückt, wie der Prophet,
Durch aller Himmel Garten,
Und ſah die Engel im Gebet
Auf hohen Sonnenwarten.

Ich ſah den Herrn und mich ſah Er
Vor Seinem Throne knieen,
Es klang von Seinen Lippen her
In ſeligen Harmonieen.

Und — aber ach, da ſchwiegſt Du ſchon!
Da war Dein Lied verklungen!
Doch unvergeßlich iſt ſein Ton
Mir tief ins Herz gedrungen.

Dort lebt es an dem ſtillſten Ort
Mit leiſem' Wiederhallen,
Wie in der Lenznacht ein Accord
Von fernen Nachtigallen.

---

## Vogelantwort.

Die Sonne leuchtet bläſſer,
Die Blumen wollen verblühn,
Das Vögelein im Buſche
Singt ſchon vom Weiterzieh'n.

Ihr kleinen Wanderburſchen,
Wo habt Ihr nur ſtudirt?
Wer gab Euch Kart' und Kompaß?
Den Paß, von wem viſirt?

Wer lehrt Euch Eure Grenzen?
Habt Ihr auch Zollverband?
Wählt Ihr auch in die Kammern
Fürs gute Vaterland?

Wie heißen Eure Farben?
Schwarzweiß? ſchwarzgelb? ſchwarzgrün?
Wem zahlt Ihr Eure Steuern,
Eh' Ihr dürft weiter zieh'n? —

Mir hat es hell vertrauet
Die Lerch' im Aetherblau,
Mir hat es zugeflüſtert
Die Schwalb' aus ihrem Bau:

Sie wiſſen nur von Freiheit,
Von Sang und Liebesluſt;
Von Kammern, Grenzen, Steuern
Iſt ihnen nichts bewußt.

Was Freiheit wir benennen,
Iſt Alles eitler Duft;
Vöglein, habt wahr geſprochen:
Freiheit wohnt in der Luft.

---

## Gute Nacht!

Vöglein, über'm Walde ſang
Seine kleinen Lieder.
Purpurn über'm Bergeshang
Ging die Sonne nieder.

»Wand'rer, liebteſt meinen Sang?
Freuteſt Dich der Lieder?
Hörſt Du morgen ihren Klang?
Sehen wir uns wieder?«

Brieg. Emil Förſter.

# Ein Weib.

Du hohes Weib mit ernstem Blick,
Dem spärlich Thränen nur entflossen,
Dir hat des Lebens herb' Geschick
Den tiefsten Gram ins Herz gegossen.

Du starrest suchend in die Nacht,
Dir leuchtet keines Sterns Gefunkel,
Und wenn der helle Tag erwacht,
Dir bleibt das öde, nächt'ge Dunkel.

Was wärst Du selig, könntest Du
Die Kinder, die verwaisten, leiten
Zu einem Hügel stiller Ruh',
Zum Grabe Deiner Seligkeiten!

Und könntest sprechen: »weinet hier!
Hier weint, hier schlummert Euer Vater!
Verlassen seid auf immer Ihr
Von Eurer Jugend Schutz und Rather!

»Das war ein Mann! was er geschafft,
Zum Heile nur der Menschheit that er,
Doch hat der Tod ihn weggerafft;
O weint! Hier schlummert Euer Vater.

»Sein Bild bewahre Euer Herz
Und seiner treuen That Gedächtniß;
Dann seid gewappnet Ihr mit Erz,
Das ist sein theuerstes Vermächtniß.«

Du könntest auf des Hügels Moos,
An Hoffnung reich, die Kinder küssen,
Und würdest selbst Dein trübes Loos
Als hochbeglücktes preisen müssen.

Denn Er, auf den Du fest gebaut,
Durcheilt als Flüchtling fremde Meere,
Mit mancher Gabe still betraut,
Nur nicht mit der verlornen Ehre.

So muß Dich quälen neue Pein
Bei jedes Kindes neuer Frage:
O sag', wo ist der Vater mein?
Wo bleibt so lang' er? Mutter, sage!

Daß Du ihn selbst verleugnen mußt
Vor diesen heißgeliebten Wesen,
Das reißt Dir Wunden in die Brust,
Von denen Du nie kannst genesen.

Der Rebe gleich, die freche Hand
Tief bis ins innere Mark verletzet,
Die trauervoll hinab gewandt
Mit Thränenblut die Erde netzet,

So lässest Du in heißem Schmerz
Hinfließen Dein geknicktes Leben,
Und nimmer kann so krankes Herz
Zur Hoffnung wieder sich erheben.

Ach, arm an Trost muß ich Dir nah'n,
Hältst Du die Kleinen in den Armen,
Die aus des Lebens Kinder-Wahn
Das Leben schreckte ohn' Erbarmen.

Sie wiſſen nicht, welch' bitt'ren Trank
Du ſchlürfteſt aus dem Becher Wermuth,
Doch in den Augen fiebert krank
Schon eine ahnungsvolle Schwermuth,

Als ſorgten ſie durch heit'ren Blick
Sich Deinen Leiden fremd zu zeigen,
Als fühlten ſie für ſolch' Geſchick
Gezieme nur ehrfürchtig Schweigen!

Und ſchwer bewegt im Herzensgrund
Hüt' ich umſonſt der Thränen Quelle;
Da küß' ich Deiner Kinder Mund,
Da drück' ich Dir die Hand, und ſchnelle

Verlaſſe ich Dein ſtill Gemach,
Der Nacht vertrauend meine Schauer
Ob eines Mannes tiefer Schmach,
Ob eines Weibes tiefer Trauer.

Salzbrunn 1854.

Max Serle.

---

# Ueberdruß.

Ich möchte ſterben! Denn ſtatt Sommerdüften
Zieht nun der Winter in die Herzen ein,
Und wenn die Sänger fliehen aus den Lüften,
Wenn alle Blumen welken auf dem Rain,
Ja, wenn die Sonne nicht mehr purpurn glüht,
Dann lieber ſterben, — jede Freude flieht.

Ich möchte ſterben! — Was ich mir mit Schmerzen,
Mit heißen Sorgen immer hab' erſehnt,
Und was ich tief gehegt in meinem Herzen,
Das wurde nur verlacht, und ich verhöhnt.
Da fielen meines Lebens Blüthen ab;
Ich möchte ſterben, — Ruhe iſt im Grab.

Ich möchte ſterben! kann ja nicht mehr weinen,
Denn meine Thränen ſie verſiegten ganz,
Als mir der Tod ſo plötzlich nahm die Meinen,
Als ich, noch Kind, den Immortellenkranz
Auf meiner Eltern, Bruders Grab gedrückt.
Ich möchte ſterben, — denn der Schmerz berückt.

Ich möchte ſterben! — Muß ja doch geſchieden
Von jeder Freundſchaft, aller Liebe ſein!
Jetzt, wo ich hoffen durfte ſtillen Frieden,
Schlägt noch ein Blitz aus heit'rem Himmel ein,
Daß ich mein Glück in Staub und Aſche ſeh'! –
Ich möchte ſterben, — ſcheiden thut doch weh'.

Breslau. Guido Fritſch.

---

# Frauenliebe.

## Hiſtoriſche Erzählung

von

Thusnelda.

---

An den paradieſiſchen Ufern der Brenta lag einſt ein ſchönes Schloß und in dem Schloſſe lebten glückliche Menſchen.

Glücklich, denn ſie waren reich an Glauben, Güte und Liebe und hiermit im Beſitz alles deſſen, was dem Herzen Frieden, dem Leben Freude gewährt.

Der Himmel wölbte ſich ſo heiter über ihnen, die Erde war ſo blühend und grün, die Blumen dufteten ſo wunderlieblich, die Vögel ſangen nur Liebesgeſänge und Lieder der Freude, das Leben, die ganze Welt waren ſo köſtlich und reich, weil ihre innere Welt es war. Lernen wir die Glücklichen unter den Namen: Rudolph, Ritter von Wart, und ſeine Gemahlin Adelheid, aus dem Hauſe der Grafen von Watz und Sargans, kennen. Die reinſte Liebe hatte dies Eheband geknüpft und es nun ſchon ſeit Jahren zu einem der glücklichſten gemacht, welches je geſchloſſen wurde.

Mit hellem, befriedigtem Blick ſahen Rudolph und Adelheid in ihre Vergangenheit zurück. Sie hatten in der innigſten Harmonie der Herzen, Einer nur für die Wünſche des Anderen lebend, reichlich die Saat des Guten in ihrem Wirkungskreiſe ausgeſtreut; frohe, glückliche Unterthanen blickten dankbar ſegnend zu ihnen auf; ein früher vernachläſſigtes, jetzt blühendes, fruchtreiches Land pries ihren fürſorgenden Fleiß, ihre gedeihliche Anordnung; ſie ernteten mit fröhlichem Sinn die Früchte der in der Vergangenheit ausgeſtreueten Saat und waren glücklich in der Gegenwart. Nur bei dem Gedanken an die Zukunft verdunkelte zuweilen eine Wolke Adelheid's klares Auge, ihren hellen Sinn: ſie fürchtete, ihres Gemahls gegenwärtiger Wirkungskreis dürfte ihm in der Folge zu klein werden, ſeinem regen Geiſt, ſeiner Thatkraft nicht in dem Maß Beſchäftigung gewähren, wie ſolches zu ſeinem Wohlbefinden, ſeiner inneren Befriedigung erforderlich ſei. Was es in dieſem Kreiſe zu thun, zu beſſern, zu verſchönern gab, das war während dieſer

ersten Jahre ihrer Verheirathung bereits geschehen; die Leitung des künftigen geregelten Ganges seiner wirthschaftlichen Angelegenheiten konnte unmöglich Rudolph's geistige Kräfte hinlänglich und auf eine seiner würdige Weise in Anspruch nehmen. Adelheid war seine wahre Freundin und als solche ängstlich für das fernere Wohl ihres Gemahls besorgt. Was aber könnte einem Mann von Rudolph's Herz und Geist höhere Befriedigung gewähren, als das Bewußtsein: zum Besten des Allgemeinwohls thätig mitgewirkt zu haben. Ganz von dem erhebenden Gedanken beseelt, das Glück, den Ruhm des geliebten Gatten dauernd zu begründen, machte Adelheid diesem den Vorschlag, an Kaiser Albrecht's des Ersten Hofe Dienste zu nehmen.

Rudolph erblaßte: »Du verlangst das Unmögliche! ich legte in die Hände meines sterbenden Vaters ein Gelübde nieder, dessen Erfüllung mit der Ausführung Deines Vorschlages unvereinbar ist! Ich kann dem Kaiser keinen Diensteid leisten, es ist gegen mein Gewissen.«

»Ich verstehe Dich nicht, darfst Du Dich mir nicht deutlicher erklären, Rudolph?«

»Es wäre besser, Du hättest nicht gefragt, Geliebte! was ich Dir sagen muß, dürfte nur zu leicht den Frieden Deines Herzens stören. — Dein Lebenselement ist die Liebe, fühlst Du Dich stark genug, mich von Blut und Rache sprechen zu hören?«

»Was Du auch davon sprechen mögest, es steht in keiner inneren Beziehung zu Dir! und da ich dies weiß, kann es mich wenig beunruhigen.«

»Wollte Gott, es wäre ganz so! doch Du wünschest eine aufrichtige Antwort! nun denn, so höre, meine arme Adelheid!

Du weißt, daß mein Vater schon in früher Jugend der treueste Freund des unglücklichen Adolph von Nassau war; diese Freundschaft währte fort, als späterhin Adolph den Thron bestieg, und befestigte sich nur noch inniger, als die Kaiserkrone wieder von seinem Haupt genommen wurde. Dies zu verhindern war aller Fürsorge treuer Freundschaft nicht vergönnt gewesen; vergebens hatte mein Vater den Kaiser vor den Ränken des ehrsüchtigen Erzbischofs von Mainz, Gerhard von Eppenstein, gewarnt; er achtete nicht darauf, bis er endlich das Opfer derselben und des Thrones entsetzt wurde. Albrecht wurde an Adolph's Statt zum Kaiser erwählt. Hatte mein Vater seinem kaiserlichen Freunde auch Glück und Krone nicht retten können, so bewies er ihm doch, was ein Freund im Unglück werth sein kann; er verließ ihn nie mehr und focht an seiner Seite in der Schlacht, in welcher Kaiser Albrecht mit eigener Hand dem unglücklichen entthronten Adolph den Tod gab und so durch Blut die Krone auf seinem Haupt befestigte. Meines Vaters zum Schutze für seinen Freund und Herrn erhobener Arm sank, von einem feindlichen Schwertstreich getroffen, in dem Augenblick machtlos nieder, als Albrecht den tödtlichen Hieb auf Adolph's Haupt führte. Da knieete mein Vater neben dem sterbenden Kaiser nieder: »ich konnte Dich nicht retten, aber ich werde Dich rächen!« gelobte er mit einem theuren Schwur, und das herniederrieselnde Blut aus dem verstümmelten Arm besiegelte das Gelöbniß. Es zu erfüllen, war ihm jedoch nicht beschieden; man trug ihn vom Schlachtfelde auf das Lager, welches ihm einen Monat später zum Sterbebette wurde. In der Stunde seines Todes forderte er von mir das feierliche Gelübde: an seiner Statt den seinem kaiserlichen Freunde geleisteten Racheschwur zu lösen.«

»Und Du gabſt das Verſprechen?« fragte Adelheid mit angſtvollem Blick und Ton.

»Ich gab es!« antwortete der Gatte traurig, und fügte nach kleiner Pauſe hinzu: »Die Schauer eines Sterbebettes, die Qualen der letzten Stunde, der Schmerz um den Verluſt des beſten Vaters waren wohl fähig, mich zu einem Gelübde zu bewegen, das ich, ſo ſchauerlich es auch iſt, nun freilich erfüllen muß, wenn es an der Zeit iſt!«

»Das mußt Du nicht, Rudolph! Gott ſah, unter welchen ergreifenden und bewegenden Umſtänden Du es ablegteſt, er nahm es nicht für vollgültig an! Es kam nicht aus Deinem Herzen, es war nicht im Sinn der chriſtlichen Lehre, welche uns gebietet: »Vergebet Euern Feinden!« es war ein Gelübde gegen jedes göttliche Gebot! Gott ſchütze Dich gnädig, daß Du Deine Hand an irgend ein menſchliches Leben und nun gar an das eines Geſalbten legeſt! Es ſoll uns heilig ſein!«

»Heilig ſoll uns aber auch jedes Gelübde ſein, und vor Allem das einem Sterbenden geleiſtete!«

»Vorausgeſetzt, daß keine Sünde daran hängt, wie doch an dem, zu welchem nur die kindliche Liebe im Augenblick der Trennung für dies Leben Dich verleiten konnte. O mein geliebter Freund! Gott nimmt gnädig dies übereilte Gelübde von Dir und wird Dir vergeben, daß Du es einſt leiſteteſt, wenn wir vereint ihn innig darum bitten.«

»Hoffſt Du darauf?« —

»Als gläubige Chriſtin, ja!« antwortete ſie mit frommer Zuverſicht. Dann knieeten Beide nieder und beteten lange und mit tiefer Innigkeit; und je länger ſie beteten, je näher ſie ihrem Gott und Heilande traten und je näher er ihnen trat, um ſo glaubensfreudiger, ruhiger, glücklicher wurde ihr Ausdruck, und

als sie sich vom Gebet erhoben, war der Engel des Friedens wieder in ihre Herzen eingezogen und die Zukunft lag hell vor ihren Blicken.

So blieb es für sie zwei schöne Jahre hindurch, die sie in unvermindertem Glück auf ihrem Schloß an der Brenta verlebten. Ja, Rudolph war jetzt erst vollkommen glücklich, nun das jahrelang im Stillen getragene Leid und mit ihm das einzige Geheimniß, das er aus Liebe für sie vor seiner Gattin gehabt, von ihm genommen waren. Von eine Uebersiedelung an den Kaiserhof war nie wieder die Rede gewesen.

Um diese Zeit machte der Neffe Kaiser Albrecht's, Johann von Schwaben, eine Reise durch die Schweiz und Italien. Unfern der Besitzung des Herrn von Wart erkrankte der Prinz; man brachte ihn, der bessern Pflege wegen, in dessen Schloß. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in demselben hatte der Prinz nicht nur Genesung, sondern auch einen treuen Freund gefunden. Rudolph von Wart fühlte sich innig zu dem liebenswürdigen und unter dem Despotismus seines Oheims leidenden Prinzen hingezogen; und Johann von Schwaben erkannte und erwiederte mit aller Dankbarkeit seines weichen Gemüths die hingebende Freundschaft, welche Rudolph ihm bewies. Ein festes Band umschlang die Herzen der beiden jungen Männer und bald hegten sie keinen lieberen Wunsch, als den, sich auch äußerlich fortan nahe sein zu können.

Zu diesem Zweck schlug Johann dem Freunde vor, am Hofe Kaiser Albrecht's Dienste zu nehmen, an welchem sich aufzuhalten auch er durch den Willen seines Oheims gezwungen war, da dieser ihm noch immer die Besitznahme seiner Erbstaaten vorenthielt, welche der Kaiser vormundschaftlich verwaltete, ob-

gleich Johann's Alter ihn schon seit längerer Zeit berechtigte, die Uebergabe derselben zu fordern.

Dieser Vorschlag des Prinzen, der zwei Jahre früher von Adelheid gemacht worden war und damals von Rudolph zurückgewiesen wurde, weil er nicht mit reinem Gewissen dem Kaiser einen Diensteid leisten konnte, fand jetzt, nun diese Rücksicht fortfiel, nur eine zu willige Zustimmung seines Herzens. Um so mehr erfüllte er jetzt die Seele der liebenden Gattin mit ahnungsvoller Trauer; sanft, aber entschieden erklärte sie sich gegen Rudolph's Uebersiedelung aus der stillen Heimath an den geräuschvollen Kaiserhof.

Es war vergeblich: Rudolph hatte bereits dem fürstlichen Freunde sein Wort gegeben und suchte durch alle Ueberredungskunst der Liebe die zagende Gattin zu beruhigen. Prinz Johann vereinigte sich mit dem Freunde, um von Adelheid durch Bitten die Versicherung zu erlangen, daß sie sich gern ihren gemeinsamen Wünschen füge, denn Rudolph liebte Adelheid zu sehr, um frohen Muthes die Erreichung dieser Wünsche verfolgen zu können, wenn er denken mußte, daß sie darunter leide; und so gab sie denn mit lächelndem Blick, aber schwerem Herzen ihre Zustimmung zu dem, was zu ändern nicht in ihrer Macht lag.

An einem hellen Herbstmorgen verließ Johann von Schwaben mit dankerfülltem Herzen das gastliche Haus des Herrn von Wart. Der Hausherr begleitete ihn, um sich dem Kaiser vorzustellen und diesem seine Dienste anzutragen. Er hatte einen ernsteren Abschied von seiner Gemahlin genommen, als die nur für Wochen berechnete Trennung ihn zu rechtfertigen schien. Adelheid blickte vom Söller der Burg den Scheidenden nach. Schön wie ein Engel stand sie da; als aber die beiden Män-

ner ſich noch einmal grüßend zu ihr neigten, dann die Roſſe wendeten und Rudolph, ſich nochmals umblickend, ihr ein letztes Lebewohl zuwinkte, da ſtrömten ihre Thränen und bekundeten ihre irdiſche Abkunft.

Langſam zogen die Reiter durch das ſonnige Thal dem Ufer der Brenta entlang; endlich verbarg ein dunkler Wald ſie dem Blick der Nachſchauenden. Da erhob ſich plötzlich aus demſelben ein Schwarm Raben; mit lautem Gekreiſch flog er über den Häuptern der Reiter fort und dem Schloß des Herrn von Wart zu. Mehrere Male umkreiſten die Raben die Burg und ließen ſich endlich auf dem Thurme derſelben nieder. Still und bleich begab ſich Adelheid in das Innere der Burg zurück.

---

Einige Monate ſpäter finden wir die Freifrau von Wart, blühend und ſchön wie je, am Hofe Kaiſer Albrecht's wieder. Der Monarch hatte den Ritter von Wart huldvoll aufgenommen und ihm eine Stellung gegeben, welche ſeinem Ehrgeiz und ſeinen kühnſten Erwartungen genügen mußte; ſeine geiſtige Thatkraft wurde vielfach in Anſpruch genommen; er war geehrt und geliebt, einer der Erſten unter den Großen des Reichs und, was ihm von allem das Liebſte war, in der täglichen Umgebung ſeines fürſtlichen Freundes. Der Kaiſer ſchien dieſe Freundſchaft ſeines Neffen zu dem Herrn von Wart gern zu ſehen und zu begünſtigen, weil Rudolph, von Natur ſehr ſanft und friedliebend, offenbar einen vortheilhaften Einfluß auf Johann's, durch des Oheims anhaltende Ungerechtigkeit gegen ihn, gereiztes und erbittertes Gemüth ausübte. Seit Rudolph am Hofe lebte, wurden Johann's von Schwaben Anforderungen

an den Kaiſer, ihm die Beſitznahme ſeiner Erbſtaaten zu geſtatten, ſeltener und ſanfter. Rudolph hatte ſeinen Freund zu dieſer weiſen Mäßigung vermocht, weil er hoffte, dadurch am erſten Albrecht's hartes Herz zu rühren und ihn zur Ueberwindung ſeines Eigennutzes zu bewegen. Als er gewahrte, daß auch das ſanfte Mittel erfolglos blieb, da der Kaiſer es nicht über ſich vermochte, ſich von den ihm anvertrauten Gütern zu trennen, da wagte er es ſelbſt, im Intereſſe ſeines Freundes, dem Monarchen bittende Vorſtellungen zu machen. Der Kaiſer hatte keine andere Antwort für ihn, als die ſchon ſo oft wiederholten Vertröſtungen; und Rudolph bedurfte ſeines ganzen Einfluſſes über Johann, um ihn immer wieder zum geduldigen und ergebenen Harren des Kommenden zu vermögen. Der Kaiſer, dies ſehr wohl erkennend, fühlte ſich dem Ritter für die ihm dadurch erſparte Beläſtigung verpflichtet.

Jahr und Tag gingen darüber hin.

Adelheid fühlte ſich froh und behaglich in den frohen und feinen geſelligen Beziehungen des Hoflebens; ſie ſah ja Rudolph heiter und befriedigt ſich in demſelben bewegen und was bedurfte es mehr, um auch ihr Herz zu befriedigen? Die bangen Ahnungen, mit welchen ſie an den Hof gekommen, ſchwanden allmälig vor Rudolph's ſicherem, ruhigem Einherſchreiten auf der neuen Bahn; ſie fürchtete nicht mehr ſein Straucheln und ſeinen möglichen Fall. Auch würde ſie, hätte ja zuweilen eine Anwandlung der früheren Furcht ſie beſchleichen wollen, kaum Zeit gefunden haben, derſelben weiter nachzudenken, ſo vielfach war ſie anderweitig in Anſpruch genommen. Sie war zum Lieblinge der Kaiſerin, zur gefeierten Dame des Hofes erhoben; die Monarchin wünſchte ſie viel in ihrer Nähe zu haben; ſie war die Sonne der Hoffeſte, die Preisvertheilerin bei feſtli-

chen Turnieren, der Gegenstand von Lied und Lob der Meistersänger.

Machte nun auch so viel Huldigung auf Adelheid einen geringeren Eindruck, als vielleicht auf viele andere Frauen; unempfänglich blieb sie dennoch nicht dafür. Der ihr gestreute Weihrauch umduftete sie lieblich, verlieh ihrer Gegenwart vielfachen Reiz und umschleierte wohlthätig ihre Zukunft.

Um diese Zeit regten sich die Zeichen allgemeinen Unmuths gegen Kaiser Albrecht immer lauter und drohender in seinen Landen. Seine Härte, seine aus Habsucht entsprungene Bedrückung der Unterthanen reizten diese gegen ihn auf; finsterer Groll bemächtigte sich selbst der Gemüther der Edelsten. Die Vögte, welche er über seine reichen Besitzungen in der Schweiz gesetzt, trugen durch die Grausamkeit und Verachtung, mit der sie, immer im Namen des Kaisers, die freien Schweizer behandelten, redlich das ihrige dazu bei, den glimmenden Funken des Hasses gegen Albrecht zur hellen Flamme anzufachen, und brachten es endlich zur offenen Empörung gegen die kaiserlichen Stellvertreter. Wie in der Ferne, so zeigten sich auch in der näheren Umgebung des Kaisers immer deutlicher die Anzeichen der Abneigung gegen ihn; vorzüglich trug seine Ungerechtigkeit gegen seinen allgemein geliebten und bedauerten Neffen viel dazu bei, diese bis zum höchsten Grade zu steigern.

In dieser Zeit versammelten sich oft mehrere Männer von Albrecht's Hofstaat bei nächtlicher Weile zu geheimen Zusammenkünften, in welchen der Gegenstand der Berathung wohl eben nicht ein Lob des Kaisers und ein Segen für ihn sein mochte. Doch der Zweck dieser Zusammenkünfte war noch nicht reif für das Licht des Tages; er blieb ein tiefes Geheimniß und

derjenige, den es zunächst anging, hatte wohl am wenigsten eine Ahnung davon.

Es war eine milde Aprilnacht im Jahre 1308.

Adelheid von Wart kehrte spät aus den Gemächern der Kaiserin in die ihrigen zurück. Beim Vorübergehen an dem Arbeitszimmer ihres Gemahls bemerkte sie noch Licht in demselben. Dies würde sie nicht weiter befremdet haben, denn Rudolph war ein so eifriger Staatsmann geworden, daß er öfter bis tief in die Nacht arbeitete. Aber an diesem Abende leuchtete die gastliche Flamme wohl nicht der fleißigen Feder Rudolph's am Schreibtisch; Adelheid hörte die verworrenen Töne vieler gedämpfter Stimmen; bange Ahnung beklemmte ihr die Brust; sie brachte diese nächtliche Berathung mit einer schon seit längerer Zeit an ihrem Gemahl bemerkten inneren Unruhe in Verbindung. Rudolph hatte sie, seitdem sie diese Veränderung seines Gemüthszustandes mit Besorgniß beobachtet, sichtlich vermieden; er scheute es, mit ihr allein zu sein, als fürchte er, sie möchte ihn über Dinge befragen, die wohl nicht so waren, wie sie sein sollten.

All' die bangen Befürchtungen, die Adelheid schon lange gequält, bestürmten in dieser Nacht mit verdoppelter Qual ihre Seele. Fast betäubt kam sie in ihren Zimmern an und ließ sich der Hofkleider entledigen; aber der Schlaf floh sie. Ruhelos ging sie lange auf und ab in dem stillen, von der nächtlichen Ampel nur dämmerig erleuchteten Gemach; immer höher steigerte sich ihre innere Angst; alles Blut drängte sich zu ihrem Herzen, es klopfte fieberisch, ihr Kopf brannte. Sie öffnete ein Fenster; die frische Nachtluft kühlte ihre glühende Stirn. Friedlich breitete sich Gottes schönster Dom über Stadt und Land; friedlich gingen Mond und Sterne ihre gewohnte Bahn. Adelheid sehnte

ſich, dieſen Frieden des Himmels herabziehen zu können in ihre Bruſt. Sie betete inbrünſtig. Bisher fand ſie noch immer Beruhigung und Troſt im Gebet; heute nicht. »Gott verſagt Dir die erſehnte Beruhigung im Gebet, er wird auch dabei ſeine weiſen Abſichten haben; die Zeit der Ruhe iſt noch nicht gekommen!« dachte ſie. Sie wollte mit Rudolph ſprechen, ſie wollte ihn beſchwören, ihr, wie früher, ſein Herz zu öffnen. Vielleicht hatten ſeine Gäſte ihn nun ſchon verlaſſen? Mit laut klopfendem Herzen durcheilte ſie die Gänge des Schloſſes bis zu Rudolph's Thür. Noch währte das gedämpfte Geſpräch in ſeinem Zimmer fort; Adelheid wollte ſich zurückziehen, aber eine wahre Todesangſt bannte ihren Fuß; ihr war, als ſtehe ſie vor der Entſcheidung über das Glück oder Unglück ihres Gatten und damit ihres ganzen Lebens.

Da drangen einzelne Worte des immer eifriger werdenden Geſprächs verſtändlich zu ihrem Ohr; ein grauenvoller Sinn entwickelte ſich allmälig daraus. »O, meine Ahnung!« rief Adelheid und ſank ohnmächtig nieder.

Bald darauf wurde die Thür von Innen geöffnet; vier Männer, tief in Mäntel gehüllt, näherten ſich dem Ausgange, der Fuß des Vorangehenden berührte einen menſchlichen Körper. »Verrath!« rief die, gewöhnlich ſo ſanfte, jetzt heftige und zornige Stimme Johann's von Schwaben; »Rudolph von Wart, vermagſt Du uns in Deinem eigenen Hauſe nicht vor Lauſchern zu ſchützen?«

Rudolph trat mit einer Leuchte hinzu; ihr Schein fiel auf Adelheid's todtenbleiches Geſicht. »Mein Weib!« rief er erſtarrt. »Sie hat unſer Geheimniß entdeckt!« »Sie wird uns verrathen!« »Wir ſind verloren!« riefen die Stimmen Johann's von Schwaben, Walther's von Eſchenbach, Rudolph's von Palm und Conrad's

von Tegerfeld im heftigſten Schrecken durcheinander. »Beruhigt Euch!« ſprach endlich Rudolph von Wart, bleicher noch als die Uebrigen, »ich ſtehe für meine Gattin.« Dieſe Erklärung und die Würde und Zuverſicht, mit der ſie gegeben wurde, duldeten keinen Widerſpruch; die vier Männer verließen ſchweigend das Haus.

Rudolph trug die Ohnmächtige in ihre Zimmer. Als ſie endlich die Augen wieder öffnete, fiel ihr erſter Blick auf das bleiche, verſtörte Geſicht des neben ihr knieenden Gemahls, und mit dieſem Blick ſtand alles Grauen der letzten Augenblicke, auf die ſie ſich beſinnen konnte, in ſeiner ganzen, erſchütternden Wahrheit aufs Neue vor ihrer Seele. Sie richtete ſich mühſam auf, erhob die flehend gefalteten Hände zu Rudolph und ſprach in ſo ergreifenden Tönen zu ihm, daß er ſie nur mit Thränen anhören konnte.

»Laß uns fliehen,« bat ſie, »weit, weit von dem Abgrunde, an dem Du ſtehſt! fort von dem Schauplatz der Sünde! Um Deiner Seele willen, Rudolph, um unſeres zeitlichen und ewigen Friedens willen laß uns fliehen!«

Rudolph ſenkte traurig den Kopf und ſprach nur die wenigen Worte: »Es iſt zu ſpät!«

»Zu ſpät? — nein, Rudolph, noch laſtet nur die Sünde des Gedankens, nicht der That auf Dir! noch kannſt Du Dich retten!« —

»Nur durch Meineid und Verrath an meinen Freunden, die mir vertrauen. — Mein theures Weib, ich fürchte, ich bin hier und dort verloren! — Du kannſt nicht mehr mein rettender Engel werden! Aber es ſteht bei Dir, mir noch einen, vielleicht den letzten Troſt zu geben: laß Dich von mir retten. — Verlaß dieſen Ort, der nur zu bald eine Stätte des Schreckens werden dürfte; ziehe Dich in das entlegene einſame Thal Frontigue in

den Alpen zurück; — dort wird Dich Niemand finden, wenn auch das Traurigste einträfe.«

»Rudolph, das kann Dein Ernst nicht sein, Du kannst nicht von mir fordern, daß ich Dich jetzt verlassen soll, wo Du mehr als je eines treuen Herzens bedürfen wirst. Bei unserer Liebe, das kannst Du nicht von mir fordern! und könntest Du es, ich würde Dir, zum erstenmal in meinem Leben, nicht gehorchen!«

»Lieber Engel!« sagte Rudolph sehr weich und drückte inniger ihre Hand an sein gequältes Herz; »erfülle meinen Wunsch, meine vielleicht letzte Bitte an Dich! denke an das theure kleine Wesen, dem Gott durch Dich das Leben zugedacht. Adelheid, es ist eine von uns Beiden so heißersehnte Gottesgabe, das erste Kind nach fast achtjähriger Ehe! Erhalte es Dir! Gott will es Dir vielleicht zum Trost für jene Zeit schenken, wo ich nicht mehr bin. — Und dann, bliebest Du hier, Du würdest willenlos zur Verrätherin an mir und meinen Freunden werden. Deine Lippen würden schweigen, dafür kenne ich meine Adelheid! aber Dein gequältes Herz, Deine ruhelose Angst würden irgendwie unser Geheimniß verrathen, und könntest Du das wollen, da Du dadurch nichts mehr ändern, bessern, nur mich und die, die mir vertraut, den Freund, den ich liebe und dessen lastende Sclavenketten ich lösen helfen will, verderben würdest? — Sprich, mein geliebtes Weib, wozu bist Du entschlossen?«

»Ich gehe, Rudolph!« erwiederte sie fast tonlos; »aber nur unter der Bedingung, daß Du mir die Gewährung meiner letzten Bitte zusagst! Rudolph, Dein Herz blieb nicht rein vom Verrath, erhalte Deine Hand rein vom Blut! — Versprich, o versprich es mir, bei unserer Hoffnung auf Gottes Gnade und ewiges Erbarmen, gelobe es mir bei Jesu Wunden!«

»Ich gelobe es Dir!« sprach er feierlich, »und darf dies,

da ich nur unter dieſer Bedingung dem Bunde meiner Freunde beigetreten bin. Die Sünde bleibt dieſelbe und die Gefahr auch, ich weiß es; aber mir blieb nur die Wahl, meine Freunde zu verrathen (denn zu ändern war nichts mehr: die Saat der Schuld war längſt reif, ſie muß fallen) oder einer der Ihrigen zu werden; — ich wählte das letztere, unter der Bedingung, die Hand rein bewahren zu dürfen von den dunklen Flecken, die keine Zeit verwiſcht; — ſie waren es zufrieden. Vergieb mir, Adelheid, mein armer Engel! ich konnte nicht anders. — Bete für mich.«

Sie zog ſeine Hand mit einem Engelsblick an ihr Herz, als ſolle dies ihm Antwort geben, und ihre Thränen miſchten ſich mit den ſeinen.

Wenige Tage ſpäter befand Adelheid ſich auf der Reiſe nach Frontigue; doch hieß es, ſie ziehe ſich auf das Stammſchloß ihres Gemahls an der Brenta zurück.

Ihre Kränklichkeit hatte ihr als Vorwand dienen müſſen, unter welchem ſie ihre Entlaſſung von der Kaiſerin nachſuchte und erhielt. Daß dieſe Trennung von ihrem Gemahl unter ſo verhängnißvollen Verhältniſſen das traurigſte und ergreifendſte Ereigniß ihres bisherigen Lebens war, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Todtmatt und krank kam ſie in dem ihr angewieſenen Aſyl an.

Kaiſer Albrecht der Erſte hielt um dieſe Zeit Hof auf ſeinen Beſitzungen in der Schweiz und hatte zum erſten Mai ein feſtliches Gaſtmahl angeordnet.

Am Morgen dieſes Tages traten zwei Biſchöfe, im Auftrage Johann's von Schwaben, den Kaiſer abermals mit der ſo oft wiederholten Bitte an, ſeinen Neffen in den Beſitz ſeiner Erbgüter zu ſetzen.

Johann wollte noch dieſen letzten Verſuch machen, deſſen Gelingen ihn vor Ausführung einer ſchwarzen That bewahrt haben würde. Doch leider achtete Albrecht auch diesmal nicht der Bitten, die ſo begründet und gerecht waren; ganz ruhig hörte er die Biſchöfe an und antwortete wie immer vertröſtend: »Wir wollen ſpäter zuſehen! mein Vetter muß nur Geduld haben.« —

Eine Unglück weiſſagende Wolke lagerte ſich auf der Stirn des Prinzen, als die Biſchöfe ihm dieſe Antwort ſeines Oheims überbrachten.

Bald darauf wurde das Zeichen zum Beginn der Tafel gegeben; während derſelben brachte, nach der Sitte jener Zeit, ein Junker Maienkränze.

Der Kaiſer, vom fleißig kreiſenden Becher in beſonders übermüthige Laune verſetzt, nahm den ſchönſten der Kränze und drückte ihn mit den Worten: »Sieh, lieber Vetter, ſo etwas ſchickt ſich für Dein Alter!« — auf das ſchöne, lockige Haupt ſeines Neffen.

Dieſer nahm mit einer Bewegung des Unwillens den Kranz und legte ihn neben ſich; Thränen des Zorns füllten ſeine Augen; er ſprach kein Wort, aber er wechſelte ſchnelle, vielſagende Blicke mit Rudolph von Wart, welcher heute auffallend bleich und ſchweigſam an der kaiſerlichen Tafel ſaß.

Am Nachmittage dieſes verhängnißvollen erſten Mai 1308 ritt Kaiſer Albrecht ſeiner Gemahlin, welche man von einer kleinen Reiſe zurück erwartete, entgegen. Die Großen ſeines Hofes begleiteten ihn; unter dieſen Johann von Schwaben, Rudolph von Wart, Rudolph von Palm, Walther von Eſchenbach und Conrad von Tegerfeld.

Man kam an eine Ueberfahrt über die Aar; hier trennten

Prinz Johann und die vier eben genannten Ritter den Kaiser von seinem übrigen Gefolge, unter dem Vorgeben, der Kahn würde zu sehr beschwert, und setzten so, als alleinige Begleiter Albrecht's, mit ihm über den Fluß.

Eine kleine Strecke jenseits desselben fiel der unglückliche Kaiser unter den mörderischen Streichen seines eigenen Neffen und dessen Mitverschworener. Nur Rudolph von Wart hielt das sich selbst und seiner Gattin geleistete Gelübde; er legte nicht mit Hand an den Gesalbten, sondern nahm nur als duldender Zuschauer Theil an dem Verbrechen. Aber der Fluch der Sünde folgte ihr hier auf dem Fuß nach. Kaum war der Mord geschehen, so beschlich ein namenloses Entsetzen die unglücklichen Verbrecher. So grausenvoll hatten sie sich das Gefühl eines auf der Seele lastenden Mordes nicht gedacht. Sie flohen auseinander, der Eine hier, der Andere dorthin, und haben sich nie wiedergesehen.

Nie nahm Johann von Schwaben Besitz von seinen Erbgütern, die er durch einen Mord zu erringen gedacht; man sagt, er sei nach Palästina gezogen und habe dort in einem verborgenen Erdenwinkel als Eremit seine Schuld gebüßt. Die Geschichte bewahrt sein Andenken unter dem Namen: Johann Parricida (Vatermöder).

Walther von Eschenbach war ins Würtembergische entflohen und lebte hier 25 Jahre unerkannt als Schäfer. Auf seinem Todtenbette bekannte er sich als einen der Mörder Kaiser Albrecht's des Ersten.

Von den ferneren Schicksalen Rudolph's von Palm und Conrad's von Tegerfeld hat man nie etwas erfahren. Wahrscheinlich wird ihr Leben eben so traurig gewesen sein, als das ihrer Mitschuldigen.

Die härteſte zeitliche Strafe von Allen mußte der arme Rudolph von Wart erdulden. Eine unſägliche Qual trieb ihn nach der grauſen That längere Zeit ruhelos umher. Wohin er ſich auch wendete, überall trat ihm des Kaiſers gemordete Geſtalt entgegen, verfolgte ihn des Kaiſers Sterbeblick. Er wollte ihm entfliehen, wendete ſich hierhin, dorthin, endlich tiefer in die Gebirge; aber auf jeder Felſenſpitze ſah er den blutenden Kaiſer; er ſchreckte ihn ins Thal zurück; doch auch hier ſah er überall ein bleiches, blutiges Haupt; es ſpiegelte ſich in jedem Fluß, in jeder Quelle, aus der er ſeinen Durſt löſchen wollte. So, nirgend Ruhe findend, rannte er endlich in einem Anfall von Wahnſinn ſeinen Verfolgern in die Hände und wurde in Ketten nach Baſel geſchleift.

Während wir ihn hier im tiefen Kerker verlaſſen, wollen wir uns zu der Heldin dieſer traurigen Geſchichte, zu der unglücklichen Adelheid zurückwenden.

Bald nach ihrer Ankunft in Frontigue gebar ſie ein Söhnchen. Wenig ſpäter drang die Schauerkunde von dem Kaiſermorde, der Flucht der Mörder und der Verfolgung derſelben durch Agnes, Königin von Ungarn, des Gemordeten Tochter, zu ihrem Ohr.

Die Königin ließ das Gebirge in ſeinen verborgenſten Schluchten durchſtreifen und blutige Rache an allen nehmen, die mit den Mördern nur entfernt verwandt waren, oder ſonſt in irgend einer Beziehung zu ihnen geſtanden hatten, mithin an vielen Unſchuldigen.

Adelheid hörte, daß die Königin ſich perſönlich ihrem verborgenen Aufenthaltsort als drohende Rächerin nähere und faßte, obwohl noch krank und ſchwach, den Entſchluß, ihr entgegen zu gehen und ſie um Gnade für ihren Gatten anzuflehen.

Doch Agnes kam der Ausführung dieſes Vorſatzes zuvor. Mit dem Wuthgeſchrei: »Rache für den gemordeten Kaiſer!« drangen die Schaaren der Königin, Adelheid's treue Diener, die ſich zu ihrem Schutz erhoben, unbarmherzig mordend, in ihre ſtille Burg.

Neben der Wiege ihres Kindes knieend, erwartete Adelheid die Königin. Sie kam. Adelheid ſchleppte ſich mühſam zu ihr heran und flehte ſie mit den rührendſten Worten, bei der Gnade des Himmels am jüngſten Tage, um das Leben ihres Gatten an.

Aber die Königin, deren natürliche Grauſamkeit noch durch den Schmerz um ihren Vater vermehrt wurde, achtete des Flehens der unglücklichen Frau nicht und ließ ſtatt jeder Antwort Mutter und Kind in einen feuchten Kerker werfen.

Noch in derſelben Nacht hauchte Adelheid's liebliches Kind ſein junges Leben aus. Die Mutter küßte die kleine Leiche mit einem ergreifenden Lächeln, drückte ſie feſt an ihre Bruſt und dankte Gott auf den Knieen, daß er ihr Kind aus dieſer Welt voll Trübſal fortgenommen.

Dann ſank ſie in eine todtenähnliche Ohnmacht, welche viele Stunden anhielt.

Der Kerkermeiſter, welcher ſie in dieſem Zuſtande fand, hielt ſie für todt, wie ihr Kind; und hielt es weiter nicht der Mühe werth, viel Notiz davon zu nehmen oder auch nur die Thür ihres Gefängniſſes zu verſchließen.

Aber Adelheid erwachte wieder zur ganzen Erkenntniß ihres Jammers. Ihr kleines todtes Kind, das neben ihr lag, erinnerte ſie daran, daß kein Band mehr ſie an dieſe Schauerſtätte feſſelte; ſie wollte dorthin, wohin auf Erden es ſie einzig noch zog, zu ihrem Gatten. Doch wie ſollte ſie den Kerkermeiſter ſo weit erweichen, daß er ihr die Freiheit gäbe? — Es galt den

Verſuch! Sie ſchwankte mit dem kleinen Leichnam zur Thür: vielleicht erreichte ihr Rufen, ihr Flehen ſein Ohr? Vielleicht war er menſchlich genug, ihr die Kerkerpforten zu öffnen und ſie hinaus zu laſſen? Sie legte ihre ſchwache Hand an das Thürſchloß, es gab nach, ſie war frei. —

»Ich werde ihn ſehen, ihn tröſten können!« war ihr einziger Gedanke, und ſie blickte unter Thränen des Dankes zum Himmel auf; aber der Mond, der ihrer irren Wanderung leuchtete, ſchien ihr eine blutige Kugel zu ſein, jeder Stern eine große, blutige Thräne.

Weiter, immer weiter gen Baſel floh ſie durch die Nacht; ihr Kind im Arm (denn Rudolph ſollte wenigſtens die Leiche ſeines einzigen Kindes ſehen), ihrer körperlichen Schmerzen, ihrer auf dem Wege wund geriſſenen Füße nicht achtend; das Herz, das liebende Frauenherz zog ſie unaufhaltſam vorwärts. Sie wußte, daß Rudolph ſterben mußte, es kam vielleicht auf Minuten an, ob ſie ihn lebend oder todt treffe; alſo weiter, raſtlos weiter. Endlich in der Morgendämmerung gelangte ſie in die Nähe von Baſel; einige Leute, an denen ſie faſt laufend vorüberging, entſetzten ſich vor ihrem irren Blick, den Todesſchmerz in ihrem bleichen Geſicht, ihrem flatternden Haar, den reichen, doch hier und da auf dem Wege zerriſſenen Gewändern, dem ganzen ſchönen Jammerbilde, das ihnen ein Räthſel war.

Raſtlos durcheilte ſie die noch menſchenleeren Straßen Baſels: jetzt kam ſie auf einen freien Platz und erblickte in der Mitte deſſelben ein Gerüſte; Klagelaute einer menſchlichen Stimme drangen von dort her zu ihrem Ohr; ſie ſchwankte ſchaudernd näher und ſank in die Knie vor dem verſtümmelten Körper ihres Gatten, den man hier ſo hart gerichtet und der noch lebte.

Ein einziger, aber herzdurchdringender Schmerzensſchrei rang

ſich aus Adelheid's gequältem Herzen empor. Dann ſiegte die unendliche Liebe in ihr, half ihr die eigene Todesqual überwinden und gab ihr Muth und Kraft, des Unglücklichen tröſtender Engel zu werden. Wohl über eine Stunde noch verharrte ſie neben dem ſo fürchterlich leidenden Gatten; ſie betete laut für ihn, tröſtete ihn in der Hinweiſung auf Gottes Gnade und Erbarmen, und daß er nun bald bei ſeinem Herrn und Heilande ſein und dort den ewigen Frieden nach der irdiſchen Qual finden würde; ſie löſchte ſeinen brennenden Durſt mit kaltem Waſſer, das ihr das Mitleiden eines Vorübergehenden reichte, und erleichterte in jeder Weiſe ſeinen ſchweren Todeskampf, ſo viel dies in menſchlicher Macht ſtand.

Und Rudolph erkannte, ſo weit ſeine Seelenkräfte noch hienieden waren, ſeinen Engel in ihr; ausſprechen konnte er es ihr nicht mehr, aber in ſeinem brechenden, zum Himmel gewandten Auge lag ein heißer Dank und Segen für ſie.

Endlich hörte Adelheid ſeinen Todesſeufzer; dann blieb alles lange ſtill wie im Grabe. Noch einmal nahm Adelheid ihre letzten Seelenkräfte zuſammen; ſie betete lange und dankte Gott für die Erlöſung ihres Gatten hier und jenſeits, denn daß ſie von dieſer die glaubensvolle und troſtreiche Ueberzeugung in ſich trug, hatte ſie ſo lange aufrecht erhalten. Vom Himmel kehrte ihr Auge noch einmal auf Rudolph's geliebtes, nun ſo ſtill und ruhig gewordenes Antlitz zurück. Dann ſchwankte ſie, ihren eigenen nahen Tod fühlend, ihr Kind in den Armen, fort, ohne zu wiſſen wohin. Sie kam bis zu dem Kloſter St. Plectrude. Auf deſſen Schwelle ſank ſie nieder und ſtarb. Aber ihre Leiden und ihre Liebe machten ſie unſterblich in den Herzen ihrer Schweſtern der Mit- und Nachwelt.

# Schneegegend.

Es geht, gehüllt in weiße Linnen,
Die alternde Natur zur Ruh';
Die greisen Berge, Schnee am Haupte,
Sie schauen ernst und traurig zu.

Der Himmel rollt den Vorhang nieder,
So düster, grau, so schwer und dicht,
Er wehrt der ew'gen Lampe Strahlen
Und schützt die Kranke vor dem Licht.

Die tiefe Ruhe nicht zu stören,
Schweigt selbst des Vogels Freudesang,
Des jugendlichen Stromes Brausen,
Den strenger Frost in Ketten zwang.

Die ew'gen Fahnen nur, die Tannen,
Sie winken heimlich ihren Gruß,
Der Quell singt still ein Lied voll Unmuth,
Von grüner Freiheit, eis'gem »Muß«.

Der dürre Wald streckt weinend, starrend,
Verzweiflungsvoll den Arm empor,
Der Sturm heult klagend durch die Lüfte
Den jammervollen Grabeschor.

Der Mensch allein steht unerschüttert,
Vom weichen Grame kaum berührt,
Weil er es fühlt, auf Gott vertrauend,
Daß noch ein Frühling kommen wird.

Kamill Maria Schlechta.

# Kleine Lieder und Sprüche

von

Caroline Münchmeyer.

---

## 1.

Arm iſt, der nicht vermag zu lieben,
Dem nichts vom Leben iſt geblieben,
Als nur ſein Ich, ſich ſelbſt verehrend,
Und von dem Nächſten viel begehrend;
Der ſich getäuſcht glaubt und betrogen,
Weungleich er nur ſich ſelbſt belogen.
Und hätt' er Gold und ſchöne Kleider,
Und wär' ſie groß die Schaar der Neider, —
Arm, wer nicht warm!
Sehr arm, ſehr arm!

Reich iſt die Seele, wenn ſie giebt
Mit aller Kraft, mit der ſie liebt.
Nicht auf die Güte And'rer warten,
Sich ſelber pflanzen einen Garten,
Voll Roſen bei dem Veilchenbeete!
Die Kränkung tauchen ſtill in Lethe;
Mit warmem Blick und vollen Händen
Den Freudeloſen Gaben ſpenden:
Reich iſt dies Herz
Auch noch im Schmerz!

2.

Es iſt mir doch, als ſollt' es ſein,
Als wär' der Schmerz mein eigen,
Wie Freude auch mein eigen iſt,
Mein ganzes Sein durchdringt.
Ach, wie ein Ring, ſo leget ſich
Der Kummer um die Seele,
Er dränget ſie,
Beenget ſie,
Daß d'raus hervor
Quillt wie ein Strom
Der heißeſten Gefühle Wort.
Und dieſe Wellen ſpülen fort
Das Leid, die Qualen, allen Schmerz.
Dann fügt zum Grundton ſich die Terz,
Daß ſüßer Einklang mild ertönt,
Als wär' nun Alles ausgeſöhnt.

3.

In meinen friſchen Tagen,
Da pflegt' ich oft zu ſagen:
Ich ſing' im Tode noch! —
Der Ton iſt mir verklungen,
Hab' lange nicht geſungen —
Ein Liedchen ſing' ich doch.

Es kam in ſtiller Weiſe
Beim ausgefahr'nen Gleiſe
Des Weges mir das Wort.
Nun kann im Geiſt ich ſingen,
Und aus dem Herzen dringen
Mir Klänge fort und fort.

Der Sang wird mich begleiten,
Mich ſanft hinüberleiten
In eine neue Welt.
Er tröſtet mich hienieden,
Erfüllet mich mit Frieden,
Hat mir die Nacht erhellt.

4.

Sorg' ein Jeder nur für den kommenden Morgen,
Gott wird ſchon für den kommenden Abend ſorgen.

5.

Flicht' ins Abendgebet Gelübde für künftige Tage,
Damit die Seele Dein Wollen Dir durch den Schlummer trage!

6.

Mit dem Tage wird Dir werden zum Vollbringen die Kraft,
Wenn der Geiſt und das Herz mit der Hand im Einklange ſchafft.

7.

Bewahre Dich nur vor eig'nem Vorwurfe immer,
Vor den Vorwürfen Anderer bewahrſt Du Dich nun und nimmer.

8.

Daß man doch öfter ernten will,
Und ſtreu'te keine Saat!
Sä' edlen Samen ſanft und ſtill,
So wirſt Du ernten, wenn auch ſpat.

# Ritter Jagto.

## Ballade.

---

### I.

Wer jagt herbei in ſeinem Wagen,
Zum Kampfe noch einmal bereit?
Es iſt ein unbekannter Kämpe;
Erſt jetzo ſtürmt er in den Streit.

Wie weichen alle Wendenſchaaren
Vor ſeinem blut'gen Schwert zurück!
»Jag' zu!« ertönt's von allen Seiten,
»Bring' wieder uns des Sieges Glück!«

Da bricht ein Rad an ſeinem Wagen;
Den Unbekannten kümmert's nicht.
Er mahnt aufs Neu' die feigen Krieger:
»Zum Kampfe! folgt! es ruft die Pflicht.«

Seht ihr's? Es hat ſich um den Fremdling
Ein muth'ges Häuflein ſchon vereint.
Die Roſſe bäumen ſich; ſie folgen
In Sturmeslauf dem flücht'gen Feind.

Der Kampf iſt aus; man kehrt zurücke.
Der Markgraf ſchaut den Fremden an:
»Hinfort ſollſt Du Dich »Jagto«*) nennen;
»Ich ſchlage Dich zum Rittersmann.

---

*) Jagto = jag' zu.

»Das Wagenrad ſetz' in Dein Wappen
»Und bau' Dir eine Veſte hier!
»Das Land, das Du in einer Stunde
»Umreiten kannſt, verſprech' ich Dir.«

Am Morgen d'rauf beſteigt Herr Jagto
Sein ſchnellſtes Roß zum wicht'gen Ritt.
Es ſauſt dahin; die Felſen ſtoben
Von ſeiner Hufe mächt'gem Tritt.

Doch plötzlich macht es Halt und bäumt ſich;
Ein Bauer pflügt ſein Ackerland.
»Hinweg von hier! Sonſt ſollſt Du fühlen
»Des Ritters Jagto ſtarke Hand.«

»»Was willſt Du, ſprich, auf meinen Fluren?««
»Ich bin Dein Herr; Du biſt mein Knecht.
»Und weich'ſt Du nicht, ſtoß' ich Dich nieder;
»Denn als Dein Herr hab' ich das Recht.«

»»Der Markgraf nur iſt mein Gebieter,
»»Und d'rum gehorch' ich ihm allein.
»»Vor Euch erbeb' ich nicht. Die Scholle,
»»Auf der ich ſtehe, ſie iſt mein.««

»So magſt für Deinen Trotz Du büßen!«
Er bohrt das Schwert ihm durch den Leib.
Der Bauer ſinkt. Die Lippen beben:
»»Ach, meine Kinder! Ach, mein Weib!««

## II.

Endlich wird es Tag. Die Qualen,
Die ihn nächtlich aufgeſchreckt,
Treiben ihn zur blut'gen Stätte,
Wo er Ruhm mit Mord befleckt.

Wieder läßt ſein Roß er ſatteln,
Jagt ins weite Feld hinaus,
Achtend nicht, daß ſchwarze Wolken
Künden des Gewitters Graus.

Und ein Weib gräbt mit dem Spaten
In der Erde Schooß hinein.
Ihre wild verzerrten Züge
Zeigt der Blitze greller Schein.

Tiefer gräbt und immer tiefer
Das verlaſſ'ne, arme Weib;
Dann legt's in die finſt're Grube
Ihres Mannes kalten Leib.

Endlich blickt ſie auf. Ein Ritter
Hält vor ihr auf ſtolzem Roß.
»Ja, Du warſt es. Aus der Wunde
»Ringt ein Tropfen Blut ſich los.

»Mir haſt Du den Mann gemordet,
»Und geraubt im Uebermuth
»Meinen Kindern ihren Vater.
»Rache! Rache! ſchreit ſein Blut.

»D'rum der erſt' und letzte Jagto
»Sollſt Du auf der Erde ſein,
»Und ein ehrenvoll Gedenken
»Soll Dir nie ein Enkel weih'n.

»Plötzlich, wie Du bist gestiegen,
»Fall' ins Dunkel Du zurück!
»Unglück möge Dich verfolgen,
»Wie Dir folgte sonst das Glück.

»Fluch Dir! Fluch!« Es fuhr ein Blitzstrahl
Aus dem Himmel jäh' herab,
Und, grell leuchtend, grub dem Weibe
Und dem Ritter er Ein Grab.

Nonneburg.

Rudolf Günther.

---

# Waldstimmen.

---

Früh'rer Tage hell' Erinnern tauchet auf mir im Gedächtniß,
Und es sind mir diese Bilder, wie ein heiliges Vermächtniß.
Wieder seh' die hellen Flammen dürres Holz ich gierig fressen
Im Kamin, an dem zusammen Mütterlein und ich gesessen.
Staub liegt auf der Sessel Kissen und der Heerd ist längst erkaltet,
Kleinen Stübchens Wand, gerissen, klaffend auseinander spaltet,
Und die Hütte fast zerfallen, die vom Geisblatt grün umschlungen.
Von den schönen Tagen allen bleiben nur Erinnerungen,
Und ich seh die hellen Flammen gierig im Kamine züngeln,
Aufwärts bald, und bald zusammen, von dem Wind gedrückt, sich ringeln.
Mütterchen prüft ernst die Schlingen ihres Strickstrumpfs durch die Brille,
Durch das stille Stübchen dringen hört man das Gezirp' der Grille. —
Draußen in den alten Föhren rauscht's mit wunderbaren Tönen,
Müde werd' ich nicht, zu hören auf das seltsam-bange Stöhnen.

Mütterchen, welch' fremde Weiſe, Sinn' erregend, Herz durchbebend,
Rauſchet draußen? Alſo leiſe frage ich, den Kopf erhebend.
Sieh, das wunderbare Klingen macht mir alle Pulſe glühen.
Könnte in der Nacht mich zwingen, ſeinen Tönen nachzuziehen?
Ach, ein unnennbares Wehen rauſchet in den alten Föhren,
Kann dies Flüſtern nicht verſtehen, und werd' doch nicht müd' zu hören! —
Auf die braunen Locken legend mir die feindurchſicht'gen Hände,
Milde mir das Haupt bewegend, daß das Aug' ich zu ihr wende,
Spricht nun Mütterchen, das treue: Folge nicht dem nächt'gen Flüſtern,
Daß nicht einſt zu ſpäte Reue möge Dir die Stirn umdüſtern.
Dieſe wunderbaren Töne, die durch unſ're Föhren wogen,
Sind die Geiſter vieler Söhne, die in weite Ferne zogen.
Von dem treuen Mutterherzen haben ſie ſich losgeriſſen,
Von den Treuen, die mit Schmerzen ihres Hauſes Liebling miſſen.
Doch auf kalter fremder Erde haben ſie kein Glück erworben,
Sehnend nach dem Vaterheerde ſind ſie fern von ihm geſtorben.
Und ihr Geiſt, der zieht nun nächtig klagend durch die alten Föhren,
Und kein menſchlich Herz iſt mächtig, ohne Weh' ihr Lied zu hören.
Laſſ' Dich Sehnſucht nicht verführen, dieſen Klängen nachzuſchwärmen,
Hilf des Heerdes Flammen ſchüren, die Dich heimathlich durchwärmen,
Bleib' in Deiner Mutter Armen, folge nicht dem Zauberwehen,
Ach, das ſind die Liebe-Armen, die der Geiſter Lied verſtehen! —
Alſo ſprach ſie zu dem Knaben, der die Hände ſtill gefaltet.
Lange iſt's, ſeit ſie begraben. Unſer Heerd iſt längſt erkaltet;
Unſer Hüttchen faſt zerfallen, längſt zog ich von meinen Lieben,
Von den ſchönen Tagen allen iſt Erinn'rung nur geblieben.
Aber in den alten Föhren tönt das alte bange Wehen,
Und ihr Rauſchen läßt ſich hören. — Schmerzlich lernt' ich es verſtehen.

Breslau.

Aleris Lomnitz.

# Venedigs Begräbnißstätten.

Bruchstücke eines größeren noch ungedruckten Werkes über Venedig.

---

»Einen Begräbnißplatz können wir nicht entbehren; es ist ein bescheidener Wunsch, im Schooße der Erde Ruhe zu finden!« Die Wahrheit dieses Ausspruchs [1]), den jeder Mensch, er sei arm oder reich, im Grunde seiner Seele wiederfindet, erkannten auch schon die frühesten Bewohner jener Gruppe von Inseln, auf denen sich später das stolze Venedig erhob. Auch sie mochten ihre Todten dem Meere — das doch ihrem Staate anfänglich überall zur Grenze diente, ihre Hauptstadt umgab und sich durch die Straßen derselben ergoß, das die Braut ihrer Herzöge und die Vertraute ihrer Seehelden war — nur auf weiten Seereisen und auch dann nur im Falle der höchsten Noth, nicht aber in gewöhnlichen Zeitläuften, anvertrauen.

Ihren geliebten Todten im Schooße der heimathlichen Erde eine würdige Ruhestätte zu bereiten, war von jeher das eifrigste Bestreben der Bewohner der realtinischen Inseln. Diese liebevolle Sorgfalt, die freilich in späteren Zeiten von einiger Beimischung kleinlicher Eitelkeit nicht ganz frei war, offenbart sich vor Allem in der großen Zahl von Denkmälern jeglicher Art,

---

[1]) S. Herrn von Holtei's Aufforderung zur Theilnahme an diesem Album.

denen man in allen Kirchen und Capellen Venedigs, viel häufiger als an irgend einem anderen Orte der Welt, begegnet. Sie stehen als rührende Zeugnisse jener kindlichen Ehrfurcht da, womit der alte Venetianer die Namen seiner theuern Todten der Nachwelt zu überliefern von jeher bemüht gewesen.

Wie anderwärts fand auch in Venedig im Verlaufe der Zeiten in der Wahl der Begräbnißstätten ein großer Wechsel Statt. Diesem Wechsel sollen wir nun nachgehen; doch wo anfangen und wo enden in einer Stadt, die uns auf jedem Schritt und Tritt Gegenstände vorführt, welche an die Vergänglichkeit irdischer Dinge erinnern, ja, die gewissermaßen selbst nur ein großes Todtenfeld, eine einzige große Begräbnißstätte ist?

In der ersten Zeit beerdigten die Venezianer ihre Todten am liebsten in der Kirche selbst, oder sie setzten sie in Grüften unterhalb derselben bei, oder sie begruben ihre Dahingeschiedenen wenigstens um das Gotteshaus herum auf Kirchhöfen. Ein eigener allgemeiner Gottesacker wurde in Venedig erst in diesem Jahrhunderte auf der Insel San Michele di Murano begründet, wo er noch immer ist.

Die Gewohnheit, die geheiligten Versammlungsorte der Gläubigen zu Begräbnißstätten der Todten zu benutzen, stammt aus der Zeit der ersten Christenverfolgungen. Sie stieg aus den Katakomben Roms in die christlichen Basiliken empor und verbreitete sich später nach und nach in fast alle Kirchen der Christenheit [2]).

---

[2]) Geschichte der bildenden Künste. Von Dr. Karl Schnaase. Düsseldorf 1844. Bd. III. S. 54 u. f. — Die Grabmäler der römischen Päpste. Historische Studie von Ferdinand Gregorovius. Leipzig 1857. 8. S. 12 u. f.

Wie in jenen, wurden später auch in diesen die Verstorbenen entweder in Sarkophagen beigesetzt oder in die Mauernischen der Kirchenwände eingesargt, oder aber in das Estrich der Tempel eingesenkt. So war es auch in Venedig, das, seiner meerumflossenen Lage ungeachtet, sich doch dem Entwickelungsgange des übrigen Europa nicht entziehen konnte, ja in Verfassung und Verwaltung, Gesetzgebung und Rechtspflege, Polizei und Cultur ihm sogar meist sehr weit vorangeeilt ist [3]).

Von allen diesen Arten der Beisetzung der Todten treffen wir in unserer Lagunenstadt noch immer einzelne Spuren an.

Der ältesten Sarkophage, in denen auch die Venetianer, gleich den ersten Christen und den Römern späterer Zeiten, ihre Todten in den Kirchen selbst beisetzten, finden sich auch heut' zu Tage noch mehre vor. Es sind selten ganz schlichte, meist mit erhöhtem Bildwerk bedeckte, entweder eingedachte oder unter eine Säulenblende gestellte Steinsärge einer noch unbeholfenen Kunst, die wenig Geschmack mehr beurkundete und noch viel weniger Erfindungsgeist und künstlerische Begabung in das wieder gesunkene Handwerk des Steinmetzen mitbrachte. Fast in allen kehrt derselbe Grundgedanke, dasselbe architektonische Gebilde, es kehren dieselben bildlichen Beigaben, es kehrt derselbe Schmuck immer wieder. Auf dem Deckel des Sarges ruht insgemein das Steinbild des Todten, mit den Zeichen seiner Würde angethan, auf Kissen; in den vier Winkeln ist entweder das Familienwappen oder es sind Sinnbilder von Tugenden

---

[3]) Durch die documentirte Nachweisung alles oben Gesagten hat sich Prof. S. Romanin in seiner Storia documentata di Venezia, Venezia 1854—56. 4 Bde., unverkennbare und zwar sehr große Verdienste erworben.

in der Geſtalt von Menſchen oder Thieren angebracht. Den Fuß des Sarges bildet ein mehr oder minder reich gegliederter, nach der Art der Karnieße verzierter Sockel, während die Kanten der vier Ecken architektoniſche Einfaſſungen zieren, die meiſt aus dünnen, ſchlanken Säulchen beſtehen, welche zierlich durchbrochenen Spitzbögen oder niedlichen Altarhäuschen zur Stütze dienen, unter deren lichten Wölbungen oder in niſchenartigen Vertiefungen kleine Standbilder der Madonna oder des Namensheiligen des Verſtorbenen ſtehen. Die Vorderſeite der Tumba ſchmückt ein meiſt roh gearbeitetes Basrelief, oder es vertritt eine Inſchrift ſeine Stelle, die mehr oder weniger ausführliche Kunde giebt über des Dahingeſchiedenen Namen, Stand, Alter und Lebenslauf [4]).

Solche Steinſärge brauchen wir nicht weit zu ſuchen. Wir treten nur in den dämmernden Umgang ein, der die ehrwürdige Markuskirche längs der Schau- und Evangelienſeite umgiebt. Da ſehen wir unter den mit goldglänzenden Moſaikbildern überzogenen Wölbungen der Halle vier ſolcher Todtenbehältniſſe älteſter Art, in deren dreien die Leichname von Dogen, im vierten aber die Gattin eines Herzogs ruhen.

Dem durch das Hauptthor Eintretenden zur Rechten [5]) ſteht

---

[4]) Solche Steinſärge findet man abgebildet in dem Werke: Chiese principali d' Europa dedicate a S.S. Papa Lione XII. Milano 1830. Imp. Fol. Fasc. IX, Tav. IV. — Dann in P. Selvatico's Werk: Sulla architettura e sulla scultura di Venezia dal medio evo sino ai nostri giorni. Venezia 1847. 8. p. 242. — Guida artistica e storica di Venezia e delle isole circonvicine. Autori P. Selvatico e V. Lazari. Venezia, Milano e Verona, 1852. 8. p. 178.

[5]) Sepolto appresso la porta grande della chiesa di San Marco a man destra. Andreae Naugerii patritii veneti Historia veneta italico sermone scripta etc. in Murat. script. rer. ital. Tom. XIII, col. 961.

ein Sarg im römiſch-byzantiniſchen Style, vielleicht das älteſte noch vorhandene Denkmal altvenetianiſcher Architektur und Bildhauerkunſt. In ihm liegt der Doge Vitale Faledro (Falieri), der vom Jahre 1084 bis 1096 den Herzogsſtuhl einnahm; für jene unruhigen Zeiten eine lange Regierungsdauer! Seinen Vorgänger Domenico Selvo hatte man abgeſetzt; er ſelbſt aber ſtarb gerade noch zur rechten Zeit, um einem noch ſchlimmeren Schickſale, aber nicht früh genug, um nach ſeinem Tode den durch eine drückende Theuerung und Hungersnoth hervorgerufenen Ausbrüchen der Volkswuth ganz zu entgehen. Das Volk lief bei ſeiner Beerdigung in der Vorhalle der Markuskirche, die es mit Verwünſchungen des Verſtorbenen erfüllte, zuſammen, warf, da die Hungersnoth meiſt ſchon vorüber war, Brot und Wein in die Gruft nach, und ſchrie dabei: »Da! Iß Dich nun ſelbſt ſatt, nachdem Du bei Lebzeiten uns haſt hungern laſſen!« — An dieſen Ausbrüchen ſeiner Entrüſtung ließ ſich der Pöbel weder durch die Rückſicht auf die kirchliche Ceremonie, noch durch die den Todten überhaupt ſchuldige Achtung, noch auch durch die Zeit des heiligen Weihnachtsfeſtes, in die das Ereigniß gerade fiel, abhalten [6]).

Auf der anderen Seite deſſelben Einganges ruht die Gattin ſeines glücklicheren Nachfolgers, Vitale Michiel I., Namens Felice. Von ihr berichtet die Grabſchrift der Tumba: »Sie

---

[6]) Andreae Danduli venetiarum ducis chronicon venetum, capitul. IX, pars X, nota *) in Murat. scr. rer. ital. Tom. XII, col. 256.— Vitae ducum venetorum italice scriptae ab origine urbis sive ab anno CCCCXXI usque ad annum MCCCCXCIII autore Marino Sanuto; bei Murat. scr rer ital. Tom. XXII., col. 479. ad ann. MLXXXIV.

habe Gott und die Armen geliebt, sei sittsam und anmuthig, eine Feindin des Luxus und alles grausamen Gepränges gewesen« [7]). Felice war noch Zeuge der Siege, welche die Kreuzfahrer, von den durch ihren Gatten angeführten Venetianern unterstützt, an der syrischen Küste über die Sarazenen erfochten.

Unter der Wölbung des ersten linken Fensterbogens derselben Halle zeigt sich ein dritter Sarg; es ist derjenige des Dogen Bartolomeo Gradenigo, der in der Reihe der Dogen der dreiundfünfzigste war (1339 bis 1342). Der Name Gradenigo war für Venedig kein erfreulicher. Unter Peter Gradenigo, einem seiner nächsten Vorgänger, wurde im Jahr 1297 die Zahl derjenigen Familien, welche fortan Sitz und Stimme im großen Rathe haben sollten, willkürlich verringert, welchen Staatsstreich man die Schließung des großen Raths (la serrata del gran consiglio) nennt; er selbst war ein schwacher Mann, der die Dogenmacht den Eingriffen eben dieses Rathes preisgegeben hatte, und Giovanni Gradenigo (1355 bis 1356) folgte unmittelbar auf jenen unglücklichen Marino Falieri, der den Versuch, Fürst und Volk von der Tyrannei einer übermüthigen Oligarchie zu befreien, am 17. April 1335 mit dem Tode durch Enthauptung büßen mußte [8]).

Ein vierter Sarg, der aber weiter zurück, gegen den in die Kirche selbst hineinführenden Seiteneingang hin, zu sehen ist,

---

[7]) Aus Venedig. Vom Verfasser des Naeman. (Herrn Pfarrer Passavant in Basel.) Basel 1853. Bd. I, S. 99. — Felice, die Gattin des Dogen, starb nicht, wie es in diesem Werke heißt, im Jahre 1111, sondern 1101. Anno milleno centeno denuo primo. — Venetia città nobilissima et singolare Descritta in XIIII libri. da M. Francesco Sansovino etc. In Venetia 1663. 4. p. 94.

[8]) Andrea Nauagiero a. a. O. col. 1041. — Marino Sanuto a. a. O. col. 634. — Romanin a. a. O. Vol. III, p. 187 u. 188.

birgt die irdiſche Hülle des vierundvierzigſten Herzogs Marino Moroſini (1349 bis 1352), deſſen Verdienſte um ſein Vaterland mehr in der Befeſtigung der öffentlichen Sicherheit der Stadt und der Wahrung der Ruhe und Ordnung im Inneren des Staates, als in glänzenden äußeren Unternehmungen beſtanden. Dieſer Herzog war der erſte unter den Dogen, der nach einem Beſchluſſe des großen Rathes in herzoglicher Kleidung begraben und deſſen Wappenſchild in der Markuskirche aufgehängt wurde [9]).

Aehnliche alte Sarkophage, die wirkliche Gräber ſind, enthalten auch viele andere Kirchen; wer könnte aber, ohne die Grenzen dieſes Aufſatzes ungebührlich zu erweitern, alle die Steinſärge älterer Art aufzählen, die in den Kirchen Venedigs oder in den Kreuzgängen ehemaliger Klöſter noch vorhanden ſind und die Reſte von Männern enthalten, die nicht bloß in der Geſchichte ihres Vaterlandes, ſondern auch in der Weltgeſchichte eine Rolle geſpielt hatten.

Weit häufiger begegnet man Steinſärgen, die, auf Tragſteinen ruhend, an den hohen Kirchenwänden haften [10]). Auch um einen ſolchen zu finden, brauchen wir nicht weit zu gehen; wir treten nur in die alte, in mehrfacher Beziehung ſehenswerthe Taufcapelle derſelben Baſilica ein. Da finden wir an der ſüdlichen, der Piazzetta zugekehrten Wand den Sarg des Dogen Andrea Dandolo (1343 bis 1354) [11]), des letzten der Herzöge, die in dieſer Kirche begraben worden ſind, des wichtigſten der alten Chronikenſchreiber Venedigs, eines Mannes,

---

[9]) Andreae Naugerii Historia veneta a. a. O. col. 997.

[10]) Dergleichen Särge findet man abgebildet in der Guida der Herren Selvatico und Lazari ꝛc. S. 145 u. 183.

[11]) Deſſen Abbildung findet man in den chiese principali d'Europa etc. Fasc. IX, Tav. VI.

der Petrarka's Freund war [12]), der um die Urkundenſammlung ſeines Vaterlandes ſich die größten Verdienſte erworben [13]), und dem auch dieſe Capelle ihre alten, für die Kunſtgeſchichte überaus lehrreichen Moſaiken verdankt [14]).

Es ginge offenbar zu weit, wollte man all' derjenigen Denkmäler auch nur flüchtig gedenken, die ſich über den Grabſtätten von Männern erheben, welche in Kunſt und Wiſſenſchaft, im Staate oder in der Kirche, im Heere oder auf der Flotte, im Rathsſaale oder vor den Gerichtsſchranken ſich ausgezeichnet oder deren Verdienſte die Jahrbücher der Geſchichte verzeichnet haben. Nicht ohne Ueberraſchung gewahrt der Reiſende bei ſeinen Wanderungen durch dieſe wundervolle Stadt die Unzahl großartiger Grabmonumente, die in einigen Kirchen, wie in S. S. Giovanni e Paolo, ai Frari, in San Francisco della vigna und anderswo ſich ſo zahlreich an einander drängen und über einander emporthürmen, daß das Auge keinen Punkt findet, an dem es von all' der Pracht und Herrlichkeit, von all' den geſchichtlichen Erinnerungen, Beziehun-

---

[12]) Viaggi di Francesco Petrarca in Francia, in Germania ed in Italia descritti dal Professore Ambrogio Levati. Milano 1820. 4. Vol. IV, p. 5 e seg.

[13]) Der Doge Andreas Dandolo, die von demſelben angelegten Urkundenſammlungen zur Staats- und Handelsgeſchichte Venedigs. Mit den Originalregiſtern des Liber albus, des liber blancus und der libri pactorum aus dem Wiener Archiv. Von Dr. Gottl. L. Fr. Tafel und Dr. G. M. Thomas. Aus den Abhandlungen der k. baier. Abhandlungen der Wiſſenſch. III. Cl. — München 1855. 4. Bd. VIII. Abtheil. I, S. 7 u. f.

[14]) Epistola di Giovanni Davide Weber ad Emman. Ant. Cicogna intorno alle colonne Akritane e loro monogrammi etc. in dem Werke: Delle inscrizioni veneziane raccolte ed illustrate da Emm. Ant. Cicogna. Venezia 1824. 4. Vol. I, p. 382.

gen, Allegorien, Sinnbildern und Sprüchen, mit denen ſie ſo reich verziert, zuweilen ſogar überladen ſind, ausruhen könnte; die nicht ſelten in gewaltigen Maſſen, oft zwei, drei Stockwerke hoch, emporgebaut oder auf Conſolen geſtellt, mit Waffen und anderen Siegestrophäen, Statuen, Säulen, Büſten und Reliefs geſchmückt, nicht ſelten bis an die Decke hinauf angebracht oder neben und zwiſchen die Altäre hingeſtellt, zuweilen ſogar ſchon an den Schauſeiten der Tempel in der Art architektoniſch geordnet und auf das großartigſte entfaltet ſind, daß ſie als reich geſchmückte Portale die Ein- und Ausgänge der Gotteshäuſer bilden. Am meiſten wird das nordiſche Auge durch den Anblick lebensgroßer Reiterſtatuen, aus vergoldetem oder übermaltem Holze geſchnitzt, überraſcht, die zuweilen dicht unter den Kirchenwölbungen ſich zeigen, von deren ſchwindelnder Höhe dann die geharniſchten Ritter zu Pferde ſo ernſt auf uns herabſchauen.

Der Anlage von Grüften war die Lage Venedigs nicht günſtig. Ringsum vom Meere umfloſſen, in allen Hauptſtraßen von der ſalzigen Fluth durchzogen, iſt das Waſſer in dieſer Stadt ſogleich bei der Hand, wie man nur einige Fuß tief gräbt; ja es dringt nicht ſelten zur Zeit hoher Springfluthen ſelbſt ſchon aus jenen untiefen Abzugsgräben urplötzlich und mit Gewalt hervor, die man anlegen mußte, um der Regentraufe einen unterirdiſchen Abfluß zu eröffnen. Um dieſes Uebelſtandes willen verſenkten die Venetianer ihre Todten am liebſten in ein bloß ausgemauertes Grab unterhalb des Marmorgetäfels ihrer Dome. In ſolchem Grabe liegt auch der berühmte Doge Francesco Moroſini (1688 bis 1694), genannt der Peloponneſier. In San Stefanos breitem Mittelſchiffe erblickt man nämlich, wenige Schritte vom Haupteingange entfernt, am Fußboden einen großen, mit Kriegstrophäen reich verzierten

Bronzedeckel einer umfangreichen Grabesgruft. Unter ihm ruht dieſer gewaltige Seeheld, der einſt ein Schrecken der Türken und ein Todesherold für Tauſende von Chriſten und Nichtchriſten war; denn nach der damaligen Sitte türkiſcher Kriege bezeichneten Mord, Raub und Verwüſtung weiter Landſtriche jeden Kriegszug; und Moreſini hatte deren ſo viele zu führen, er hatte ſo viele Städte erobert, ſo viele Schlachten zu Waſſer und zu Lande geſchlagen, ſo viele Raub- und Verwüſtungszüge unternommen, daß man ihm wohl mit Recht den Beinamen eines Herolds des Todes, namentlich für die griechiſch-türkiſche Halbinſel Morea (den Peloponnes), beilegen könnte[15]).

Der vielen Terrainhinderniſſe ungeachtet hatten denn doch der venetianiſchen Kirchen mehre ihre beſonderen Krypten, oder wie ſie hier genannt werden, Sottoconfeſſioni, ſo z. B. Santa Maria dei miracoli, S. Pietro di Caſtello, S. Maria glorioſa dei Frari, San Marco, San Zaccaria und mehre andere.

Von allen dieſen Grüften iſt dermalen nur mehr eine einzige zugänglich und von den Gläubigen auch täglich beſucht, und das iſt die Gruft der dem Propheten Zacharias geweihten Kirche, die zu den älteſten und ſehenswertheſten Venedigs gehört[16]). Auch dieſe heilige Stätte war aber, wie ſo viele andere

---

[15]) Tre documenti della famiglia Morosini pubblicati da prima volta in occasione delle felicissime nozze del Conte Luigi Michiel guardia nobile di S. M. colla Contessa Annetta Morosini dall' Ab. Francesco Nardi. Padova 1840. p. 3—5. — Francesco Morosini li Peloponesiaco ſtarb am 6. Januar 1694.

[16]) Dieſes Kloſter und die dazu gehörige Kirche ſind im Auftrage des Kaiſers Leo V., des Armeniers in den Jahren 814—820 unter den Dogen Angelo und Giuſtiniano Partecipacio, durch Reliquien bereichert, von Neuem erbauet worden. Urkunden der älteren Handels- und Staatengeſchichte der Republik Venedig mit

Venedigs, mehr als einmal ein Haus des Todes und der Schauplatz von mehr als einer Gewaltthat. Innerhalb des Umfanges der alten Kirche fanden acht der früheſten Herzöge ihre irdiſche Ruheſtätte, von denen mehre durch Mörderhand fielen. Es war überhaupt damals eine gar böſe Zeit; Parteien ſtanden Parteien gegenüber, und nicht leicht war es für den Herzog (Dux, Duca, Doge), ſie alle zu befriedigen. So erging es auch dem alten Dogen Pietro Tradonico (837 bis 864). Auch er, der denn doch ſchon über ſechsundzwanzig Jahre der Republik vorgeſtanden, konnte es den Barbolani, Selvi, Faledri, Candiani und ihrem Anhange nicht Recht machen; ſie beſchloſſen daher ſein Verderben und warteten zur Ausführung ihres Vorhabens nur eine günſtige Gelegenheit ab. Dieſe fand ſich bald. Als er eines Tages, es war der zweite Oſtertag des Jahres 864, der damals auf den 2. April fiel (nach Anderen aber ſoll die That am Kreuzerhöhungstage geſchehen ſein), in Begleitung ſeiner Leibwache nach der Veſper die Kirche von San Zaccaria verließ, überfielen ihn ſeine Gegner. Ein Theil der Seinigen wurde erſchlagen, die Uebrigen nahmen, von den Empörern heftig verfolgt, die Flucht nach dem nahen Herzogspalaſte, wo man ſie mehre Tage hindurch belagerte. Der Doge ſelbſt wurde am Ausgange aus dem Tempel des Herrn im Tumulte ermordet. Den entſeelten

---

beſonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante vom neunten bis zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. G. L. Fr. Tafel u. Dr. G. M. Thomas. Wien 1856. 8. Theil I. S. 1 u. f. — Ecclesiae venetae antiquis monumentis nunc etiam primum editis illustratae authore Flaminio Cornelio etc. Venetiis 1749. 4. Tom. XI, p. 305—404. — Cicogna a. a. O. II, p. 103—175.

Leichnam des Ermordeten ließ man auf dem blutgetränkten Steinpflaster des Tempelvorhofes unbeachtet liegen. Die Nonnen des an diese Kirche stoßenden Klosters wagten sich erst in der Stille der Nacht aus ihren Mauern heraus, und beerdigten den Körper in der Vorhalle ihrer Kirche [17]).

Auch Vitale Michiel II. (1156 bis 1172), dessen Leichnam ebenfalls hier beigesetzt war, wurde am 28. Mai 1172 in einem Volksaufstande, in geringer Entfernung von dieser Kirche, wohin er sich noch retten zu können vermeinte, von Marco Casolo ermordet [18]).

Kirche und Kloster wurden auch wiederholt durch Feuersbrünste zerstört. Eine solche ereignete sich auch im Jahre 1105. Das Feuer brach zwar weit von hier, in der Nähe der den h. h. Aposteln geweihten Kirche aus, wurde aber durch einen heftigen Sturm bis über diese Gegend hinaus verbreitet. Die verzagten Nonnen, hundert an der Zahl, flüchteten sich sämmtlich in die Krypte (Sottoconfessione) ihrer Kirche hinab, wo sie sich sicher glaubten, aber alle ihren Tod durch Erstickung fanden [19]).

Diese Gruft, in die man erst im Jahre 1847, bei Gelegenheit einer umfassenden Reparatur, die nothwendig wurde,

---

[17]) Marini Sanuti vite dei duchi di Venezia, bei Murat. a. a. O. col. 455.

[18]) Andreae Danduli Chronicon a. a. O. col. 296.

[19]) Il silenzio di San Zaccaria snodato nella pubblicazione dell' antichissima origine, prosperi ingrandimenti et amplissimi privilegi dell' insigne suo monistero di Venezia etc. del Domenico Bozzoni. Venezia 1764. 4. p. 20. — Cenno storico intorno al tempio ed al sotterraneo di S. Zaccaria Profeta con la coronetta alle cinque piaghe etc. (des ab. Jacopo Bernardi) Venezia 1856. 16. p. 8 u. f.

um dieſen Theil des Baues gegen bedeutende, durch das eindringende Waſſer nahe drohende Verwüſtungen zu ſchützen, den Zugang wieder eröffnet [20]) und im December des Jahres 1849 dem öffentlichen Gottesdienſte wieder zurückgegeben hat, wird nun Tag für Tag von frommen Gläubigen beſucht, während die weiten Räume, welche unter der Markuskirche liegen, dermalen ſchon längſt jedem Beſuche unzugänglich ſind.

Die dunkeln Hallen dieſer Gruft, welche von ungefähr ſechzig durch niedrige Bögen und Wölbungen verbundene kurze, dicke Säulen gebildet werden, breiten ſich unter dem um mehre Stufen erhöhten Chore der Baſilika, unter der an intereſſanten alten Kunſtdenkmälern ſo reichen Capelle des Hochaltars und den beiden Seitencapellen aus [21]). Zwei Marmortreppen führten ſonſt aus der oberen Kirche in dieſe dunkeln Gewölbe hinab, die aber jetzt verſchloſſen ſind, und deren Eingänge zu beiden Seiten jener Stufen liegen, die zunächſt hinter den zwei Ambonen, auf denen nach altchriſtlichem Cultus der Gemeinde die

---

[20]) In der durch ihre kunſtgeſchichtlich merkwürdigen Altäre ausgezeichneten Capelle di S. Taraſio (F. Zanotto in ſeiner descrizione della città in dem Werke: Venezia e le sue lagune. Venezia 1847. 8. Vol. II, P. II, p. 169 e 173.) findet ſich an der in dieſen, jetzt dem h. Athanaſius geweihten, ehemaligen Chor der Nonnen hinabführenden Stiege folgende Inſchrift:

All' esempio delle pie donne
prime accorse
Allo scoperchiato sepolcro
Alquante divote
Apprivano questa via
Die XXIV Settembre MDCCCXLVII.

[21]) Osservazioni sopra l'alzamento del flusso maritimo delle lagune veneziane del Sign. Conte Giacomo Filiasi etc. Treviso 1826. p. 22.

Epiſtel und das Evangelium verkündet wurden, in die dem Hochaltare zunächſt liegenden Räume emporführen [22]). Bei einem erſt in dieſem Jahrhunderte unternommenen Beſuche zeigte ſich, daß es noch eine zweite, tiefer liegende Gruft gebe, die unter dem Mittelſchiffe der oberen Kirche, von den zum Chore emporführenden Stufen an, gegen den Haupteingang der Baſilika hin ſich erſtreckt, von deren ganzer Ausdehnung gegen den Platz zu man ſich aber darum keine Gewißheit verſchaffen konnte, weil bei weiterem Vordringen von der Decke herabgefallenes Geſtein, Mörtel und anderes Trümmerwerk ſich zeigte, welches das Verfolgen dieſer Richtung bis ans Ende der Gruft unzuläſſig machte. Eine dicke Granitſäule fand ſich gleich zu Anfang dieſes Theils der Krypta, welche der in der oberen Kirche aus dem Mittelraume in den Chor emporführenden Steintreppe zur Stütze dient. Vielleicht daß das Nachgeben einer oder der anderen unterirdiſchen Säule oder das Einſtürzen eines oder des anderen Bogens derſelben jene, den Fremden ſo ſehr überraſchende wellenförmige Geſtaltung des herrlichen Marmorpflaſters der oberen Kirche, das auf den Hallen dieſer Gruft ruht, veranlaßt hat [23]). — Auch dieſe Grüfte haben ihre eigene Geſchichte, die mit der Geſchichte des Baues der ganzen Baſilika auf das Innigſte zuſammenhängt. In

---

[22]) Dieſe Treppen finden ſich unter Nr. 12 der Pianta della r Basilica di S. Marco, die in Leopoldo Cicognara's Werk: Fabbriche piu cospicue di Venezia, misurate, illustrate ed intagliate dai membri della veneta r. Accademia di belle arti. Venezia 1815. Imp. Fol. Vol. I.

[23]) Sulla Sotto-Confessione antica sotterranea e sulla Pala d'oro della chiesa di San Marco in Venezia. Notizie del sacerdote D. Valentino Giacchetti sacrista dell' i r. Basilica suddetta. Venezia 1838. 8. p. 8 e seg. — Außerdem F. Zanotto a. a. O. S. 44 u. 45. — Filiaſi a. a. O. S. 23 u. 24.

ihnen ruhte der Körper des Evangeliſten Marcus, den die Venetianer aus Alexandrien entführt hatten und der jetzt unter dem Hochaltartiſche der Oberkirche liegt, durch mehre Jahrhunderte. Vor ihm wurde, wie einſt in den Katakomben Roms, unter einem großen Zuſammenfluſſe von Menſchen von Zeit zu Zeit feierlicher Gottesdienſt gehalten; allein ſchon im Jahr 1450 befand ſich die Gruft in einem Zuſtande, der ihren weiteren Beſuch nicht mehr räthlich machte, da das Waſſer, den ununterbrochen fortgeſetzten Schutzbauten zum Trotz, dennoch in dieſelbe eindrang. Um das Jahr 1580 wurden daher dieſe Räume ganz verlaſſen, ihre Zugänge abgeſchloſſen und die beiderſeitigen Treppen, die bis dahin aus ihnen in die Kirche hinaufführten, verſperrt. So lagen ſie durch nahezu dritthalb Jahrhunderte ganz verlaſſen da, und keines Menſchen Fuß hatte dieſe lichtloſen Wölbungen je wieder betreten. Erſt im Jahre 1816 verſuchte man es, durch eine beſondere Veranlaſſung angetrieben, bei Fackelſchein wieder in dieſelben hinabzuſteigen; man fand ſie unter Waſſer geſetzt und mit böſer Luft erfüllt. Im Jahre 1825 ergab ſich abermals die Nothwendigkeit, ſie zu betreten. Man ſchöpfte das Waſſer aus und ſtieg von Neuem in ſie hinab. Bei dieſer Gelegenheit machte man höchſt intereſſante architektoniſche und andere Wahrnehmungen, die aber mit unſerem Gegenſtande in keinem unmittelbaren Zuſammenhange ſtehen und darum hier mit Stillſchweigen übergangen werden müſſen [24]). Fünf Jahre ſpäter wurde abermals eine Lüftung der Gruft und eine ſtärkere Feſtigung

[24]) Ecclesiae Venetae antiquis monumentis nunc etiam primum illustratae ac in decades distributae authore Flaminio Cornelio Senatore Veneto. Venetiis 1749. 4. Decadis XIII, pars prior, p. 8. et seq.

des unter den in das Presbyterium führenden Stufen liegenden Theils der Krypta vorgenommen. — Die Legende knüpft auch an dieſe Stätte ihre geheimnißvollen und beziehungsreichen Fäden an, und berichtet ſo Manches, was vielleicht ein andermal nicht ohne Theilnahme vernommen werden möchte, dermalen aber und hier durchaus nicht am geeigneten Platze wäre [25]).

Alle übrigen Grüfte, deren es unterhalb mehrer Gotteshäuſer Venedigs gab, ſind dermalen längſt geſchloſſen, verſchüttet oder von Waſſer erfüllt und zu Begräbnißſtätten unbrauchbar geworden. Dieſes wurden ſie wahrſcheinlich ſchon frühzeitig, da der Waſſerſpiegel der Lagune ſich bereits ſeit Jahrhunderten, wenngleich nur unmerklich, ſo doch regelmäßig immer mehr und mehr erhöht. Man mußte ſie daher ſchon frühzeitig ſchließen und durch Kirchhöfe erſetzen.

Der Kirchhöfe (Cimiteri) hatte Venedig noch im vorigen Jahrhunderte wahrſcheinlich ſo viele als Pfarreien, größere Kirchen und Klöſter. Der Pfarreien zählte man vor dem für alle religiöſen und Wohlthätigkeitsanſtalten ſo verhängnißvollen Jahre 1810 nicht weniger als 72, und der Kirchen überhaupt über 200. [26]) Es war ſomit auch die Zahl der Kirchhöfe, die auf den Inſeln zerſtreueten Gottesäcker mit eingerechnet, keine viel geringere, da nicht nur eine jede Pfarrei,

---

[25]) Giacomo Filiasi a. a. O. p. 18—20.

[26]) Degli edifizi consacrati al culto divino in Venezia o distrutti o mutati d'uso nella prima metà del secolo XIX. Note storiche tratte da un Catalogo inedito di Don Sante della Valentina, Cappellano etc. Venezia 1852. p. 15 e seg. — Manuale ad uso del forestiere in Venezia compilato dal Nob. Gianjacopo Fontana etc. Venezia 1847. 16. p. 77.

sondern auch sogar jedes Kloster seinen eigenen Begräbnißort hatte. Diese Kirchhöfe schloß man nach und nach, da sie die freieste Bewegung des städtischen Verkehrs zu Lande hemmten und man der von ihnen eingenommenen Räume zur Erweiterung der Plätze und zur Anlegung neuer Straßen und Durchgänge bedurfte.[26*]) So kam es, daß die Kirchhöfe nach und nach aus der Mitte der die Stadt bildenden Inseln ganz verschwanden, und zwar die letzten Spuren erst vor wenigen Jahren. Noch im Herbste des Jahres 1854 wandelte man in der jetzt ganz neu gepflasterten schmalen und langen, mehrmals im Winkel sich brechenden Calle und Sottoportico dell' Ospedaletto, zwischen der Pfarrkirche der h. h. Johann und Paul und der Spitalskirche Santa Maria dei derelitti oder dem Ospedaletto, auf lauter Leichensteinen des benachbarten Dominikanerklosters, die jetzt schon längst in den Werkstätten der Steinmetze verarbeitet worden sind. Und so erinnern denn an diejenigen Stätten, welche einst die Kirchhöfe einnahmen, nur noch einzelne Benennungen von Plätzen, Gässen und Höfen [27]).

---

[26*]) G. Galliccioli: Delle memorie venete etc. T. III, p. 35 e seg.

[27]) So findet man in der dermaligen Pfarrei San Francesco della Vigna eine Calle del Cimetero, und einen Campo dietro il Cimitiero in der Pfarrei der hh. Gervasius und Protasius; auch der Beiname dei morti, dem wir so häufig begegnen, deutet auf eine Stätte hin, an der oder in deren Nähe die Todten beigesetzt wurden; so giebt es einen Campo morto in der Parrocchia di S. Nicolò da Tolentino, einen Ponte dei Morti auf der Insel von S. Niccolò dei Mendicoli; einen Campiello dei morti in jener der hh. Gervasius und Protasius und in der di S. Giacomo dall' orio und je eine Calle de morti in den Pfarreien S. Maria del Rosario, S. Trovaso, S. Angelo Raffaele, S. Cassiano und SS. Giovanni e Paolo.

der Petrarka's Freund war [12]), der um die Urkundenſammlung ſeines Vaterlandes ſich die größten Verdienſte erworben [13]), und dem auch dieſe Capelle ihre alten, für die Kunſtgeſchichte überaus lehrreichen Moſaiken verdankt [14]).

Es ginge offenbar zu weit, wollte man all' derjenigen Denkmäler auch nur flüchtig gedenken, die ſich über den Grabſtätten von Männern erheben, welche in Kunſt und Wiſſenſchaft, im Staate oder in der Kirche, im Heere oder auf der Flotte, im Rathsſaale oder vor den Gerichtsſchranken ſich ausgezeichnet oder deren Verdienſte die Jahrbücher der Geſchichte verzeichnet haben. Nicht ohne Ueberraſchung gewahrt der Reiſende bei ſeinen Wanderungen durch dieſe wundervolle Stadt die Unzahl großartiger Grabmonumente, die in einigen Kirchen, wie in S. S. Giovanni e Paolo, ai Frari, in San Francisco della vigna und anderswo ſich ſo zahlreich an einander drängen und über einander emporthürmen, daß das Auge keinen Punkt findet, an dem es von all' der Pracht und Herrlichkeit, von all' den geſchichtlichen Erinnerungen, Beziehun-

---

[12]) Viaggi di Francesco Petrarca in Francia, in Germania ed in Italia descritti dal Professore Ambrogio Levati. Milano 1820. 4. Vol. IV, p. 5 e seg.

[13]) Der Doge Andreas Dandolo, die von demſelben angelegten Urkundenſammlungen zur Staats- und Handelsgeſchichte Venedigs. Mit den Originalregiſtern des Liber albus, des liber blancus und der libri pactorum aus dem Wiener Archiv. Von Dr. Gottl. L. Fr. Tafel und Dr. G. M. Thomas. Aus den Abhandlungen der k. baier. Abhandlungen der Wiſſenſch. III. Cl. — München 1855. 4. Bd. VIII. Abtheil. I, S. 7 u. f.

[14]) Epistola di Giovanni Davide Weber ad Emman. Ant. Cicogna intorno alle colonne Akritane e loro monogrammi etc. in dem Werke: Delle inscrizioni veneziane raccolte ed illustrate da Emm. Ant. Cicogna. Venezia 1824. 4. Vol. I, p. 382.

gen, Allegorien, Sinnbildern und Sprüchen, mit denen ſie ſo reich verziert, zuweilen ſogar überladen ſind, ausruhen könnte; die nicht ſelten in gewaltigen Maſſen, oft zwei, drei Stockwerke hoch, emporgebaut oder auf Conſolen geſtellt, mit Waffen und anderen Siegestrophäen, Statuen, Säulen, Büſten und Reliefs geſchmückt, nicht ſelten bis an die Decke hinauf angebracht oder neben und zwiſchen die Altäre hingeſtellt, zuweilen ſogar ſchon an den Schauſeiten der Tempel in der Art architektoniſch geordnet und auf das großartigſte entfaltet ſind, daß ſie als reich geſchmückte Portale die Ein- und Ausgänge der Gotteshäuſer bilden. Am meiſten wird das nordiſche Auge durch den Anblick lebensgroßer Reiterſtatuen, aus vergoldetem oder übermaltem Holze geſchnitzt, überraſcht, die zuweilen dicht unter den Kirchenwölbungen ſich zeigen, von deren ſchwindelnder Höhe dann die geharniſchten Ritter zu Pferde ſo ernſt auf uns herabſchauen.

Der Anlage von Grüften war die Lage Venedigs nicht günſtig. Ringsum vom Meere umfloſſen, in allen Hauptſtraßen von der ſalzigen Fluth durchzogen, iſt das Waſſer in dieſer Stadt ſogleich bei der Hand, wie man nur einige Fuß tief gräbt; ja es dringt nicht ſelten zur Zeit hoher Springfluthen ſelbſt ſchon aus jenen untiefen Abzugsgräben urplötzlich und mit Gewalt hervor, die man anlegen mußte, um der Regentraufe einen unterirdiſchen Abfluß zu eröffnen. Um dieſes Uebelſtandes willen verſenkten die Venetianer ihre Todten am liebſten in ein bloß ausgemauertes Grab unterhalb des Marmorgetäfels ihrer Dome. In ſolchem Grabe liegt auch der berühmte Doge Francesco Moroſini (1688 bis 1694), genannt der Peloponneſier. In San Stefanos breitem Mittelſchiffe erblickt man nämlich, wenige Schritte vom Haupteingange entfernt, am Fußboden einen großen, mit Kriegstrophäen reich verzierten

Bronzedeckel einer umfangsreichen Grabesgruft. Unter ihm ruht dieſer gewaltige Seeheld, der einſt ein Schrecken der Türken und ein Todesherold für Tauſende von Chriſten und Nichtchriſten war; denn nach der damaligen Sitte türkiſcher Kriege bezeichneten Mord, Raub und Verwüſtung weiter Landſtriche jeden Kriegszug; und Moroſini hatte deren ſo viele zu führen, er hatte ſo viele Städte erobert, ſo viele Schlachten zu Waſſer und zu Lande geſchlagen, ſo viele Raub- und Verwüſtungszüge unternommen, daß man ihm wohl mit Recht den Beinamen eines Herolds des Todes, namentlich für die griechiſch-türkiſche Halbinſel Morea (den Peloponnes), beilegen könnte [15]).

Der vielen Terrainhinderniſſe ungeachtet hatten denn doch der venetianiſchen Kirchen mehre ihre beſonderen Krypten, oder wie ſie hier genannt werden, Sottoconfeſſioni, ſo z. B. Santa Maria dei miracoli, S. Pietro di Caſtello, S. Maria gloriosa dei Frari, San Marco, San Zaccaria und mehre andere.

Von allen dieſen Grüften iſt dermalen nur mehr eine einzige zugänglich und von den Gläubigen auch täglich beſucht, und das iſt die Gruft der dem Propheten Zacharias geweihten Kirche, die zu den älteſten und ſehenswertheſten Venedigs gehört [16]). Auch dieſe heilige Stätte war aber, wie ſo viele andere

---

[15]) Tre documenti della famiglia Morosini pubblicati da prima volta in occasione delle felicissime nozze del Conte Luigi Michiel guardia nobile di S. M. colla Contessa Annetta Morosini dall' Ab. Francesco Nardi. Padova 1840. p. 3—5. — Francesco Morosini li Peloponesiaco ſtarb am 6. Januar 1694.

[16]) Dieſes Kloſter und die dazu gehörige Kirche ſind im Auftrage des Kaiſers Leo V., des Armeniers in den Jahren 814—820 unter den Dogen Angelo und Giuſtiniano Partecipacio, durch Reliquien bereichert, von Neuem erbauet worden. Urkunden der älteren Handels- und Staatengeſchichte der Republik Venedig mit

Venedigs, mehr als einmal ein Haus des Todes und der Schauplatz von mehr als einer Gewaltthat. Innerhalb des Umfanges der alten Kirche fanden acht der früheſten Herzöge ihre irdiſche Ruheſtätte, von denen mehre durch Mörderhand fielen. Es war überhaupt damals eine gar böſe Zeit; Parteien ſtanden Parteien gegenüber, und nicht leicht war es für den Herzog (Dux, Duca, Doge), ſie alle zu befriedigen. So erging es auch dem alten Dogen Pietro Tradonico (837 bis 864). Auch er, der denn doch ſchon über ſechsundzwanzig Jahre der Republik vorgeſtanden, konnte es den Barbolani, Selvi, Faledri, Candiani und ihrem Anhange nicht Recht machen; ſie beſchloſſen daher ſein Verderben und warteten zur Ausführung ihres Vorhabens nur eine günſtige Gelegenheit ab. Dieſe fand ſich bald. Als er eines Tages, es war der zweite Oſtertag des Jahres 864, der damals auf den 2. April fiel (nach Anderen aber ſoll die That am Kreuzerhöhungstage geſchehen ſein), in Begleitung ſeiner Leibwache nach der Veſper die Kirche von San Zaccaria verließ, überfielen ihn ſeine Gegner. Ein Theil der Seinigen wurde erſchlagen, die Uebrigen nahmen, von den Empörern heftig verfolgt, die Flucht nach dem nahen Herzogspalaſte, wo man ſie mehre Tage hindurch belagerte. Der Doge ſelbſt wurde am Ausgange aus dem Tempel des Herrn im Tumulte ermordet. Den entſeelten

---

beſonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante vom neunten bis zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. G. L. Fr. Tafel u. Dr. G. M. Thomas. Wien 1856. 8. Theil I, S. 1 u. f. — Ecclesiae venetae antiquis monumentis nunc etiam primum editis illustratae authore Flaminio Cornelio etc. Venetiis 1749. 4. Tom. XI, p. 305—404. — Cicogna a. a. O. II, p. 103—175.

Leichnam des Ermordeten ließ man auf dem blutgetränkten Steinpflaster des Tempelvorhofes unbeachtet liegen. Die Nonnen des an diese Kirche ſtoßenden Kloſters wagten ſich erſt in der Stille der Nacht aus ihren Mauern heraus, und beerdigten den Körper in der Vorhalle ihrer Kirche [17]).

Auch Vitale Michiel II. (1156 bis 1172), deſſen Leichnam ebenfalls hier beigeſetzt war, wurde am 28. Mai 1172 in einem Volksaufſtande, in geringer Entfernung von dieſer Kirche, wohin er ſich noch retten zu können vermeinte, von Marco Caſolo ermordet [18]).

Kirche und Kloſter wurden auch wiederholt durch Feuersbrünſte zerſtört. Eine ſolche ereignete ſich auch im Jahre 1105. Das Feuer brach zwar weit von hier, in der Nähe der den h. h. Apoſteln geweihten Kirche aus, wurde aber durch einen heftigen Sturm bis über dieſe Gegend hinaus verbreitet. Die verzagten Nonnen, hundert an der Zahl, flüchteten ſich ſämmtlich in die Krypte (Sottoconfeſſione) ihrer Kirche hinab, wo ſie ſich ſicher glaubten, aber alle ihren Tod durch Erſtickung fanden [19]).

Dieſe Gruft, in die man erſt im Jahre 1847, bei Gelegenheit einer umfaſſenden Reparatur, die nothwendig wurde,

---

[17]) Marini Sanuti vite dei duchi di Venezia, bei Murat. a. a. O. col. 455.

[18]) Andreae Danduli Chronicon a. a. O. col. 296.

[19]) Il silenzio di San Zaccaria snodato nella pubblicazione dell' antichissima origine, prosperi ingrandimenti et amplissimi privilegi dell' insigne suo monistero di Venezia etc. del Domenico Bozzoni. Venezia 1764. 4. p. 20. — Cenno storico intorno al tempio ed al sotterraneo di S. Zaccaria Profeta con la coronetta alle cinque piaghe etc. (des ab. Jacopo Bernardi) Venezia 1856. 16. p. 8 u. f.

um dieſen Theil des Baues gegen bedeutende, durch das eindringende Waſſer nahe drohende Verwüſtungen zu ſchützen, den Zugang wieder eröffnet[20]) und im December des Jahres 1849 dem öffentlichen Gottesdienſte wieder zurückgegeben hat, wird nun Tag für Tag von frommen Gläubigen beſucht, während die weiten Räume, welche unter der Markuskirche liegen, dermalen ſchon längſt jedem Beſuche unzugänglich ſind.

Die dunkeln Hallen dieſer Gruft, welche von ungefähr ſechzig durch niedrige Bögen und Wölbungen verbundene kurze, dicke Säulen gebildet werden, breiten ſich unter dem um mehre Stufen erhöhten Chore der Baſilika, unter der an intereſſanten alten Kunſtdenkmälern ſo reichen Capelle des Hochaltars und den beiden Seitencapellen aus[21]). Zwei Marmortreppen führten ſonſt aus der oberen Kirche in dieſe dunkeln Gewölbe hinab, die aber jetzt verſchloſſen ſind, und deren Eingänge zu beiden Seiten jener Stufen liegen, die zunächſt hinter den zwei Ambonen, auf denen nach altchriſtlichem Cultus der Gemeinde die

---

[20]) In der durch ihre kunſtgeſchichtlich merkwürdigen Altäre ausgezeichneten Capelle di S. Taraſio (F. Zanotto in ſeiner descrizione della città in dem Werke: Venezia e le sue lagune. Venezia 1847. 8. Vol. II, P. II, p. 169 e 173.) findet ſich an der in dieſen, jetzt dem h. Athanaſius geweihten, ehemaligen Chor der Nonnen hinabführenden Stiege folgende Inſchrift:

All' esempio delle pie donne
prime accorse
Allo scoperchiato sepolcro
Alquante divote
Apprivano questa via
Die XXIV Settembre MDCCCXLVII.

[21]) Osservazioni sopra l'alzamento del flusso maritimo delle lagune veneziane del Sign. Conte Giacomo Filiasi etc. Treviso 1826. p. 22.

Epiſtel und das Evangelium verkündet wurden, in die dem Hochaltare zunächſt liegenden Räume emporführen [22]). Bei einem erſt in dieſem Jahrhunderte unternommenen Beſuche zeigte ſich, daß es noch eine zweite, tiefer liegende Gruft gebe, die unter dem Mittelſchiffe der oberen Kirche, von den zum Chore emporführenden Stufen an, gegen den Haupteingang der Baſilika hin ſich erſtreckt, von deren ganzer Ausdehnung gegen den Platz zu man ſich aber darum keine Gewißheit verſchaffen konnte, weil bei weiterem Vordringen von der Decke herabgefallenes Geſtein, Mörtel und anderes Trümmerwerk ſich zeigte, welches das Verfolgen dieſer Richtung bis ans Ende der Gruft unzuläſſig machte. Eine dicke Granitſäule fand ſich gleich zu Anfang dieſes Theils der Krypta, welche der in der oberen Kirche aus dem Mittelraume in den Chor emporführenden Steintreppe zur Stütze dient. Vielleicht daß das Nachgeben einer oder der anderen unterirdiſchen Säule oder das Einſtürzen eines oder des anderen Bogens derſelben jene, den Fremden ſo ſehr überraſchende wellenförmige Geſtaltung des herrlichen Marmorpflaſters der oberen Kirche, das auf den Hallen dieſer Gruft ruht, veranlaßt hat [23]). — Auch dieſe Grüfte haben ihre eigene Geſchichte, die mit der Geſchichte des Baues der ganzen Baſilika auf das Innigſte zuſammenhängt. In

---

[22]) Dieſe Treppen finden ſich unter Nr. 12 der Pianta della r Basilica di S. Marco, die in Leopoldo Cicognara's Werk: Fabbriche piu cospicue di Venezia, misurate, illustrate ed intagliate dai membri della veneta r. Accademia di belle arti. Venezia 1815. Imp. Fol. Vol. I.

[23]) Sulla Sotto-Confessione antica sotterranea e sulla Pala d'oro della chiesa di San Marco in Venezia. Notizie del sacerdote D. Valentino Giacchetti sacrista dell' i r. Basilica suddetta. Venezia 1838. 8. p. 3 e seg. — Außerdem F. Zanotto a. a. O. S. 44 u. 45. — Filiaſi a. a. O. S. 23 u. 24.

ihnen ruhte der Körper des Evangeliſten Marcus, den die Venetianer aus Alexandrien entführt hatten und der jetzt unter dem Hochaltartiſche der Oberkirche liegt, durch mehre Jahrhunderte. Vor ihm wurde, wie einſt in den Katakomben Roms, unter einem großen Zuſammenfluſſe von Menſchen von Zeit zu Zeit feierlicher Gottesdienſt gehalten; allein ſchon im Jahr 1450 befand ſich die Gruft in einem Zuſtande, der ihren weiteren Beſuch nicht mehr räthlich machte, da das Waſſer, den ununterbrochen fortgeſetzten Schutzbauten zum Trotz, dennoch in dieſelbe eindrang. Um das Jahr 1580 wurden daher dieſe Räume ganz verlaſſen, ihre Zugänge abgeſchloſſen und die beiderſeitigen Treppen, die bis dahin aus ihnen in die Kirche hinaufführten, verſperrt. So lagen ſie durch nahezu drittehalb Jahrhunderte ganz verlaſſen da, und keines Menſchen Fuß hatte dieſe lichtloſen Wölbungen je wieder betreten. Erſt im Jahre 1816 verſuchte man es, durch eine beſondere Veranlaſſung angetrieben, bei Fackelſchein wieder in dieſelben hinabzuſteigen; man fand ſie unter Waſſer geſetzt und mit böſer Luft erfüllt. Im Jahre 1825 ergab ſich abermals die Nothwendigkeit, ſie zu betreten. Man ſchöpfte das Waſſer aus und ſtieg von Neuem in ſie hinab. Bei dieſer Gelegenheit machte man höchſt intereſſante architektoniſche und andere Wahrnehmungen, die aber mit unſerem Gegenſtande in keinem unmittelbaren Zuſammenhange ſtehen und darum hier mit Stillſchweigen übergangen werden müſſen [24]). Fünf Jahre ſpäter wurde abermals eine Lüftung der Gruft und eine ſtärkere Feſtigung

[24]) Ecclesiae Venetae antiquis monumentis nunc etiam primum illustratae ac in decades distributae authore Flaminio Cornelio Senatore Veneto. Venetiis 1749. 4. Decadis XIII, pars prior, p. 8. et seq.

des unter den in das Presbyterium führenden Stufen liegenden Theils der Krypta vorgenommen. — Die Legende knüpft auch an dieſe Stätte ihre geheimnißvollen und beziehungsreichen Fäden an, und berichtet ſo Manches, was vielleicht ein andermal nicht ohne Theilnahme vernommen werden möchte, dermalen aber und hier durchaus nicht am geeigneten Platze wäre [25]).

Alle übrigen Grüfte, deren es unterhalb mehrer Gotteshäuſer Venedigs gab, ſind dermalen längſt geſchloſſen, verſchüttet oder von Waſſer erfüllt und zu Begräbnißſtätten unbrauchbar geworden. Dieſes wurden ſie wahrſcheinlich ſchon frühzeitig, da der Waſſerſpiegel der Lagune ſich bereits ſeit Jahrhunderten, wenngleich nur unmerklich, ſo doch regelmäßig immer mehr und mehr erhöht. Man mußte ſie daher ſchon frühzeitig ſchließen und durch Kirchhöfe erſetzen.

Der Kirchhöfe (Cimiteri) hatte Venedig noch im vorigen Jahrhunderte wahrſcheinlich ſo viele als Pfarreien, größere Kirchen und Klöſter. Der Pfarreien zählte man vor dem für alle religiöſen und Wohlthätigkeitsanſtalten ſo verhängnißvollen Jahre 1810 nicht weniger als 72, und der Kirchen überhaupt über 200. [26]) Es war ſomit auch die Zahl der Kirchhöfe, die auf den Inſeln zerſtreueten Gottesäcker mit eingerechnet, keine viel geringere, da nicht nur eine jede Pfarrei,

---

[25]) Giacomo Filiasi a. a. O. p. 18—20.

[26]) Degli edifizi consacrati al culto divino in Venezia o distrutti o mutati d'uso nella prima metà del secolo XIX. Note storiche tratte da un Catalogo inedito di Don Sante della Valentina, Cappellano etc. Venezia 1852. p. 15 e seg. — Manuale ad uso del forestiere in Venezia compilato dal Nob. Gianjacopo Fontana etc. Venezia 1847. 16. p. 77.

ſondern auch ſogar jedes Kloſter ſeinen eigenen Begräbnißort hatte. Dieſe Kirchhöfe ſchloß man nach und nach, da ſie die freieſte Bewegung des ſtädtiſchen Verkehrs zu Lande hemmten und man der von ihnen eingenommenen Räume zur Erweiterung der Plätze und zur Anlegung neuer Straßen und Durchgänge bedurfte.[26*]) So kam es, daß die Kirchhöfe nach und nach aus der Mitte der die Stadt bildenden Inſeln ganz verſchwanden, und zwar die letzten Spuren erſt vor wenigen Jahren. Noch im Herbſte des Jahres 1854 wandelte man in der jetzt ganz neu gepflaſterten ſchmalen und langen, mehrmals im Winkel ſich brechenden Calle und Sottoportico dell' Oſpedaletto, zwiſchen der Pfarrkirche der h. h. Johann und Paul und der Spitalskirche Santa Maria dei derelitti oder dem Oſpedaletto, auf lauter Leichenſteinen des benachbarten Dominikanerkloſters, die jetzt ſchon längſt in den Werkſtätten der Steinmetze verarbeitet worden ſind. Und ſo erinnern denn an diejenigen Stätten, welche einſt die Kirchhöfe einnahmen, nur noch einzelne Benennungen von Plätzen, Gäſſen und Höfen [27]).

---

[26*]) G. Galliccioli: Delle memorie venete etc. T. III, p. 85 e seg.

[27]) So findet man in der dermaligen Pfarrei San Franceſco della Vigna eine Calle del Cimetero, und einen Campo dietro il Cimitiero in der Pfarrei der hh. Gervaſius und Protaſius; auch der Beiname dei morti, dem wir ſo häufig begegnen, deutet auf eine Stätte hin, an der oder in deren Nähe die Todten beigeſetzt wurden; ſo giebt es einen Campo morto in der Parrocchia di S. Nicolò da Tolentino, einen Ponte dei Morti auf der Inſel von S. Niccolò dei Mendicoli; einen Campiello dei morti in jener der hh. Gervaſius und Protaſius und in der di S. Giacomo dall' orio und je eine Calle de morti in den Pfarreien S. Maria del Roſario, S. Trovaſo, S. Angelo Raffaele, S. Caſſiano und SS. Giovanni e Paolo.

Aus dieſer großen Zahl ehemaliger Kirchhöfe wollen wir heute nur eines einzigen ausführlicher gedenken, da auf ihm und in ſeiner Nähe ſich Begebenheiten zugetragen haben, die der Erwähnung werth ſind. Um zu ihm zu gelangen, müſſen wir, vom Markusplatze ausgehend, an drei Kirchen, San Moiſè, Santa Maria Zobenigo und San Maurizio, vorüber, in denen wir, und zwar ſowohl im Inneren als von Außen, der Grabmäler mehre antreffen, die näher ins Aug gefaßt zu werden verdienten; doch wir können bei ihnen nicht verweilen, ſondern müſſen unſerem Ziele ohne Aufenthalt entgegenſtreben, das uns aber ſchon nach kurzer Wanderung entgegentritt.

Wir ſtehen vor einem durch ſeine Bauart anziehenden Tempel, nämlich vor der dem erſten Blutzeugen Chriſti, dem h. Stephan, geweihten Kirche, unter deren drei hohen und weit geſprengten Schiffen, falls es uns beliebte einzutreten, wir auch auf manche Grabmäler ſtoßen würden, die ſich über der irdiſchen Ruheſtätte von Männern erheben, die einſt auf der Bühne des politiſchen Lebens eine bedeutungsvolle Rolle geſpielt haben (ſiehe S. 603). Da liegt unter Anderen auch Jacopo dal Verme, von dem die Sage berichtet, daß er es geweſen, der den venetianiſchen Senat durch die Erinnerung an das Sprichwort: »Ein todter Mann führe keine Kriege mehr,« zur Hinrichtung der drei Carrareſer beſtimmt habe; da ruht der berühmte Befehlshaber der venetianiſchen Heere zur Zeit der Ligue von Cambray, Bartolomeo Alviano (er ſtarb im Jahr 1515) u. m. A. Wir können aber auch hier nicht verweilen und werfen nur noch im Vorbeigehen einen Blick in den Kloſterhof, in dem Francesco Novello Carrara, der alte unglückliche Beherrſcher von Padua, ein unrühmliches Grab gefunden, in das ihn Liſt, Verrath und Rache gebettet haben.

Zwiſchen dem Hauſe Carrara und der plötzlich ländergierig gewordenen Republik Venedig beſtand, wie es zwiſchen Nachbarn nicht ſelten der Fall iſt, ſchon von langer Zeit her eine erbitterte und beiderſeits vielfach genährte Feindſchaft, die nur in dem gänzlichen Untergange des Gegners ihre Befriedigung finden zu können vermeinte. Das Letztere gelang nur den Venetianern, die da überzeugt waren, daß ſie ihre nicht unbegründete Furcht vor den Carraras und ihren dieſer Furcht entſprechenden Haß nur nach Vertilgung des ganzen Geſchlechts ſchwinden ſehen würden. Durch Ränke aller Art, durch Liſt und Verrath hatte ſich Venedig der Stadt Padua bemächtigt und den tief gebeugten Fürſten durch Galeazzo von Mantua dahin gebracht, ſich der Großmuth des Senates anheim zu ſtellen. Francesco Novello und ſeine Söhne Francesco III. und Jacopo hatten aber kaum die Lagune betreten, ſo war ihr Untergang ſchon beſchloſſen und eben ſo raſch auch herbeigeführt. Man verfuhr mit ihnen nicht wie mit kriegsgefangenen Fürſten, ſondern wie mit verbrecheriſchen Unterthanen. Alle drei wurden auf Befehl des Senats im Kerker erdroſſelt, und zwar Francesco Novello am 16. Januar des Jahres 1406, ſeine beiden Söhne am darauf folgenden Tage. Nach dieſem dreifachen Morde wurde das Gerücht, das aber keinen Glauben fand, verbreitet, die drei Carraras ſeien im Gefängniſſe unverſehens eines plötzlichen Todes geſtorben. Die Leichen der beiden Brüder wurden am 19. Januar in aller Stille auf verächtliche Weiſe (villissamente) in der Kirche einer Lagunenineſel beerdiget [28]); Francesco Novello's Leichnam aber im

---

[28]) Nach Einigen in San Giorgio Maggiore, nach Anderen in San Biagio Catholdo auf der Inſel della Giudecca. Delle inscrizioni

Klosterhofe der Kirche des h. Stefano delle tombe auf eine seinem Range angemessene feierliche Weise begraben [29]).

Dieser Kirche gegenüber lag einst auch ein besonderer Kirchhof. Heut' zu Täge ist auch von ihm als einer Begräbnißstätte keine Spur mehr zu entdecken, nicht einmal im Namen, denn der Ort heißt jetzt Campiello nuovo; nur an der Hinterwand eines auf ihm liegenden Hauses berichtet eine neuere Inschrift, daß der alte Kirchhof im Jahre 1838 auf Gemeindekosten dem Durchgange eröffnet worden sei [30]). Acht halbkreisförmige Stufen führen jetzt im Angesichte der Stephanskirche zu dem ganz mit breiten Steinen gepflasterten Platze empor, der gegenwärtig zum abkürzenden Uebergange in die breite Piscina San Samuele und zur Ueberfuhr der (Traghetto di) Ca Garzoni dient. Dieses Plätzchen erinnert an ein Ereigniß, das zur Bezeichnung der Zustände jener Zeit, in die es fällt, nicht ohne Bedeutung ist. Gegen das Ende des XV. Jahrhunderts war die Seeräuberei in den griechisch-türkischen Gewässern eine furchtbare Geissel der Schifffahrt und des Handels.

---

Veneziane raccolte ed illustrate da Emman. Ant. Cicogna. Venezia 1834. 4. Vol. IV, p. 618 e 619.

[29]) Marino Sanuto a. a. O. col 832. — Raphaini Caresini Continuatio Andreae Danduli Chron. bei Murat a. a. O. col. 521. — Andreae Gattaro Storia di Padova bei Murat ser. rer. ital. Tom. XVII, col. 944 e seg. — Verci storia della Marca Trivigiana e Veronese. Tom. XVIII, lib. XXIII. — Andrea Nauagiero a. a. O. col. 1079.

[30]) Die Inschrift lautet folgendermaßen:

Locum Coemeterii
Vetustate desueti
Patefactum
Anno MDCCCXXXVIII
Aere Civico.

Einer der verwegenſten und grauſamſten Seeräuber jener Gegenden war damals Paolo da Campio aus Candia, der lange ungeſtraft ſein Unweſen in jenen Meeresgegenden getrieben, die ſeine Heimathsinſel umlagern. Endlich ſchlug auch ſeine Stunde. Er wurde im Jahre 1490 von dem Befehlshaber eines venetianiſchen Schiffes, Tommaſo Zeno, aufgebracht, gefangen genommen und nach Venedig geführt, wo er den Lohn ſeiner Miſſethaten erwartete. Der von Zerknirſchung und Reue durchdrungene Corſar wurde aber begnadigt, um durch langjährige Buße ſeine Verbrechen noch hienieden zu ſühnen und ſo leichter die Verzeihung ſeiner Sünden jenſeits zu erlangen. Auf dieſem Friedhofe führte er, nur nothdürftig bekleidet, kümmerlich genährt und durch Kaſteiungen gequält, eine lange Reihe von Jahren hindurch als Einſiedler ein ſtrenges Büßerleben. Auf einmal aber war Paolo verſchwunden, ohne daß man je wieder erfuhr, was aus ihm geworden. Ueber ſein Ende geht die Sage in verſchiedener Richtung aus einander. Die Einen berichten, es ſei in ihm die Erinnerung an ſeine frühere Lebensweiſe und die Luſt dafür in ſolcher Stärke wieder erwacht, daß er entflohen und zu den Türken übergegangen ſei; Andere aber erzählen, er habe endlich den verdienten Lohn empfangen und ſei im Kreuzgange des benachbarten Kloſters zum heiligen Stephan beigeſetzt worden [31]).

---

[31]) Cenni storici intorno Paolo de Campo da Catania già corsaro indi eremita del secolo XV e conghietture che le ossa scoperte in questi giorni sotto la mensa dell' altar maggiore in S. Stefano etc. Del Bonsembiante Badoaro. Venezia 1836. p. 68. — Descrizione topografica di Venezia e delle adiacenti Lagune corredata di 34 tavole. Opera dell' i. r. Consigliere A. Quadri etc. Venezia 1844. p. 222.

Alle dieſe Begräbnißſtätten ſind dermalen als ſolche geſchloſſen. Keine Gruft, kein Kirchhof, keine Tumba und kein Mauſoleum einer Kirche nimmt mehr die Leiche eines Venetianers, er ſei Laie oder Prieſter, hoch oder niedrig geboren, in ihren Schooß auf, es ſei denn, es hätte ihn die öffentliche Meinung, ob ſeines menſchenfreundlichen Wirkens, vielleicht ſchon bei Lebzeiten als einen Solchen bezeichnet, der da würdig befunden werde, auch noch in unſeren Tagen im geweihten Umfange einer Kirche, in der Nähe der Altäre und der Blutzeugen Chriſti, den letzten Schlaf zu ſchlafen, wie das noch vor wenigen Jahren dem ehrwürdigen Abbate Marcantonio de Cavanis geſchehen iſt [32]). Selbſt die Geiſtlichkeit, bis auf die Patriarchen [33]), machen davon

---

[32]) Marcantonio Conte Cavanis, von edler venetianiſcher Abkunft, war am 19. Mai 1774 geboren und am 11. October 1853 geſtorben. Er und ſein Bruder Antonio Angelo gaben, angetrieben durch den Geiſt wahrer Frömmigkeit und echter Humanität, ihr eigenes Beſitzthum zur Gründung der großartigen Scuola di Carità bei S. Agneſe her, die ſie durch von ihnen geſammelte milde Beiträge auch ſicherten und zu ihrer dermaligen Ausdehnung brachten (E. A. Cicogna: Delle inscriz. Veneziane. Vol. I, p. 208. Vol. IV, p. 694). Sein Leichnam wurde am 5. September 1854 aus ſeiner Gruft auf dem allgemeinen Gottesacker bei San Michele di Murano gehoben, in feierlichem Zuge nach der von ihm und ſeinem Bruder erkauften und theils auf ihre Koſten, theils durch ihre Bemühungen wiederhergeſtellten und wenige Tage früher dem öffentlichen Gottesdienſte wiedergegebenen Kirche di Sant' Agneſe übertragen und dort in einer hinter dem Hochaltare liegenden ausgemauerten Gruft beigeſetzt.

[33]) Die Patriarchen werden dermalen in dem der h. Dreifaltigkeit (della SS. Trinità) geweihten Oratorium in Sta. Maria della Salute, welches ſich an das Patriarchal-Seminarium anſchließt, oder in der Kirche der Madonna della Salute beerdigt, wie z. B. der jüngſt verſtorbene Patriarch Muti.

keine Ausnahme, sondern finden jetzt ihre letzte Ruheſtätte auf dem allgemeinen Friedhofe Venedigs [34]).

Dieſen großen Friedhof wollen wir nun aufſuchen. Zu ihm haben wir freilich einen weiten Weg zurückzulegen, der uns durch die ganze Breite der Stadt hindurch, vom Markusplatze weg, bis über die Fondamente nuove hinausführt. Wir lernen auf ihm einen großen Theil der bunt durch einander geſchlungenen, nicht ſelten düſteren Straßen, und die vielerlei von Brücken und Canälen unterbrochenen Krümmungen und Windungen ihrer zahlloſen engen Gaſſen und Gäßchen kennen, in denen der Fremde ſich ſo ſchwer zurecht findet [35]). Auf dieſem langen Gange kommen wir auch an drei Kirchen, San Giuliano, S. Maria formoſa und Santi Giovannie Paolo, vorüber, die das mit einander

[34]) Den Plan dieſer Inſel und des Gottesackers findet man auf der Tafel III. der nuova planimetria della r. Città di Venezia etc. dimostrante i dettagli i del caseggiato, delle chiese, dei pubblici stabilimenti e dei principali palazzi e la nomenclatura stradale rilevata sul luogo e designata nel 1846 da Bernardo e Gaetano Combatti etc. in 20 Blättern von Imp. Fol.

[35]) Es enthält die Stadt Venedig: 122 Plätze (Campi), 252 Plätzchen (Campielli), 7 Campazzi, 1091 Gaſſen (Calli), 448 Rami, 35 Rii terrà (überwölbte Canäle), 39 Salizzade, 313 Sottoportici, 400 Corti (offene, beſonders benannte Höfe), 252 Quais (Fondamente und Rive), 16 Rughe, 1 Stradon, 1 Strada, 4 Paſſaggi, eine breite, Gallion benannte Straße, und noch manche anderen beſonders benannten öffentlichen Orte, die hier ſämmtlich aufzuzählen nicht geeignet wäre. Sie iſt auf 117 Inſeln erbaut, die durch 127 Canäle (Rii) geſchieden und durch 339 Brücken wieder verbunden werden, darunter freilich bei 32 Privatbrücken ſind, die bloß zu Paläſten oder einzelnen Häuſern führen. Dieſe Zahlen ſind nicht etwa Büchern oder einem Plane, deren neueſter detaillirter, jener der Gebrüder Combatti, noch aus dem Jahre 1846 ſtammt, ſeit welcher Zeit ſich viele Veränderungen ergeben haben, entnommen, ſondern das Ergebniß ſelbſteigener Zählungen bei oftmaligem längeren Aufenthalte in dieſer einzigen Stadt der Erde.

gemein haben, daß ſogar ihre Façaden zu Grabmonumenten verwendet worden ſind, gerade ſo wie San Moiſè und Santa Maria Zobenigo. — Es war doch eine ſchöne Sitte der alten patriziſchen Geſchlechter Venedigs, nicht bloß das Innere ihrer Kirchen zur Errichtung von Grabmälern zu Ehren ihrer Vorfahren oder theurer Freunde zu benutzen, oder dem Andenken von Männern zu weihen, die ſich in Kunſt und Wiſſenſchaft die Unſterblichkeit erworben haben, ſondern auch deren Schauſeite gleichem Zwecke zu widmen, und dadurch dieſe ſelbſt zu verherrlichen.

Da iſt gleich am Anfange unſerer Wanderung in der durch die koſtbarſten Auslagen ihrer Kaufläden ausgezeichneten Merceria an San Guilianos Vorderſeite dem Philologen Tommaſo Rangone, aus der Stadt Ravenna, deren ältere Geſchichte ſo innig mit jener Venedigs zuſammenhängt, zu Ehren ein ſchönes Monument aus Bronze errichtet, das vielleicht das beſte Gußwerk des berühmteſten Bildhauers und Architekten ſeiner Zeit, Jacopo Sanſovino, iſt. — Am großartigſten entfaltet ſich jedoch dieſe Sitte an der Außenſeite der zweiten der früher erwähnten Kirchen, Santa Maria Formoſa, deren zwei Seiten von der Familie Capello zu coloſſalen Ehrendenkmälern für mehre Familienglieder benutzt ſind, die zugleich dem Gotteshauſe zu herrlichen Portalen dienen. — Auch die dritte dieſer Kirchen, jene der Heiligen Johann und Paul, können wir nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen. Da liegen auch an der Schauſeite des Tempels, zu beiden Seiten des Haupteinganges, vier alte Sarkophage, deren zweie die Leichname der Dogen Jacopo (1229 bis 1249) und ſeines Sohnes [36]), Lorenzo Tiepolo (1262 bis 1275), enthalten.

---

[36]) Nicht Bruders, wie es in Selvatico's und Lazaris Guida S. 120 zu leſen iſt. — Marino Sanutos Vite a. a. O. col. 565. — Andreae Danduli Chronicon, col. 389.

deren Regierungszeit für die Entwickelungsgeschichte Venedigs auch nicht ohne Bedeutung war. Spuren politischer Parteileidenschaften trägt auch dieser Steinsarg zur Schau. Fünfunddreißig Jahre nach dem Tode des Letzteren nahm ein Glied ihrer Familie, Bajamonte Tiepolo, an jener gefährlichen Verschwörung Theil, die im Jahre 1310 gegen den oligarchisch gesinnten Dogen Pietro Gradenigo in der Nacht des 14. Juni ausbrach und beinahe gelungen wäre (s. S. 600). Durch dieses gegen die bevorzugten Adelsgeschlechter gerichtete Unternehmen verloren Viele im Straßenkampfe, andere durch Henkershand ihr Leben. Noch im December desselben Jahres wurde nachträglich beschlossen, es solle, außer allen anderen schon vollzogenen Strafen, das alte Wappen der Familie Tiepolo vertilgt und durch ein anderes von dem Geschlecht selbst zu wählendes ersetzt werden. Man begnügte sich aber dabei nicht etwa bloß damit, durch diese Verfügung die Gegenwart und Zukunft zu treffen, sondern es wurde das ältere Familienwappen, sogar an den Denkmälern längst verstorbener Familienglieder, ausgemeißelt und an dessen Stelle das neugewählte gesetzt [37]). So geschah es auch hier, wie man am Sarge noch ganz deutlich wahrnehmen kann.

Ehe wir diese Stelle verlassen, müssen wir noch eines anderen Todten gedenken, den seine Standesgenossen zwar zum Tode verurtheilt und hingerichtet haben, der aber vielleicht vor dem Richterstuhle der Geschichte ein ganz anderes Urtheil zu gewärtigen haben dürfte. Es ist der Doge Marino Faledro (Falieri, (s. S. 600) 1354 bis 1355), dessen Geschichte Jedermann kennt, und dessen Bildniß im Saale des großen Raths, in Folge eines, erst zehn Jahre nach seiner Hinrichtung, am 16. März 1366, vom

---

[37]) Romanin a. a. O. Bd. III, S. 191, Note 2.

Rathe der Zehn gefaßten Beſchluſſes, aus der Reihe der Herzöge entfernt, und durch einen Vorhang erſetzt wurde, der die Worte zur Schau trägt: »Das iſt die Stelle des Marino Falieri, der um ſeiner Verbrechen willen enthauptet worden iſt!« — Derſelbe Rath hatte in ſeinem unvertilgbaren Haſſe gegen Marino ſchon früher, am 8. Januar 1364, beſchloſſen, daß zur Warnung und zu abſchreckendem Beiſpiele aller Verräther das gegen ihn gefällte Urtheil in keinem ſeiner Theile je ſolle aufgehoben werden dürfen. — Seinen Leichnam legte man in einen ſchlichten Sarg, und ſchickte ihn zur Beerdigung nach S. S. Giovanni e Paolo, wohin alle Hingerichteten geſendet wurden [38]). Wo ſein Grab ſei, wußte man nicht genau; nur das war bekannt, daß es bei dieſer Kirche geſucht werden müſſe, da hier auch die Familie Falieri ihre Begräbnißſtätte hatte. Erſt vor wenigen Jahren kam man darauf. Es ſchließt ſich nämlich an dieſe großartigſte aller Kirchen altdeutſcher Bauart, deren Venedig eigentlich nur zweie hat, gegen Norden ein, ſowohl in architektoniſcher als geſchichtlicher Hinſicht höchſt intereſſantes Gebäude an, ehemals das Verſammlungshaus einer frommen Bruderſchaft, (die Scuola di San Marco), jetzt das allgemeine Krankenhaus der Stadt. In dieſem Bruderſchaftshauſe öffnete ſich dem Eintretenden zur Rechten die Capelle der heiligen Maria della pace, in deren Vorhalle ein einfacher Steinſarg Jahrhunderte lang ganz unbeachtet ſtand. Dieſer wurde vor einigen Jahren geöffnet, er enthielt einen Leichnam, der, zum Zeichen der an ihm vorgenommenen Enthauptung, den Kopf zwiſchen den Füßen hatte; es war die Leiche des unglücklichen Dogen Marino Falieri. Niemand kümmerte ſich um dieſe Reſte; die Gebeine wurden ver-

---

[38]) Romnin a. a. O. Bd. III, S. 190.

ſtreuet, der Sarg in einen Waſſertrog umgewandelt, und ſo der Haß ſeiner Feinde nach Jahrhunderten auch noch an den letzten irdiſchen Ueberreſten des Unglücklichen vollſtreckt [39]).

Nur noch wenige Schritte, und wir ſind der laſtenden Enge all' der düſteren Canäle und all' der noch düſtereren Gaſſen entronnen, treten hinaus auf den ſonnigen, breiten Quai, der, von mehren Brücken unterbrochen, unter dem Namen der Fondamente nuove, im nördlichſten Theile der Stadt in langem Zuge ſich von Oſten nach Weſten erſtreckt, und ſtehen ſchon dem Ziele unſerer heutigen Wanderung nahe gegenüber. Vor uns breitet ſich die nördliche Lagune Venedigs aus, begrenzt im Oſten durch mehre langgeſtreckte Dünenſtreifen, welche ſie vom benachbarten Meere ſcheiden, und von hier aus angeſehen zuſammen zu hängen ſcheinen, im Weſten dagegen, dieſſeit und jenſeit der ſich immer mehr verjüngenden Bogenreihe der Eiſenbahnbrücke, ſich bis zum feſten Lande hin erſtreckend und beſäet mit vielen kleineren und größeren Eilanden. Unter ihnen zeichnen ſich das durch ſeine Glasperlenfabrikation ſeit Jahrhunderten berühmte Murano, gekennzeichnet durch ſeine, ſchwarzen Qualm aushauchenden Schornſteine, und das viel näher liegende Eiland der Todten, jetzt San Michele di Murano oder San Michele in Iſola genannt, aus. Wir ſetzen auf einer der vielen Gondeln oder Barken, die in der Nähe des Ponte Donà der Ueberfahrenden harren, zu ihr über. Faſt in Schlummer gewiegt durch das geräuſchloſe Dahingleiten der ſchwarzen Gondel über das ſpiegelglatte Gewäſſer, das in unmerklichem Wellenſchlage um die ernſte Kirchhofsinſel ſich ausbreitet, durchflog

[39]) Alles das erfuhr man in der Stadt erſt, nachdem die Zerſtörung bereits beendet war. P. Selvatico e Lazari Guida etc. p. 118. — Francesco Zanottos Nuovissima Guida di Venezia weicht S. 281 n. 1 davon ab.

ich während der Ueberfahrt im Geiſte das Einſt und Jetzt des vor mir liegenden Eilandes [40]).

Wie ganz anders ſah es hier herum aus, als ich vor nahezu fünfunddreißig Jahren (1822) das erſtemal die nördliche Lagune Venedigs beſuchte und den Fuß auf die Gräber von San Chriſtoforo ſetzte. In jener Zeit gab es hier der Eilande zweie: San Chriſtoforo della pace und San Michele in Iſola [41]). Die Erſtere beherbergte damals noch allein die Todten, San Michele dagegen die, vielleicht zum Begrabenwerden in lebenslänglicher Kerkernacht bereits verurtheilten, Carbonari. Nur ein ſchmaler ſeichter Canal trennte dieſe beiden Orte der Trauer, in deren einem die Ruhe des ewigen Friedens herrſchte, während in dem anderen die nagendſte irdiſche Unruhe der noch zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebenden, der endlichen Kundmachung ihres bereits gefällten Urtheils entgegenſehenden Gefangenen ihre unfreiwillige Wohnung erhalten hatte. Unter ihnen waren die Dichter Pellico und Maroncelli, die Profeſſoren Roſſi und Gian Domenico Romagnoſi, die Grafen Camillo Laderchi und Giovanni Arrivabene, der Capitain-Rezio, Doctor Ceſare Armari, Canova und viele Andere. Der Dichter der Franceſca da Rimini kam aber erſt nach ganz beendeter Unterſuchung aus ſeinem Gefängniſſe hinter der Markuskirche und dem Patriarcato hieher; er ſaß hier in einem Ge-

---

[40]) S. den Aufſatz XII: Aus Süddeutſchland an die Adria, im Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttgart und Tübingen 1853. XLVII. Jahrg., Nr. 3 vom 16. Januar, S. 55.

[41]) Die Abbildungen dieſer Inſeln findet man in dem Werke: Il Fiore di Venezia, ossia i quadri, i monumenti ed i costumi Veneziani rappresentati in incisioni eseguite da abili artisti ed illustrati da Ermolao Paoletti. Venezia 1837. Tav. 13 e 14.

fängniſſe, das die Ausſicht auf einen Hof, die Lagune und die ſchöne Inſel Murano hatte[42]).

Ewige Ruhe, fortwährende Unruhe! Welche Gegenſätze in ſo naher Berührung! Wie oft mochte das thränenfeuchte Auge der am ſchwerſten Beſchuldigten auf die Gräber jenſeit des ſchmalen, beide Eilande damals noch trennenden Canals gefallen ſein, in deren einem Profeſſor Roſſi Befreiung von ſeinen Leiden und die ewige Ruhe bereits gefunden hatte, und wohin ihm andere von ihnen bald folgen konnten; denn manchem aus ihnen ſtand, wenn die Gnade des Monarchen nicht mildernd dazwiſchen trat, die Verurtheilung zum Tode durch Henkershand in naher Ausſicht. Einige mochten vor dem Gedanken, ihrer lebenskräftigen Jugend zum Trotz, bald, gleich Roſſi, im feuchten Grabe ruhen zu ſollen, zurückbeben, Andere dagegen, im Hinblicke auf die Qualen einer lebenslänglichen Gefangenſchaft, die hier Ruhenden beneiden und ihr Loos preiſen.

Ihre Gefängniſſe waren vordem Kloſterzellen der Camaldulenſer-Mönche, in denen ſich Viele freiwillig einſchloſſen, lebensmüde Pilger die erquickende Wohlthat beruhigenden Inſichzurückkehrens ſuchten, Büßende durch ſinnetödtende Kaſteiungen die nagende Stimme eines ſchuldbeladenen Gewiſſens vergebens zum Schweigen zu bringen trachteten oder angeborene Frömmigkeit der für inbrünſtiges Gebet ſo nöthigen Stille nachging. Aber auch die Wiſſenſchaft hatte hier ihre Pfleger, ihre Jünger, deren mehre zu hohen Ehren und den höchſten kirchlichen

---

[42]) Meine Gefangenſchaft in den Kerkern zu Mailand, unter den Bleidächern zu Venedig und in den Kaſematten auf dem Spielberge. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Silvio Pellico von Saluzzo. Aus dem Italieniſchen von ʼr. Leipzig 1833. 8. S. 139.

Würden gelangten. In dieſer einſt ſo berühmten Abtei lebten viele der ausgezeichnetſten Männer. Hier arbeitete der gelehrte Fra Mauro, der ſchon lange vor Vasco de Gama und Moiſè da Moſto ein Planiſphärium verfertigt hatte, in dem bereits Afrika ganz vom Waſſer umgeben ſich zeigte[43]). Hier waren die gelehrten Camaldulenſer Mittarelli, Coſtadoni, Calogera und Andere wiſſenſchaftlich thätig; in ihr lebte viele Jahre der gelehrte Don Placido Zurla, ſpäter zum Cardinal erhoben, der Fra Mauro's Weltkarte und die Reiſen der Venetianer und ihre Verdienſte um die Erweiterung der Erdkunde durch die Strahlen ſeiner Gelehrſamkeit beleuchtete[44]). Aus ihm ging endlich auch Don Mauro Capellari hervor, der ſpäter als Gregor XVI. den päpſtlichen Stuhl beſtieg.

Die Sage geht, es rühre der Name dieſer Inſel von einem Kirchlein her, welches auf ihr zu Ehren des Erzengels Michael

---

[43]) Storia civile e politica del commercio de' Veneziani di Carlo Antonio Marin, Patrizio veneto. In Venezia 1800. 8. Vol. VII. p. 207. — Dieſes höchſt merkwürdige dem Fra Mauro zugeſchriebene Planiſphärium, welches jedenfalls zwiſchen 1457 und 1459 angefertigt wurde, war in der Bibliothek dieſes Kloſters bis zum Jahre 1810, der Zeit der Aufhebung des Kloſters, aufbewahrt, befindet ſich aber dermalen in der Sala dello Scudo des herzoglichen Palaſtes. P. Selvatico e V. Lazari Guida artistica etc. p. 63 e 283.

[44]) Il Mappa mondo di Fra Mauro Camaldolese descritto ed illustrato da D. Placido Zurla dello stesso ordine. Venezia 1806. fl. Fol. — Deſſelben Dei Viaggi e delle scoperte africane di Alvise da Mosto patrizio veneto. Dissertatione di Don Placido Zurla A. C. Venezia 1815. 8 — Di Marco Polo e degli altri viaggiatori veneziani più illustri, dissertazioni del P. Ab. D. Placido Zurla con Appendici sopra le antiche mappe lavorate in Venezia e con quattro carte geografiche. In Venezia 1818. II Volumi in 4.

durch die Familien Briosa oder Brustolon im zehnten Jahrhundert erbaut worden sei, und die historisch sattsam beglaubigte Legende berichtet, der heilige Romuald habe hier, inmitten der Sümpfe, jahrelang in einsiedlerischer Zurückgezogenheit der Betrachtung göttlicher Dinge gelebt; mit ihm ein anderer Mönch Marinus[45]). Es herrschte damals der s. Pietro Orseolo (976—978), der den Thron nach einem grauenhaften Volksaufstande — in dem sein unmittelbarer Vorgänger, Pietro Candiano IV. sammt seinem Sohne, einem Säugling, den man aus den Armen seiner Amme, die ihn zu retten suchte, gerissen und vor den Augen des Vaters ermordet hatte, das Leben verlor — nicht ohne den Verdacht bestiegen, bei der Ermordung Candiano's die Hand im Spiele gehabt zu haben, indem er es gewesen sein soll, der dem empörten Volke den Rath gegeben, die dem Palaste benachbarten Häuser in Brand zu stecken, auf daß die Flammen auch den herzoglichen Palast ergreifen und so den Dogen nöthigen möchten, seine Burg zu verlassen[46]). Mit diesem Dogen verkehrten die beiden frommen Einsiedler nach seiner Thronbesteigung viel, und scheinen auch, in Verbindung mit dem Abte Guarino aus Frankreich, nicht wenig auf seine Gemüthsrichtung eingewirkt zu haben, die ihn bestimmte, den Palast und Venedig nächtlicherweise insgeheim zu verlassen, und den Thron mit einem

---

[45]) E così s'accompagnò con un sant' uomo, il quale staua sopra un paludo appresso Murano, che avea fatto una chiesiola San Michele. Andrea Nauagiero a. a. O. col. 955.

[46]) Tandem nequam consilium Petri Ursiolo secuti, ut ait Petrus Damianus, propinquas domos, quae extra palatium circa rivulum consistebant, igne mixto piceo fomento accendere studuerunt etc. Danduli Chron. a. a. O. col. 211.

Kloſter im ſüdlichen Frankreich zu vertauſchen[47]). — Im Jahre 1212 wurde die Inſel von den Biſchöfen von Caſtello, deren Nachfolger im Laufe der Zeiten an die Stelle der Patriarchen von Grado traten, den Camaldulenſern verliehen, welche die ältere Kirche im Laufe des XIII. und XIV. Jahrhunderts theils erweitern, theils verſchönern ließen. Die dermalige Kirche und das Kloſter ſind ein Werk des Steinmetzen Moretto (il Tagliapietra), der, wie Moſchini und Selvatico meinen, kein anderer geweſen ſein konnte, als Moro (Moretto) Lombardo, der Sohn des Martino Lombardo, der die Baukunſt ſeiner Zeit ſo ſehr vervollkommnet hat[48]). Sie wurden in den Jahren 1466 bis 1478 erbaut. Dieſer Bau, davon aber ein Theil durch einen furchtbaren Orkan im vierten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts ſo beſchädigt wurde, daß er abgetragen werden mußte, iſt der einzige Ueberreſt aus älterer Zeit, den dieſe Inſel dermalen noch beſitzt, der ihr aber auch heute noch zur Zierde gereicht. — Im Jahre 1807 mußte das Gebäude auch noch die Mönche des aufgehobenen Kloſters des heiligen Mathias der benachbarten Inſel Murano aufnehmen, und drei Jahre ſpäter ſeine eigenen Bewohner ſammt dieſen ausziehen ſehen, da das Kloſter durch ein kaiſerliches Decret aufgelöſt wurde. Dadurch wurde auch ſeine an Handſchriften und koſtbaren Werken reiche und bedeutende Bibliothek zerſtreut und das Gebäude ſpäter zu ganz anderen Zwecken verwendet, wie wir bereits früher geſehen haben (ſiehe S. 622). Im Jahre 1829 erhielten die Kapuziner den noch übriggebliebenen

---

[47]) Vita di Pietro Orseolo doge e principe di Venezia fatto monaco eremita in Guascogna descritta da F. Manfredi Veneziano. Venezia 1606. 4. — Cronûca Barbaro. c. 58. p. 1.

[48]) Della architettura e della scultura di Venezia. Studio di P. Selvatico. Venezia 1847. p. 202. — Ermolao Paoletti a. a. O. Vol. I, p. 161.

Theil des Kloſters ſammt der Kirche, der ſie noch immer vorſtehen.

Nicht ſo glücklich in Erhaltung ſeiner Gebäude war San Chriſtoforo della pace (des Friedens), eine Inſel, die ihren Beinamen nicht etwa nach dem ewigen Frieden des Kirchhofes, deren einen es allerdings ſchon lange vor der Herrſchaft der Neu-Franken beſaß, ſondern nach dem General-Rector des Ordens der Eremiten des heiligen Auguſtinus der Congregation von Monte Ortone, Simon von Camerino, erhalten, dem die Republik dieſe Inſel unter dem Herzoge Francesco Foscari im Jahre 1436 zum Lohne für ſeine erfolgreichen Bemühungen, den Herzog von Mailand, Francesco Sforza, zum Abſchluſſe eines Friedens zu beſtimmen, geſchenkt hatte.

Dieſes Eiland muß als ſolches erſt in einer viel ſpäteren Zeit entſtanden und lange auch höchſt unbedeutend geweſen ſein, da es weder auf dem aus dem XII. Jahrhunderte ſtammenden älteſten Plane Venedigs, den der gelehrte Temanza zuerſt veröffentlichte[49]), auf dem denn doch die benachbarte Inſel San Michele ſammt Kirche und Kloſter ſchon zu ſehen iſt, noch auch auf demjenigen ſich vorfindet, den der Engländer Fynes Moryſon zu Ende des XVI. Jahrhunderts in ſein Reiſetagebuch[50]) aufgenommen hatte, in welcher Zeit ſomit die Bauten Simon's

---

[49]) Antica pianta dell' inclita città di Venezia, delineata circa la metà del XII secolo ed ora per la prima volta pubblicata ed illustrata. Dissertazione topografico-storico-critica di Tomma so Temanza etc. In Venezia. 1781. 4. p. 86.

[50]) An Itinerary written by Fynes Moryson Gent. First in the latine tongue and then translated by him into English. Containing his ten yeeres travels through the twelve Dominions of Germany, Bohmerland, Switzerland, Netherland, Denmarke, Poland, Italy etc. At London 1617. Fol. Part. I, p. 76.

von Camerino noch höchſt unbedeutend und keiner ausdrücklichen Erwähnung werth geweſen ſein mochten.

Die erſte Kunde von einer inſelartigen Erhöhung nächſt San Michele di Murano ſtammt aus dem Jahre 1332, in welchem Bartolomeo Verde, wahrſcheinlich ein Venetianer, vom großen Rathe den umliegenden Sumpf zur Erbauung eines Hauſes und Errichtung einer Windmühle erhielt[51]); damals wurde zum erſten Mal an eine Umpfählung und Erhöhung des Terrains im Umfange von je 16 Schritten auf jeder der vier Seiten Hand angelegt. Nachdem das Unternehmen mißlungen und die Mühle zuſammengefallen war, errichtete einundzwanzig Jahre ſpäter Bartolomeo, der ein frommer Mann war, auf derſelben Stelle unter der Anrufung der Heiligen Chriſtophorus und Onuphrius eine Zufluchtsſtätte für Frauen, die zur Abbüßung ihrer Sünden ſich aus der Welt zurückgezogen hatten. Nach dem Tode des Gründers ging das Hoſpiz unter das Patronat und die Gerichtsbarkeit der Dogen über, welche die Vorſteher fortan zu erwählen hatten. Als nun der erſte Eifer der Vorſtände und die Beiträge der Wohlthäter der Anſtalt abnahmen, entvölkerte ſich auch das Hoſpiz und das Gebäude neigte ſich mehr und mehr dem Verfalle zu. Der Doge Francesco Foscari, bemüht, den hier begründeten Gottesdienſt nicht wieder eingehen zu laſſen, übergab das Gebäude am 21. Mai des Jahres 1424 einem Florentiner, Namens Giovanni Brunacci, einem Mönche des Ordens der heiligen Brigida, deſſen Genoſſen es aber auch nur

---

[51]) Molendinum a vento MCCCXXXII mens. jul. die XIV intrante die. Registr. publicorum p. CCCLIX. Girolamo Zanetti della origine di alcune arti principali appresso i Veneziani libri due. Venezia 1841. 8. p. 61.

kurze Zeit beſaßen, worauf es Simon de Camerino bekam[52]). Dieſer ſammelte eifrig Geld und Gaben für ſein kleines Eiland und erbaute zu Ehren des heiligen Chriſtoph Kirche und Kloſter, das von da an San Chriſtoforo della pace genannt wurde. — Gleich ſo vielen anderen Eilanden der venetianiſchen Lagune wurde auch dieſe Inſel nur nach und nach und zu verſchiedenen Zeiten erweitert. Kirche und Kloſter erhielten manch' ſchönes Kunſtwerk: das Kloſter eine ziemlich reichhaltige Bibliothek und die Kirche in mehren ihrer Capellen bedeutende Fresken, hübſche Sculpturen und werthvolle Gemälde, die aber alle längſt von hier verſchwunden ſind. Auf Befehl des Kaiſers Napoleon I. mußten die Mönche im Jahre 1807 das Kloſter verlaſſen und ſich mit den Mönchen in San Stefano vereinigen, worauf die Kirche geſchloſſen und im Jahre 1810, zum großen Leidweſen der Künſtler, der ganze Bau abgetragen und in einen allgemeinen Friedhof für ganz Venedig umgewandelt wurde[53]).

Von da an war es lange ganz wüſt auf San Chriſtoforo, und ſelbſt noch im Jahre 1822, als ich das erſte Mal den Fuß auf ſeine Leichenſteine ſetzte, war San Chriſtoforo ein Eiland von höchſt unerquicklichem Ausſehen, ſo daß ich, je mehr wir uns demſelben näherten, um ſo weniger Verlangen zeigte, es zu betreten und lieber an ihm vorüber gleich nach San Michele fahren wollte. Es war gerade die Ebbe eingetreten; und eben zur Zeit der Ebbe, wenn die aus den Lagunen ſich zurückziehenden Gewäſſer den Grund der alten rauhen Umfangsmauer enthüllten und alle die Felſenblöcke bloß legten, die man zum

---

[52]) Ecclesiae venetae Flaminii Cornelii Decas I, p. 55 et seq. — Ermolao Paoletti a. a. O. Vol. I, p. 164 e seg.

[53]) Nuovissima guida di Venezia e delle isole della laguna, nella quale si sono corretti da oltre 200 errori che s'incontrano

Schutze der Grundmauern gegen die vom Sturme gepeitschten Wogen ringsum die Insel versenkt hatte, gewährte sie auch schon von Außen einen Anblick, der vollkommen dem entsprechen mußte, was das Innere der Insel nach seiner Bestimmung enthielt. Fäulniß, Verwesung und Moder drinnen, und klebrige Feuchtigkeit, grünlich grauer Schlamm und Gewürm der verschiedensten Art auf allen, ringsum sich zeigenden Steinen und Felsblöcken draußen.

»Lassen Sie uns aber nur getrost in den stillen Gottesacker hineintreten,« sagte ich damals zu meinen beiden Gefährten, »vielleicht daß auch hier, wie bei uns im Norden, die Liebe der Lebenden die Gräber der Todten mit lieblichen Blumen einer südlichen Flora oder mit anziehenden Gebilden der Kunst geschmückt, so die an die Stelle der Schönheit menschlicher Formen getretene Zerstörung überdeckt und jegliches Unschöne unseren Blicken sorgfältig entzogen hat!« Wir traten ein, fanden aber, daß dem leider nicht so sei. Der weite Raum zeigte nur ein ödes, wüstes Feld, bedeckt mit weißen und schwarzen Kreuzen von Holz und Stein, umsäumt von gelber dürrer, sandiger Erde; Ruinen hier und Schutthaufen dort. — Wo sonst die laubreichen Bäume des Klostergartens ihren erquickenden Schatten über würzige Kräuter und duftende Blumen einer farbenreicheren Natur ausgebreitet hatten, da brannte nun die glühend heiße Augustsonne jegliche Blüthe, jeglichen Grashalm unerbittlich aus, und dieselbe unerquickliche Dürre zeigte sich innerhalb des ganzen weiten Raumes von einem Ende der Umfangsmauer zum anderen.

So blieb es viele Jahre lang in San Cristoforo. Das

---

nelle altre guide. Estesa da Francesco Zanotto. Venezia 1856. 16. p. 667 — 675.

Eiland war zwar durch ein kaiſerliches Decret zum allgemeinen Gottesacker für Venedig beſtimmt, das Feld dazu von der Kirche am 28. Juni 1813 durch den zum Patriarchen von Venedig ernannten Biſchof von Faenza, Stefano Bonſignori, auch eingeweiht, durch eine niedliche kleine, nach dem Plane des ausgezeichneten Architekten Antonio Selva erbaute Capelle, die noch immer den Hintergrund des dermaligen Gottesackers einnimmt, geſchmückt, ja ſelbſt zur Verrichtung kirchlicher Functionen geeignet gemacht [54]), vom Monate Juli deſſelben Jahres an ſofort als Friedhof wirklich benutzt und zwar ein junges Mädchen, Marianna Bozza [55]), die erſte auf ihm beſtattet worden; da aber der Ort feucht, die Monumente ſchutzlos, die Gräber von aller und jeder Waſſergefahr bei hoher Fluth nicht ganz frei waren, kam es durch viele Jahre doch nicht zur Errichtung von Grabmonumenten, die man in den Kirchen Venedigs, fern von jenem Orte zu ſetzen fortfuhr, welcher die irdiſchen Reſte Derjenigen enthielt, die man dadurch ehren wollte, und San Criſtoforo blieb fortan einer der unerquicklichſten und traurigſten Friedhöfe Italiens. Nur zubald wurde jedoch das Eiland zur Beerdigung der Todten für eine Stadt von nahezu 100,000 Seelen [56]) zu klein und man mußte ernſtlich an die Vergrößerung des ganzen Werkes denken.

---

[54]) Stato personale del clero secolare e regolare della città e diocesi di Venezia per l'anno 1834. Venezia 1834. 8. p. 92.

[55]) Nicht aber Boga, wie in A. von Binzer's: Venedig im Jahre 1844. Peſth 1845. S. 394 zu leſen iſt.

[56]) Seitdem hat ſich die Volkszahl wieder gehoben und Venedig zählte im Jahre 1850 nach den »Tafeln zur Statiſtik der öſterreichiſchen Monarchie. Herausgegeben von der Direction der adminiſtrativen Statiſtik im k. k. Miniſterium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten. Wien, 1856. Folio. Neue Folge. Bd. I, S. 17: 123,290 Einwohner?? und im

Zu dieſem Ende wurde im Jahre 1826 aus dem königlichen Aerar die benachbarte Inſel San Michele angekauft, und hierauf raſch zur Beendigung des Ganzen geſchritten[57]).

Seitdem iſt nun freilich hier vieles anders und manches auch ſogar beſſer geworden. Die Inſel der Camaldulenſer iſt ſeitdem durch die Ausfüllung des früher beide Eilande trennenden Canals mit San Criſtoforo zu einem einzigen 367 Meter langen und in ſeiner größten Breite 150 Meter breiten, von einer hohen Mauer umfangenen und auch bedeutend erhöhten Gottesacker vereinigt; die vor der Beſitzergreifung der Oeſterreicher im Jahre 1814 arme Stadtgemeinde, die nicht im Stande war, den von Antonio Selva in ihrem Auftrage entworfenen Plan eines einfachen, ohne Luxus und übergroßen Aufwand herzuſtellenden Friedhofs auszuführen, iſt wohlhabend und dadurch fähig geworden, an die Weiterführung des eben erwähnten Entwurfes Hand anzulegen; durch die Vereinigung mit San Michele iſt ein des Ganzen würdiger Abſchluß und in den ehrwürdigen Vätern des Kapuzinerordens (padri minori riformati), denen das, wie wir früher geſehen haben, bis dahin zu ganz anderen Zwecken (ſiehe S. 622) benutzte Kloſter der Camaldulenſer im

---

Jahre 1851 nach den »Mittheilungen aus dem Gebiete der Statiſtik. Herausgegeben von der Direction der adminiſtrativen Statiſtik im k. k. Handelsminiſterium. Wien, 1852. I. Jahrg., S. 5« ebenfalls 123,390 Einwohner ohne Militär. — Nach einer mir am 28. September 1856 von der Municipalität gewordenen officiöſen Mittheilung aber im Jahre 1855: 114,123 Seelen in 20,617 Häuſern, und zwar 55,050 Männer und 59,073 Frauen. 1851: 107,406; 1852: 109,522 und 1853: 111,831 Seelen.

[57]) Guida per la città di Venezia all' amico delle belle arti opera di Giannantonio Moschini. Venezia 1815. 8. Vol. II, Parte II, p. 387 e seg. — A. von Binzer a. a. O. S. 394.

Jahre 1829 eingeräumt wurde, ſind auch dem Friedhofe Hüter gewonnen worden, die im Falle der Noth bei Beerdigungen die kirchlichen Gebräuche zu verrichten und überhaupt die Erforderniſſe der Kirche wahrzunehmen haben.

Wollen wir nun die ganze Inſel durchgehen und die hier Schlummernden beſuchen? Wir landen vor der Schauſeite der dem heiligen Michael geweihten Kirche, an der ein breiter ſteingepflaſterter Quai eine Art Vorplatz bildet, der ſich vor ihr längs der Lagune von der ſchönen Capella Emiliana, die ſich zur Linken des Landenden erhebt, bis zu der ihr gegenüberliegenden Waſſereinfahrt des Kloſters und des Friedhofes ausbreitet. Wir ſtehen vor der ſchönen Façade des Tempels, die ihn noch immer zu einer der ſehenswertheſten Kirchen Venedigs macht. Unſern Blick feſſelten ſchon beim Ausſteigen die überaus fein gearbeiteten, im edelſten Style ausgeführten Basreliefs und die zierlichen Arabesken an dieſem Werke Moro Lombardos, und an der Hauptthür insbeſondere; Arbeiten, die freilich ſpätere Zuthaten und nach Einigen ein Werk des Ambrogio d'Urbino, aber des Ganzen keineswegs unwürdig ſind. Wir können uns jedoch heute weder bei ihnen, noch bei dem länger aufhalten, was die Kirche und ihre Capellen an Kunſtwerken Beachtungswerthes enthalten [58]). Unſer Beſuch gilt nur den Todten und ihren Gräbern. Um ihnen zu begegnen brauchen wir nicht mehr weiter zu gehen.

Wir haben kaum die unter der Emporkirche liegende Halle

---

[58]) Darüber ſehe man nach des Abbate G. A. Moſchini eben erwähntes Werk a. a. O. S. 381 u. folgd. und (Gio. Parolari's) Il Forestiere istruito nelle cose più pregevoli e curiose antiche e moderne della città di Venezia e delle isole circonvicine nuovamente compilato cogli ultimi cambiamenti ed adornato con 70 Rami delle principali prospettive e Vedute. Venezia 1819. 16. p. 496 e seg.

der ſchönen Kirche betreten, ſo fällt unſer Blick, es tritt der Fuß ſchon wieder auf Begräbnißſtätten berühmter Menſchen. Da erhebt ſich hinter uns an der Hauptthür des Tempels ein großartiges, wenngleich eben nicht geſchmackvolles Monument und doch ein Werk des berühmteſten Bildhauers ſeiner Zeit, Cavaliere Berninis, welches dem Biſchof von Vicenza, Cardinal Giovanni Dolfino, der im Jahre 1622 [59]) mitten in einer geiſtlichen Rede, die er den Mönchen hielt, vom Tode überraſcht wurde, gilt, und vor uns zeigt ſich am Fußboden der Kirche ein einfacher Stein, deſſen einſt zur Nachtzeit verſchwundene, aber bald wieder erſetzte [60]) Inſchrift uns berichtet, daß am 15. November des Jahres 1828 die Gebeine des berühmten Servitenmönches und Conſultor-Theologen der venetianiſchen Republik — den die Geſchichte als Paolo Sarpi recht gut kennt, und von deſſen lebensgefährlichem [61]), aber darum denn doch im Dienſte der

---

[59]) Nicht 1822, wie bei A. von Binzer a. a. O. zu leſen iſt.

[60]) Antonio Foſcarini und Paolo Sarpi. Von Alfred von Reumont, in deſſen Beiträgen zur italieniſchen Geſchichte. Berlin 1853. Bd. II, S. 178.

[61]) Die päpſtliche Curie, gegen die der gelehrte und geiſtvolle, aber zuweilen auch auf Irrwegen begriffene Mann als Conſultor-Theologe der Republik in ihrem Kampfe mit Papſt Paul V. in ſeinem Gutachten und Schriften anzukämpfen hatte, und die päpſtliche Partei in Venedig ſelbſt waren dem Mönche, als der Seele und dem wärmſten Vertheidiger der Sache der Republik, gram. Als er nun am ſpäten Abend des 5. Octobers des Jahres 1607 in Begleitung des alten Aleſſandro Malipiero und des Laienbruders Fra Marino aus dem herzoglichen Palaſte in ſein Kloſter zurückkehrte, wurde er, ſchon in der Nähe deſſelben, beim Herabſteigen von der Brücke Diedo, von fünf Männern (dem Prieſter Michele Titi, nach Mutinelli Vitri, aus Bergamo, und den Kriegern Ridolfo Poma, Aleſſandro Paraſio aus Ancona, Giovanni aus Florenz und Paſqual von Bitonto) umringt, ſeine Begleiter und Alle die ihm etwa hätten beiſpringen wollen, durch Feuergewehre abgehalten

Republik unerschrocken fortgeführten Kampfe mit dem päpstlichen Stuhle so viel und so höchst Bezeichnendes zu berichten wäre — aus der durch die Franzosen abgetragenen Kirche seines Ordens (ai Servi) übertragen, hier ihre Ruhestätte gefunden haben. — Unter einem ähnlichen schlichten Steine zu unseren Füßen ruht auch der vorletzte gelehrte Vorstand der Markusbibliothek, Abbate Jacopo Morelli [62]), dem sein nicht minder gelehrter Nachfolger

---

und er selbst durch drei lebensgefährliche Stiche in den Hals und den Kopf niedergeworfen. (Annali urbani di Venezia dall' anno 810 al 12 Maggio 1797 di Fabio Mutinelli. Volume unico. Venezia 1841. 4. p. 532 etc.) Die Mörder, welche sich nicht einmal Zeit nahmen, den einen der Dolche, der fest im Knochen stecken geblieben, herauszuziehen, ließen den Mönch für todt liegen und nahmen, die Verfolger mit ihren Feuergewehren zurückscheuchend, an der Kirche von San Marziale vorüber, die Flucht durch den offenen Hof der Corte vecchia della Misericordia, der sie an die nördliche Lagune führte. Dort wartete ihrer eine Gondel, die sie nach San Francesco della Vigna brachte, wo sie im Palaste des päpstlichen Nuntius verschwanden. In der Nacht setzten sie auf den Lido über, wo ihrer eine gut bewaffnete Peote von zehn Ruderern harrte, die sie der päpstlichen Grenze zuführte. Als die That und der Zufluchtsort der Mörder bekannt wurden, lief eine Menge Volkes vor dem Palaste des Nuntius zusammen und zeigte sich so wüthend, daß dieser für sein Leben zu fürchten anfing. Als die Nachricht davon an den Senat gelangte, der eben versammelt war, traf man von Seite des Rathes der Zehn Anstalten, daß durch Entsendung einer zahlreichen Wache der Palast des Nuntius gegen weitere Gewaltthaten gesichert werde. So Abbate Giuseppe Cappelletti in seiner Storia della repubblica di Venezia dal suo principio sino al giorno d'oggi. Opera originale del prete Veneziano Giuseppe Cappelletti. Venezia 1853. 8. Vol. IX, p. 395 — 397. Das Bild des Mannes findet man im Marcuspalaste im Corridor der Bibliothek über der in den Saal des großen Rathes führenden Thür. P. Selvatico e Lazzari Guida p. 56.

[62]) Voyages historiques et litteraires en Italie pendant les années 1826 1827 et 1828 ou l'indicateur italien; Par M. Valery, Conser-

Abbate Bettio, der nun seitdem auch schon hier seine Ruhestätte gefunden, die Grabschrift verfaßt hat.

Wir gehen weiter und treten aus der Kirche in den ehemaligen Kreuzgang des Klosters ein, der im Viereck einen steingepflasterten Hof umgiebt, dessen Mitte ein Brunnen einnimmt, der das Kloster aus der darunter liegenden Cisterne mit dem nöthigen Trinkwasser versieht. Das Estrich der offenen Hallen dieses Ganges ist mit lauter Stein- und Marmorplatten, mit und ohne Inschriften, bedeckt, unter denen ausgemauerte Grüfte und Gräber liegen, deren viele schon ihre Leichen haben, andere sie noch erwarten.

Im südlichen Arme des Kreuzganges haben die Nonnen der Salesianerinnen von San Giuseppe ein Gemäuer aufführen lassen, in dessen dicht an- und übereinander gestellte Mauernischen ihre Särge eingesetzt werden. Wie manches arme Herz, das innerhalb der einsamen Klostermauern jahrelang in schweren Kämpfen mit dem Leben und seinen natürlichen Regungen gerungen, hat erst nach den letzten Pulsschlägen die ersehnte Ruhe und in diesen lichtlosen Höhlungen die erste Ruhestätte gefunden. Ehe wir diesen dem Gotteshause zunächst gelegenen Theil der Begräbnißstätten verlassen, müssen wir noch einen Blick in denjenigen Theil des Friedhofes werfen, der hinter dem Chore und neben der Sakristei, auf der Evangelienseite der Kirche liegt. Dort ist die für die Geistlichkeit und Nonnen überhaupt bestimmte Abtheilung, die von den Hallen des Kreuzganges durch die Kirche selbst und durch einen Theil des Klosters geschieden ist. Dieser weite, nicht eben anziehende Raum enthält gar

---

vateur-administrateur des bibliothèques etc. Paris 1881. 8. Tom. I. p. 469.

manche Gräber, in denen mehr als ein Edler ruht, der voll Hingebung und selbstverläugnender Aufopferung für das Wohl der Menschheit gewirkt, den Samen des Guten in die Seelen der Jugend gestreut, den schlummernden Funken der Begeisterung für das Schöne in ihnen geweckt, der mit freigebiger Hand an die Armen Almosen gespendet, selbst aber mit wenig sich begnügt und mehr für die Zukunft als in der Gegenwart gelebt hatte.

In den Kreuzgang wieder zurückgekehrt, kommen wir aus dem östlichen Flügel desselben, vorüber an der Begräbnißcapelle der Domherren von San Marco, vorüber an mehren anderen kapellenartigen Hallen, die sämmtlich zu Grüften und Grabstätten bestimmt und theils schon besetzt, theils zu solchen noch zu erkaufen sind, in einen zweiten viel umfangreicheren Bogengang hinaus, der auf drei Seiten einen offenen, in kleine Gräberbeete winkelrecht getheilten Raum einschließt, auf dessen vierter dem eigentlichen Gottesacker zugekehrten Seite eine künstliche Grotte liegt, in der der heilige Franz von Assisi die Wundenmale empfängt. Alle diese lichten Hallen, alle diese luftigen Bogengänge und freundlichen Arkaden sind zu Gräbern und Grüften der Wohlhabenden bestimmt oder dazu schon benutzt. Und so besitzt denn der Reiche auch noch nach dem Tode, auch noch auf diesen Friedhöfen Italiens das Vorrecht, von dem Armen entfernt und von ihm ganz getrennt, und in den seinen Namen verewigenden Monumenten vor Sturm und Wetter geschützt, in einer gesonderten Gruft den ewigen Schlaf zu schlafen.

Ich ging lange in diesen überwölbten Hallen, inmitten dieser liegenden und eingemauerten Platten herum, welche die Namen der ältesten und edelsten Geschlechter Venedigs, die sonst in so vielen Kirchen verstreut schliefen, im engsten Raume vereinigt zeigen. Da finden sich die Dandolo, Quirini, Gri-

mani, Michiel, Bragadin, Contarini, Tron, Dolfino, Erizzo, Balbi, Manin [63]) und andere Adelsgeſchlechter wie in einem Prunkſaale verſammelt, wartend auf die Stimme des Herrn, die ſie auffordere, einzugehen in die Herrlichkeit der himmliſchen Hofhaltung. Trotz all' dieſer glänzenden Namen iſt doch an allen dieſen Hallen von kunſtvollen Grabmonumenten noch ſehr wenig zu finden. Der Tod zeigt ſich hier faſt überall ohne Prunk und der Lapidarſtyl ſpricht auf all' dieſen Gräbern mehr als der Meißel des Bildhauers [64]). Vergißt denn der Venetianer unſerer Tage ſo ſchnell ſeine Todten, oder iſt er ſo verarmt, oder hängt er ſo ſehr an dem, was das Leben an ſinnlichen Genüſſen bietet, daß er für die Gräber ſeiner Todten nichts mehr zu erübrigen vermag, oder ſind noch andere Gründe dieſer Erſcheinung zu unterlegen? Wer weiß es! Viel hat ſich allerdings ſeit dem Jahre 1797 in den Wohlſtandsverhältniſſen dieſer Stadt geändert; es hat die Verarmung allerdings auch gar viele Adels-, viele Bürgergeſchlechter betroffen, und auch Viele aus den unteren Volksclaſſen ſind von ihr heimgeſucht worden; doch ſieht man ſchon an dem ſeltenen Beſuche, den die Todten bekommen, daß Verarmung nicht die eigentliche Urſache dieſer befremdenden Erſcheinung ſein könne. War ich doch in

---

[63]) Lapidi sepolcrali erette nel nostro secolo à morti esistenti si nelle chiese di Venezia, come nel cimiterio; pose per ordine dè anni e di alfabeto con brani di eloquenza relativi, prose, poesie etc. per cura di Giov. Batt. Contarini. Venezia 1844. p. 75, 109, 183, 227, 232 e seg.

[64]) L'Italie des gens du monde. Venise ou coup d'oeil litteraire, artistique, historique, poétique, pittoresque, sur les monuments et les curiosités de cette Cité par Jules Lecomte. Paris 1844. 8. p. 574.

den letzten fünfunddreißig Jahren so oft auf diesem Leichenacker und habe ihn fast immer unbesucht angetroffen [65]).

Wir gehen nun aus den Gewölbebögen des dreiarmigen Umganges (Chiostro) hinaus in den allgemeinen Gottesacker. Welch' ein trauriger Anblick erwartet uns da! Es ist noch immer dieselbe Physiognomie vom Jahre 1822, nur daß die Schutt- und Trümmerhaufen jenes Jahres den Arbeiten der endlichen Regulirung des Ganzen [66]) gewichen sind; sonst aber noch überall dieselbe Oede, noch allenthalben derselbe weißlich gelbe Ton des mit Lehm gemischten unfruchtbaren Erdreichs, dieselbe Monotonie schwarzer und weißer Kreuze aus Holz und Stein; auf der Erde aufliegend dieselben vereinzelten Marmor- und Steinplatten wie damals; fast nirgend ein grüner Grashalm, nirgend eine freundliche Blume auf den kahlen, sandumgrenzten Gräberwellen, von denen die Strahlen der südlichen Sonne in verdoppelter Gluth zurückprallen. Die einzelnen Disteln und mattgrünen stachlichten Dünenpflanzen, welche die Natur des Bodens erzeugt und die salzgeschwängerte Luft des Meeres und der Lagune genährt hat; ein und der andere dem Verschmachten sich entgegen neigende Strauch und das halbe Dutzend von Menschenhand gepflanzter Bäumchen, die ihre spärlichen Aeste leise in der glühend heißen Luft wiegen, vermögen den Charakter des Ganzen, welches das unerquickliche Bild trostloser Verlassenheit gewährt, nicht zu ändern, nicht einmal zu mildern. Diese Trostlosigkeit des weiten Todtenfeldes wird noch durch den Anblick

---

[65]) Aus Venedig. Vom Verfasser des Naemann. Basel 1844. 8. Bd. II, S. 11.

[66]) Die Eindämmung und Ausfüllung des Canals und die Umgebung des Ganzen mit einer soliden Mauer hat der Stadt 20,000 Lire (Zwanziger) gekostet. A. von Binzer a. a. O. S. 395.

der mit großen Steinplatten nothdürftig bedeckten Schlünde gemeinsamer Gräber erhöht, die in jedem Augenblicke bereit sind, die Leichen der Armen aufzunehmen.

Von dieser Gräberwüste machen nur zwei Stellen eine erfreuliche Ausnahme. Die eine befindet sich uns zunächst neben dem rechten Flügel des zweiten Kreuzganges. Da gewahrt man längs der westlichen Friedhofsmauer einen schmalen Strich, der sich aber nur eine kurze Strecke weit dahinzieht. Auf ihm findet man Gräber, die, nach Art der unserigen, mit grünem Rasen eingesäumt und mit allerlei Blumen besetzt sind, die durch ihre erfreuliche Frische das Auge erquicken und das Gemüth tröstend beruhigen. Doch siehe da! das sind ja Gräber deutscher Familien, die nach heimathlicher Sitte ihre Dahingeschiedenen auch noch nach dem Tode liebend umfassen, und ihre Ruhestätten statt prunkender Denkmäler mit dem schmücken, was auch der Arme beizuschaffen im Stande ist. — Die zweite dieser Oasen in der vor uns sich ausbreitenden Gräberwüste liegt, im entgegengesetzten Winkel des Friedhofes, an einer Stelle, die wir erst später betreten werden. — Unter den vielen Todten, die in dem zwischen beiden sich ausbreitenden weiten Raume, in einer der vielen nackten Gräberwellen, begraben liegen, hätte wohl mehr als einer das begründetste Recht auf ein stolzes Mausoleum, das ihm nur seine bescheidene Stellung im Leben und sein geräuschloses Wirken im Dienste der Menschheit entzogen haben.

Wir dürfen jedoch hier durchaus noch nicht stehen bleiben. Es giebt noch viel auf der Todteninsel, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen würdig ist. Im Hintergrunde des Eilandes steht an der südlichen Wand die nach Antonio Selva's Zeichnung ausgeführte Capelle der Brüderschaft des heiligen Christophorus (Arciconfraternità di San Cristo-

foro della pace), ein niedlicher achteckiger Bau, der über die Umfangsmauer des Friedhofs hinausragt. Auf jeder Seite der Capelle liegt eine als Eingang eines Gottesackers oder eines Mausoleums gezeichnete Thür, endlich an der südwestlichen Ecke der Mauer das Häuschen der Todtengräber (Becchini). Diesem gegenüber ist ein Theil des Gottesackers, längs des östlichen Armes der Umfassungsmauer, vom übrigen Felde ausgeschieden und zur Beerdigung ungetaufter Kinder und unausgebildeter menschlicher Leibesfrüchte (Foetus), ein anderer als Begräbnißstätte der evangelischen Christen und anderer Akatholiken bestimmt. Hier ist also und nicht etwa erst seit Kurzem dermalen der Gottesacker der Protestanten [67]), denn schon im Jahre 1718 erhielten die evangelischen Christen durch Vermittelung des im Dienste der Republik Venedig stehenden Feldmarschalls Reichsgrafen M. von der Schulenburg, der selbst Protestant war [68]), ihren eigenen Begräbnißort; sie erwarben nämlich käuflich den auf der Insel San Cristoforo della pace gelegenen Kirchhof, wohin, wie wir bereits gesehen haben, erst später auch der allgemeine Gottesacker der Katholiken verlegt wurde. Und so ruhen denn römisch-katholische, evangelische und griechische Christen auf einem und demselben Gottesacker selbst in Italien, dem Hauptsitze des Katholicismus, friedlich neben einander [69]).

---

[67]) Siehe den Plan des Friedhofes in der Nuova planimetria der Gebrüder Combatti. Taf. III.

[68]) Delle memorie venete antiche profane ed ecclesiastiche raccolte da Giambat. Gallicioli Libri tre. In Venezia 1795. 8. Tom. III, p. 37. Der Senatsbeschluß ist vom 11. Februar 1718. — Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mathias Reichsgrafen von der Schulenburg, Erbherrn auf Emden und Jeliz, Feldmarschalls in Diensten der Republik Venedig. Aus Originalquellen bearbeitet, in zwei Theilen. Leipzig 1834.

[69]) Organisationsacte der christlich-evangelischen Gemeinde augs-

Nach langem Umherwandeln auf ihm und in den Hallen der Klostergänge setzte ich mich auf einen der Leichensteine, und ließ die Erinnerung an viele der hier Begrabenen mich beherrschen und ihr Andenken an meinem geistigen Auge vorüberziehen. Dort, abgelegen allerdings, aber nicht etwa in einem Winkel, sondern in jener Abtheilung des Friedhofes, der den evangelischen Christen gehört [70]), unterhalb einer kleinen, in die Umfangsmauer eingefügten Marmortafel, die fast nur den Namen enthält [70*]), ruht der berühmte Maler Leopold Robert, aus La Chaux de Fonds in der Schweiz, der, schon lange vorher von krankhaftem Tiefsinne überschattet, im 41. Jahre seines Alters, am 20. März 1835, in seiner Wohnung im Palaste Pisani a San Stefano durch eigene Hand seinem irdischen Leben, das doch erst am Anfange seines Ruhmes angelangt war, gewaltsam ein Ziel setzte; denn Leopold Robert wird in seinen heimkehrenden Schnittern, seinen Fischern des adriatischen Meeres, seinem Feste der Madonna dell' Arco, seinem

burgischer Confession in Venedig. Mit einer geschichtlichen Einleitung und einem die innere Verfassung der Gemeinde enthaltenden Anhange. u. s. w. Von Theodor Wittchen, Pfarrer. Triest 1851. 8. S. 4.

[70]) Und nicht auf dem Lido, wo keineswegs der Begräbnißplatz der Protestanten ist, wie fälschlich in dem Werke: Neues allgemeines Künstlerlexicon oder Nachrichten von dem Leben und dem Wirken der Maler, Bildhauer, Baumeister u. s. w. Bearbeitet von Dr. G. K. Nagler. München 1843. 8. Bd. XIII. S. 236, zu lesen ist.

[70*]) Die Inschrift am Grabstein Robert's lautet:

A
Léopold Robert
Peintre.
Né à la Chaux de Fonds en Suisse
le 13. Mai 1794.
Mort à Venise le 20. Mars 1835.
Ses amis et Compatriotes.

Improviſator und anderen ſeiner durchaus geiſtreich und poetiſch gedachten und in großer Vollendung ausgeführten Werke ſo lange fortleben, als die Menſchen Sinn für die Erzeugniſſe der bildenden Kunſt beſitzen werden [71]). — In einem anderen, dem katholiſchen Theile des Friedhofs, ſchläft noch ein anderer Leopold, eine vater- und mutterloſe Waiſe, meinem Weibe blutsverwandt, der hier, gleich ſo vielen anderen öſterreichiſchen Kriegern, fern von den Seinen, als kräftiger Jüngling, dem Klima und dem Dienſte zum Opfer fiel. Ruhe ſeiner Aſche! — Auch manches andere biedere deutſche Herz, auch mancher andere tapfere Krieger ſchläft hier den ewigen Schlaf bis zur Wiedererweckung am Tage des Gerichtes. Wer aber kann ſie alle nennen? — Eines, vielen meiner Mitbürger, wenigſtens in ſeinem unter uns lebenden Sohne wohlbekannten Edlen, müſſen wir aber denn doch noch gedenken, des Oberſten und Artillerie-Commandanten im Venetianiſchen Gebiete, Heinrich's von Waſſerfall, der hier, 70 Jahre alt, am 4. Juli 1833 ſein ruhmvolles Leben ſchloß [72]).

Nun iſt es aber Zeit, daß wir, ſo ſchwer uns auch die Trennung von dieſem ſtillen Eilande fällt, das noch ſo viele Todte birgt, deren wir ſo gern ausdrücklich gedächten, aus dieſer Stätte ewiger Ruhe aufbrechen und wieder in das vielbewegte Leben Venedigs zurückkehren. Die Sonne neigt ſich ſchon

---

[71]) Seine Biographie findet ſich in Naglers Künſtlerlexicon a. a. O. S. 233 — 237; im Neuen Nekrolog der Deutſchen. Weimar 1837. 8. XIII. Jahrg. 1835. S. 297 — 303. — Notice sur la vie et les ouvrages de L. Robert par E. J. Delgluze. Paris 1838. — Exposition de la vie du peintre L. Robert par Fouillet de Couches. Paris 1853. — Ueber die näheren Umſtände ſeines Todes ſiehe Jules Lecomte a. a. O., p. 607—609.

[72]) Lapidi sepolcrali etc. poste per ordine de anni etc. per Cura di Gio. Contarini etc. Venezia 1844. 8. p. 209.

dem Ende ihrer heutigen Laufbahn zu und vergoldet nur noch mit ihren letzten Strahlen die ſtillen Gewäſſer der Lagune, die in leiſem Wellenſchlage die einſame Kirchhofinſel umſpielen. Vor uns, und unſerem Schifflein zunächſt, erglänzen zwar noch in der ſpiegelglatten Fluth in bunter Miſchung, regenbogenartig, die ſchönſten Farben der Natur, und athmet noch auf Augenblicke das wärmſte Leben, aber im fernen Oſten bricht ſchon der dämmernde Abend herein, und die Landſchaft entfärbt ſich dort ſchon immer mehr und mehr; ein allmäliges Erblaſſen dieſer bunten Farbenbilder, ein Erſterben der ganzen Natur greift um die verlaſſene Todteninſel von Minute zu Minute mehr um ſich. Einzelne Gondeln, durch Form und Farbe ſchwimmenden Särgen nicht unähnlich, gleiten in lautloſer Stille über die weite, ruhige Waſſerfläche dahin, und ziehen unſeren Blick unwillkürlich mit ſich fort, dort hin, wo die lange Bogenreihe der Eiſenbahnbrücke (Ponte della strada ferrata) Venedig mit dem feſten Lande verbindet.

Doch was ſoll's dort mit uns, die wir nur die Begräbniß-ſtätten Venedigs aufſuchen? Iſt etwa dort auch ein Leichenfeld zu finden? Allerdings! Dieſe lange Linie kühngewölbter Brückenbögen ſelbſt war noch vor wenig Jahren eine Stätte, auf der der emſig mähende Tod, nicht leiſe, wie ſonſt gewöhnlich, ſondern laut donnernd die Senſe führte, noch mehr aber war das feſte Land, wohin wir auf ihr gelangen, ein Feld des Todes. Sie führt uns, — zunächſt an den Eilanden von San Giuliano und San Secondo vorüber, um deren Beſitz ebenfalls lange hartnäckig gekämpft wurde, ſodann immer weiter und weiter hinaus, zwiſchen Waſſergräben hinein, hinter denen ſich grüngekrönte Wälle erheben, — auf ein anderes Leichenfeld, auf dem der Gott der Schlachten noch jüngſt blutige Ernte hielt. Nun umringen uns ſchon allenthalben ſtarke Kriegsbauten.

Das sind die Befestigungen von Malghera, vor deren Bastionen und Laufgräben, hüben und drüben, Tausende von Menschenkindern durch Feuerschlünde und Fieber ihr Leben verloren. Doch jetzt ruhen all' die Tausende, die sich einst so feindlich gegenüberstanden, auch hier längst friedlich neben einander, und die gütige Mutter Natur hat ihre Gräber bereits mit dem üppigsten Grün überzogen [73]).

Noch eine zweite Fahrt haben wir zu machen zu einem anderen Friedhofe, den freilich keine Bulle des Papstes zum Gottesacker bestimmt, keines Priesters Segensworte zur geweihten Erde gemacht hatten, und der doch der ehrwürdigen Todten so viele beherbergt, deren Andenken in der Seele vieler guten Menschen noch immer fortlebt. Unsere Fahrt gilt diesmal jenem schmalen Streifen Landes, der sich in einer Länge von mehren Miglien im Südosten Venedigs von der Einfahrt in die Lagunen bei San Nicolò bis zur Einfahrt von Malamouo hinzieht, und von den Venetianern vorzugsweise das Gestade (il lido, lido maggiore) genannt wird, das aber eigentlich nichts anderes

---

[73]) Erinnerungen eines österreichischen Veteranen (F.-M.-L. Schönhals) aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 u. 1849. Vierte Auflage, unveränderter Abdruck. Stuttgart und Tübingen 1852. 8. Bd. II, S. 288—310. — Die Erlebnisse der Schweizer-Compagnie in Venedig von Joh. Debrunner, Major der Infanterie und gewesener Commandant dieses Corps. Zürich und Frauenfeld, 1849. 8. S. 241—245. — Kriegsbegebenheiten bei der kaiserlich österreichischen Armee in Italien vor Venedig von Anfang November 1848 bis Ende August 1849. Ein wortgetreuer Abdruck der officiellen Ausgabe. Wien 1854. 8. III. Abschnitt, S. 85 u. f. — Die Revolution in Venedig in der Gegenwart. Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Leipzig 1850. 8. Bd. IV, S. 749—756. — Der österreichische Soldatenfreund. Zeitschrift für militairische Interessen. Jahrg. 1849. 4. S. 200, 235 u. 236, 247, 252, 270, 307, 335, 336, 339, 363 u. f. w.

iſt, als eine breitere Sanddüne, welche die Gewalt des Meeres gegen die hier flach werdende Fluth aufgehäuft, und bei heftigen Stürmen gewaltſam zuſammengeſchoben hat [74]). Gegen die Lagunen hin ſenken ſie ſich in weiten Flächen, welche mit dem Schlamme derſelben überzogen, dadurch in ſehr fruchtbare Gärten verwandelt und dazwiſchen von Entfernung zu Entfernung mit Häuſern und zwei Kirchen beſetzt ſind. Auf dem dem Meere zugekehrten Theile liegt ein flacher, öder, muſchelreicher Strand, auf dem die ſturmreiche Adria den Sand zu Hügeln aufgeſchichtet hat, der, vom Winde hin und her getrieben, hier aufgehäuft, dort wieder abgetragen, und nach Stürmen nicht ſelten mit Schiffs- und Barkentrümmern und Leichen bedeckt wird, unter denen man mitunter manchen Fiſcher von Malamocco Peleſtrina, Sottomarina oder Chioggia entdeckt [75]).

Wir ſtoßen diesmal noch im heiterſten Sonnenſchein von den langen ſchmalen Marmorſtufen und den breiteren Holzbrücken (pontili) der Piazzetta ab und fahren längs der überaus belebten Riva degli Schiavoni und des öffentlichen Gartens (giardini pubblici) dahin. Auch hier fällt unſer Blick gleich im Anfange der Fahrt wieder auf einen ehrwürdigen Todten, der, einer Mumie gleich, nur noch den Schein des Lebens, nicht aber das Leben ſelbſt, das einſt in ihm ſich geltend machte, aus dem großen Schiffbruche der Weltereigniſſe, welche die alte venetianiſche Ariſtokratie vernichtend berührten, gerettet hat. Es iſt der alte Dogenpalaſt, der ſeine Herzöge und Procuratoren di San Marco, ſeine Groß-Kanzler und Avogadoren, ſeine Staats-

---

[74]) Reiſen in Italien ſeit 1822. Von Friedrich Thierſch, Ludwig Schorn, Eduard Gerhardt und Leo v. Klenze. Leipzig 1826. 8. Thl. I, S. 281.

[75]) Augsburger Allgem. Zeitung vom 19. März 1852. S. 1256.

inquiſitoren und Pregadi, ſeine Zehn- und Vierzigmänner (des Conſiglio dei Dieci und der Quarantien) vergebens noch unter den Lebenden ſucht, der aber ſeine zierlich gearbeiteten Säulen und Bögen, ſeine großen und kleinen Fenſter und hohen Stirnmauern, ſeine Zinnen und Statuen auch heute noch wie vor Jahrhunderten dem blauen Himmel entgegenhält. Im ſchneidendſten Gegenſatze zu dieſer verſteinerten Geſchichte der venetianiſchen Staatsverfaſſung ſteht das bunte Treiben der Menge auf und vor jenem langen Quai, an deſſen vielen vor Anker liegenden Schiffen wir nun ſchon dahin fahren. Unſere Schiffer ſteuern an der baumreichen Spitze der öffentlichen Gärten nahe vorüber und bringen uns nach kurzer Fahrt nach dem Lido.

Am Landungsplatze erhebt ſich uns zur Rechten das kleine Kirchlein der heiligen Eliſabeth, dem wir diesmal keine Aufmerkſamkeit widmen können. Wir ſind nur hieher gekommen, um Friedhöfe aufzuſuchen. Um ſie zu finden, wenden wir uns links und ſchlagen längs des gemauerten Lagunenufers den Fußpfad ein, der uns nach kurzer Wanderung jenſeit der längeren Brücke an einen Canal führt, der, aus der Lagune ſich abzweigend, gegen das Meer ſich eintieft und dem Fort von San Nicolò zum Waſſergraben dient. Dort verwehrt uns eine Schildwache das weitere Vordringen, da hier die militairiſch beſetzten Befeſtigungen des Forts beginnen. Nach kurzer Verſtändigung läßt ſie uns aber ſofort in das geräumige Viereck des Forts einziehen, da wir uns ſchon in Venedig mit einer offenen Ordre des Militaircommandanten verſehen haben. Diesſeit und jenſeit der Brücke erheben ſich hochſtämmige Silberpappeln, Platanen, Akazien und andere Bäume, unter deren ſchattendem Laubdache kräftigeres Gras als in Venedigs Gärten grünt und ein ganzer Chor von kleinen befiederten Sängern

ſich luſtig umhertummelt und ſeine Stimmen im friſcheſten Waldlaute ertönen läßt[76]).

Innerhalb der Wälle des Forts betritt man ſofort das Glacis deſſelben; jetzt, obgleich theilweiſe mit Bäumen beſetzt, ein freier, öder Grasplatz, ehemals der älteſte Friedhof der Iſraeliten. Auch hier iſt gegen früher gar Vieles anders geworden. Seit der traurigen Zeit, wo die Benutzung dieſes Raumes zu ſtreng militairiſchen Zwecken nöthig zu werden begann, iſt alle Poeſie von dieſem Platze, ja ſogar aus ſeiner Erinnerung verſchwunden. Vordem ſah man hier ſchöne erhabene Grabmäler, die ſich alle nach Oſten kehrten, mit aufrecht ſtehenden Denkſteinen, die in hebräiſcher, italieniſcher, lateiniſcher, mehre auch in portugieſiſcher Sprache die Namen der hier Ruhenden, namentlich aus der noch in Venedig lebenden Familie Curiel, trugen; nachher aber mußten alle Gräber, bis auf ein paar Zoll, der Erde gleich gemacht werden, und ſo liegen denn dermalen alle Grabſteine platt auf der Erde[77]). — Nur wenige Schritte von dieſen Gräbern entfernt war bis in das zweite Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts die Begräbnißſtätte der Akatholiken. Der einheimiſche wie der fremde Proteſtant wurde einſt (ſiehe S. 641) in ungeweihter Erde, fern von ſeinem Vaterlande, auf dieſem ſchmalen Erdſtreifen zwiſchen den Wogen der Lagune und der Brandung des Meeres, welche Tag für Tag die noch übrigen ſchwachen Reſte fortzuſpülen droht, beerdigt, auf einer Stelle beerdigt, die an vielen Feſttagen und in den Herbſtmonaten September und

---

[76]) Reiſeblätter, geſammelt zwiſchen Venedig und Amſterdam. Von Aloys Meßmer, Profeſſor in Brixen. Insbruck 1855. 8. I. Bdch., S. 357.

[77]) Reiſe nach Venedig von Georg von Martens. Ulm 1824. 8. Thl. I., S. 306.

October alle Montage die profanste Lustbarkeit der unteren Volksclassen durch Spiel und Tanz, Gesang und Scherz, bei Speise, Wein und anderen geistigen Getränken[78]), und fast Tag für Tag der Tritt des in das Waffenhandwerk sich einübenden Kriegers entweihen. Die meisten dieser Gräber sind längst eingesunken und der Erde gleichgemacht, ihre Denksteine zertrümmert, verschleppt, mit Erde überdeckt und von der Oberfläche verschwunden. — Hier war auch, nicht weit vom Meere, der Begräbnißort der Engländer und man findet in der That noch auf einem frischen grünen Platze mehre der nun schon verwitterten Grabsteine einiger englischen Consuln und Anderer, die hier ihren Tod fanden[79]). Da ruht auch, nicht nur in ungeweihetem, sondern auch halb verschüttetem Grabe der edle Consul Smith, Goethe's Freund, mit seiner ersten Frau[80]).

Das Fort schließt in seinen Umfang eine schöne, noch immer den geflügelten Löwen von San Marco zur Schau tragende Brücke aus istrischem Marmor; das ehemalige weitläuftige und berühmte Kloster der Benediktiner, zu dem eine doppelte Reihe von Maulbeerbäumen führt, mit der schönen Riva, an welcher zur Zeit der Republik am Himmelfahrtstage der Bucentoro landete; die große Kirche und mehre zu militarischen Zwecken dienende Gebäude ein, von denen und von dem frommen Stammvater

---

[78]) Una giornata al Lido di Venezia. Venezia 1826. 16. p. 14 e seg.

[79]) Wissenschaftliche Reise durch das südliche Deutschland, Italien, Sicilien und Frankreich. Herausgegeben von Dr. Ferdinand Florenz Fleck, Professor in Leipzig ꝛc. Leipzig 1837. 8. Ersten Bandes erste Abtheil., S. 68.

[80]) Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen 1829. Bd. XXVII, S. 139 u. 140.

der heutigen Giuſtianini Nicolò, von der erſten feindlichen Berührung der Republik mit den Neufranken im Jahre 1797 (ſiehe S. 666) von den hier zu Anfang des vierten Jahrzehends unſers Jahrhunderts gefangen gehaltenen Römern und von noch manchen anderen Begebenheiten wäre viel und ſehr Lehrreiches zu erzählen, wenn es der Zweck dieſes Aufſatzes geſtattete. Wir ſind aber, gedrängt von ihm, genöthigt, das Fort zu verlaſſen, um noch andere Begräbnißſtätten dieſer Inſel aufzuſuchen.

Die mit Vögeln bevölkerte Gruppe von Bäumen, die das Ohr früher ſchon entzückte, nimmt uns nach dem Austritte aus den Befeſtigungswerken in ihren Schatten auf und führt uns auf einem der ſandigen Fußpfade, die an das Ufer des Meeres geleiten, zu dem dermaligen Friedhofe der Iſraeliten, der ſüdlicher als das Fort liegt. Die Gräber, in denen die Leichen der Kinder Iſraels ruhen, werden durch eine zum Theil aus Brettern, zum Theil aus Latten beſtehende Einfaſſung gegen Entweihung geſchützt. Bei ihren Gräbern können wir nicht verweilen, ſo ſehr auch ein und das andere Grab unſere vollſte Theilnahme und Aufmerkſamkeit verdiente.

In der nächſten Nähe dieſes Friedhofes müſſen wir noch die Grabſtätten jener Unglücklichen aufſuchen, die in krankhafter Aufregung oder Abſpannung ihrer Seele Hand an ſich ſelbſt gelegt und gewaltſam ihren Lebenstagen ein Ziel geſetzt haben. Die Geſchichte der Leiden, welche ihrem ſelbſtgewählten Tode vorangingen, wäre ſo lehrreich und iſt doch faſt bei allen in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt. Mit ihrem Körper wurde in Venedig gar ſonderbar vorgegangen[81]).

---

[81]) Giovanni Batt. Lorenzi, Coadjutor der Markusbibliothek, ein in venetianiſchen Sachen gründlich unterrichteter Mann, dem ich, gleich dem überaus gefälligen und gelehrten Vorſtande dieſer Bücherei, zu viel-

Ehe wir das Eiland verlaſſen, haben wir noch einen letzten Beſuch einem einſamen Grabe abzuſtatten, das in der unmittelbarſten Nähe des Meeres, ringsum von ſandigen Hügeln umlagert und von ſtachlichten Dünengewächſen, die den Zutritt erſchweren, umſtanden, ſo da liegt, als gehöre es noch zu den Gräbern der Juden, und doch birgt es die Leiche eines Chriſten. Es wollte nämlich hier, dem Meere ſo nahe als möglich, umtönt von dem Rauſchen der See, umbrauſt von den Stürmen der Luft, mit denen er im Leben ſo oft verkehrt und gerungen hatte, und umfangen von dem Sande der Düne, die auch ein Kind der Meereswogen iſt, der tapfere franzöſiſche Admiral Graf Villaret Joyeuſe, der in Venedig, dem Sitze der ihm von Napoleon I. als Commandanten anvertrauten vierten Militär-Diviſion, im Jahre 1812, beerdigt werden. Sein Grab konnte man noch im Jahre 1843 recht deutlich erkennen, vielleicht daß heut' zu Tage die Winde die ganze Grabſtätte längſt in einen großen kahlen Sandhügel verwandelt haben[82]).

Vom Lido zurückgekehrt haben wir noch diejenigen Grabſtätten aufzuſuchen, in die jene gebettet wurden, deren Leben die Menſchen, zum Schutze der Geſetze, gewaltſam verkürzen mußten. Unter ihnen waren mehre jener grauſamen Politik zum Opfer gefallen, der zu Liebe die venetianiſche Oligarchie ſo manches edle Haupt unter den Händen des Henkers enden ließ, das

---

fachem Danke verpflichtet bin, berichtete mir unter dem 29. vorigen Monats Folgendes: »Dem Körper des Selbſtmörders wird der Kopf vom Rumpfe getrennt, und der erſtere zur Beerdigung nach dem allgemeinen Gottesacker, der letztere nach dem Lido gebracht, wo er in der Nähe desjenigen Raumes, der den Hebräern zum Friedhofe dient, eingeſcharrt wird.!!« — So war es vordem, jetzt wird auch der Selbſtmörder auf San Michele beerdigt.

[82]) Jules Lecomte's Venise, p. 587—589.

anderswo in den Annalen der Menschheit an ehrenvollster Stelle geglänzt hätte und mit mehr als einer Bürgerkrone geziert worden wäre. Diese Unglücklichen mußten ihre letzten Seufzer an gar verschiedenen Orten aushauchen. Einige der zum Tode Verurtheilten ließ man zwischen jenen zwei hohen Säulen sterben, die der Piazzetta noch immer zur schönsten Zierde gereichen; anderen jener Unglücklichen diente jene eiserne Stange zur Richtstätte, die dort oben auf dem offenen Umgange des Dogenpalastes von der einen der zwei rothen Säulen zur anderen hinüberreicht; noch andere endlich knüpfte man in alter Zeit an einem der Fenster des Palastes nächtlicher Weile auf, und ließ ihre Leichen dem Volke zum warnenden Beispiele dienen. Sie alle hatten doch wenigstens den Trost, in den letzten Augenblicken ihres Lebens Gottes schöne Welt noch einmal schauen und unter freiem Himmel ihre letzten Seufzer aushauchen zu können. Wie viele andere Unglückliche mußten dagegen ihr Leben in jenen lichtlosen Kerkern vollenden, deren Schreckniſſe der heutige Venetianer durch Worte und Gründe zu mildern sucht, denen nicht immer die lautersten Motive zur Grundlage dienen. — Nach dem Tode war das Loos ihrer Leichen freilich dasselbe: alle so Hingerichteten fanden ihre Ruhestätten in geweihter Erde. Wo aber haben wir diese zu suchen? — In S. S. Giovanni e Paolo, diesem großartigen Pantheon Venedigs, liegen am Ende der drei Hauptschiffe fünf Kapellen neben einander. Wir müssen, um eine Andeutung ihrer Beerdigungsstätte zu finden, den rechten hohen Kreuzesarm betreten und, an dem südlichen Seiteneingange des Tempels vorübergehend, die äußerste dieser Kapellen, diejenige nämlich, die dem Seiteneingange zunächst liegt, aufsuchen, es ist die Kapelle del Croce fisso. In ihr sehen wir an der Wand der Epistelseite des

Altars (welche die rechte iſt) eine Steinplatte eingefügt, deren Inſchrift beſagt, daß die Bruderſchaft der Gerechtigkeit den Gottesacker zur Beerdigung der Hingerichteten, den der Mutter Gottes und dem h. Hyeronimus geweihten Kirchhof habe herrichten laſſen [83]). Dieſer Stein befand ſich einſt über dem Eingange in den Kirchhof der Hingerichteten, der hinter der ehemaligen Scuola del Roſario lag [84]). Dort waren alſo meiſt ihre Gräber.

In dieſem Kirchhofe [85]) und überhaupt in geweihter Erde wurden aber zur Zeit der Republik nicht alle Hingerichteten begraben, ſondern es ſcheint vielmehr für ſie der Begräbnißorte mehre gegeben zu haben [86]).

---

[83]) Die Inſchrift lautet:

Caemeterium Deiparae Virgini Mariae
Et divo Hyeronimo dicatum.
In quo damnatorum capite corpora
Religioso atque catholico ritu
Confraternitas Justitiae nuncupata
Condi curat anno Domini MDCXIIII.

[84]) Le chiese di Venezia descritte ed illustrate da Giambattista Soravia. Venezia 1822 — 1823. 8. Tom. I (der einzige der von drei auf dem Titel angekündigten Bände), p. 60.

[85]) Von Conte Agoſtino Sagredo „Il cimitiero di San Francesco“ oder „Cim. dei Santi Giovanni e Paolo“ genannt. S. Venezia e le sue lagune. Venezia 1847. Bibelformat. Vol. I, Parte I, p. 156.

[86]) In der Guida artistica e storica der Herrn P. Selvatico und V. Lazzari findet man S. 16 ſonderbarerweiſe bemerkt: daß am Ende desjenigen Armes der Vorhalle der Baſilica des h. Marcus, der, dem Eintretenden zur Linken, bis zum Seiteneingange in die Kirche ſich erſtreckt, hinter dem Steinſarge des Dogen Marino Moroſini (ſ. S. 601) und der noch weiter zurückliegenden Urne der Primicerii dieſer Patriarchalkirche, der Begräbnißort der Domherrn geweſen ſei, in deren Nachbarſchaft einſt auch die hingerichteten Miſſethäter ihre Grabſtätte hatten!! Worauf ſich dieſe Behauptung ſtützt, iſt nicht bekannt. Es mögen allerdings, ſo meint

So heilig auch den Venetianern das Meer, als das Mittel der Begründung ihrer politiſchen Macht zu Waſſer und zu Land und als die Quelle ihres Reichthums war, und ſo ſehr ſie es auch als die Braut ihrer Herzoge in Ehren hielten, ſo würdigten ſie es doch andererſeits auch wieder zur Richt- und Begräbnißſtätte ihrer ſchwerſten Verbrecher herab, die zuweilen aus Strafe auch ertränkt wurden [87]). Dieſes geſchah freilich nicht in offener

der ſchon früher als ein in venetianiſchen Dingen vollwichtiger Zeuge von mir angeführte Coadjutor G. B. Lorenzi, die Hingerichteten auch ſchon in alten Zeiten an verſchiedenen Orten begraben worden ſein; ein ausdrückliches Zeugniß finde ſich jedoch nicht vor, möglich, daß auch die Baſilica ſchon frühzeitig, zunächſt um ſich herum, einen eigenen Kirchhof gehabt habe, auf dem auch gewiſſe Miſſethäter begraben worden, worüber ſich aber nur darin eine Andeutung findet, daß man, als vor einigen Jahren auf der Piazzetta dei Leoni, längs der Evangelienſeite der Baſilica, wohin die oben erwähnte Stelle der Guida den Begräbnißort der Domherren in der Kirchenhalle verſetzt, Ausbeſſerungen der Straße nöthig waren, eine Menge menſchlicher Knochen ausgrub, die offenbar einem Friedhofe angehört zu haben ſcheinen. Unterſtützt wird dieſe Vermuthung auch noch dadurch, daß noch immer jährlich am Allerſeelentage (2. November) die Geiſtlichkeit in einer feierlichen Proceſſion aus der Kirche heraus und um dieſelbe herumzieht, und die für dieſes kirchliche Erinnerungsfeſt nach dem Ritus der katholiſchen Kirche vorgeſchriebenen Gebete, Geſänge ꝛc. eben ſo auswärts, wie im Inneren des Gotteshauſes vor allen hier befindlichen Sarkophagen und Begräbnißſtätten verrichtet. — Die erſt vor wenigen Tagen (im Mai) mir geſendete Nuovissima Guida di Venezia e della ſua Laguna, nella quale si sono corretti da oltre 200 errori che s' incontrano nelle altre guide, estesa da Francesco Zanotto. Venezia 1856. 8. p. 27 nota 3. weiſet nach, daß Selvatico die „cantori ducali“ mit der „condannati a morte“ verwechſelt habe!!, womit das Ganze in ſich zuſammenfällt.

[87]) Co. Ag. Sagredo ſtellt zwar a. a. O. das Erſäufen der Miſſethäter als Strafe geradezu in Abrede, allein ſchon der höchſt verdienſtvolle und gelehrte Director des k. k. venetianiſchen Generalarchives ai Frari, Cav. Fabio Mutinelli, hat in ſeinem Lessico veneto, compilato

See, in deren grüne Fluthen der Doge jährlich am Himmelfahrtstage, vom reichgeschmückten Bucentoro herab, den Verlobungsring versenkte, sondern in der Lagune und zwar im Canal Orfano (auch Canal Dei Marani genannt), über dessen Namensursprung ein bisher noch unaufgeklärtes Dunkel schwebt [88]), und der vom Kloster der Barmherzigen Brüder auf der Insel San Servolo (oder San Servilio) in Isola bis zum Eilande di San Clemente sich erstreckt [89]).

Um zu ihm zu gelangen führt uns heute die flüchtige schwarze Gondel, diesmal ohne jene Bedeckung, die der Venetianer »Felze« nennt, im Angesichte der Piazzetta, auf einem Lagunenarme, der die Insel San Giorgio Maggiore — die, so lange auf ihr die berühmte Benediktiner Abtei bestand [90]), für ihre Bewohner eigene Begräbnißstätten hatte — von der äußersten östlichen Spitze

---

per agevolare la lettura della storia dell' antica Repubblica Veneta etc. Venezia 1852. p. 31 bewiesen, daß diese Behauptung unrichtig sei und Herr Professor S. Romanin hat a. a. O. Bd. III, S. 79, Note 1 aus dem Nekrologe der Markuskirche dargethan, daß im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts 163, vom Jahre 1600—1604 40 Personen durch Ersäufung hingerichtet worden seien, und daß die letzte dieser Strafarten noch im achtzehnten Jahrhunderte an einem Glasarbeiter von Murano vollzogen worden sei.

[88]) Cav. Mutinelli a. a. O. p. 31. — Paoletti a. a. O. I, p. 46. — Ag. Sagredo a. a. O. p. 156.

[89]) Carta topografica del Regno Lombardo-Veneto, herausgegeben vom k. k. österreichischen Generalquartiermeisterstabe. Tav. F. 5.

[90]) Die Abbildung, Beschreibung und die Geschichte derselben findet sich in dem Werke: Delle inscrizioni veneziane raccolte ed illustrate da Emman. Ant. Cicogna etc. Venezia 1834. 4. p. 239—628. — Flam. Cornel. Eccles. venetae. Tom. IX, p. 333—428. Desselben Supplementa ad ecclesias venetas et Torcellanas antiquis documentis nunc etiam primum editis illustratas authore Flam. Corn. Venetiis 1749. 4. p. 393—402.

der langgedehnten Giudecca [91]), auf der ſich der Grüfte und Kirchhöfe auch mehre befanden, trennt, in die ſüdliche venetianiſche Lagune hinaus. Hinter ihnen, welche von dieſer Seite den Eingang, gleichſam die Pforte, zum ſüdlichen Theile derſelben bilden, erhebt ſich zunächſt aus der bläulich-grünen, in zahlloſen Lichtblicken glänzenden Fluth die kleine Inſel der heiligen Maria delle grazie (gemeinhin la Grazia genannt) [92]). Zur Zeit der venezianiſchen Republik gab es auf dieſem kleinen Eilande, in der Nähe ihrer ſchon längſt abgetragenen Kirche, eine dem heiligen Hyeronimus geweihte und von den Mitgliedern der Bruderſchaft der heiligen Maria di Giuſtizia bei San Fantino, deren Bruderſchaftshaus jetzt das Ateneo Veneto enthält [93]), überwachte Capelle. Sie diente damals zur Begräbnißſtätte der Eingeweide der Hingerichteten, da ihre Leichname, dem Urtheilsſpruche gemäß, geviertheilt und auf eben ſo vielen verſchiedenen, dazu eigens bezeichneten Lagunen-Inſeln bis zu ihrer Verweſung ausgeſtellt bleiben mußten. Ihre Eingeweide wurden hier beigeſetzt [94]).

Die nächſte von uns beſuchte Inſel, an der der Canal Orfano beginnt, iſt San Servolo, ein viel größeres, von hohen Mauern

---

[91]) Cenni storici e statistici sopra l'isola della giudecca (Michele Battagia). Venezia 1832. 8. p. 8. — Ermol. Paoletti a. a. O. Vol. I, p. 170. — Flam. Corn. Eccles. ven Tom. I, p. 1—90. Deſſelben Supplem. 1—13. — Eccles. ven. Tom. I, p. 270—290. Supplem. p. 32—38 etc.

[92]) Flam. Corn. Eccles. ven Tom. VIII, p. 299—315. Deſſelben Supplem. p. 358—360. — E. Paoletti a. a. O. Vol. I, p. 179—180.

[93]) Descrizione topografica di Venezia e delle adjacenti Lagune corredata da 34 tavole. opera dell. i. r. Consigliere A. Quadri. Venezia 1844. 8. p. 227.

[94]) Giov. Batt. Lorenzi's briefliche Mittheilungen.

umfangenes Eiland, auf dem durch viele Jahrhunderte bis zum heutigen Tage Nonnen und Mönche in stiller Abgezogenheit von der Welt ihre klösterliche Behausung aufgeschlagen hatten. Die Schicksale dieser Insel, den Wechsel der verschiedenen Mönchs- und Nonnenorden, die im Laufe der Zeiten nacheinander bis zur Besitznahme des Klosters durch die barmherzigen Brüder, denen es noch immer gehört, dasselbe bewohnten, und die mancherlei geschichtlichen Ereignisse, die auf ihm sich zugetragen haben, mag man anderswo nachlesen [95]). Es enthält dasselbe außer der Kirche, in der die Ordensbrüder noch immer beigesetzt werden, und dem Kloster, dessen malerische Eintrittshallen, Höfe, Corridore und Säle mit ihren luftigen Durchgängen uns an so viele Gemälde deutscher Künstler, die wir oft in den Kunstausstellungen von Berlin, München, Wien und anderer Hauptstädte gesehen und bewundert haben, erinnern, und aus dessen Fenstern man die überraschendsten Ausblicke in die blaue wogende Ebene genießt; ein vortrefflich eingerichtetes Spital für Kranke und Irrsinnige männlichen Geschlechts [96]), die hier eine zweckgemäße Wartung, eine sichere Aufbewahrung und oft auch vollständige Heilung finden; umfangreiche Gärten und einen Kirchhof, in dem alle in dieser Anstalt Verstorbenen beerdigt werden [97]).

---

[95]) Flam. Corn. Eccles. ven. Tom. V, p. 88—112. — E. Paoletti. Vol. I, p. 196 — 199. — Memoria sui luoghi pii e le confraternite laiche di Venezia, scritta da Luigi Perotti. Venezia 1848. — Luigi Carrer in dem Werke: Venezia e le sue lagune. Vol. I, P. II, p. 495 — 496. — Stato personale del clero della città e diocesi di Venezia per l'anno bisestile 1856. Venezia 1855. 8. p. 56.

[96]) Die Zahl der hier befindlichen Kranken belief sich im September des Jahres 1854 auf nahezu 400 Individuen.

[97]) Briefliche Mittheilungen des Herrn Coadjutors der Markusbibliothek G. B. Lorenzi.

Hinter dieſem Kloſter lenkt unſer Fahrzeug in den Canal Orfano ein, in dem wir aber unſere Fahrt bis nach San Clemente [98]) nicht fortſetzen, ſondern uns gegen Sonnenaufgang wenden, um die umfangreiche, durch den ſchlanken Thurm ſeiner Kirche, welche noch immer die Begräbnißſtätte ſeiner Mönche iſt [99]), und den rothen Anſtrich (einſt die Lieblingsfarbe der Venetianer) ſeiner Gebäude weithin kennbare Inſel der armeniſchen Antonianermönche, der Mechitariſten-Congregation auf San Lazzaro degli Armeni [100]) zu beſuchen. Wie ſehr bedauere ich, daß es mir die Zeit nicht geſtattet, die freundlichen Leſer mit dem gelehrten Erzbiſchofe von Sunia, Giorgio Hur-

---

[98]) Flam. Corn. Eccl. ven. Tom. IX. p. 215—245. Deſſelben Supplem. p. 376. — Die Inſel iſt abgebildet in den Siti pittoreschi e prospettivi delle lagune venete, disegnati (da Vincezzo Sgualdi), intagliati (da Rocco Annibale) e descritti etc. Venezia 1838. 8. Der Aufſatz über dieſe Inſel iſt vom Conte Ag. Sagredo, S. 15—22.

[99]) G. B. Lorenzi's briefliche Mittheilung.

[100]) Della congregazione mechitaristica e degli illustri mechitaristi del secolo XIX nell' isola di S. Lazzaro in Venezia. Narrazione. Venezia 1836. — Oeſterreichiſche Blätter für Litteratur, Kunſt, Geographie, Statiſtik und Naturkunde. Wien 1844. 4. Prof. Dr. Jul. Gintl's Aufſatz: San Lazzaro. Jahrg. I, S. 487 u. f. — Ebendeſelbſt der Aufſatz des gegen Fremde überaus gefälligen Dr. Don Giuſ. Valentinelli: Das Inſtitut der armeniſchen Mechitariſten auf San Lazzaro bei Venedig. Wien 1847. Jahrg. IV, Nr. 246, S. 977—987. — Flam. Corn. Eccles. ven. Tom. IX, p. 268—293. Deſſelben Supplem. p. 385. — Paoletti a. a. O., Vol. I. p. 192—195. Darſtellungen aus einer Reiſe durch Deutſchland und Italien im Jahre 1835. Von Fr. K. von Strombeck. Braunſchweig 1836. 8. Thl. I. S. 315—328. — Venedig. 24 Anſichten nach der Natur gezeichnet, geſtochen und herausgegeben von J. Poppo und M. Kerz. Mit geſchichtlichem und beſchreibendem Texte von Rudolph Löſer. München 1846. S. 64 u. m. a. Werke und Aufſätze.

mus, nicht mit Padre Stefano Yazege, dem freundlichen Führer der das Kloſter beſuchenden Fremden, näher bekannt zu machen; ſie nicht durch die ungemein rein gehaltenen heiteren Localitäten, welche den ehrwürdigen und gelehrten Vätern, die ſich mit allem Eifer den gründlichſten Studien widmen, zur Wohnung dienen; nicht durch die weitläufigen, in ſchönſter Ordnung und beſter Pflege gehaltenen Gärten zu geleiten; ihnen nicht die an armeniſchen Handſchriften und Büchern ſo reiche Bibliothek, nicht die für armeniſche Knaben und Jünglinge beſtimmte, beſtens geleitete Erziehungs- und Bildungsanſtalt, nicht die ganze wohlgeordnete Wirthſchaft dieſes für die Cultur von Armenien ſo wichtigen Inſtituts zeigen zu können; allein es drängen die raſch vorüber gleitenden Augenblicke und nöthigen uns zur Eile.

Wir hätten zwar noch hier herum, und zwar in nächſter Nähe, der Inſeln mehre zu beſuchen, z. B. San Spirito [101]; die jetzt als Quarantaine-Anſtalt benutzte Inſel Poveglia [102], welche noch immer ihren eigenen nach den für Contumaz-Anſtalten erlaſſenen Vorſchriften hergeſtellten Gottesacker beſitzt, und die,

---

[101]) Flam. Corn. Eccles. ven. Tom. IX, p. 246—267. Deſſelben Supplem. p. 377—384. — Paoletti a. a. O. I, 185—186.

[102]) Cenni storici dell' isola di Poveglia e della sua importanza sotto l'aspetto sanitario. Relazione sulla peste dell' Egitto dagli anni 1834—35. Osservazioni pratiche sulla peste in generale del Dre. A. A. Frari i. r. consigliere effettivo di governo etc. Venezia 1835. 8. p. 35 e seg — Chronicon venetum, omnium quae circumferuntur vetussimum, et Johanni Sagornino vulgo tributum, e mss. codice. Apostoli Zeno v. cl. nunc primum cum codicibus Vaticanis collatum, notisque illustratum in lucem profert H. Fr. Zanetti Alex. F. Venetiis 1765. 8. p. 6. — Paoletti a. a. O. Vol. I, p. 187 e 188.

Lazzaretto vecchio genannte Insel [103]) zu besuchen, da sie einst alle ihre eigenen Begräbnißstätten in Kirchen und Capellen hatten, die aber schon lange abgetragen oder in Pulvermagazine umgewandelt oder anderen militairischen Zwecken gewidmet worden sind; es geht aber nicht an. Wir müssen vielmehr nach der Stadt zurückkehren, um noch in ihr einige Grabstätten der Hingerichteten aus neuerer Zeit zu besuchen.

In den letzten Jahren des verflossen Jahrhunderts und so lange die Todesurtheile noch an jener Stelle vollzogen wurden, die den Namen Paludo a San Francesco della Vigna (der Morast oder Sumpf bei San Francesco am Weingarten) führte, beerdigte man die Leichname hingerichteter Missethäter auf dem der gleichnamigen Kirche benachbarten Gottesacker [104]), seitdem aber jenes Terrain zum Gebrauche der großartigen städtischen Gasbeleuchtungs-Anstalt bestimmt und die Richtstätte auf den der aufgelassenen Kirche der heiligen Martha, die jetzt zum Strohmagazine dient, nahe gelegenen Campo di giustizia verlegt worden ist, werden die Hingerichteten auch in Venedig, wie anderwärts, sogleich an Ort und Stelle begraben. Diesen Campo, der ein wüster, auf zwei Seiten von den niedrigen Wohnungen armer Fischer und Schiffer eingefaßter und doch einsamer Platz ist, auf dem einige mit Gras überzogene Trümmer abgetragener Häuser, die in keinem Theile der Stadt zahlreicher und in größerer Ausdehnung, als eben in dieser Gegend vorhanden sind, aus der Erde hervorragen, haben wir gerade im entgegen-

---

[103]) Paoletti a. a. O. Vol. I, p. 190 e 191. — Flam. Corn. Eccles. ven. De ecclesia Laemocomii Sanctae Mariae de Nazareth. Tom. IX, p. 298—310. Desselben Supplem. p. 385—387.

[104]) G. B. Lorenzis briefliche Mittheilung.

geſetzten, nämlich im weſtlichen Seſtiere (Sechſtel), zu ſuchen. Das brüchige nördliche Ufer des Platzes, das dem Marsfelde (Campo di Marte), einer Inſel, auf der das Militär ſeine größeren Waffenübungen ausführt, gegenüberliegt, wird von der Lagune beſpült und von ihm nur durch einen ſeichten, ſchmutzigen Canal getrennt. Auf dieſem öden Raume, zu dem man von Süden her aus dem Arzere (Damm) di Santa Marta durch die Calle delle Orſoline (die Gaſſe der Urſulinerinnen), deren Name ſchon den Orden bezeichnet, dem das Kloſter, das einſt hier geſtanden, gehörte, gelangt, erhebt ſich weſtwärts die hohe Hinterwand eines Meierhofes (Vaccaria); an ihr iſt ein ſchwarzes, aus zwei einfachen ſchmalen Lattenſtücken gebildetes Kreuz, mit Nägeln an die Mauer befeſtigt, zu ſehen. Unter ihm erhebt ſich ein Paar übergrünter Grabhügel, unter denen die Leichname der wenigen Verbrecher ruhen, die ſchon in neueſter Zeit hier ihre Strafe ausgeſtanden haben.

Hieher ſind wir, von San Francesco della Vigna, an vielen Kirchen, die auch merkwürdige Gräber enthalten, vorüber, nur eine einzige Ueberfuhr über den Canal grande, der Abkürzung wegen, benutzend, faſt durch die ganze Länge der Stadt zu Fuß [105]) gekommen. Die Entfernung iſt allerdings

---

[105]) Man kann in Venedig, die Inſel San Giorgio Maggiore, die Giudecca und die übrigen Lagunen-Inſeln ausgenommen, zu Fuß überall hingelangen, wenn man Umwege nicht ſcheut, und es hat Herr Dr. H. K. Brandes (Ausflug durch das Salzkammergut und die Gaſtein nach Venedig im Sommer 1856. Mit einer Karte. Lemgo und Detmold 1857. S. 93) vollkommen Unrecht, wenn er berichtet, daß man von der Stadt aus zum Bahnhofe nur zu Waſſer gelangen könne; er hätte nur nöthig gehabt, die Merceria bis zum Ponte di Rialto zu verfolgen und vom Campo San Bartolomeo weg ſeinen Ausflug durch die Calle ſtretta, hinter dem Fontico dei Tedeſchi (dem

groß, der Gang, der vielen zu überſteigenden Brücken wegen, ermüdend und beſchwerlich; dafür aber haben wir die Auslage für die Gondel erſpart [106]), viele Kirchen und Paläſte geſehen, und diejenigen Theile der Stadt durchſchritten, die der Reiſende nicht immer zu ſehen bekommt.

Jetzt müſſen wir aber wieder eine Gondel beſteigen, denn die nächſten Ziele unſeres letzten Ausfluges ſind Lagunen-Inſeln. Wir laſſen uns weit in die weſtliche Lagune hinausrudern, um zwei Eilande zu beſuchen, die einſt auch Begräbnißſtätten enthielten, aber dermalen als ſolche ſchon lange nicht mehr beſtehen. Sie heißen San Giorgio in Alga [107]), ſo benannt der vielen Algen wegen, die in ihrer Nähe wachſen, und Sant' Angelo della polvere. Jene liegt uns zunächſt; dicht an ihr kamen ſonſt diejenigen Reiſenden vorüber, welche, früher als die Eiſenbahnverbindung beſtand, von Padua her, in Fuſina nach Venedig ſich einſchifften; dieſe aber viel ferner in der ſüdweſtlichen Lagune, wohin kaum je ein Reiſender kommt. — Auf jeder dieſer Inſeln möchten

---

chemaligen Waarenlager der Deutſchen) über S. Giovanni Criſoſtomo, SS. Apoſtoli, Sta Sofia, San Felice, Sta Foſca, Sta Maddalena, S. Geremia nach der Kirche dei Scalzi, die jeder Reiſende eben ſo gut wie die Gallerie Manfrin, welche zunächſt der vorletzten Kirche ſich befindet, zu beſuchen pflegt und die ſchon in der Nähe des Bahnhofes liegt, zu nehmen, um zu Fuß zu ihm zu gelangen, und auf dieſem ganzen Wege hätte er noch dazu gar Niemanden zu fragen gebraucht, denn das Straßenpflaſter hätte ihn faſt bis in die Nähe des Bahnhofes geführt, wenn er nur die Pflaſterungsart der Merceria und die zwei weißen Marmorgeleiſe, die hinter dem Waarenlager der Deutſchen beginnen, beachtet hätte.

[106]) Man zahlt für die Gondel in der erſten Stunde 20, in allen übrigen 10 Kr. C.-M. u. ſ. w.

[107]) Paoletti a. a. O. I, p. 208 u. 209. — Flam. Corn. Eccles. ven. Tom. VI, p. 57—86. Deſſelben Supplem. p. 304—308.

wir so gern länger verweilen, denn wir hätten von beiden so viel zu erzählen und namentlich von der ersteren gar vieles mitzutheilen, was manchen unserer Leser im hohen Grade interessiren würde. Wir möchten vor Allem des heiligen Lorenzo Giustiniani, des ersten Patriarchen von Venedig, der auf dieser Insel dem Dienste Gottes sich widmete [108]), und dreier Päpste, die, alle venetianischen Familien angehörend, zu dem auf ihr gelegenen Kloster in vielerlei Beziehungen gestanden, nämlich: Gabriel Condulmer's (Eugen IV.), Angelo Correr's (Gregor XII.) und Pietro Barbo's (Paul II.) [109]) und des Besuches dieses Klosters durch Papst Pius VI. [110]) u. m. A. gedenken. — Auch von Sant' Angelo in polvere oder, wie es ursprünglich hieß, Sant' Angelo di Contorta, wäre gar viel zu erzählen; doch dafür und für den Besuch so vieler anderen in der nördlichen Lagune liegenden Eilande haben wir keine Zeit mehr; nicht für die schon früher erwähnten Inseln von San Secondo [111]) und San Giuliano, genannt di Bonalbergo [112]); nicht für das an Kirchen, Klöstern

---

[108]) Notizie storiche edite ed inedite di San Lorenzo Giustiniani primo Patriarca di Venezia, narrate dall' Arciprete-Canonico Angelo Regazzi in occasione del quarto Centenario del beato suo transito. Venezia 1856. p. 12. — Die von ihm handelnden anderen Schriftsteller suche man S. 32 nach. — Ermolao Paoletti a. a. O. Vol. I, p. 208—210.

[109]) Beiträge zur italienischen Geschichte von Alfred von Reumont. Berlin 1855. 8. Bd. IV, S. 312 u. f.

[110]) Emman. Ant. Cicogna Delle inscrizione veneziane. Tom. IV, p. 556.

[111]) Paoletti a. a. O. Vol. VI, p. 3 — 48. — Co. Ag. Sagredo in der Venezia e le sue lagune. Vol. II, Pars II, p. 489.

[112]) Flam. Corn. Eccles. ven. Vol. II, p. 28 — 48. Paoletti a. a. O. Vol. I, p. 208.

und Begräbnißstätten so reiche, große und durch ihre Glasfabrikation einst so berühmte [113]), klein Venedig genannte Murano [114]); nicht für das in geschichtlicher und artistischer Hinsicht so vielseitig wichtige Torcello [115]); nicht für Burano [116]), den Geburtsort des berühmten Componisten Baldassare Galuppi, von der er den Beinamen Buranello erhielt [117]), nicht für Mazorbo [118]), für San Francesco del Deserto [119]), San Giacomo del

---

[113]) Paoletti a. a. O. I, 135—160. — Flam. Corn. Eccles. ven. Tom. X, P. II, p. 60—100, 181, 219, 238—302, 372 etc. Tom. X, P. III, p. 81—399. Desselben Supplem. p. 429, 430, 431 u. 432.

[114]) Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien im Jahre 1835. Von Friedrich Karl von Strombeck. Braunschweig 1836. 8. Theil I, S. 340 u. f.

[115]) Flam. Corn. Eccles. Torcellanae antiquis monumentis nunc etiam primum editis illustratae, auctore Flaminio Cornelio Senatore Veneto. Venetiis 1749. 4. Tom. III. — Paoletti a. a. O. Vol. I, p. 107—124. — Sulla architettura e sulla scultura in Venezia dal medio evo sino ai nostri giorni, studi di P. Selvatico per servire di Guida estetica etc. Venezia 1847. p. 10—20. — Geschichte der Baukunst und Bildhauerei Venedigs. Von Oskar Mothes. Leipzig 1857 S. 26—35.

[116]) Flam. Corn. Eccles. ven. Tom. X, P. II, p. 23. Desselben Supplem. p. 424 u. 425, 429. — Paoletti a. a. O. Vol. I. p. 128—131.

[117]) Prof. P. Canal in dem Werke Venezia e le sue lagune. Venezia 1847. Bibelformat. Vol. I, P. II, 486, 493 e 496.

[118]) E. Paoletti a. a. O. I, p. 125—127. — Flam. Corn. Eccles. ven. Tom. X, P. I, p. 395—358, 396 e seg. Desselben Supplem. p. 428.

[119]) E. Paoletti a. a. O. Vol. I, p. 132. — L. Carrer in dem Werke Venezia e le sue lagune. Vol. II, P. II, p. 501.

Paludo [120]) und für die, Lazzaretto nuovo genannte Insel [121]), Eilande die alle gleich Torcello, gegen früher so tief herabgekommen sind, daß sie nur mehr von armen Gärtnern, Fischern und Schiffern bewohnt werden. Auch können wir uns nicht näher umsehen auf den Lidi delle Vignole [122]) und San Erasmo [123]); wir können nicht besuchen den zaubervollen Garten und die, auch in ihrer Entweihung und Verödung noch immer höchst beachtenswerthe Kirche, der jetzt von der militairischen Proviantbäckerei in Besitz genommenen Insel di Santa Elena [124]); wir können keiner näheren Untersuchung unterziehen die Gegend der jetzt von der Erde ganz verschwundenen und doch einst so überaus prachtvollen Kirche und des Klosters der Karthäuser [125]) und des die Hafeneinfahrt beschützenden Forts von Sant'Andrea [126]), zwischen dem und der auf der anderen Seite gelegenen Kirche von San Nicolò del Lido, am 20. April 1797 der Befehlshaber eines

---

[120]) Paoletti a. a. O. Vol. I, p. 132 – Flam. Corn. Eccles. ven. Tom. IX, P. II, p. 376—395. Desselben Supplem. p. 432. — (Gio. Parolari) Il Forestiere istruito etc. p. 510.

[121]) Paoletti a. a. O. Vol. I, p. 138. Flam. Corn. Eccles. ven. Tom. IX, p. 135—162. Desselben Supplem. p. 372.

[122]) Paoletti a. a. O. Tol. I, p 31 — Flam. Corn. Eccles. ven. Tom. IX, p. 173. Desselben Supplem. p. 376.

[123]) Paoletti a. a. O. Vol. I. — L. Carrer in der Venezia e le sue lagune. Vol. II, P. II, p. 530.

[124]) Paoletti a. a. O. Vol I, p 199—201. — (Gio. Parolari) Il forestiere istruito etc. p. 516. — Flam. Corn. Eccles ven. Tom. IX, p. 173—214. Desselben Supplem. p 376.

[125]) Paoletti a. a. O. Vol I, p. 202—205. — Flam. Corn. Eccles. ven. Tom IX. p. 135 — 172. Desselben Supplem. p 372 — 375.

[126]) Guida della città di Venezia all' amico delle belle arti opera di Gian-Antonio Moschini. Venezia 1815. 8. Vol II, P. II, p 386 e 387.

französischen Kriegsschiffes, Laugier, durch venetianisches Geschütz fiel u. s. w., ein Ereigniß, das den Sturz der Republik beschleunigte [127]). Keines von allen diesen Eilanden können wir betreten, auf denen doch überall Kirchen, Begräbnißstätten und Klöster waren und wo es Denkmäler gab, die uns aus der Stille ihrer Hallen und Kreuzgänge hinausgeführt hätten in das Getümmel der Weltbegebenheit; keine Aufmerksamkeit können wir all' den Dogen und Kriegsmännern, die hier begraben waren, widmen, da es scheint, daß wir uns schon viel zu lange bei einem Gegenstande aufgehalten haben, den die düstersten Betrachtungen und fast nur traurige Erinnerungen umschweben [128]).

---

[127]) Geschichte der italienischen Staaten von Dr. Heinrich Leo, Prof. der Geschichte ꝛc. Hamburg 1832. 8. Thl. V, S. 866.

[128]) Sehr viele Notizen über diesen ganzen Gegenstand finden sich auch in den Memorie venete antiche profane ed ecclesiastiche raccolte da Giambatt. Gallicioli Libri tre. Venezia 1795. 8. Tom III, p. 3 — 33 e 35 — 38, und in der Nuovissima Guida di Venezia des Francesco Zanotto. Venezia 1856. 8. Viele für mich, noch während des Druckes, an Ort und Stelle gemachte Erhebungen und Berichtigungen verdanke ich auch meinem gelehrten Freunde und Landsmanne, dem pflanzenkundigen Domherrn und Pfarrer der Marine zum St. Blasius in Venedig, Emerich von Ujhelyi de Eadem.

Grätz, den 25. Februar 1847.

Dr. Gustav Franz Schreiner.

# Für den Friedhof.

Ein ernſtes Wort, das mahnend an die Pforten
Des friſchen Lebens pocht, mit kaltem Finger,
Und wohl genügt, den ſchon gehob'nen Becher
Schäumender Luſt erſchrocken feſt zu halten.
Nur für den Friedhof — draußen keimt und blüht
Das junge Leben überall;
Der Menſchen frohe Schaar drängt hin und her,
Raſtlos im lichten hellen Sonnenſchein
Geſund und thatenkräftig, und das Auge
Nur Glück und Freude ſtrahlend — und für wen?
Nur für den Kirchhof. Alles geht die Bahn,
Den ſchmalen, engen, vorgeſchriebnen Pfad,
Ob er von Oſt, von Weſten dorthin führe,
Den einen Pfad, vom Schickſal uns beſtimmt;
Und von dem Säugling an der Mutter Bruſt
Bis zu dem müden Greis an ſeinem Stabe,
Sie alle kennen nur das eine Ziel:
Das Bett der ew'gen Ruhe dort – ihr Grab.

Und iſt das gar ſo furchtbar, daß die Wange
Sich unwillkürlich bleicht, die Lippe zittert?
Iſt denn der Tod ein ſo erſchrecklich Ding,
Daß wir nur ſchaudernd ihm begegnen ſollen?
Daß uns aus unſerm letzten Ruhebett
Nur feuchte Moderluft entgegen wehe?
Nur für den Friedhof! — könnte nicht das Wort,
Wenn wir bedenken, daß kein Sträuben hilft,

Daß nicht Gebet noch Widerſtand uns frommen,
Allein des Menſchen ganze Thatkraft lähmen,
Und ihn verzweifelnd dem entgegentreiben,
Was ihn mit Angſt und Grauen g'rad erfüllt?

Es iſt ein ſchwerer Schritt. Die dunklen Pforten,
Aus denen keine Wiederkehr für uns,
Kein Wort des Troſtes noch von Menſchenlippen
Je überzeugend uns herausgedrungen;
Sie ſind die Schwelle für die Ewigkeit,
Der Urtheilsſpruch zugleich für unſer Leben,
Und mit dem letzten Athemzuge flieht
Die ausgeſtoßne Seele fort — wohin? —
Wir wiſſen's ſelber nicht. Das weite All
Liegt um uns her mit ſeinen Ewigkeiten
Und unſer Geiſt vermag es nicht zu faſſen,
Nicht zu ergründen, wie das enden könnte.

Wie ſchmerzlich iſt ein kurzer Abſchied ſchon
Im Leben ſelbſt von denen, die wir lieben.
Wir wiſſen, daß wir bald ſie wiederſeh'n,
Nur eine Spanne Zeit, nur kurzer Raum
Trennt uns und ſie; der eine Himmel lacht,
Die eine Sonne uns ja wie auch ihnen,
Und doch ergreift das Herz ein bittres Weh,
Und in das Auge drängen ſich die Thränen.
Ja, theuer wird uns Alles um uns her,
Das Haus, das wir bewohnt — die alte Linde,
In deren Schatten wir ſo gern geruht.
Gleichgült'ge Menſchen ſelber ſind uns faſt
Wie Freunde, da wir ſie nun meiden ſollen.
Und lange noch, aus weiter Ferne ſchon,
Hängt unſer Blick an jener lieben Stätte.
Erſt an den Bäumen — an dem Kirchthurm dann —

Zuletzt noch an der Berge nacktem Gipfel, —
Bis auch das Letzte uns entſchwunden iſt. —
Und was iſt ſolcher Abſchied gegen den,
Mit dem wir dieſer Welt entſagen ſollen!
Wir laſſen alles hier auf ihr zurück,
Was unſer Inbegriff von Glück geweſen;
Den ganzen Reichthum, den ſich unſer Geiſt,
So lang' er denken konnte, aufgehäuft,
Mit all' den Schätzen, die das Herz bewegt
Und unſ're Pulſe raſcher ſchlagen machten.
Das alles bleibt, auf das wir unſ're Liebe,
Die Gott uns in die Bruſt gelegt, verſchwendet,
Und nichts wird uns dafür, als nur ein Grab,
Mit dem Bewußtſein des Vergeſſens d'rin.
Darf man da wohl dem Menſchenherzen zürnen,
Wenn es verzagend in das Dunkel ſchaut?

Nur für den Friedhof. Draußen weit im Feld,
Von Mauern eingefaßt, von Trauerweiden
Beſchattet, und vielleicht von kaltem Stein
Die Bruſt gedrückt, da lieget Seit' an Seite
Der Menſchen Saat für jene fremde Welt.
Und wo ein Plätzchen noch ſich findet wohl,
Ein enger Raum, von kaum zwei Schritten Breite,
Da iſt vielleicht im nächſten Jahre ſchon,
Im nächſten Monat — in der nächſten Woche
Für uns das eigne Lager hergerichtet.
Nur für den Friedhof — und das ganze Schaffen,
Der Ehrgeiz, der uns raſtlos weiter trieb,
Das eigne Kraftgefühl des wackern Menſchen,
Die Liebe, die uns zu den Sternen hob,
Dies alles hatte nur das eine Ziel?
Nur für den Friedhof ging das Alles auf?
Nein! Gott ſei Dank, uns lehrt der Chriſten Glaube,
Daß eine beſſ're Welt dem Leben folgt,

Daß nicht zu Staub die Seele werden dürfe,
Und unſer Geiſt, wenn hier des Körpers Schwäche
In Nacht und Tod zuſammenbricht, zum Licht,
Zur ew'gen Klarheit ſeine Bahnen ſuche.

Und wäre ſelbſt der Glaube nicht — geh' hin,
Dem blauen Himmel blicke feſt ins Auge,
Des Waldes Rauſchen horche, und dem Lied
Das deſſen Sänger zu den Wolken ſenden.
Den Grashalm ſchaue, der zu Deinen Füßen
In unbegriffener Vollkommenheit
Aus rauhem Boden ſich zum Lichte hebt.
Sieh auf der Sterne zahlenloſes Heer,
Das dort, durch einen Raum, den unſ're Sinne
Noch nicht erfaſſen, nicht ergründen können,
In ew'gen Kreiſen ſeine Bahnen zieht, —
Und wenn Du dann nicht fühlſt, daß dort ein Gott
In ſtarker Hand des Weltalls Fäden hält,
Und wenn Dir dann das Herz nicht leichter wird
Und, froher Hoffnung voll, der feſte Glaube
An Seine Allmacht Dir die Bruſt erfüllt,
Dann freilich, armer Menſch, dann iſt das Grab
Für Dich allein das Ende Deines Lebens.
Dann magſt Du ſchaudern, wenn des Friedhofs Bilder
Dir kalt und traurig vor die Seele treten.
Verzweifeln magſt Du, und mit aller Kraft
Dich an dies Leben klammern, das Dir Alles.
Für uns iſt nur ein Ruheplatz das Grab
Nach dieſes Lebenstages Laſt und Hitze,
Die Schwelle nur zu einer beſſern Welt;
Der erſte Ruf zum Wiederſeh'n der Lieben,
Die uns zum ew'gen Licht vorangegangen,
Wie den Zurückgebliebenen wir nur
Vorangeh'n, und ſie freundlich folgen heißen.

Vergeht denn etwas hier auf dieſer Welt?
Keimt nicht aus jedem Kern der ſtarke Baum,
Bringt nicht das Saatkorn Frucht und wieder Saat?
Die Dünſte ſelbſt, die hier dem Grund entſteigen,
Verſammeln ſie ſich nicht zu Wolken droben,
Als Thau und Regen uns zurückzukehren?
Vergeht ein Körper nur, der nicht dem Boden
Auf's neue friſche Kräfte geben müßte,
Und ſoll der Geiſt, das Meiſterſtück der Erde,
Des Menſchen Geiſt allein nur untergeh'n?

Es lebt ein Gott, der uns den Geiſt gegeben,
Und froh vertrauend dürfen wir ihm nah'n.
Es lebt ein Gott, der uns mit dieſem Leben
Nicht alles wieder, was er ſchenkte, nimmt.
Er wird uns rufen, wenn die Zeit verfloſſen,
Die er dem Erdenpilger hier geſteckt,
Dem, vom Verklärungsglanze dort umfloſſen,
Die Hände liebend er entgegenſtreckt.

Und wär's ein Wahn, — daß er mir nimmer fehle!
Nichts ſoll ihn mir erſchüttern, mir ihn rauben.
Auf jene Welt dort bau' ich meinen Glauben:
Dem Friedhof ſei der Körper — Dein die Seele!

Friedrich Gerſtäcker.

# Zu Hauſe.

Wohl iſt es ſchön, durchs grüne Feld
Recht weit hinaus in Gottes Welt
Mit frohem Muth zu ſchweifen!
Die Lüfte legen ſich ſo weich
Ans Herz, um, Badewellen gleich,
Was Dich bedrückte, wonnereich
Und ſänftlich abzuſtreifen. —
Doch gleicher Weiſ' die enge Welt
Der heim'ſchen Stube mir gefällt.

Die Menſchen laufen ab und zu
Da draußen, ohne Raſt und Ruh',
Weiß' keiner von dem andern. -
Allorts bin ich ein fremder Gaſt,
Schon auf der Schwell' vergeſſen faſt,
Und müder Leib iſt ſchlimme Laſt.
O Herz, gieb auf das Wandern!
Da Dir's ja dort am wohlſten iſt,
Wo Du ſo recht zu Hauſe biſt.

Zu Hauſe! O Du wonnig Wort!
Die Heimathſtube iſt der Ort
Der ſüßeſten Beſchränkung;
Sie iſt mein Sehnen, bin ich fern,
In lieben Wäldern ſelbſt mein Stern;
In ihr ſtillfroh verſchmerz' ich gern
Die Sorge und die Kränkung.
Als Paradies nenn' ich ſie mein,
Bis ganz ich werd' zu Hauſe ſein.

Schmeil.

# Poet, zur Erde!

„Wer einmal eine Zeit für sich gehabt,
Für den wird einmal wieder eine kommen."

J. G. Seidl.

Der Araber, bedroht vom Nah'n des Sturmes,
Gedenkt der Sicherheit des niedern Wurmes,
Und drückt sich platt zur Erde hin;
Der Samum ist's! — Die Riesenflügel sausen —
Der Sohn der Wüste hört das wilde Brausen — —
Gefahrlos zieht es über ihn.

Und lautlos wieder liegt die weite Fläche;
Er preis't Allah, im lauten Selbstgespräche
Sein Haupt erhebend, unversehrt;
Der heil'gen Stille freut sich in der Seele
Der sinnend-ernste Führer der Kameele,
Dem Ruhe der Betrachtung kehrt.

So in den Tagen, die wir heute leben,
Mußt Du, Poet, dem Samum Dich ergeben,
Der wild als »Realismus« stürmt;
Du mußt Dein geistig' Haupt zu Boden drücken,
Dich sorgsam vor den tollen Wirbeln bücken,
Die über Dir sich aufgethürmt.

Der Samum wird vielleicht vorüberraſen,
Dir eine der poetiſchen Oaſen
Fortgrünen laſſen unverſehrt;
Vielleicht wird wieder eine Sonne glühen,
Wo Deines Frühlings Bäume wieder blühen,
Dein gold'nes Alter wiederkehrt.

K. A. Kaltenbrunner.

---

# Die Feldcapelle.

Dort, mitten im grünen Felde,
Steht eine kleine Capell',
Es ruft mit geſchäftigem Munde
Zum Beten das Glöcklein ſo hell.

Die letzten Strahlen der Sonne
Begrüßen ſcheidend die Welt,
Andächtig eilen ins Kirchlein
Die rührigen Schnitter vom Feld.

Da kommet ſchwer beladen
Ein Jude des Weges daher,
Er ſchleicht gebückt am Stabe,
Denn ſeine Laſt iſt ſchwer.

Es zittern die alten Glieder, —
Jetzt! — Länger hält er ſich nicht! —
Jetzt ſinkt er ermüdet zu Boden,
Das matte Auge bricht.

Das letzte Gebet noch murmelt
Er in den weißen Bart.
Da klinget aus der Capelle
Geſang, ſo fromm und zart.

Noch einmal erſchließt er das Auge
Und blickt, wie ſegnend, d'rein,
Dann ſchließt er es getröſtet
Und ſchläft auf ewig ein.

Die Sonne beſcheinet ſein Antlitz
Mit ihrem letzten Roth; —
Im Kirchlein tönt's: Wir glauben
Doch All' an einen Gott!

Friedrich Grauer.

## Berichtigung.

Seite 243 lies Hubert ſtatt Herbert Graf d'Harnoncourt.

# »Des Dichter's Wahlſpruch«

(von Holtei).

---

## Canon

von

**G. Meyerbeer.**

---

Daß nicht Gebet noch Widerſtand uns frommen,
Allein des Menſchen ganze Thatkraft lähmen,
Und ihn verzweifelnd dem entgegentreiben,
Was ihn mit Angſt und Grauen g'rad erfüllt?

Es iſt ein ſchwerer Schritt. Die dunklen Pforten,
Aus denen keine Wiederkehr für uns,
Kein Wort des Troſtes noch von Menſchenlippen
Je überzeugend uns herausgedrungen;
Sie ſind die Schwelle für die Ewigkeit,
Der Urtheilsſpruch zugleich für unſer Leben,
Und mit dem letzten Athemzuge flieht
Die ausgeſtoßne Seele fort — wohin? —
Wir wiſſen's ſelber nicht. Das weite All
Liegt um uns her mit ſeinen Ewigkeiten
Und unſer Geiſt vermag es nicht zu faſſen,
Nicht zu ergründen, wie das enden könnte.

Wie ſchmerzlich iſt ein kurzer Abſchied ſchon
Im Leben ſelbſt von denen, die wir lieben.
Wir wiſſen, daß wir bald ſie wiederſeh'n,
Nur eine Spanne Zeit, nur kurzer Raum
Trennt uns und ſie; der eine Himmel lacht,
Die eine Sonne uns ja wie auch ihnen,
Und doch ergreift das Herz ein bittres Weh,
Und in das Auge drängen ſich die Thränen.
Ja, theuer wird uns Alles um uns her,
Das Haus, das wir bewohnt — die alte Linde,
In deren Schatten wir ſo gern geruht.
Gleichgült'ge Menſchen ſelber ſind uns faſt
Wie Freunde, da wir ſie nun meiden ſollen.
Und lange noch, aus weiter Ferne ſchon,
Hängt unſer Blick an jener lieben Stätte.
Erſt an den Bäumen — an dem Kirchthurm dann —

Zuletzt noch an der Berge nacktem Gipfel. —
Bis auch das Letzte uns entſchwunden iſt. —
Und was iſt ſolcher Abſchied gegen den,
Mit dem wir dieſer Welt entſagen ſollen!
Wir laſſen alles hier auf ihr zurück,
Was unſer Inbegriff von Glück geweſen;
Den ganzen Reichthum, den ſich unſer Geiſt,
So lang' er denken konnte, aufgehäuft,
Mit all' den Schätzen, die das Herz bewegt
Und unſ're Pulſe raſcher ſchlagen machten.
Das alles bleibt, auf das wir unſ're Liebe,
Die Gott uns in die Bruſt gelegt, verſchwendet,
Und nichts wird uns dafür, als nur ein Grab,
Mit dem Bewußtſein des Vergeſſens d'rin.
Darf man da wohl dem Menſchenherzen zürnen,
Wenn es verzagend in das Dunkel ſchaut?

Nur für den Friedhof. Draußen weit im Feld,
Von Mauern eingefaßt, von Trauerweiden
Beſchattet, und vielleicht von kaltem Stein
Die Bruſt gedrückt, da lieget Seit' an Seite
Der Menſchen Saat für jene fremde Welt.
Und wo ein Plätzchen noch ſich findet wohl,
Ein enger Raum, von kaum zwei Schritten Breite,
Da iſt vielleicht im nächſten Jahre ſchon,
Im nächſten Monat — in der nächſten Woche
Für uns das eigne Lager hergerichtet.
Nur für den Friedhof — und das ganze Schaffen,
Der Ehrgeiz, der uns raſtlos weiter trieb,
Das eigne Kraftgefühl des wackern Menſchen,
Die Liebe, die uns zu den Sternen hob,
Dies alles hatte nur das eine Ziel?
Nur für den Friedhof ging das Alles auf?
Nein! Gott ſei Dank, uns lehrt der Chriſten Glaube,
Daß eine beſſ're Welt dem Leben folgt,

Daß nicht zu Staub die Seele werden dürfe,
Und unſer Geiſt, wenn hier des Körpers Schwäche
In Nacht und Tod zuſammenbricht, zum Licht,
Zur ew'gen Klarheit ſeine Bahnen ſuche.

Und wäre ſelbſt der Glaube nicht — geh' hin,
Dem blauen Himmel blicke feſt ins Auge,
Des Waldes Rauſchen horche, und dem Lied
Das deſſen Sänger zu den Wolken ſenden.
Den Grashalm ſchaue, der zu Deinen Füßen
In unbegriffener Vollkommenheit
Aus rauhem Boden ſich zum Lichte hebt.
Sieh auf der Sterne zahlenloſes Heer,
Das dort, durch einen Raum, den unſ're Sinne
Noch nicht erfaſſen, nicht ergründen können,
In ew'gen Kreiſen ſeine Bahnen zieht, —
Und wenn Du dann nicht fühlſt, daß dort ein Gott
In ſtarker Hand des Weltalls Fäden hält,
Und wenn Dir dann das Herz nicht leichter wird
Und, froher Hoffnung voll, der feſte Glaube
An Seine Allmacht Dir die Bruſt erfüllt,
Dann freilich, armer Menſch, dann iſt das Grab
Für Dich allein das Ende Deines Lebens.
Dann magſt Du ſchaudern, wenn des Friedhofs Bilder
Dir kalt und traurig vor die Seele treten.
Verzweifeln magſt Du, und mit aller Kraft
Dich an dies Leben klammern, das Dir Alles.
Für uns iſt nur ein Ruheplatz das Grab
Nach dieſes Lebenstages Laſt und Hitze,
Die Schwelle nur zu einer beſſern Welt;
Der erſte Ruf zum Wiederſeh'n der Lieben,
Die uns zum ew'gen Licht vorangegangen,
Wie den Zurückgebliebenen wir nur
Vorangeh'n, und ſie freundlich folgen heißen.

Vergeht denn etwas hier auf dieſer Welt?
Keimt nicht aus jedem Kern der ſtarke Baum,
Bringt nicht das Saatkorn Frucht und wieder Saat?
Die Dünſte ſelbſt, die hier dem Grund entſteigen,
Verſammeln ſie ſich nicht zu Wolken droben,
Als Thau und Regen uns zurückzukehren?
Vergeht ein Körper nur, der nicht dem Boden
Auf's neue friſche Kräfte geben müßte,
Und ſoll der Geiſt, das Meiſterſtück der Erde,
Des Menſchen Geiſt allein nur untergeh'n?

Es lebt ein Gott, der uns den Geiſt gegeben,
Und froh vertrauend dürfen wir ihm nah'n.
Es lebt ein Gott, der uns mit dieſem Leben
Nicht alles wieder, was er ſchenkte, nimmt.
Er wird uns rufen, wenn die Zeit verfloſſen,
Die er dem Erdenpilger hier geſteckt,
Dem, vom Verklärungsglanze dort umfloſſen,
Die Hände liebend er entgegenſtreckt.

Und wär's ein Wahn, — daß er mir nimmer fehle!
Nichts ſoll ihn mir erſchüttern, mir ihn rauben.
Auf jene Welt dort bau' ich meinen Glauben:
Dem Friedhof ſei der Körper — Dein die Seele!

Friedrich Gerſtäcker.

# Zu Hauſe.

Wohl iſt es ſchön, durchs grüne Feld
Recht weit hinaus in Gottes Welt
Mit frohem Muth zu ſchweifen!
Die Lüfte legen ſich ſo weich
Ans Herz, um, Badewellen gleich,
Was Dich bedrückte, wonnereich
Und ſänftlich abzuſtreifen. —
Doch gleicher Weiſ' die enge Welt
Der heim'ſchen Stube mir gefällt.

Die Menſchen laufen ab und zu
Da draußen, ohne Raſt und Ruh',
Weiß' keiner von dem andern. -
Allorts bin ich ein fremder Gaſt,
Schon auf der Schwell' vergeſſen faſt,
Und müder Leib iſt ſchlimme Laſt.
O Herz, gieb auf das Wandern!
Da Dir's ja dort am wohlſten iſt,
Wo Du ſo recht zu Hauſe biſt.

Zu Hauſe! O Du wonnig Wort!
Die Heimathſtube iſt der Ort
Der ſüßeſten Beſchränkung;
Sie iſt mein Sehnen, bin ich fern,
In lieben Wäldern ſelbſt mein Stern;
In ihr ſtillfroh verſchmerz' ich gern
Die Sorge und die Kränkung.
Als Paradies nenn' ich ſie mein,
Bis ganz ich werd' zu Hauſe ſein.

Schmeil.

# Poet, zur Erde!

„Wer einmal eine Zeit für sich gehabt,
Für den wird einmal wieder eine kommen."

J. G. Seidl.

Der Araber, bedroht vom Nah'n des Sturmes,
Gedenkt der Sicherheit des niedern Wurmes,
Und drückt sich platt zur Erde hin;
Der Samum ist's! — Die Riesenflügel sausen —
Der Sohn der Wüste hört das wilde Brausen — —
Gefahrlos zieht es über ihn.

Und lautlos wieder liegt die weite Fläche;
Er preis't Allah, im lauten Selbstgespräche
Sein Haupt erhebend, unversehrt;
Der heil'gen Stille freut sich in der Seele
Der sinnend-ernste Führer der Kameele,
Dem Ruhe der Betrachtung kehrt.

So in den Tagen, die wir heute leben,
Mußt Du, Poet, dem Samum Dich ergeben,
Der wild als »Realismus« stürmt;
Du mußt Dein geistig' Haupt zu Boden drücken,
Dich sorgsam vor den tollen Wirbeln bücken,
Die über Dir sich aufgethürmt.

Der Samum wird vielleicht vorüberraſen,
Dir eine der poetiſchen Oaſen
Fortgrünen laſſen unverſehrt;
Vielleicht wird wieder eine Sonne glühen,
Wo Deines Frühlings Bäume wieder blühen,
Dein gold'nes Alter wiederkehrt.

K. A. Kaltenbrunner.

---

# Die Feldcapelle.

Dort, mitten im grünen Felde,
Steht eine kleine Capell',
Es ruft mit geſchäftigem Munde
Zum Beten das Glöcklein ſo hell.

Die letzten Strahlen der Sonne
Begrüßen ſcheidend die Welt,
Andächtig eilen ins Kirchlein
Die rührigen Schnitter vom Feld.

Da kommet ſchwer beladen
Ein Jude des Weges daher,
Er ſchleicht gebückt am Stabe,
Denn ſeine Laſt iſt ſchwer.

Es zittern die alten Glieder, —
Jetzt! — Länger hält er ſich nicht! —
Jetzt ſinkt er ermüdet zu Boden,
Das matte Auge bricht.

Das letzte Gebet noch murmelt
Er in den weißen Bart.
Da klinget aus der Capelle
Geſang, ſo fromm und zart.

Noch einmal erſchließt er das Auge
Und blickt, wie ſegnend, d'rein,
Dann ſchließt er es getröſtet
Und ſchläft auf ewig ein.

Die Sonne beſcheinet ſein Antlitz
Mit ihrem letzten Roth; —
Im Kirchlein tönt's: Wir glauben
Doch All' an einen Gott!

Friedrich Grauer.

# Berichtigung.

Seite 243 lies Hubert statt Herbert Graf d'Harnoncourt.

# »Des Dichter's Wahlſpruch«

(von Holtei).

---

## Canon

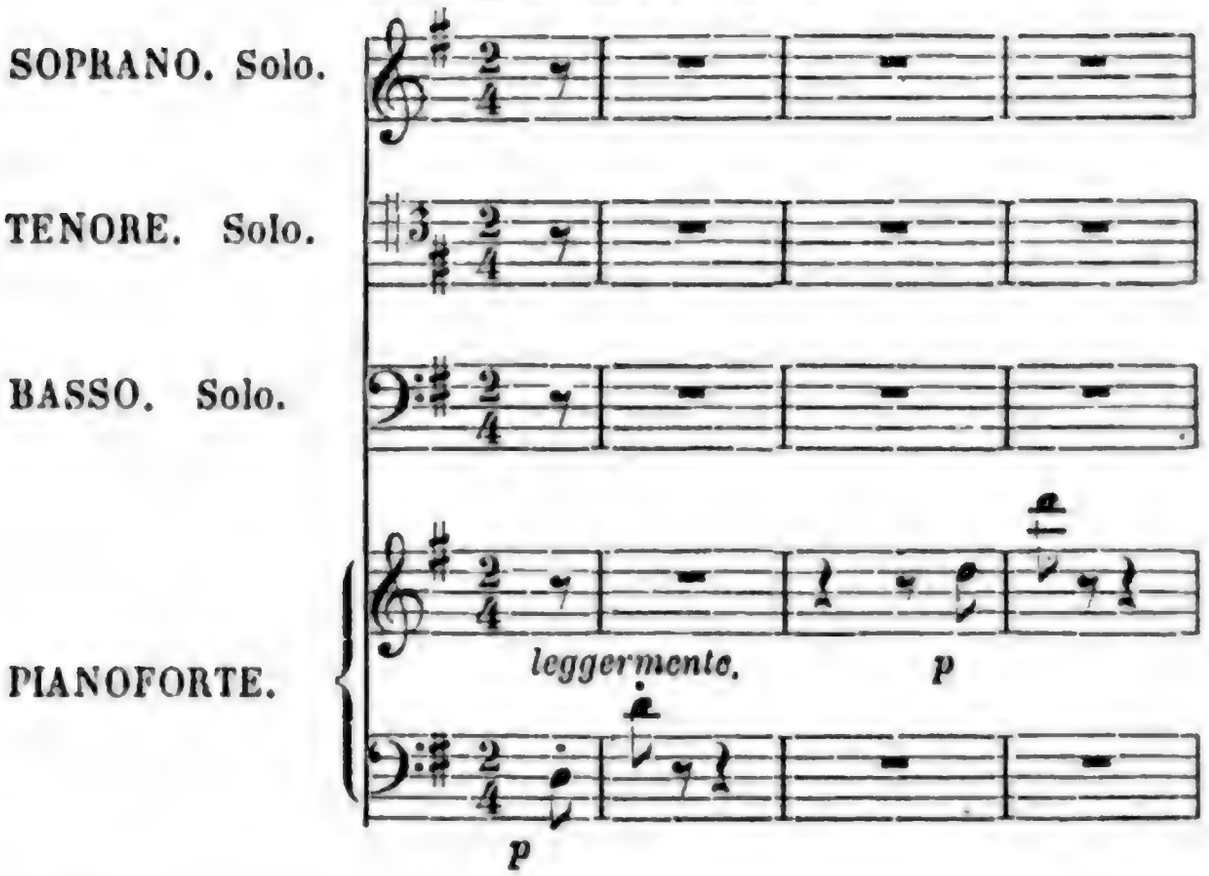
von

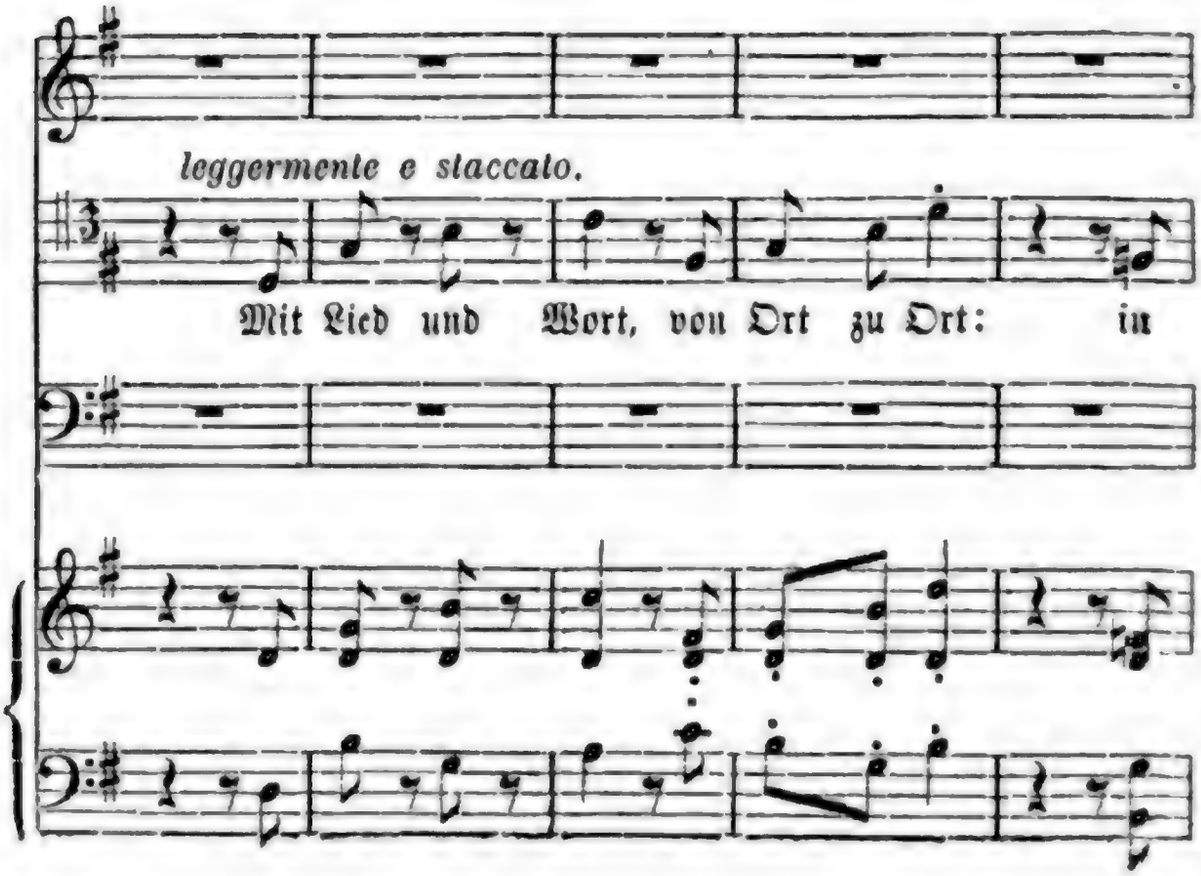
G. Meyerbeer.

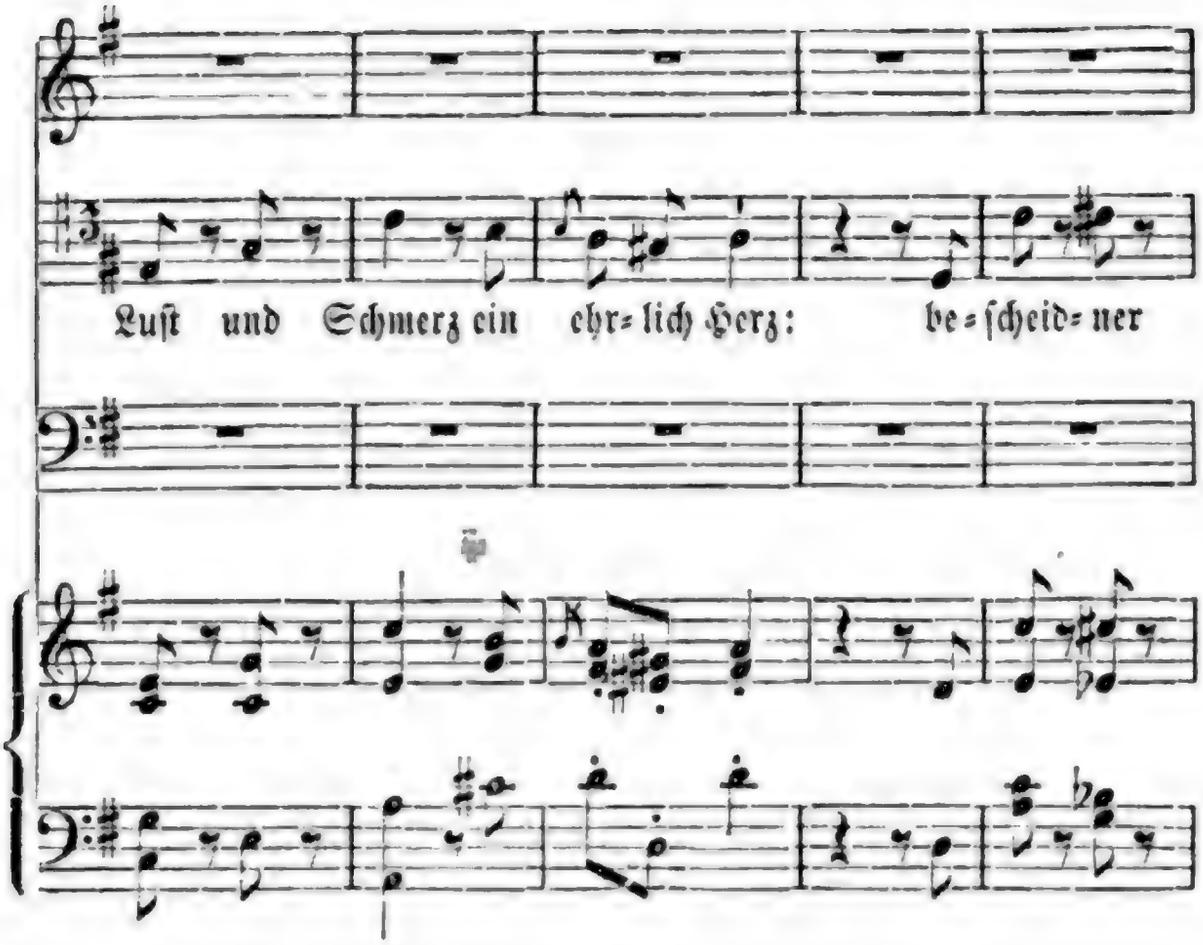
---

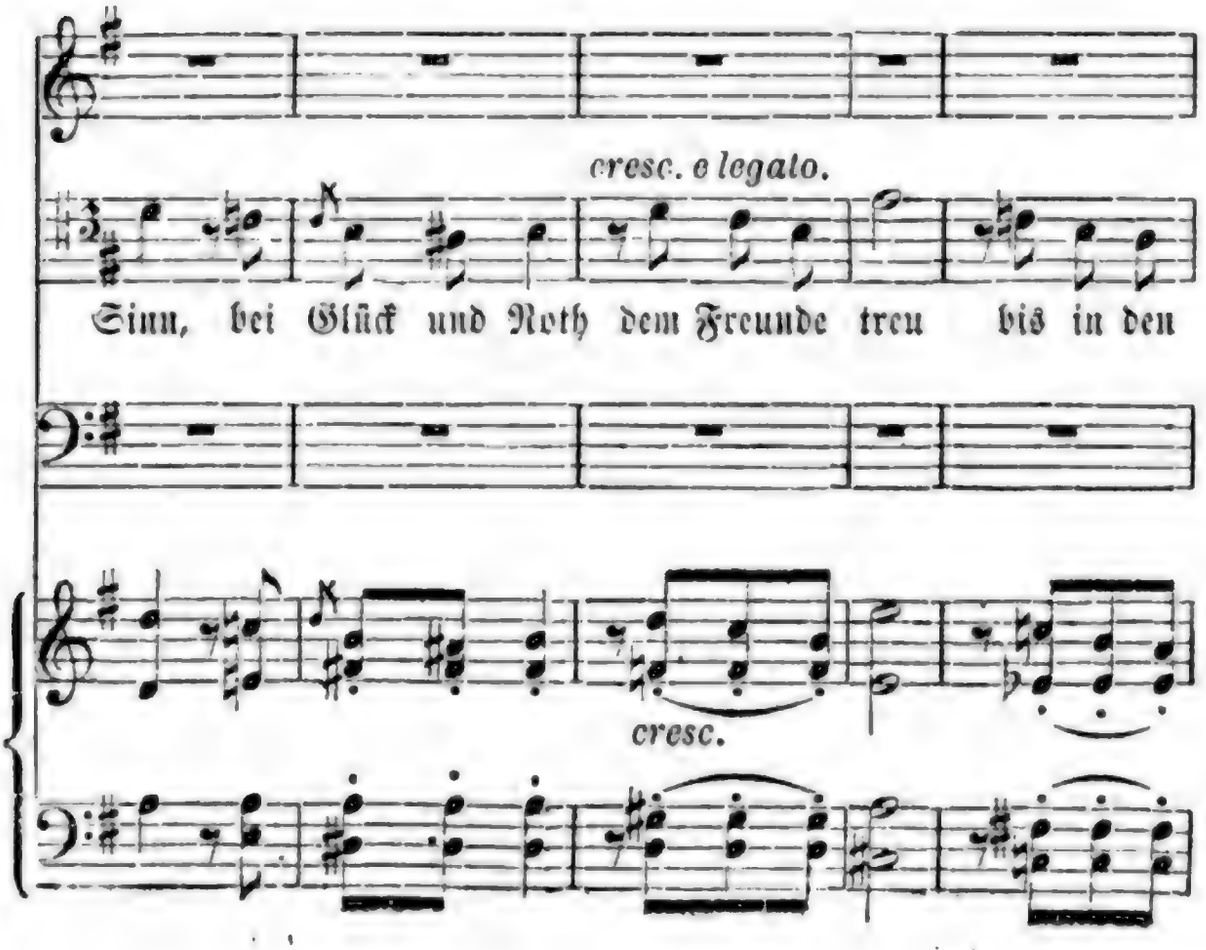
# Des Dichter's Wahlspruch.
## (Canon.)

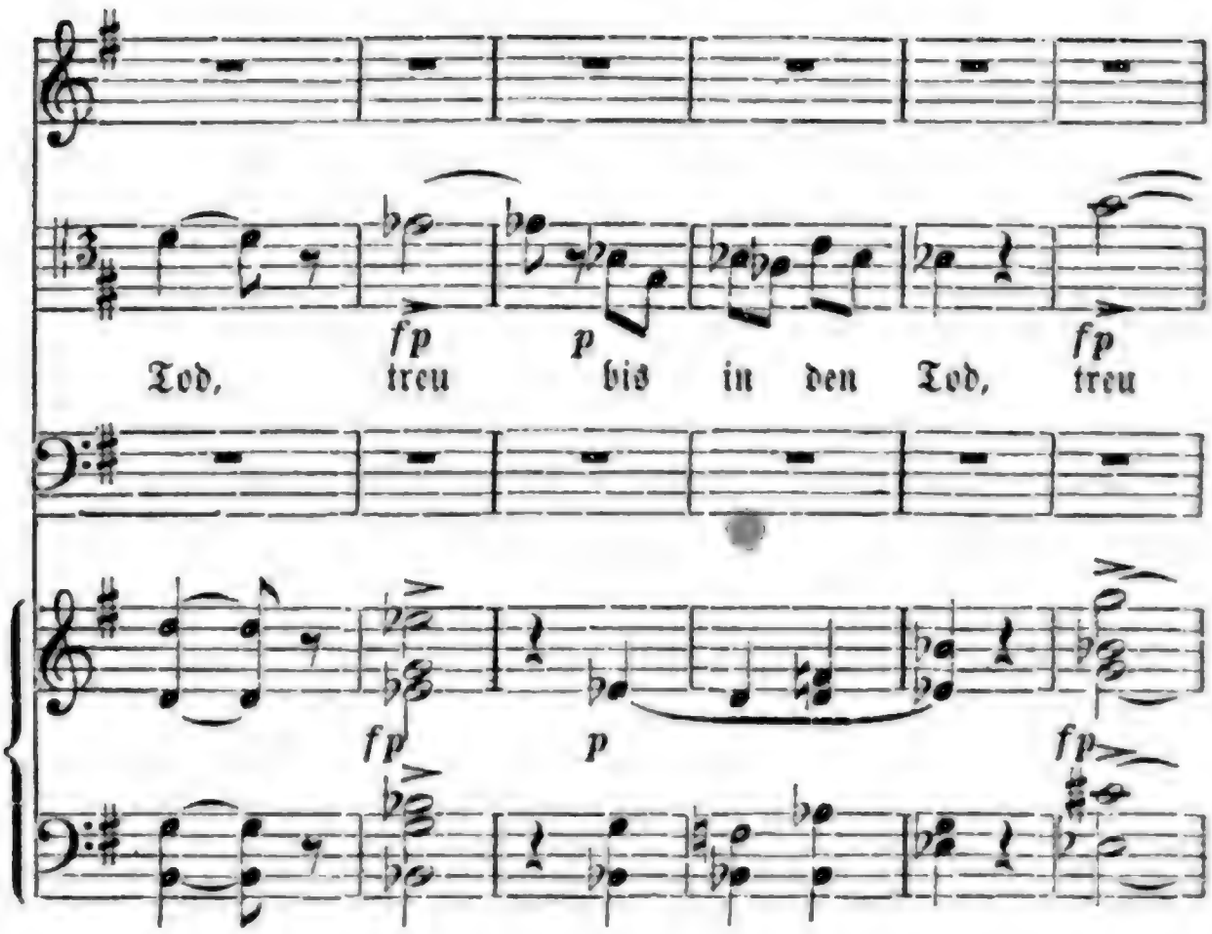
**Allegro moderato.**

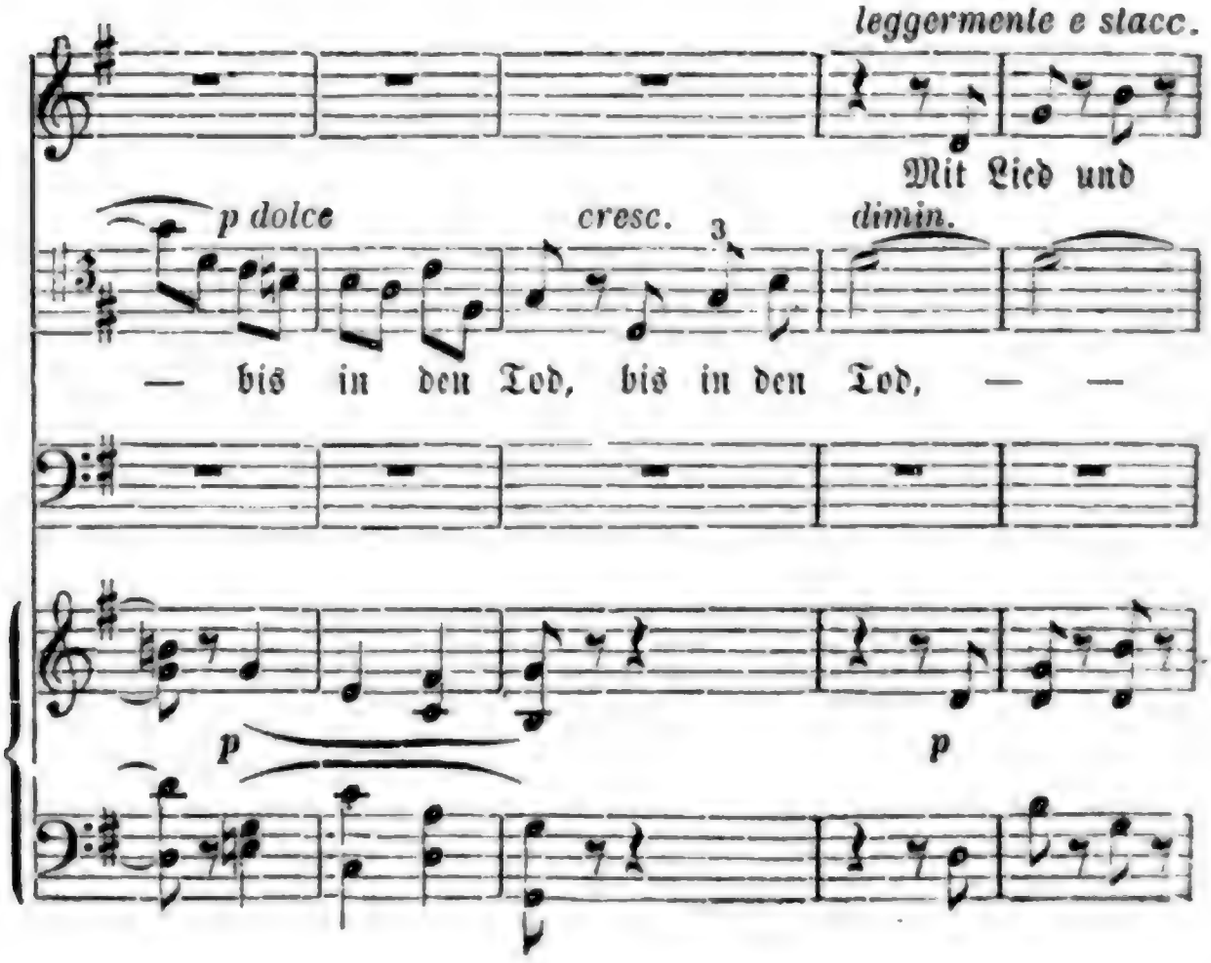


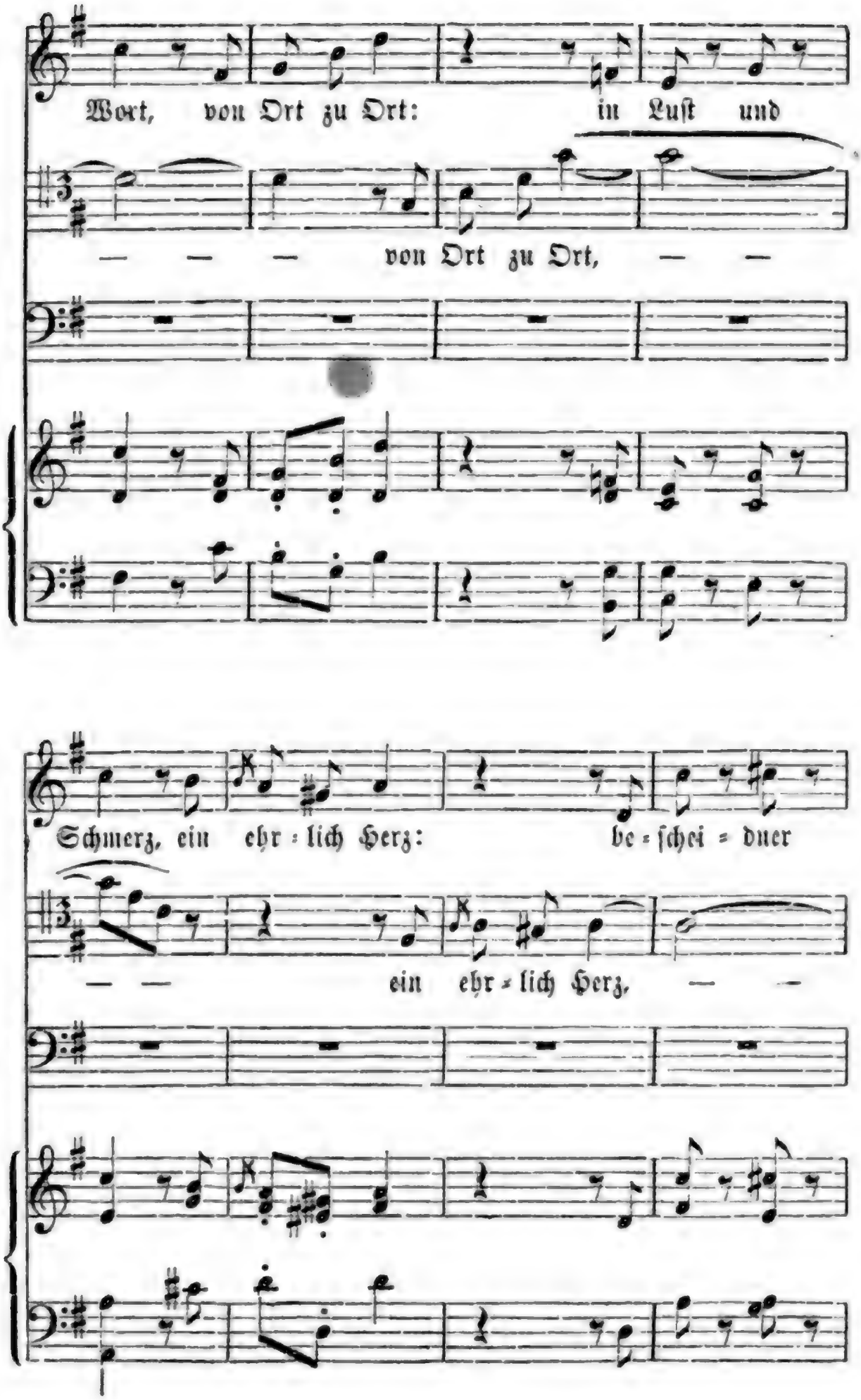



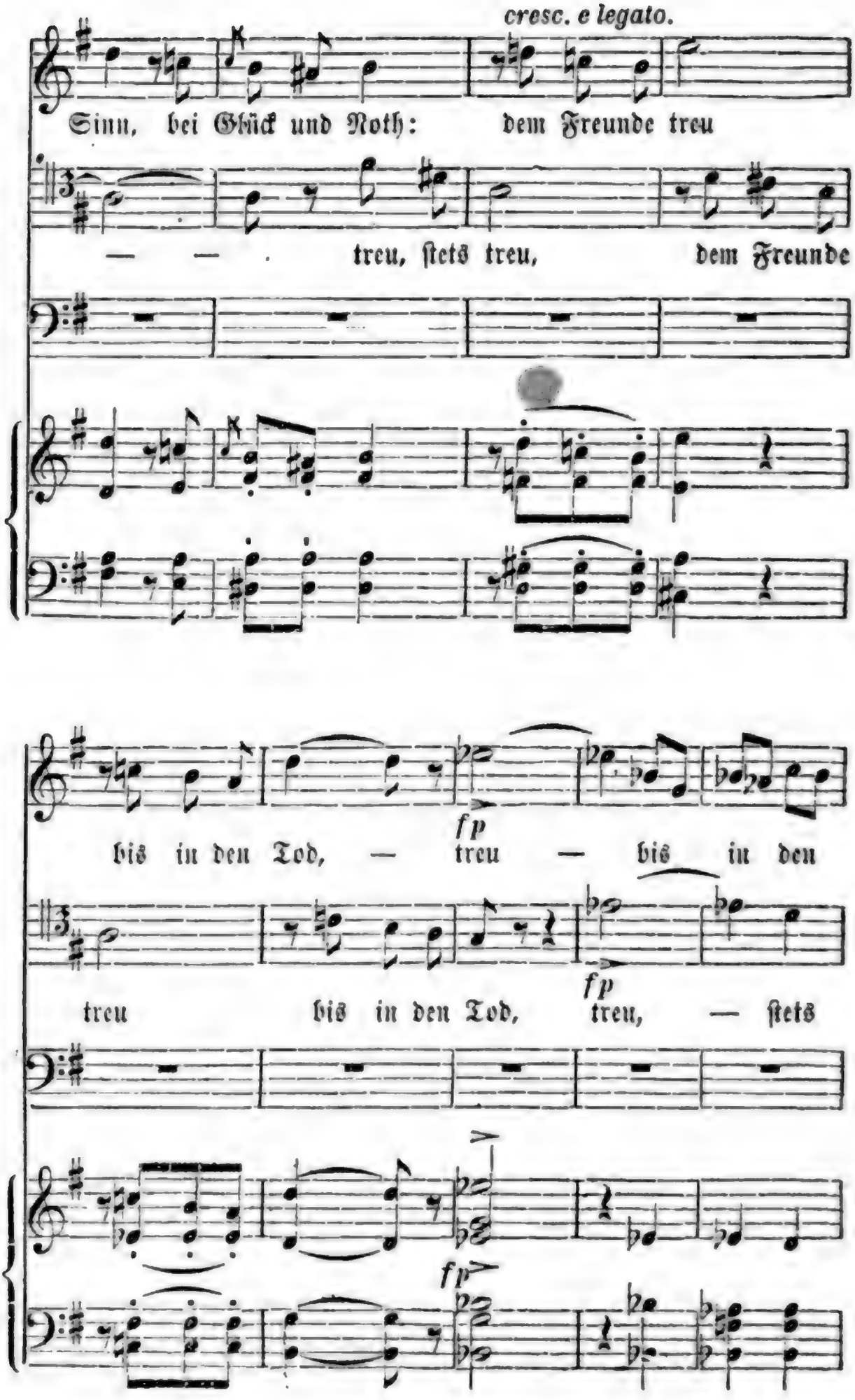

Luſt und Schmerz ein ehr= lich Herz: be= ſcheid= ner

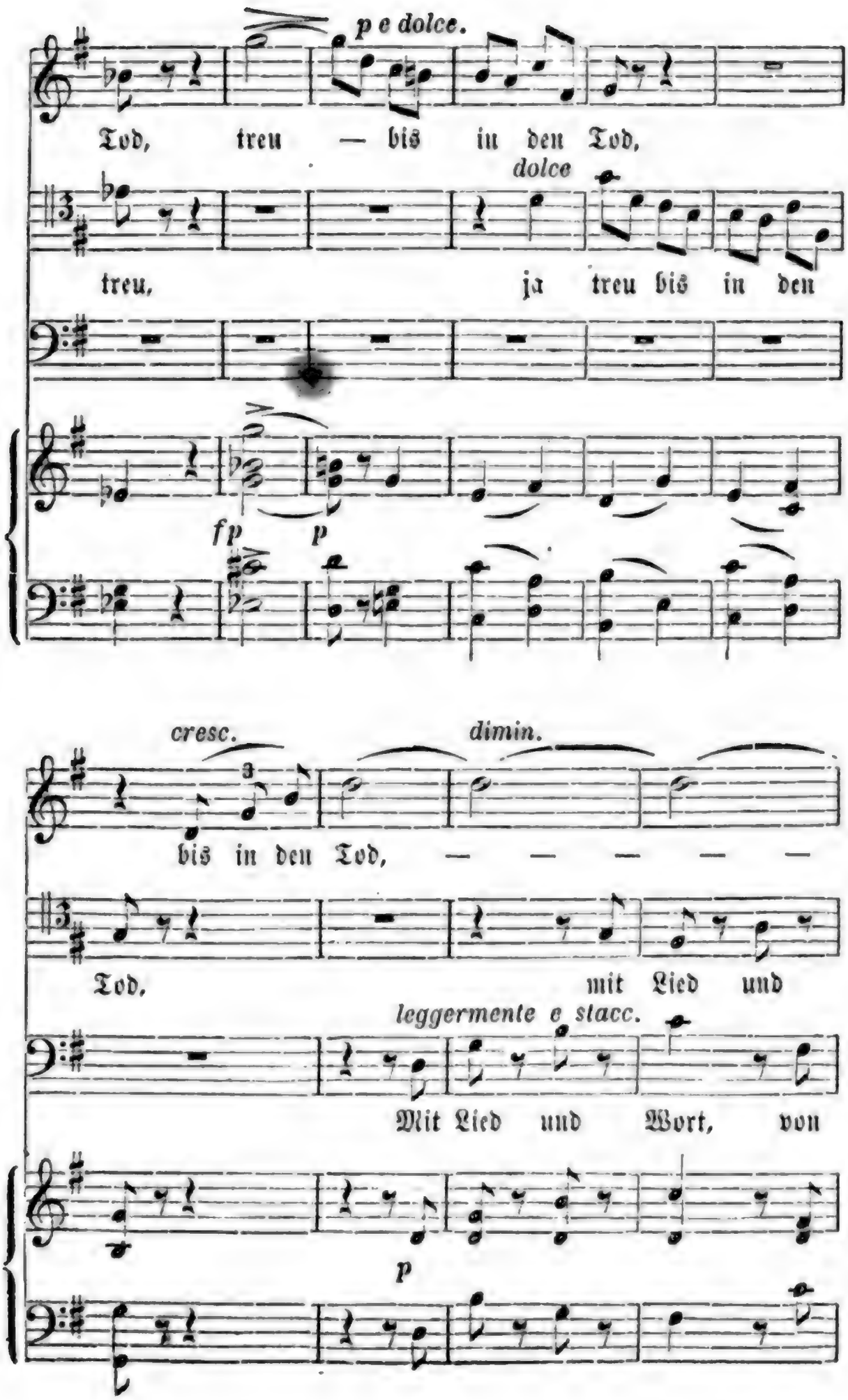

cresc. e legato.
Sinn, bei Glück und Noth dem Freunde treu bis in den
cresc.

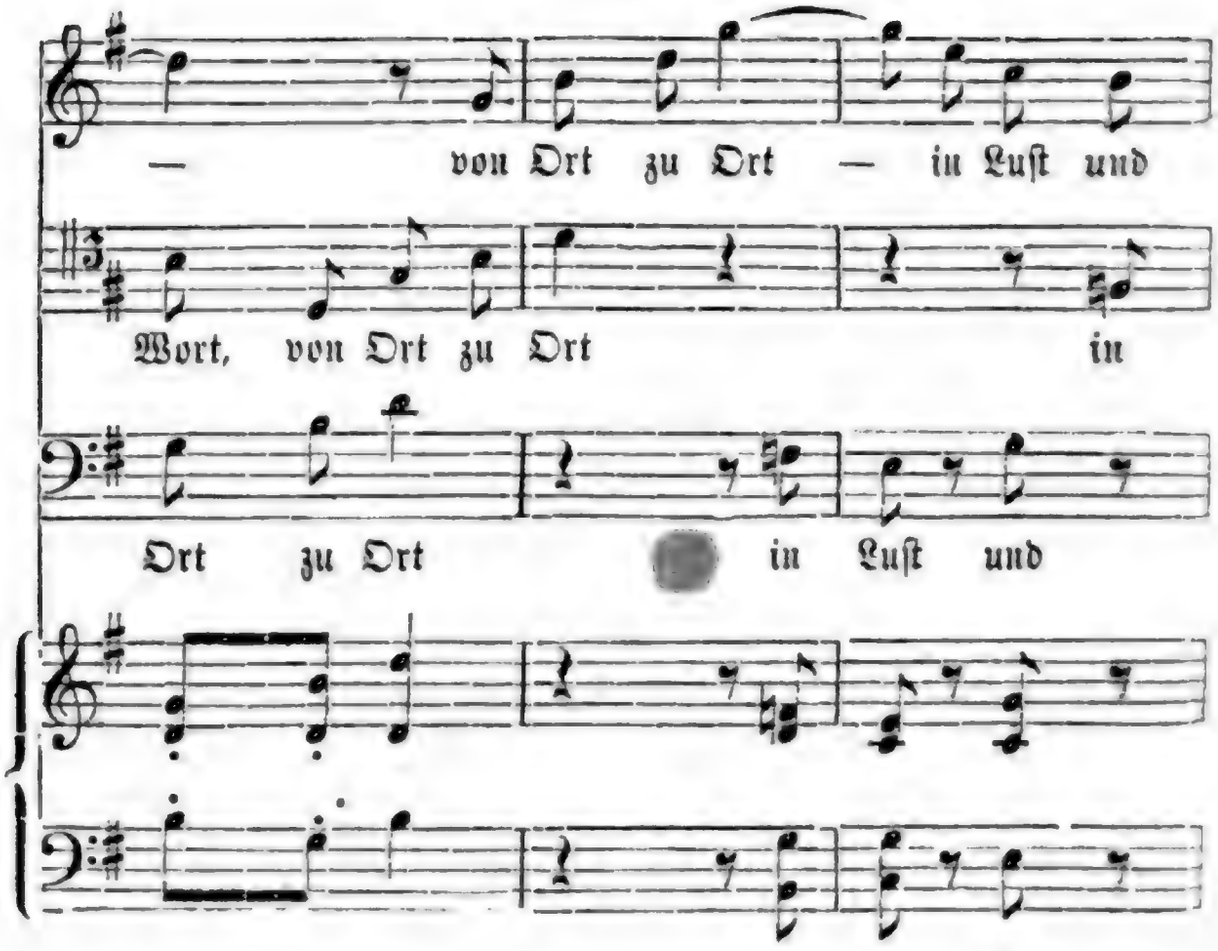

fp
p
fp
Tod, treu bis in den Tod, treu
fp
p
fp

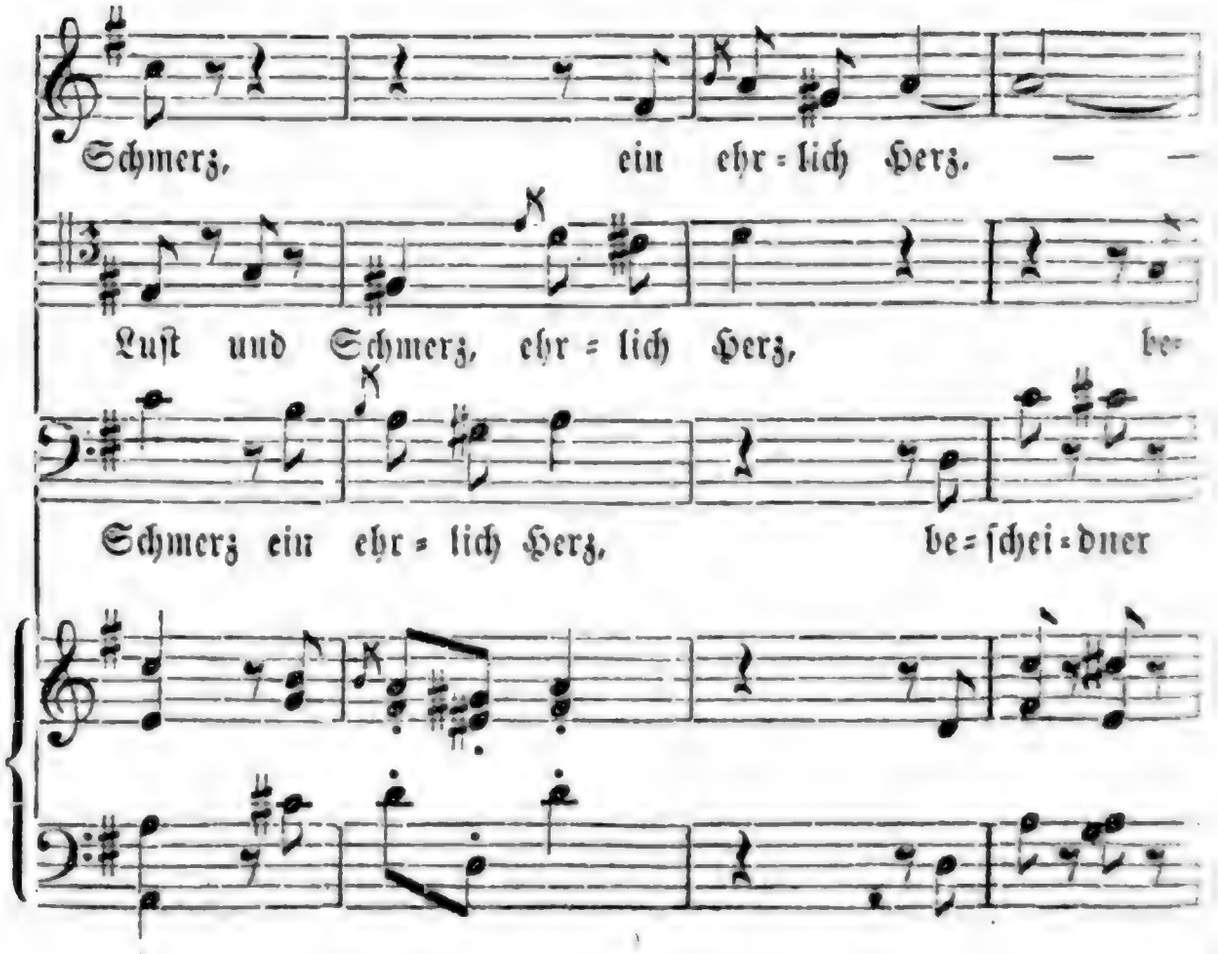

leggermente e stacc.
Mit Lied und
p dolce
cresc.
3
dimin.
— bis in den Tod, bis in den Tod, — —
p
p

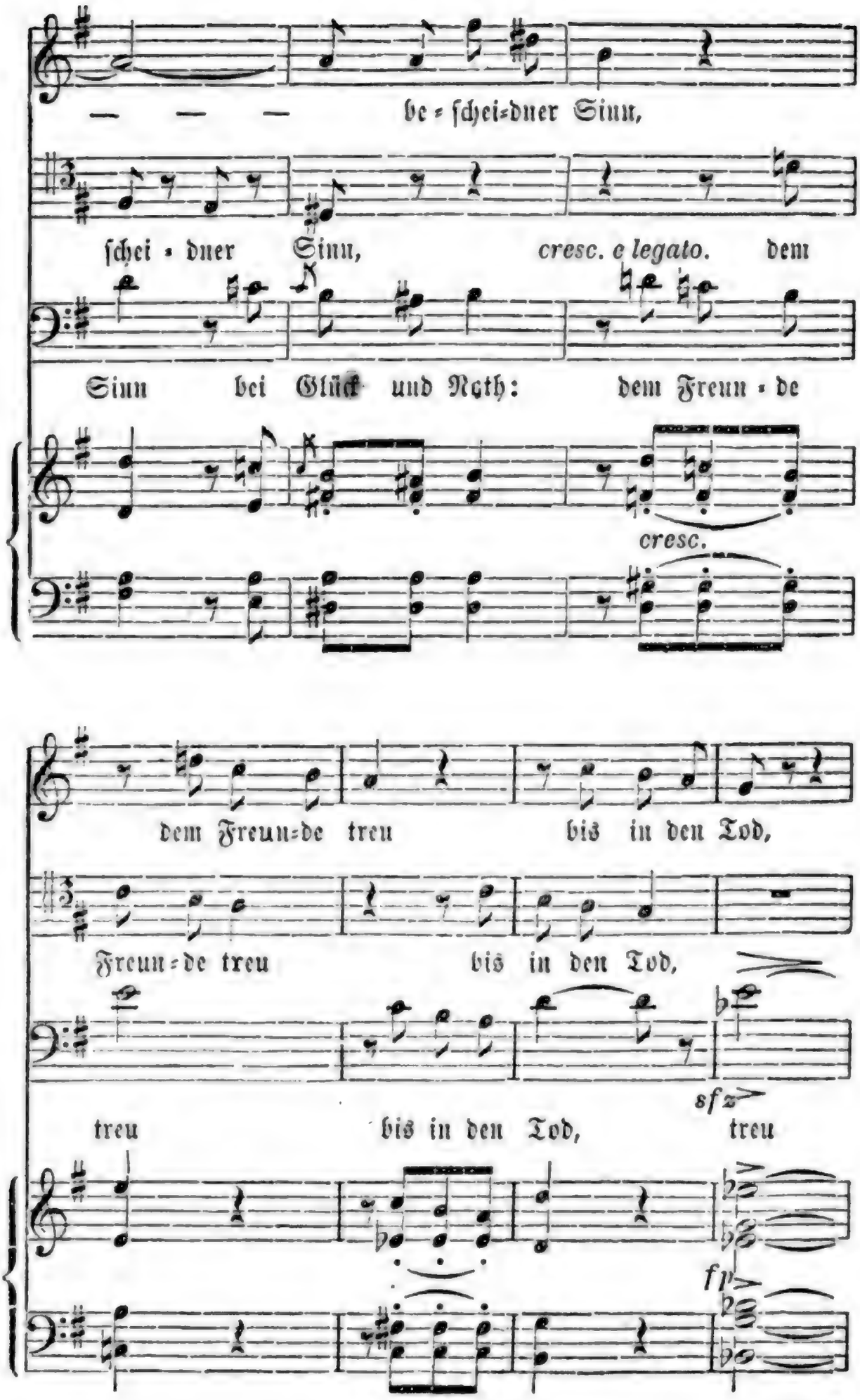

Wort, von Ort zu Ort: in Luſt und
— — — von Ort zu Ort, — —
Schmerz, ein ehr = lich Herz: be = ſchei = dner
— — ein ehr = lich Herz, — —

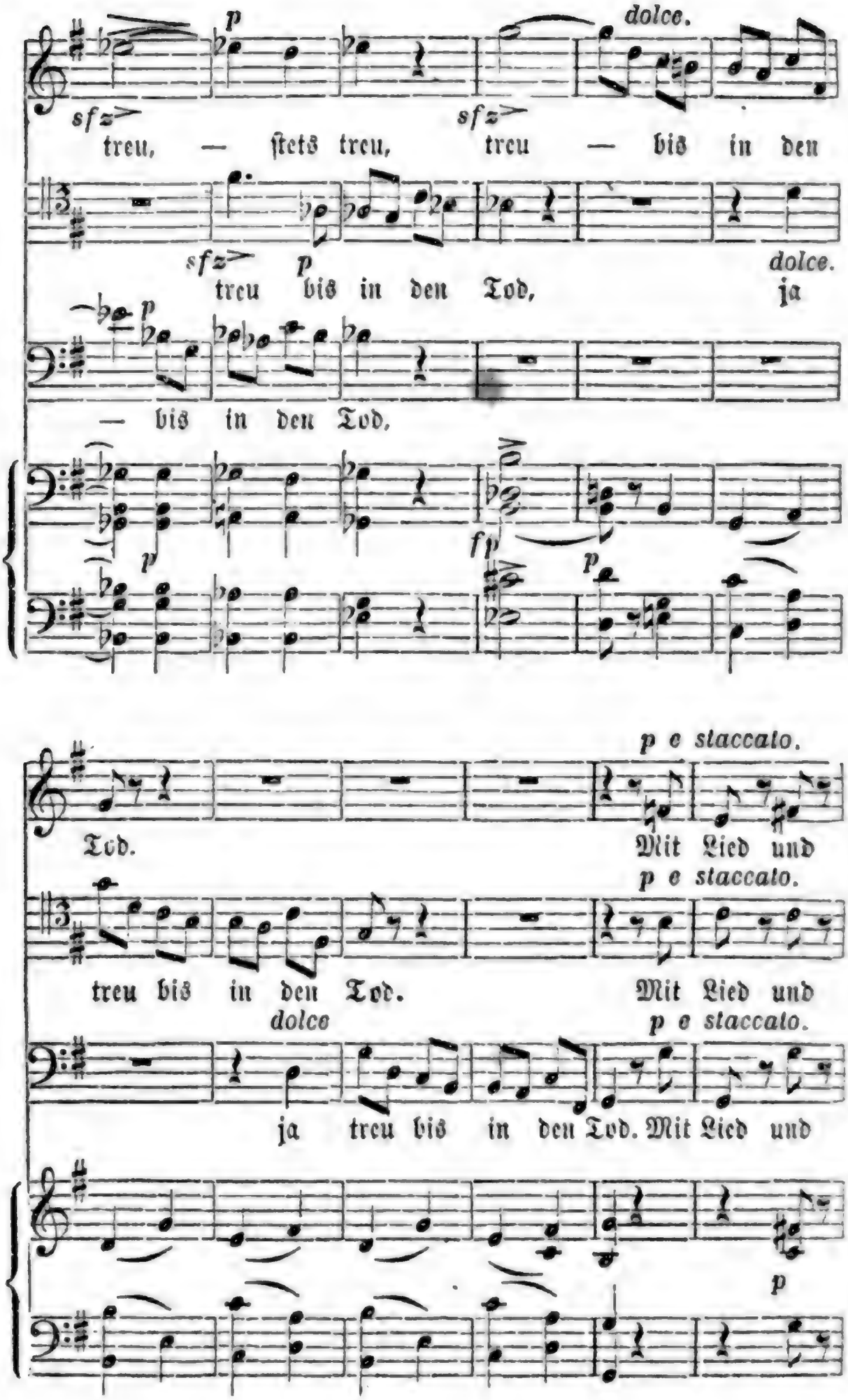

cresc. e legato.
Sinn, bei Glück und Noth: dem Freunde treu
— — treu, ſtets treu, dem Freunde
fp
bis in den Tod, — treu — bis in den
fp
treu bis in den Tod, treu, — ſtets
fp

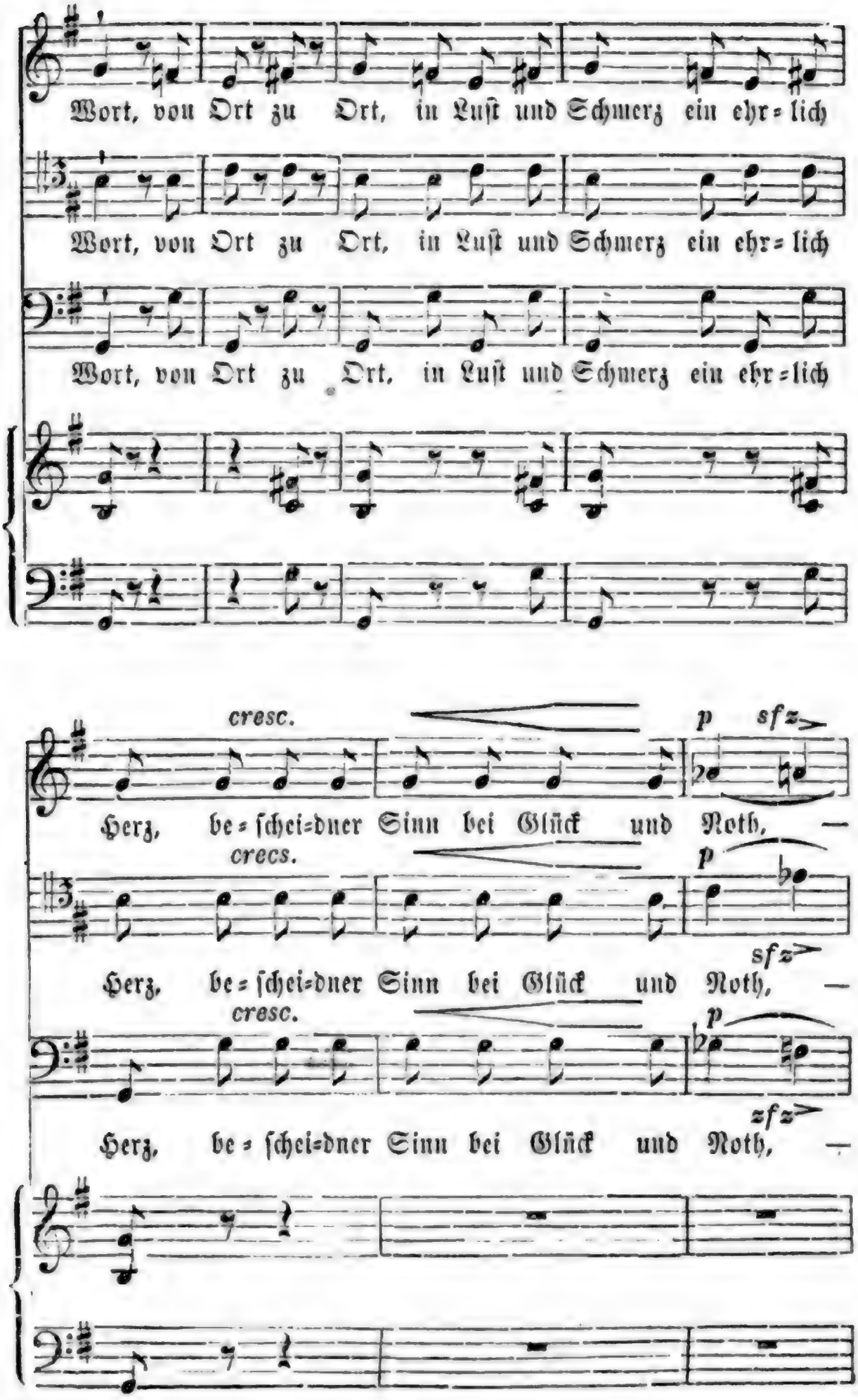

p e dolce.
Tod, treu — bis in den Tod,
dolce
treu, ja treu bis in den
fp p
cresc.
dimin.
bis in den Tod, — — — — —
Tod, mit Lied und
leggermente e stacc.
Mit Lied und Wort, von
p

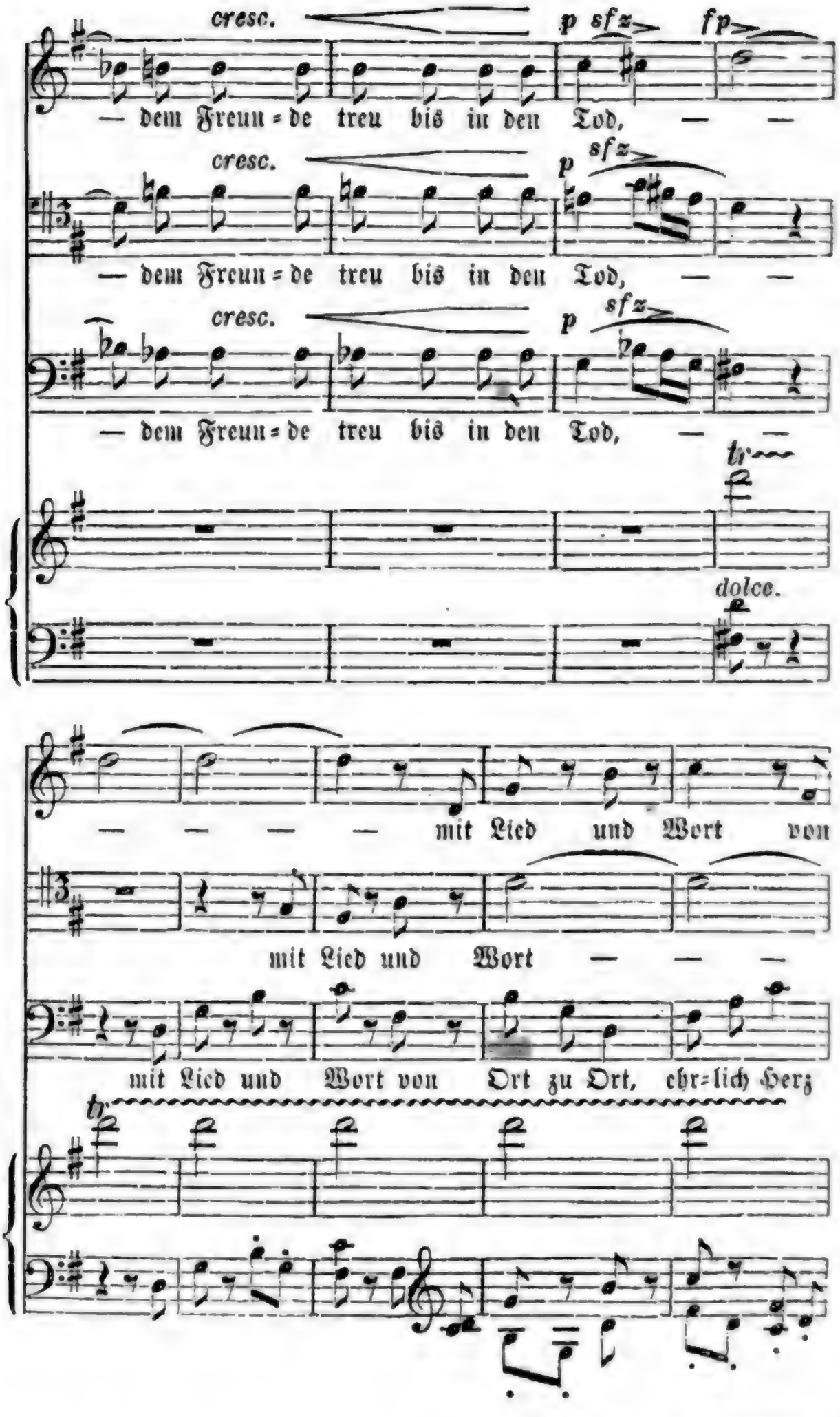

— von Ort zu Ort — in Luft und
Wort, von Ort zu Ort in
Ort zu Ort in Luft und

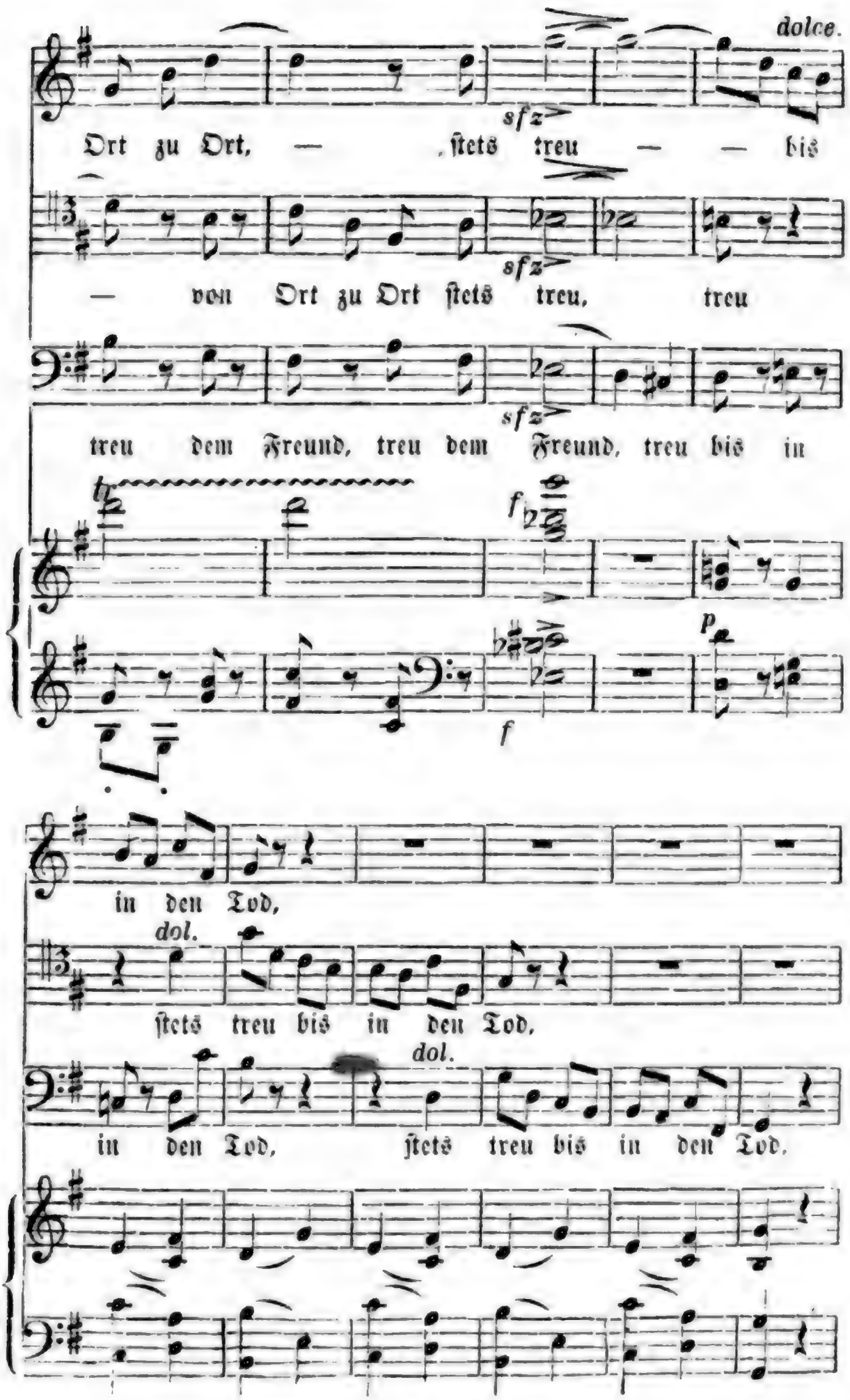

Schmerz, ein ehr = lich Herz. — —
Luft und Schmerz, ehr = lich Herz, be=
Schmerz ein ehr = lich Herz, be=ſchei=dner

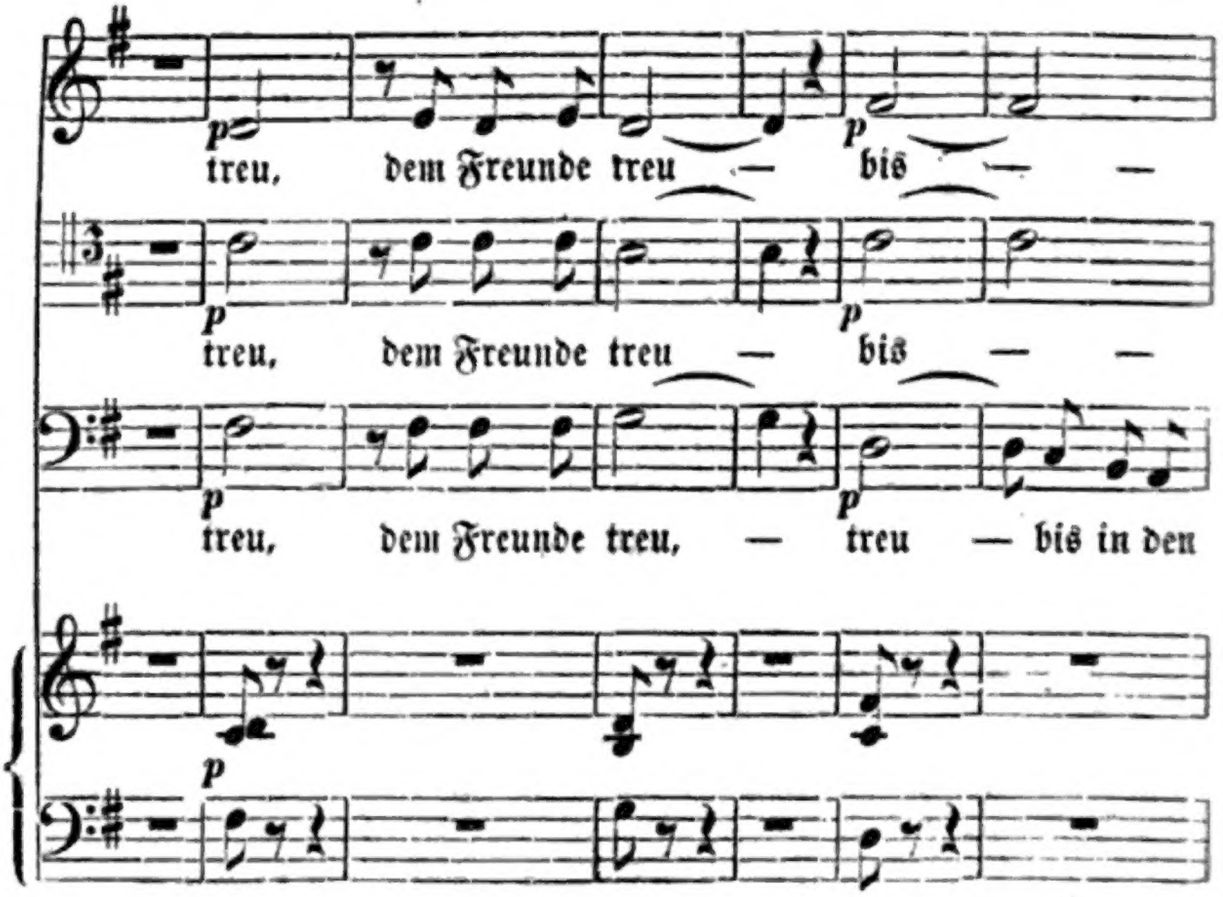

— — — be = ſchei=dner Sinn,
ſchei = dner Sinn, cresc. e legato. dem
Sinn bei Glück und Noth: dem Freun = de
cresc.
dem Freun=de treu bis in den Tod,
Freun=de treu bis in den Tod,
sfz
treu bis in den Tod, treu
fp

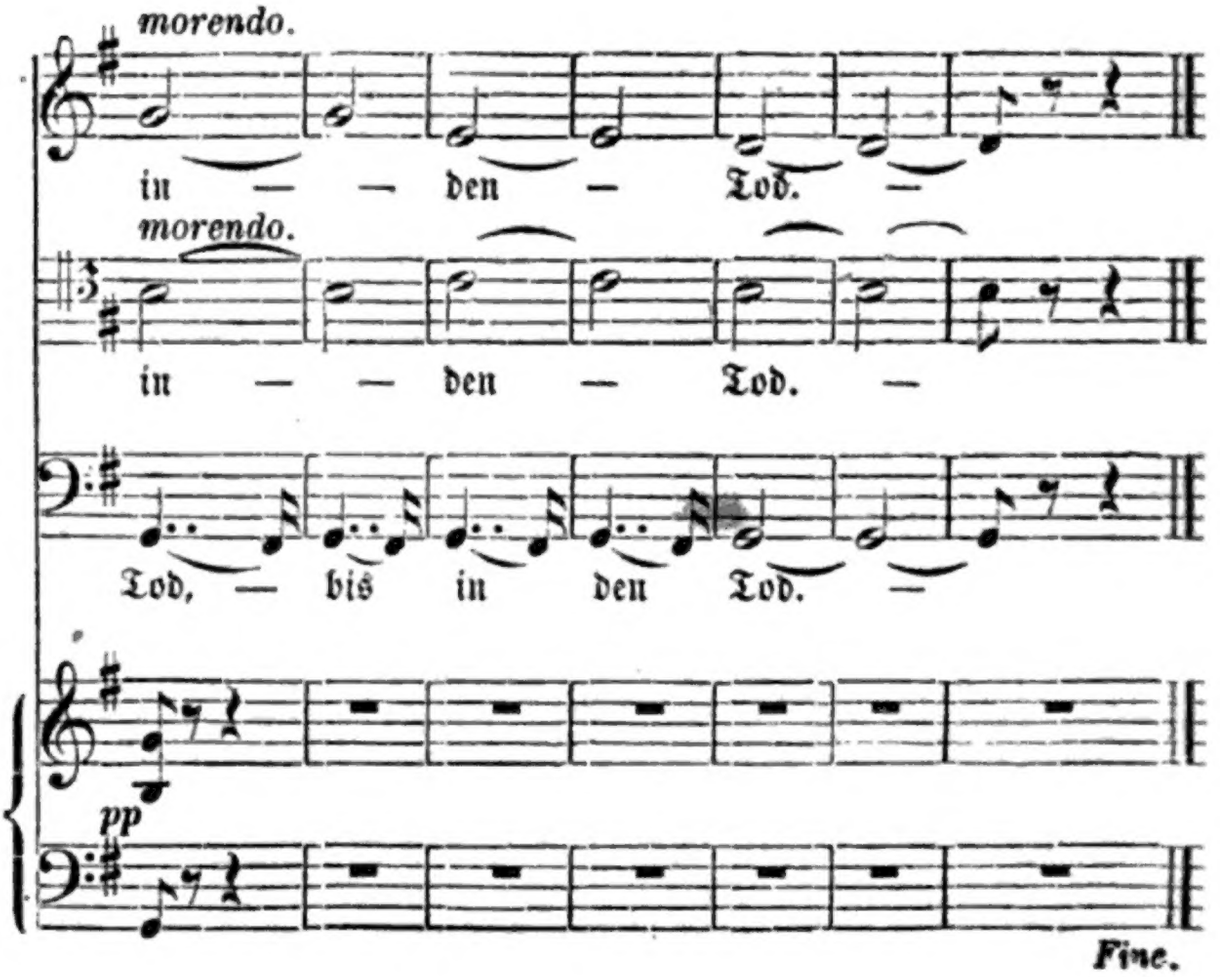

p
dolce.
sfz
sfz
treu, — ſtets treu, treu — bis in den
sfz
p
dolce.
treu bis in den Tod, ja
p
— bis in den Tod.
p
fp
p
p e staccato.
Tod.
Mit Lied und
p e staccato.
treu bis in den Tod.
Mit Lied und
dolce
p e staccato.
ja treu bis in den Tod. Mit Lied und
p


Wort, von Ort zu Ort, in Luſt und Schmerz ein ehr=lich
Wort, von Ort zu Ort, in Luſt und Schmerz ein ehr=lich
Wort, von Ort zu Ort, in Luſt und Schmerz ein ehr=lich
cresc.
p
sfz
Herz, be=ſchei=dner Sinn bei Glück und Noth, —
crecs.
p
sfz
Herz, be=ſchei=dner Sinn bei Glück und Noth, —
cresc.
p
zfz
Herz, be=ſchei=dner Sinn bei Glück und Noth, —

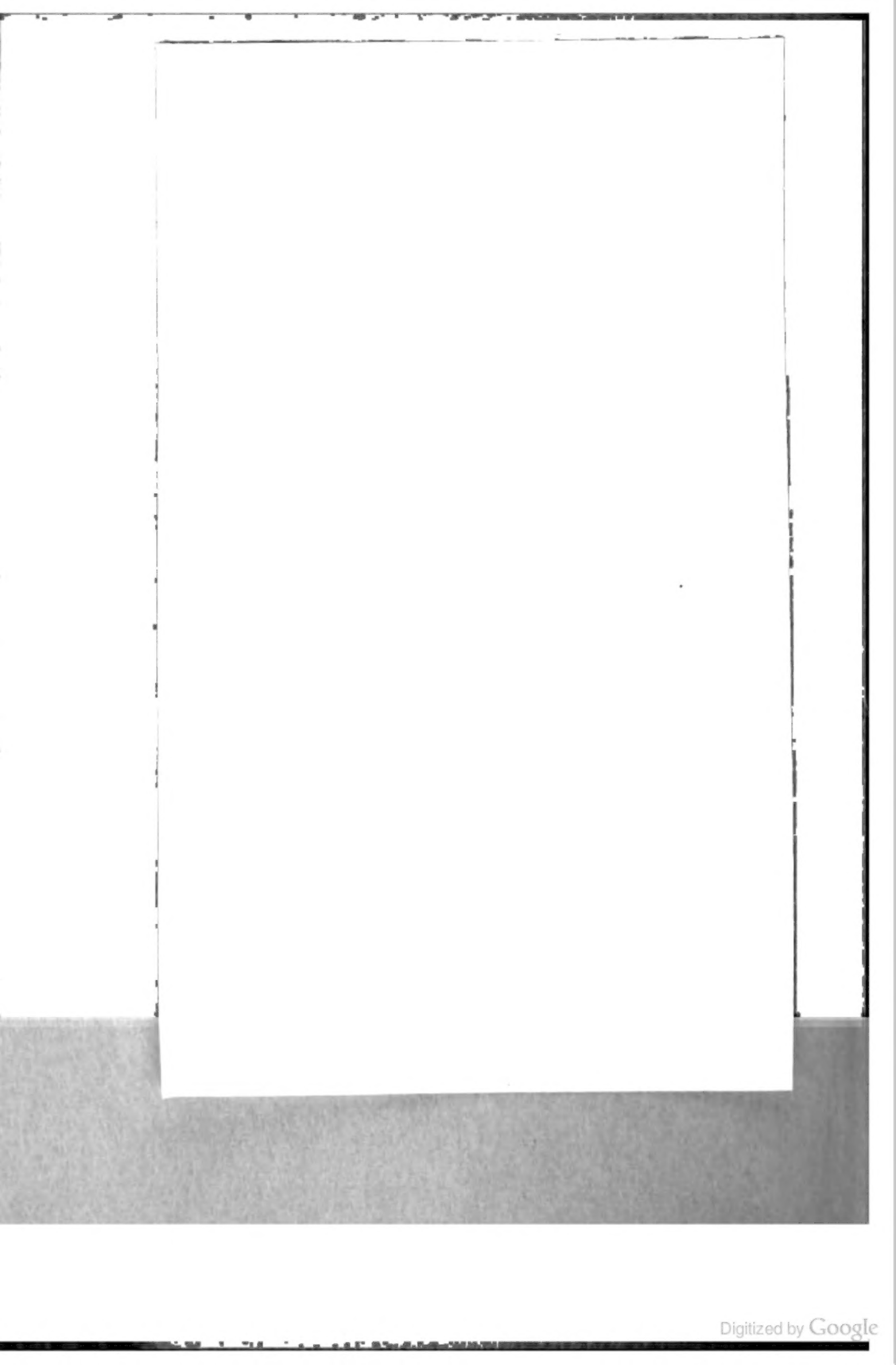

cresc.
p sfz
fp
— dem Freun=de treu bis in den Tod, — —
cresc.
p sfz
— dem Freun=de treu bis in den Tod, — —
cresc.
p sfz
— dem Freun=de treu bis in den Tod, — —
tr
dolce.
— — — — mit Lied und Wort von
mit Lied und Wort — — —
mit Lied und Wort von Ort zu Ort, ehr=lich Herz
tr


dolce.
sfz
Ort zu Ort, — ſtets treu — — bis
sfz
— von Ort zu Ort ſtets treu, treu
sfz
treu dem Freund, treu dem Freund, treu bis in
f
p
f
in den Tod,
dol.
ſtets treu bis in den Tod,
dol.
in den Tod, ſtets treu bis in den Tod.




Digitized by Google



Digitized by Google

FUER den Friedhof der
evangelischen Gemeinde
in Gratz in Steiermark.

770
F954de
1857

Digitized by Google

Digitized by Google